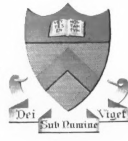
Die Zukunft

Maximilian Harden

Digitized by Google

902
99
v.43



Seite
Moritz und Rin... 1
Die Entstehung ... 13
Hörer und Dicht... 28
Der Dramatiker ... 32
Skizzen. Von D... 35
Frühling im Wi... 39
Anna Rothe & C... 41

Ostern 47
Chateaubriand. ... 56
Im Lande der C... 66
Almas Ehr. Vo... 75
Selbstanzeigen. ... 81
Zwei Monopole. ... 83
Sprechchen ... 86

Niederländische ... 87
Der Prozeß Roth... 93
Goethe als Philo... 99
Der Wunderthät... 107
Selbstanzeigen. ... 115
Pariser. Von Pl... 118
Der Angeklagte ... 122

Jena oder Sedan ... 127
Die Mission der ... 135
Ketzergedanken. Von Adele Gerhard ... 147
Pilgerfahrt. Von Gertrud Bäumer ... 150
Unser Kunstgewerbe. Von W. Fred ... 153
Selbstanzeigen. Von Norden, Stern, Meinhardt, Vollmoeller, Jacobson ... 157
Magerkohlenzechen. Von Franz Werder ... 160

Eduard der Eroberer ... 167
Mystik der Weltgeschichte. Von August Strindberg ... 174
Sondergerichte. Von Otto Reinhold ... 184
Das Leben Hammurabis. Von Helene Migerka ... 189
Deutsche Burenbegeisterung. Von A. Schowalter ... 191
Die Trusts. Von Theodor Duimchen ... 201
Balkanmanöver. Von Plutus ... 206
La Traviata ... 208

Beleidigung und Duell. Von Karl Jentsch ... 211
Erkenner und Bekenner. Von Ludwig Stein ... 218
Malwida von Meysenburg. Von Julius Duboc ... 223
Jena oder Sedan? Von Franz Adam Beyerlein ... 228
Selbstanzeigen. Von Ostwald, Heintze, Kirmse, Strindberg ... 232
Die Bagdad-Bahn. Von Plutus ... 235
Vier Briefe ... 239

Reliquiarium ... 247
Talmudische Legende. Von Hugo Salus ... 254
Sozialdemokratie und Genossenschaft. Von Bruno Borchardt ... 255
Arzt contra Bakteriologe. Von Ottomar Rosenbach ... 269
Emissionen. Von Plutus ... 276
Notizbuch ... 279

Das Wagner-Denkmal ... 283
Der Generalstrike in Holland. Von Domela Nieuwenhuis ... 293
Vivisektion. Von Herman... 303
Ralph Waldo Emerson. V... 306
Kohle und Eisen. Von Pl... 315
Briefkasten ... 318

Fähnrich Hüssener 321
Lippischer Rechtsstreit. Von Stephan Kekule von Stradonitz 327
Philosophie. Von Bernard Canter 333
Kastoria. Von Heinrich Gelzer 336
Künstler, Kaufmann, Konsument. Von Max Rieck 343
Anzeigen. Von Schering, Primer, Eberlein, Federn 347
Vor dem Sturm. Von Plutus 349
Notizbuch 351

Döberitz 359
Berliner Sezession. Von Karl Scheffler 373
Die Auferstehung der Hölle. Von Lew Tolstoi 380
Graf Albert Apponyi. Von Julian Weiß 387
Selbstanzeigen. Von Brichta, Keußler, Leppin 391
Große Berliner Straßenbahn. Von Plutus 393

Militärpensionen. Von Rogalla von Bieberstein 397
Der alte Brunnen. Von Wilhelm Polstorff 401
Sombarts Wirthschaftpsychologie. Von Willy Hellpach 405
Psychopathie der Kinder. Von Else Franken 416
Selbstanzeigen. Von Raché, Bütow, Henze, Knoop 421
Erich Rathenau. Von Georg Adler 424
Zwei Briefe. Von Walter Bormann und Karl Jentsch 426
Transvaal-Aktien. Von Plutus 429
Leichner & Wagner 433

Palastrevolution 435
Ein Großdeutscher. Von Karl Jentsch 442
Französische Kunst. Von Julius Meier-Graefe 446
Selbstanzeigen. Von Glas, Obst, Morel, Fuchs, Rickmers, Friedrich, Spiero . 460
Krafft-Ebing. Von Albert Moll 463
Serbische Finanzen. Von Plutus 468

Das Volkslied 473
Unorganisches und Organisches. Von Eduard von Hartmann 487
Mont Saint-Michel. Von Josef Ruederer 497
Der Tod des Selchers Schmel. Von Gustav Meyrink 506
Anzeigen. Von Fred, Thal, Kossak, Schlicht 509
Maklerkrieg. Von Plutus 512

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Dreiundvierzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1903.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Almas Ehe 75
Apponyi, Graf Albert 387
Armenien und Makedonien
f. Briefe 242.
Arzt contra Bakteriologe 269
Auferstehung, die, der Hölle . . 380
Bagdad-Bahn, die 235
Bakteriologe f. Arzt.
Balkanmanöver 206
Baumrinde, f. Reliquiarium.
Beleidigung und Duell 211
Berliner Sezession f. Sezession.
Briefe, vier 239
Briefe, zwei 426
Briefkasten 318
Brunnen, der alte 401
Burenbegeisterung, deutsche . . . 191
Bürenstein, Georg f. Notizbuch 354.
Byzanz f. Briefkasten 320.
Chamberlain f. Notizbuch 351.
Chateaubriand 56
Döberitz 359
Duell f. Beleidigung.
Eduard der Eroberer 167
Emerson, Ralph Waldo 306
Emissionen 276
Entstehung, die, der Liebe . . . 13
Erbprinz von Meiningen
f. Briefkasten 319.
Erkenner und Bekenner. 218
Finanzen, Serbische 468
Frantz-Schuchardt f. Großdeutscher.
Französische Kunst f. Kunst.
Frau f. Mission.
Frühling im Winter 39
Gaul, Bildhauer f. Briefkasten 319.
Geisterschriften und Drohbriefe
f. Briefe 426.
Generalstrike, der, in Holland . 293
f. a. Schule, niederländische.
Goßler, von f. Briefkasten 319.
Goethe als Philosoph 99
Goethe-Denkmal in Rom f. Notizbuch 358.
Goethe-Tag und Goethe-Gesellschaft f. Notizbuch 356.
Großdeutscher, ein 442
Hammurabi f. Leben.
Hölle f. Auferstehung.
Hoensbroech, Graf f. Briefe 427.
Hörer und Dichter 28
Hüssener, Fähnrich 321
Jena oder Sedan? 127
f. a. 228.
Kaiserbilder f. Notizbuch 354.
Kastoria 336
Ketzergedanken 147
f. a. Briefe 239.
Kinder f. Psychopathie.
Klinger-Geyger f. Notizbuch 356.
Kohle und Eisen 315
König Eduard f. Notizbuch 281.
Krafft-Ebing 463
Kunst, französische 446

(RECAP) 487802
Digitized by Google

RECA

Die Zukunft

Herausgeber:
Maximilian Harden

ECAP

Digitized by Google

0502
099
V.43

Seite

Yorik und Kin[…] 1
Die Entstehung […] 13
Hörer und Dicht[…] 28
Der Dramatiker […] 32
Skizzen. Von De[…] 35
Frühling im Wi[…] 39
Anna Rothe & C[…] 41

Ostern 47
Chateaubriand. […] 56
Im Lande der C[…] 66
Almas Ehe. Vo[…] 75
Selbstanzeigen. […] 81
Zwei Monopole. […] 83
Sprechchen . . . 86

Niederländische […] 87
Der Prozeß Roth[…] 93
Goethe als Philo[…] 99
Der Wunderthät[…] 107
Selbstanzeigen. […] 115
Pariser. Von Pl[…] 118
Der Angeklagte […] 122

Jena oder Sedan[…] 127
Die Mission der […] 135
Ketzergedanken. Von Adele Gerhard . . . 147
Pilgerfahrt. Von Gertrud Baumer . . . 150
Unser Kunstgewerbe. Von W. Fred . . . 153
Selbstanzeigen. Von Norden, Stern, Reinhardt, Vollmoeller, Jacobson . . . 157
Wagerkohlenzechen. Von Franz Werder . . . 160

Eduard der Eroberer . . . 167
Mystik der Weltgeschichte. Von August Strindberg . . . 174
Sondergerichte. Von Otto Reinhold . . . 184
Das Leben Hammurabis. Von Helene Migerka . . . 189
Deutsche Burenbegeisterung. Von A. Schowalter . . . 191
Die Trusts. Von Theodor Duimchen . . . 201
Balkanmanöver. Von Plutus . . . 206
La Traviata . . . 208

Beleidigung und Duell. Von Karl Jentsch . . . 211
Erkenner und Bekenner. Von Ludwig Stein . . . 218
Malwida von Meysenbug. Von Julius Duboc . . . 223
Jena oder Sedan? Von Franz Adam Beyerlein . . . 228
Selbstanzeigen. Von Ostwald, Heintze, Kirmse, Strindberg . . . 232
Die Bagdad-Bahn. Von Plutus . . . 235
Vier Briefe . . . 239

Reliquiarium . . . 247
Talmudische Legende. Von Hugo Salus . . . 254
Sozialdemokratie und Genossenschaft. Von Bruno Borchardt . . . 255
Arzt contra Bakteriologe. Von Ottomar Rosenbach . . . 269
Emissionen. Von Plutus . . . 276
Notizbuch . . . 279

Das Wagner-Denkmal . . . 283
Der Generalstreik in Holland. Von Domela Nieuwenhuis . . . 293
Vivisektion. Von Herman[…] . . . 303
Ralph Waldo Emerson. […] . . . 306
Kohle und Eisen. Von P[…] . . . 31[…]
Briefkasten . . . 318

Library of

Princeton University.

Fähnrich Hüssener 321
Lippischer Rechtsstreit. Von Stephan Kekule von Stradonitz 327
Philosophie. Von Bernard Canter 333
Kastoria. Von Heinrich Gelzer 336
Künstler, Kaufmann, Konsument. Von Max Rieck 343
Anzeigen. Von Schering, Primer, Eberlein, Federn 347
Vor dem Sturm. Von Plutus 349
Notizbuch 351

Döberitz 359
Berliner Sezession. Von Karl Scheffler 373
Die Auferstehung der Hölle. Von Lew Tolstoi 380
Graf Albert Apponyi. Von Julian Weiß 387
Selbstanzeigen. Von Brichta, Neußler, Leppin 391
Große Berliner Straßenbahn. Von Plutus 393

Militärpensionen. Von Rogalla von Bieberstein 397
Der alte Brunnen. Von Wilhelm Polstorff 401
Sombarts Wirthschaftpsychologie. Von Willy Hellpach 405
Psychopathie der Kinder. Von Else Franken 416
Selbstanzeigen. Von Raché, Bütow, Henze, Knoop 421
Erich Rathenau. Von Georg Adler 424
Zwei Briefe. Von Walter Bormann und Karl Jentsch 426
Transvaal-Aktien. Von Plutus 429
Teichner & Wagner 433

Palastrevolution 435
Ein Großdeutscher. Von Karl Jentsch 442
Französische Kunst. Von Julius Meier-Graefe 446
Selbstanzeigen. Von Glas, Obst, Morel, Fuchs, Rickmers, Friedrich, Spiero . 460
Krafft-Ebing. Von Albert Moll 463
Serbische Finanzen. Von Plutus 468

Das Volkslied 478
Unorganisches und Organisches. Von Eduard von Hartmann 487
Mont Saint-Michel. Von Josef Ruederer 497
Der Tod des Selchers Schmel. Von Gustav Meyrink 506
Anzeigen. Von Fred, Thal, Kossak, Schlicht 509
Maklerkrieg. Von Plutus 512

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Dreiundvierzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1903.

Digitized by Google

Inhalt.

Almas Ehe 75
Apponyi, Graf Albert 387
Armenien und Makedonien
s. Briefe 242.
Arzt contra Bakteriologe 269
Auferstehung, die, der Hölle . . 380
Bagdad-Bahn, die 235
Bakteriologe s. Arzt.
Balkanmanöver 206
Baumrinde, s. Reliquiarium.
Beleidigung und Duell 211
Berliner Sezession s. Sezession.
Briefe, vier 239
Briefe, zwei 426
Briefkasten 318
Brunnen, der alte 401
Burenbegeisterung, deutsche . . . 191
Bürenstein, Georg s. Notizbuch 354.
Byzanz s. Briefkasten 320.
Chamberlain s. Notizbuch 351.
Chateaubriand 56
Döberitz 359
Duell s. Beleidigung.
Eduard der Eroberer 167
Emerson, Ralph Waldo 306
Emissionen 276
Entstehung, die, der Liebe . . . 13
Erbprinz von Meiningen
s. Briefkasten 319.
Erkenner und Bekenner. 218
Finanzen, Serbische 468
Frantz-Schuchardt s. Großdeutscher.
Französische Kunst s. Kunst.
Frau s. Mission.
Frühling im Winter 39
Gaul, Bildhauer s. Briefkasten 319.
Geisterschriften und Drohbriefe
s. Briefe 426.
Generalstrike, der, in Holland . 293
s. a. Schule, niederländische.
Goßler, von s. Briefkasten 319.
Goethe als Philosoph 99
Goethe-Denkmal in Rom s. Notizbuch 358.
Goethe-Tag und Goethe-Gesellschaft s. Notizbuch 356.
Großdeutscher, ein 442
Hammurabi s. Leben.
Hölle s. Auferstehung.
Hoensbroech, Graf s. Briefe 427.
Hörer und Dichter 28
Hüssener, Fähnrich 321
Jena oder Sedan? 127
s. a. 228.
Kaiserbilder s. Notizbuch 354.
Kastoria 336
Ketzergedanken 147
s. a. Briefe 239.
Kinder s. Psychopathie.
Klinger-Geyger s. Notizbuch 356.
Kohle und Eisen 315
König Eduard s. Notizbuch 281.
Krafft-Ebing 463
Kunst, französische 446

(RECAP) 487802
Digitized by Google

Kunstgewerbe, unser 153
Künstler, Kaufmann, Konsument 343
Lande, im, der Toska 66
Leben, das, Hammurabis 189
Legende, Talmudische 254
Lehmann, Lilli s. Traviata.
Leichner und Wagner 433
s. a. Wagner-Denkmal.
Lippischer Rechtsstreit 327
Magerkohlenzechen 160
Maklerkrieg 512
Meysenbug, Malwida von . . . 223
Militärpensionen 397
Mission, die, der Frau 135
Monopole, zwei 83
Mont Saint-Michel 497
Moritz und Rina 1
Mystik der Weltgeschichte 174
Niederländische Schule s. Schule.
Notizbuch 279, 351
Organisches s. Unorganisches.
Ostern 47
Palastrevolution 435
Pariser 118
Pensionen s. Militär-Pensionen.
Philosophie 333
Pilgerfahrt 150
Platz an der Sonne s. Briefkasten 318, s. a. Notizbuch 355.
Prozeß, Rothe 93
Psychopathie der Kinder 416
Rathenau, Erich 424
Reliquiarium 247
Richthofen von s. Briefkasten 318.
Rothe, Anna & Co. 41
s. a. Prozeß, s. a. Briefe 240.
Schule, niederländische 87
s. a. Generalstrike.
Schweninger, der Angeklagte . . 122
s. a. Briefe 243.
Selbstanzeigen 81, 115, 157, 232, 347, 390, 421, 460. 509.
Serbien s. Palastrevolution.
Serbische Finanzen s. Finanzen.
Sezession, Berliner 373
Shaw, Bernard, der Dramatiker 32
Skizzen 35
Sombarts Wirthschaftpsychologie 405
Sondergerichte 184
Sozialdemokratie und Genossenschaft 255
Speckchen 86
Sternburg von s. Speckchen.
Straßenbahn, große Berliner. . 393
Sturm, vor dem 349
Tod, der, des Selchers Schmel . 506
Toska s. Lande.
Transvaal-Aktien 429
Traviata, la 208
Trusts, die 201
Unorganisches und Organisches . 487
Vivisektion 303
Volkslied, das 473
Wagner-Denkmal 283
s. a. Leichner.
Wahlkämpfe s. Notizbuch 279.
Waldersee, Graf, s. Notizbuch 355.
Weltgeschichte s. Mystik.
Wirthschaftspychologie s. Sombarts.
Wunderthäter, der 107

Berlin, den 4. April 1903.

Moritz und Rina.

Kressin, Guido 1903.

Mein hoher Herr!

Sieben Wochen sitzts mir nun wie eine Gräte im Hals. Genau sieben Wochen. Du hattest eine Riesentrüffel aufgespießt und behauptetest decidirt, dazu sei Rauenthaler allein menschenwürdig; nur dreiundneunziger. Trotz Deinen Autoritäten fand ichs barbarisch, war sicher, unser alter Gönner Adlon würde mir Recht geben, schwieg aber, wohlerzogen, wie ich nun mal bin. Und da ließ Deine graue Schwester sich fangen. Die zehn Tage waren zu nett gewesen. Alles, was mein Herz begehrt hatte. Pergamon und der Fall Blumentopf, die verdrehte Monna Vanna mit dem zwecklosen Reformkleid und (Dein unmöglicher) Wüllner im Trance, zwei Bälle, drei Diners mit politischem Dessert und mindestens jeden Abend Deine Gesellschaft — erröthe nicht, Erbherr: Du warst selbst beim Frühstück auf der Mittagshöhe —, na, und als Abschiedsgeschenk dann noch das allerliebste Wegessen im Continental, mit der weißen Nelkenpracht, dem Argenteuil-Spargel und der nicht so gräßlich lauten Musik: enfin, ich war gerührt; auch ein Bischen wirblig von all den Genüssen. Euer Hochgeboren merkens nicht mehr. Wenn man aber so den endlosen Winter auf der angestammten Scholle gehockt hat, ohne Abwechselung, immer nur Herrn und Frau Pastor, Leutezank, arme Ritter und mit sittsamer Geschmacklosigkeit angezogene Landkreisladies: dann, sage ich Dir, spürt man solche hastige Großstadtwoche in allen Knochen. Kinder, habt Ihrs im Grunde doch gut gegen Unsereinen!

Und wundert Euch dabei, wenn der Neid durch die Poren guckt. Das nur in Klammern; kannsts aber Lotten beim nächsten Migrainejammer über die Freudlosigkeit des Erdenwallens vorhalten. Mir ist die Erinnerung an die berliner Tage durch den Schwur getrübt, den Du mich schwören ließest; bei Rauenthal und Perigord (was, j'insiste, eben so wenig einen Reim giebt wie Backobst und Chablis). Nie sollst Du mich befragen! Ganz so schlimm wars ja nicht; immerhin doch bis aufs Wiedersehen zwischen Ostern und Pfingsten keine Fragen in Sachen Politik und Umgegend, keine Excitatorien, wie Dus nennst. Schlau ausgedacht, um Ruhe zu haben. Fiel mir schon schwer auf die Seele, als Euer Putzke mit den Braunen nach dem Stettiner kutschirte, und drückt seitdem, daß selbst pommersche Nerven eklig werden. Dreimal habe ich angesetzt, fürchtete aber Deinen alten und befestigten Grundbesitzerspott von wegen des Wortbruches, Glossen über die ewige Eva und die beliebte misogyne Leier. Adolf (noch immer Dein Schwager!) lachte mich einfach aus; wie ich auf den Leim kriechen könne. Der und Schwüre! Ni dieu ni maître. So weit bin ich noch nicht; kommt vielleicht auch eines Tages. Vorläufig kann ich mit gutem Gewissen beschwören, daß ich meinen Schwur gehalten hätte, obwohl die Versuchung stark war. Und der Versucher. Denke Dir: dieser Mensch und Stabsoffizier las seiner Ehefrau aus dem Gesetzbuch Etwas von Nothstand vor. Rettung von Leib oder Leben eines Angehörigen aus Gefahr. Mache das schlimmste Verbrechen straflos. Der Angehörige natürlich er (wovon später). Doch gestern sagte ich mir: Schluß. Sieben Wochen sind eine hübsche Zeit. Wer weiß denn, wann Ihr hier landet? Kriegt die süße Lotka plötzlich wieder Sehnsucht nach Karlsbad, vielleicht so um Fehrbellin herum. Und dann ists zu spät; nicht für Besuch, aber für die Aufgabe, die ich Dir zudenke. Zittere nicht, Eisernes Kreuz; nichts eigentlich Politisches. Hast Du Thiele-Salzdahlum gelesen? Fünfmal in drei Monaten sind ihm fünfhundert Morgen seines Gutes gesperrt worden, jedesmal auf vier bis fünf Tage; weil Infanterie das Gelände zu Scharfschießübungen braucht. Stundenboden, der nicht, wenns Einem paßt, bestellt werden kann. Nun steht der Mann da und weiß nicht, ob er noch dazu kommt, rechtzeitig zu bestellen, oder ein Drittel seiner Ernte in die Binsen gehen lassen muß. Kein Ausnahmefall. Alle Augenblicke hier Aehnliches. Zu Adolfens Wonne, der schon ungefähr wie Dein Bebel über das „herrliche Kriegsheer" redet. Sprich mit Podbielski (nicht über Adolf natürlich). Ob Absicht, uns auf die Landstraße zu treiben. Wir sitzen so wie so mit dicken Köpfen. Ein Kalb 132, ein Schwein 106. Geht auch noch der Happen Feldfrucht vor die Hunde

Google

dann wirthschaften wir nicht die Hypothekenzinsen raus und können uns den geehrten Mund wischen. Sollen doch Unter den Linden oder in der Puppenallee üben. Will Viktor nicht helfen, dann Landtag (Ihr versammelt Euch ja wohl noch mal) oder Oertel am Königsplatz. Vor den Wahlen wirds wirken. Nachher machen sie uns lange Nasen. Schimpfe also gefälligst nicht. Die Sache wills, mein Herz. Und thue was für Standesgenossen, die mit Ach und Krach hier die Fahne hochhalten und sich nicht nur, wie Eure Chevreaujunker, um Cakewalk, Looping the Loop und anderen Cirkus kümmern.

Bei Wahlen fällt mir der Angehörige wieder ein. Rein aus dem Häuschen. Mitte Juni solls nun ja losgehen. Nebenan war schon Einer von der röthesten Sorte. In den heißen Tagen, wo man bis Acht auf der Veranda sitzen konnte. Lebrecht kam mit dem Wisch. Flugblatt. Vertheuerung der nothwendigsten Lebensmittel. Frecher Raubzug der Edelsten und Besten. Landsklaverei. Wohnungen schlechter als Schweineställe. Cadinen. Militarismus und Marinismus. „In Eurer Hand, Kinder der Arbeit, liegt die Entscheidung." Und so weiter. Mir wurde schwarz vor den Augen. Der Angehörige aber erklärte, er habe große Lust, sich in die Agitation für die Rothen zu stürzen. Nicht gerade gegen uns; da sei nichts zu holen. Aber Großkapital. Er habe schon Munition gesammelt. Pulverlieferanten hätten zwanzig, Panzerplattenleute vierzig Millionen zu viel herausgeschunden; lange Liste, die ich vergessen habe. Ausbeutung stinke zum Himmel (so zart redet dieser Hüter der guten Sitte jetzt) und alles Ordnungparteiliche sei überholt. Wenn ichs nicht glaubte, solle ich Dich fragen; mit Nothstandsrecht, das von allen Schwüren entbinde. Da hast Du die Bescherung. Entmündigen? Macht immer Lärm und wäre auch für die Kinder unangenehm. Stell Dir aber vor, er ginge wirklich feuerroth auf die Dörfer. Alles schon dagewesen; Mirabeau, Vincke, Vollmar, Reventlow citirt er mir selbst. Uniform aberkannt; der Junge müßte sofort den bunten Rock ausziehen und für Marie bliebe das Lehrerinnenexamen. Daß ichs nicht überleben würde, wissen Eurer Liebden. Also nicht „die ungebändigte Leidenschaft einer im Stillen längst tief gefallenen Frau" (saftig, der alte Georg! Ist übrigens die Mecklenburgerei auch wahr?) drückt mir die Feder in die früher manchmal mit brüderlicher Schmeichelei gerühmte Hand, sondern der Gram. Bitte: Gram. Im Hause erträgt man schließlich Alles, selbst Familienschande; geht sie aber erst bei Tage blos ... Nur Du kannst helfen. Sagst Du ihm, mit dem gehörigen Ernst, daß er kein Recht hat, Weib und Kinder um Ehre und Reputation zu bringen, dann läßt er die Finger davon. Eintreten für die guten Sache von ihm zu fordern,

habe mir längst abgewöhnt. Diesmal auch nicht viel zu machen. Wahl mitten in der Hauptarbeitzeit! Und „Schutz des Wahlgeheimnisses“. Wenn die Leute es darauf abgesehen hätten, uns unterzukriegen, könnten sies nicht besser einrichten. Glaube nachgerade wirklich, daß nur noch jüdische Licht- und Kohlenfritzen an S. M. rankommen. Sag' ihm, er soll still sein (ich meine Adolf).

Nette Osterstimmung. Sonst ließ ich mir in diesen Tagen den Pariser Einzugsmarsch vorspielen, las Großvaters Brief über die Bataille vom dreißigsten März 14 und bereitete meine kleine Bismarckfeier vor. Jetzt bin ich immer nur froh, daß ers nicht mehr erlebt hat. Man schämt sich ja, daß er nach knapp fünf Jahren so mausetot ist; eigentlich ganz vergessen. Aber was hätte er gesagt! Jesuiten, Sachsenskandal, Verbeugung vor dem nommé Roosevelt, Werbung um die Welfengesellschaft; et le reste. Dabei muß man Bülow lassen, daß er sich nicht genirt, den großen Kürassier übern Klee zu loben. Neulich, zum Beispiel, wieder die Rede wegen der Ungarn. Mir hatte der Professor (wie heißt er doch? Du weißt schon) recht aus dem Herzen gesprochen; als ich dann aber hörte, daß auch unser Fürst gegen Einmischung war, merkte ich, daß man bis an sein seliges Ende eine Gans bleibt. Plötzlich athmete man andere Luft. Die Sprache in den Erlassen! Sogar Dein degenerirter Herr Schwager wurde warm und knirschte: Donnerwetter! Die Puste! Der Senf, den Bülow selbst dazu gab, schmeckte mir nicht besonders. Hat 'ne zu gute Meinung von sich. Und ich werde von seinen Reden jedesmal seekrank. Schaukelt gräßlich und das Auge hat keinen festen Ruhepunkt. Hätte, da Du vom Bau des Auswärtigen, gern Deine Ansicht genossen. Wenn man aber einen schweren Schwur geschworen hat! .. Fledermaus, nicht wahr? Herrgott: die Geistinger als Rosalinde! Long ago!

Im Uebrigen suche ich mich zu allgemeinster Wurschtigkeit zu trainiren. Folge der wohlweisen Lehren, die ein Abgeklärter an der Spree in meine mürbe Seele pflanzte. Worüber soll man sich auch noch aufregen? Bei den Frauenzimmersachen rührt sich esprit de corps. Bin gewiß nicht zimperlich und laufe lange genug mit, um zu wissen, wies zugeht; namentlich da oben. Aber Dein ewiges Il y a la manière paßt hier besser als je. Daß diese Schmutzereien nicht breitgetreten werden, ist doch das Mindeste, was man heutzutage verlangen kann. Deshalb bringe ich auch keine Bewunderung für Madame Luise auf. Kein Stil in der Sache. Meinetwegen Eheirrung mit wechselnden Subjekten (oder Objekten?) und Weglaufen; dann aber irgendwo einbuddeln, berühmte kleinste Hütte und den verehrten Schnabel halten. Jeder darf sich nach seiner Fasson zu Grunde richten; nur die Anderen (Das

ist ja mit Adolf mein Kreuz) soll er gefälligst in Ruhe lassen. Das Skandalöseste fand ich die, wie es scheint, allgemeine moralische Genugthuung, daß Madame nun auch den neusten Monsieur sitzen ließ. Man faßt sich an den Kopf und zweifelt, ob noch zurechnungfähig. Große Liebe, treu bis in sämmtliche Gräber, wäre doch einzige Rechtfertigung der Gironie gewesen; als Laune nach sieben Wochenbetten einfach eklig. Landpommeranzen aus den fünfziger Jahren sind aber nicht auf der Höhe der Zeit. Sonst kühl bis ans Herze. Revirement, das den dicken Manteuffel fast rebellisch machte, rührt mich gar nicht. Das Uebliche: Junker ade! Längst nicht mehr neu. Und je mehr von unseren Leuten aus der Tour kommen, desto besser; dann wird am Ende noch mal tapfere Politik möglich. Babel-Bibel auch nicht mein Fall. Diese Sachen konserviren sich am Besten, wenn man nicht dran rumflickt. Ueberhaupt nicht zugeben, daß schadhafte Stellen. Jetzt fragen die Leute den Pastor: Mit das Alte Testament ist nun ja wohl nicht mehr viel los? Und Ziesenitz hat so schon seine liebe Noth mit den Rackers. Kommt mir vor wie Treibjagd in junger Schonung. Näher an die Haut ging mir die Chose mit Dohna-Schlobitten. Wir wußtens längst von Kuno; brühwarm aus Langfuhr. In den Zeitungen aber nahm sichs noch viel schlimmer aus. Nicht richtig soll sein, daß Oldenburg (der im Reichstag ganz gut gepaukt hat) bereit war, zurückzutreten; sähe ihm auch nicht ähnlich. Daß aber einem anständigen Kerl, Patrioten und Edelmann, im Allerhöchsten Auftrag zugemuthet wird, von der angenommenen Kandidatur zurückzutreten, und der Minister angewiesen, für den Viceoberjägermeister vom Dienst alle Hunde loszulassen: wenn Das günstig wirkt, will ich mein Leben lang Reformkleider tragen. War starr, daß nicht zu dementiren versucht, noch starrer, daß nicht größerer Lärm davon gemacht wurde.

Die Katze läßt das Mausen nicht, denkst Du; und fühlst Dich wieder namenlos erhaben. Immerzu. Ich bin so frei, mich für das Schicksal meines Vaterlandes zu interessiren. Brauchst ja nicht zu antworten (außer an Deinen Schwager und Gesinnungsgenossen). Nur keine Müdigkeit vorschützen. Zu thun ist jetzt nichts, Lotte hat wahrscheinlich schon die Kampfersäckchen in die Fracktaschen gesteckt und wird nicht auf Scheidung klagen, wenn der Klatsch am Brandenburger Thor mal ein Bischen früher endet. Aber ich bettle nicht. Zur Liebe kann ich Dich nicht zwingen. Auch nicht, meinen Osternapfkuchen zu essen, der natürlich mit traditioneller Verfrühung eintrifft. Zum ersten Mal unter Mariens Mitwirkung fabrizirt und ohne Dir verhaßte Rosinen. Auch das Lamm de rigueur. Am Ersten giebts Maibowle, Eroika und abends Moët (seine Marke mit der weißen

Kapsel); Ihr seid feierlich geladen, zieht aber vor, die werthen Beine unter den Tisch eines Hoftraiteurs zu strecken. Schon die Erinnerung an den einen Ersten April, den wir gemeinsam im Sachsenwald erlebten, müßte Dich hertreiben, wenn noch Familiensinnreste. Doch vielleicht ist der Schwefelgelbe auch schon „überwunden“. Bei Euch reiten die Toten schnell.

Hier ist Frühling, Mynheer. Ihr merkts ja auch; weil die Abgeordneten weg sind und die Schlächterläden noch übler riechen als im Winter. Aber bei uns! Drei Obstbäume schon ganz weiß. Und der Rasenfleck vorn ganz voll von Himmelsschlüssel und Krokus. Die Felder machen sich. Morgens, wenn die Sonne es gut meint, lernt man ordentlich wieder an Preußen glauben. Das dicke Ende kommt; weiß schon. Aber gönne mir das kindliche Vergnügen. Und schaff uns die Schießerei vom Hals. Seid munter. Lotte soll sich nicht vergrämen. Nach Neune ist Alles aus, sagte unser Fürst. Drei Viertel hats schon geschlagen für Deine in jedem Sinn verwitwete

Nina.

Berlin, am Bismarcktag 1903.

O Du mein holder Abendstern!

Der bist Du mir. Und wie Wolfram, mit dem ich, Baryton bei Seite, überhaupt viel Aehnlichkeit habe, kann ich sagen, daß mein Herze Dich nie verrieth. Trotz allen Anzüglichkeiten, ohne die schwesterliche Hypertrophie nun mal nicht auskommen kann. Auf den Daunen eines guten Gewissens ists zu ertragen. Meine Zärtlichkeit nimmt alle Püffe mit Engelsgeduld hin. In dem geschätzten Gestrigen eigentlich nur Touche, daß Du mir ansinnst, den Bismarcktag in einer Herberge zu verkneipen. Wenn Spaß, nicht auf der Höhe Deiner Leistungfähigkeit; wenn Ernst, gehörts vor den Ehrenrath. Dieses Repertoire wechselt nicht, Treubündlerin. Eine Stunde Reisebriefe an Johanna; nur gute Tropfen und nur gute Freunde ohne lästige Homininausdünstung (sein Wort, das Dir so gefiel.) Daran wird nicht gerüttelt. Und wenn ich Dein Händchen, dessen Lob noch lange nicht ausgesungen ist, drücken dürfte, wäre es wirklich ein Idealfest. Weils aber nicht kann sein, fülle ich um halb Zwei, wo Ihr nach der Suppe seid, mein Glas (Forster Kirchenstück) und denke: Wir hatten ihn näher als die Anderen. Dann begegnen sich unsere Gedanken wohl. Vergessen ist er ja. Lieber Gott: wir haben so viele Genies. Und Seine Hoheit von Dänemark haben schon vor manchem Saeculum zu sagen geruht, man müsse froh sein, wenn das Andenken eines großen Mannes sein Leben um ein halbes Jahr überdaure. Jetzt sinds bald fünf ganze. Du verlangst zu viel, lieblichste Witib und Stütze des Thrones.

Auch von Deinem Allergetreusten. Ich soll die rechten Männer der Rechten alarmiren oder Viktor höchsteigenhändig mit dem Schießprügel vor den Husarenbauch stoßen? Mit dem Gürtel ist Dir leider nicht der schöne Wahn zerrissen, daß ich Einfluß habe. Nirgends, hohe Frau; und bin fabelhaft stolz drauf. Was hintenrum gemacht werden kann, wird gemacht, aber ohne Garantie, wie bei Eurem Kreisstadtspindler. Wende Dich an Herrn Arnhold, Herrn Simon oder Herrn Friedländer-Fould. Die heizen jetzt in den Ministerien; wir rangiren nur noch unter „Ritter, Edelfräulein und Volk“. Dem einen dieser neusten Granden ist die Herrlichkeit so zu Kopf gestiegen, daß er im Typhustraum den — mit Respekt zu melden — nackten Heldenleib bis an den Hals mit Orden gepflastert sah. So setzt der demokratische Gedanke sich mehr und mehr durch. Gott hab' ihn selig.

Ganz bestimmt aber kann ich Wirkung auf Adolf versprechen. Um so bestimmter, als dieser verkannteste aller Junker gar nicht dran denkt, Ernst zu machen. Kennt Deine schwache Seite und amusirt sich, da sacht zu kratzen. Der und agitiren! Eher siehst Du mich als Oberstkämmerer. Wenn weiter keine Sorge: Prosit Mahlzeit! Dein Junge wird aus der Karmesinröthe gar nicht mehr rauskommen; und wenn Du Mariechen an den runden Ausschnitt gewöhnst (viereckig gilt als Landesverrath), kann sie nächsten Winter hier tanzen, bis die Ewigkeit grau wird. Adolfus muß es dick hinter den Ohren haben, da selbst die klügste Borussin immer wieder auf Spuk hereinfällt. Auch der Frühstücksschwur war nicht so tragisch gemeint; wollte nur ausprobiren, wie lange das edle Feuer zu dämpfen ist. Sieben Wochen Karenz ist hochachtbar. Brauchst zur Freisprechung keine mildernden Umstände. Und der Quartalsbericht wäre Dir auch ohne den sanft mahnenden Rippenstoß nicht entgangen. Allerdings nicht über Sachsen-Toskana, wovon ich alle vorhandenen Nasenlöcher voll habe. Uebrigens ganz Deiner Meinung; bis auf die Ipunkte und die noch schärfere Betonung, daß man von diesen Herrschaften ja nichts weiter verlangt als das Bischen Takt und Ruhe im Glied. Hauptzweck des Erlasses natürlich, den Sohn zu vinkuliren, qui l'a dans le sang (wir könnens nicht so allerliebst animalisch ausdrücken) und von Versöhnung träumt. Dörchläuchtings Mama, Mefrouw, gehört nicht ins öffentliche Interesse. In Klatsch machen wir nicht, verweisen Euer Hochwohlgeboren auf die offizielle, also unanfechtbare Ableugnung, erinnern daran, daß die Mecklenburger die Friseurangelegenheit haarig nannten, prophezeien was Morganatisch-Vossisches für den Sommer und halten der Situation angemessen die Erinnerung an das nette Couplet, das Dir damals so gefiel:

Plaignez le sort d'Anastasie! Wieder zeitgemäß; denn in Paris ist Anastasia die Zanktante Censur, keine Großherzogin-Mutter.

Wie es sonst geht? Danke der gütigen Nachfrage. Oeffentlich über alle Maßen. Privatim so so. Lasest Du nicht, daß der neue Oberpope in Köln, ders wissen muß, gesagt hat, um S. M. beneide uns die ganze Welt, also auch sämmtliche noch nicht kanalisirten Planeten? Auch nicht, daß der Kronprinz nach der Besichtigung der Pyramide von Gizeh sich „überaus befriedigt ausgesprochen hat“? Dann wenigstens doch die letzten Reden Deines Bernhard, die Du ja erwähnst. Klarster Beweis, wie gut es uns geht. „Alles gerettet“: genau wie beim Ringtheaterbrand in Wien; die Erstickten werden sich hüten, dazwischen zu schreien. Soll ich ernsthaft drüber reden, was bisher mit peinlicher Sorgfalt vermieden, dann muß ich sagen, daß an Qualität Aehnliches meines Wissens noch keinem Parlament zugemuthet wurde. Einfach über die höchste Hutschnur. Den Dreibund schenke ich ihm; bin kein Leichenbeschauer, ohne den allergeringsten Sinn für den neckischen Versuch, Herrn Delcassé die Worte im Mund zu verdrehen, und begreife, daß vor der Staatsreise nach Rom wieder mal die große Pauke geschlagen werden mußte. Aber die Konstatirung, daß „unsere Beziehungen zu England und Amerika aus der Venezuela-Affaire ungeschädigt hervorgegangen sind“, war meinem alten Magen zu starker Tabak. Nach Allem, was wir erlebt haben, gehörte immerhin Muth dazu. Und welche Unbesonnenheit, vor versammeltem Kriegsvolk, um Deckung zu suchen, auszurufen, England habe seine alte Tradition aufgegeben und zum ersten Mal seine Kapitalisten mit Kanonen unterstützt! Die Antworten waren nicht von Pappe; überhaupt diesmal die ausländische Kritik sehr böse. Du kennst meine Ansicht: Venezuela wird uns noch bitter aufstoßen. Nur in Caprivis afrikanischer Politik sind solche Ungeschicklichkeiten zu finden. Daß wir nicht die leiseste Abbitte erreichen konnten, war von Anfang an zu erwarten. Die bekannte Antipathie gegen das haager Schiedsgericht muß die Maßgebenden aber wohl so nervös gemacht haben, daß sie, wie Fafner, nur noch das Ende herbeisehnten. Jetzt schreibt man mir von drüben: Die Engländer haben Herrn Castro die beschlagnahmten Dampfer ohne Ausrüstung und in mehr oder minder untauglichem Zustand zurückgegeben; das einzige Schiff, das bei der Ablieferung brauchbar befunden wurde, war der Restaurador, für dessen Restaurirung Deutschland ungefähr siebenzigtausend Mark ausgab und der denn auch sofort zwischen La Guaira und Puerto Cabello Dienst thun konnte. Niedlich; so kommen die venezolaner Hochstapler wenigstens zu einem guten Schiff und das für die

Reparaturkosten ausgegebene Geld bleibt bei ihnen im Lande. Wenn die Rechnung dem Reichstag vorgelegt wird, ist längst Alles vergessen und wir sind wieder lustig. Sinds eigentlich schon heute: sonst dürfte man nicht riskiren, von dieser oberfaulen Sache als von einem Erfolg zu sprechen. Dialektisch ist der Mann wirklich eine Nummer. Ohne Skrupel noch Zweifel, mit festem Vertrauen auf das kurze Gedächtniß und die Lachlust ehrenwerther Volksvertreter. Als der Mandschuknabe vor zwei Jahren endlich ins Neue Palais gelootst war, hieß es: Ein Triumph feinster Staatskunst; wer hätte gedacht, daß ein König von Preußen je . . . Und so weiter. Jetzt schäkert der Kanzler: „Sollte ich dem General Castro etwa das Verlangen unterbreiten, einen Sühneprinzen zu schicken? Ich gestehe, daß ich an dem chinesischen Sühneprinzen genug gehabt habe." Große Heiterkeit ist der Lohn dieses frostigen Spaßes, den ein englischer Minister nicht um zwölf Stunden überlebt hätte. Kam aber noch besser. Seit S. M. „Arpads ritterliche Söhne" gefeiert (und damit in Wien arg angestoßen) hat, sind die Magyaren (und was sich in Israel so nennt) aus Rand und Band. Die siebenbürgischen Sachsen werden schlimmer als die Finen von Niklas behandelt. Der Deutsche ist rechtlos und muß jeden Schimpf einstecken. Im Parlament wurden anmuthige Vergleiche zwischen den Sprachen der Deutschen und der Hunde gezogen. Kein Präsident, kein Minister protestirte. Jedes Kind weiß, daß die Forderung ausreichender Remedur in solchen Fällen durchaus nichts Ungewöhnliches ist. Unser Paradehusar aber verliest zwei Erlasse Bismarcks und ruft dann strahlend: Seht Ihr? Der wollte auch keine Einmischung in die inneren Verhältnisse eines befreundeten Staates. Erstens aber hatten die Erlasse Hörner und Klauen und sagten (nicht nur über den Schwätzer Bunsen) in diplomatischer Form alles Nöthige. Zweitens war damals kein Grund zu Beschwerden, wie sie heute mit Fug vorgebracht werden. Und drittens — Das ist die Hauptsache — war 1883 das deutsch-österreichische Bündniß noch jung, hundert Empfindlichkeiten mußten geschont werden und in Andrassy hatten wir einen für alle wichtigen Dinge sicheren Mann, dem man das Leben nicht durch kleine Querelen sauer machen durfte. Was damals angebracht schien, soll heute beweiskräftig sein, trotz französelndem Polen Goluchowski, trotzdem Arpads ritterliche Söhne sich mit den Russen verbrüdert haben, Deutschenhaß geradezu prämiiren und den Habsburg-Lothringern jetzt die gemeinsame Armee nehmen wollen, — was denn doch wohl das Kreuz auf dem Grabe des seligen Dreibundes wäre. Der Reichstag in seiner Huld hört Alles mit schöner Geduld. Anderes Bild. Der Speck (von Sternburg) wird angeschnitten.

Daß Alles „mißverstanden", was er den amerikanischen Reportern anvertraut hat, war zu erwarten; geht ja nicht anders. Aber die Heirath! Auch Fürst Bismarck, flötet Dein Ideal a. D., hat in zwei Fällen Diplomaten erlaubt, Amerikanerinnen zu heirathen: Schweinitz und Stumm; was also wirft man mir vor? Wirklich ein Mann von vielen Graden. Niemand hatte an Boykottirung der Amerikanerinnen gedacht. Schweinitz in Petersburg und Stumm in Madrid konnten Bruder Jonathans leibhaftige Tochter zur Ehefrau nehmen. Bedenklich schien nur Abweichung von dem Grundsatz: keinen Diplomaten im Vaterland seiner Frau zu akkreditiren. Dieses Bedenken kennt Keiner besser als Herr Bernhard von Bülow; denn für ihn wurde die erste Ausnahme gemacht, als Donna Laura Minghetti S. M. gebeten hatte, Tochter und Schwiegersohn ihr aus Sodom-Bukarest nach Rom zu schicken. Dafür war Bismarck nicht zu haben. Sonst wäre Radowitz (mit russischer Frau) Botschafter in Petersburg geworden. Man sollte nun glauben, Jeder müsse gemerkt haben, wie das Thema verwischt wurde. Gott bewahre. Alles höchst befriedigt. Als habe sichs nicht ausschließlich um die Frage gehandelt, ob Speck, als Gatte einer reichen Amerikanerin, gerade in Washington glänzen und das Haus der Deutschen yankeesiren dürfe.

Das ist für uns, die Diplomatie in langen Kleidern zu schätzen wissen, keine Frage; public opinion denkt eben anders, Rinette. Oder denkt überhaupt nicht. Freuen wir uns solcher Bürgertugend. Spurlos geht Alles an loyalen Gemüthern vorüber. Der Alte Fritz muß auf den Speicher, ehe er (wann?) verstaut wird. Die Yankeeflotte, die nach amtlicher Anzeige in europäischen Gewässern manövriren sollte, wird von S. M. nach Kiel eingeladen: Herr Roosevelt bedauert ungemein, aber seine Kähne kommen überhaupt nicht gen Europa. Ein Blinder kann mit dem Krückstock spüren, wie die Leute sich vor jeder Intimität mit uns hüten. Doch in der Wilhelmstraße wird die Parole ausgegeben: Kein Aergerniß; wir sind die besten Freunde. Und man glaubts. Admiral Dewey schimpft, leugnet auch gar nicht, daß er geschimpft hat, meint nur, im Zusammenhang hätte es weniger unfreundlich geklungen. Kein Aergerniß. Keins, daß der Herzog von Cumberland, als seine liebe Frau einen höchst herzlichen Brief aus Berlin bekommen hat, schleunig packt und aus Kopenhagen abreist, bevor der versöhnlich gestimmte Kaiser eintrifft. Daß die Vorschriften für den Straßenbahnbetrieb geändert werden, weil die Aktiengesellschaft sich verpflichtet, die Kosten für von S. M. bestellte Denkmale zu übernehmen. Erspare mir die Aufzählung vom Schlobitter bis zu Brandenstein. Immer das Selbe. Wenn die Nation damit zufrieden ist, hat Keiner drein-

zureden. Pourvu que cela dure! Held Bernhard sitzt in Sorrent, „behält aber die Leitung der Geschäfte in der Hand". Also keine Ferien; es wird fortgeopfert. Lichnowsky, die rechte Hand, ist mit und zwei Sekretäre als linke. Auf Reichsunkosten? Sicher für den fürstlichen Gesandten und die Sekretäre (der Kanzler bezahlt für sich selbst hoffentlich aus eigener Tasche); auch für Depeschen und Couriere kanns einen hübschen Posten ausmachen. Gehört zum modern style; Eugen Richter hat ja schon über Regirungen gewitzelt, die ihr Gewerbe im Umherziehen betreiben. Neugierig bin ich, ob auch dafür ein paßliches Bismarckcitat zu finden ist. Der große Otto kam in Friedrichsruh und Varzin mit einem Gehilfen aus, Rottenburg, Rantzau, Bucher oder sonstwem, und schickte einen Subalternen, der über allzu reichliche Muße klagte, nach ein paar Tagen zurück. Dabei leitete er, wie männiglich bekannt, nicht nur formell alle Hauptressorts, sondern verlangte, über jedes halbwegs wichtige Detail mitzuentscheiden. Der große Bernhard, der mit einigem Sachverständniß doch nur ins Auswärtige guckt — die anderen Staatssekretäre sind so ziemlich souverain und behelligen den Chef nicht mit Dingen, die ihm böhmische Dörfer sind —, braucht drei Mann. Zweifelst Du noch, daß wir jetzt besser regirt werden? Warte nur: balde liesest Du, daß in Sorrent, wie herbstlicher Weile in Norderney, die Arbeitlampe des Kanzlers bis tief in den Morgen brennt. Denke dann nicht etwa an Herrn Lockroy, der als Minister, auch wenn er nicht zu Hause war, die halbe Nacht lang die Schreibtischlampe brennen und neugierige Schwärmer von dem patrouillirenden Schutzmann belehren ließ: C'est M. Lockroy qui travaille. Erheitere Deinen Tyrannen mit dem Geschichtchen, aber übersetze es nicht ins Neudeutsche. Wäre höchst ungerecht. Der „verehrte Freund" Prinetti hat seinen Besuch ja schon weg. Der Vesuv ist sehr thätig. Und ein ungewöhnliches Maß nationalen Opfermuthes gehört unter allen Umständen zu dem Entschluß, die Osterzeit am Golf von Neapel zu verbringen.

Ich fürchte, ma mie, der Schreibebrief ist etwas weinerlich gerathen; verschluckte Zähren und doch salzlos. Man wird alt; und das Datum hats in sich. Sei mild: ich stecke in keiner guten Haut. Das Zipperlein meldet sich unangenehm zudringlich. Trotzdem die bei jüngeren Leuten mit Recht so beliebte sève ascendante mit einer Plötzlichkeit hochgekommen ist wie sonst nur ein glücklicher Nepote. Schön wars in den heißen Tagen nur hinter Hundekehle. Drin Staub, Metzgereiduft und beginnende Volksseelensekretionen. Denn man muß doch so thun, als sei die Wahl eine große Sache. Oben übrigens wirklich einige Aengste vor Riesenzunahme der röthesten Fraktion.

Wiederholt sich seit 93 jedesmal. Ich glaube nicht an Wunder; acht bis zwölf Mann allerhöchstens, die (selbst wenn man diese Partei nicht für so nöthig hält wie Dein rettunglos Ergebenster) an der Sachlage nichts ändern. Rechne überhaupt auf nur unwesentliche Verschiebungen; da zwischen Bund und Konservativen nicht recht zum Klappen kommt, wohl ungefähr das alte erbauliche Bild. Immer vorausgesetzt, daß nicht irgend eine Pfingstüberraschung. Die Strebsamsten möchten so was wie ein Plebiszit durchdrücken. Dann könnte die Ernte verhageln. Et encore! Der Deutsche ist ein so guter Kerl. Merkwürdig allerdings, wie tief die Jesuitengeschichte gegangen ist. Schleierhaft. Straßburg (Fakultät) und der Klageweg nach Rom wegen Korum doch viel schlimmer. Das sitzt eben mal in den Leuten. Hat Bülow (der ahnunglos, im Vertrauen auf Reichstagsbeschlüsse, heranging) sehr böse Tage gemacht und ist noch nicht aus. Ganz oben sind evangelische Gefühle froissirt. Sogar an die Gefälligkeit, die der Papst der Gräfin bei der Lösung ihrer ersten Ehe erwies, hat man schon erinnert. Daran könnte er lernen, wie heikel die Verhandlungen mit einer Macht, der die eigene Frau durch Geburt nah steht.

Lotte klopft. Heute darf ich nicht warten lassen. Schon, weil ich um halb Zwei Dir, holde Kriegerin für Wahrheit und Recht, zutrinken will. Unsere Erinnerungen! War doch schön. Und ists noch manchmal. Du namentlich darfst nicht klagen. Einen Prachtkerl von Mann (Pst! Wirst ja von Jahr zu Jahr verliebter in ihn) und zwei Kinder ohne Unthätchen. Wobei ich das ganz beispiellose Schwesterglück noch gar nicht mal in Rechnung stelle. Euer Auskommen habt Ihr auch, könnt Euch unter Gleichgestimmten ausschimpfen und seht gute Dinge um Euch wachsen. Staat? Liebes Herz: Alles geht auf zwei Beinen; ists nicht das rechte, so das linke plus Stelzfuß. Und Deine Wahlbeeinflussungversuche wirst Du, trotz dem neuen Krimskrams von Kontrole etc. pp., gewiß nicht aufgegeben. Nimm Dich nur in Acht, wenn Du den Leuten den Zettel in die Hand steckst, auf daß sie „in voller Freiheit an die Urne schreiten." Die Rothen werden wie die Schießhunde aufpassen und Du könntest in Teufels Küche kommen. Adolf als Berather. (Unter uns: in den meisten Punkten hat er ja so Recht!)

Für den Proviant wird nach Einheimsung in gebührender Ausführlichkeit gedankt. Frohe Ostern! Laß Dir von Babel nicht Deine alte Bibel verleiden. Den auferstandenen Heiland kann kein Professor Dir rauben. Marien einen Onkelkuß. Den beiden Soldaten je einen Händedruck. Und Dir die besten Frühlingstriebe aus dem alten Herzen Deines

Moritz.

Die Entstehung der Liebe.

Kunst ist, wenn man will, nichts Anderes als angewandte Vornehmheit. Die Kunst soll unter den Gegenständen, die die Natur ihr nur allzu freigiebig von allen Seiten her darbietet, eben so wählerisch suchen wie jede höhere Form der Lebensführung unter den Geberden, den Mienen, den Worten und Tönen, die dem natürlichen Menschen nahe liegen. Lebensform ist nur künstlerische Bezwingung und Gestaltung des Verkehrs, der Geselligkeit, ist Lebenskunst. Und je größer der Stil der Kunstübung, der Lebenshaltung ist, desto gewählter im buchstäblichen Sinne des Wortes sollen Beide sich geben. Bei solcher Wahlverwandtschaft — nur alle Forschung höheren Standpunktes dürfte sich als Dritte diesem Bunde zugesellen — kann nicht Wunder nehmen, daß sich auch sehr enge Wechselbeziehungen zwischen der Kunst der Menschen und der Formung von Verkehr und Geselligkeit herausstellen. Und in der Sittengeschichte der jungen, langsam heranreifenden Völker des neuen germanisch-romanischen Mittelalters läßt sich mindestens für die Anfänge eine überaus starke gegenseitige Einwirkung beider Entwickelungreihen nicht nur vermuthen, sondern nachweisen. Daß schönes Leben und schöne Kunst schon in den Anfängen des zwölften Jahrhunderts in der Provence gleichzeitig emporwuchsen, kann so wenig ein Zufall sein, wie daß der Dichtung, als sie nach dem Norden Frankreichs übergriff, auch die neue Lebensform auf dem Fuße folgte oder daß Deutschland, das wieder im nördlichen Frankreich die Muster für seine nun ebenfalls rasch emporwachsende Epik, von der Provence aber in etwas schwächerem, doch keineswegs unwirksamem Maße die Vorbilder für seine neue Lyrik erhielt, sogleich auch die französischen Sitten nachahmte. Beide Vorgänge sind bezeichnend für den Beginn des neuen Zeitalters; und daß sie mit den Anfängen der gothischen Baukunst genau zusammenfallen, verleiht ihnen noch schwereres Gewicht; beide sind auch, wie die neue Bauweise, ganz eigenthümliche Erzeugnisse germanischer Bildung; mochte auch das romanische Blut der Provenzalen in die neuen Verkehrsformen viel von seiner Leichtigkeit überfließen lassen: ihre endgiltige Gestalt haben sie im Nordosten Frankreichs und in Deutschland, also auf rein germanischem Boden erhalten, ganz eben so, wie die neue Bauweise und die tiefsten der neuen Gedichte auf ihm erwachsen sind.

Noch weniger aber kann nach Alledem befremden, daß diese neue Auffassung der Lebenshaltung von dem herrschenden Stande des Zeitalters ausging. Vornehmere Sitten können nur von einer vornehmen, also von dem übrigen Volk abgetrennten Schicht gefunden werden. Es braucht nicht in jedem Fall ein Adel zu sein; die Hoffnungen des frisch aufstrebenden Geschlechtes unserer Tage gehen gerade darauf aus, von den geistig Schaffenden

solche Steigerung der Lebensform zu erwarten. Aber daß ein Adel zu solchem Werk besonders, und in so jungen Lebensaltern der Kultur, wie jene Jahrhunderte es waren, einzig befähigt ist, scheint offenbar. Die Aufrechterhaltung und Fortbildung neuer Sitten wird durch die Erblichkeit bestimmter gesellschaftlicher Vorzüge, insbesondere eines bevorzugten Ranges und gesicherter Vermögenslage, so sehr wie die keines andren Kulturgutes erleichtert. Soll aber gar in Zuständen einer wahrhaft ursprünglichen Roheit und Wildheit der Sitten eine Form verfeinerten Verkehrs erst geschaffen werden, so kann Das nicht wohl anders als durch einen Adel geschehen.

So sind denn Adel und Kunst die Urheber und Träger der neuen Bewegung und es sollte schwer sein, zu sagen, ob die Kunst mehr von der entstehenden Adelssitte oder diese von jener gefördert worden ist. Unter den Troubadouren der Provence überwiegt die Zahl der Edelleute; selbst der hohe Adel ist unter ihnen stark vertreten. Die Dichter der nordfranzösischen und deutschen Heldensänge sind, wie die Liederdichter dieser Jahrhunderte, meist Edelleute; alle ihre Werke tragen nach ihrem Inhalt und ihrer Weltanschauung das Gepräge einer Standeskunst. Doch wird nicht zu leugnen sein, daß die geistig Schaffenden unter den Rittern dieses Zeitalters auch die Urheber der neuen Geselligkeit waren. Von nichts erzählen ihre Gesänge so viel wie von den Festen des Lebens und der Liebe und von der Entfaltung höfischer Sitte, von der kühnen, aber immer auch edlen Führung und Haltung ihrer Helden.

Und Den, der noch zweifeln wollte, müßte ein noch tiefer in die menschliche Seele führender Zusammenhang belehren. Man hat noch neuerdings behaupten wollen, daß alle Kunst in dem Triebe wurzele, der Mann und Weib mit Leib und Seele zusammenführe, und so wenig man dieser allzu sinnfälligen Auffassung der Kunst zustimmen darf, so ist doch offenbar damit an eine der Wurzeln gerührt, die künstlerischer Bethätigung die meiste Nahrung zuführen. Und mit größerem Rechte läßt sich behaupten, daß alle verfeinerte Sitte menschlichen Umganges, wenn nicht durch Frauenhand geschaffen, so doch von ihr hervorgelockt wird; hier aber treffen sich Kunstübung und Lebensführung jener Tage: die Dichter dieses Zeitalters hat man insgesammt Minnesänger genannt, so viel sie auch von Kampf und Abenteuer melden; der Brennpunkt aber, in dem alle Strahlen des neuen höfischen Wesens sich trafen, war die Frau, die Frau, die jetzt zum ersten Mal in den hellen Vordergrund des äußeren Lebens der Familie, ja, der Gesellschaft trat.

Wer will sagen, ob Frauen selbst die weit zarteren und edleren Sitten geschaffen haben, die jetzt Brauch wurden? So viel unser horchendes Ohr erlauschen kann, ist es Männermund, der die neue Botschaft kündet. Aber damit ist nicht viel oder doch nicht Alles gesagt. Nichts liegt dem Weibe näher, als auf den Mann zähmenden, sittigenden, verfeinernden Einfluß

zu üben, und selbst die neue Dichtung: ist sie nicht, obgleich nur von Männern gesungen, das Erzeugniß einer Gefühlswelle, die vom Weibe ausging, und ist der Ruhm und Preis der Frauen, in dem sie gipfelte, nicht vielleicht nur der gerechte Zoll der Dankbarkeit, der unwillkürlich den Empfang dieser Anregung bezeugt?

Damit aber verschiebt sich der Gesichtspunkt, von dem aus diese Wandlungen anzuschauen sind, aufs Neue: die Künstler, die Sänger nehmen sich nun nur wie Boten aus, die von dem Lager der eigentlichen Urheberinnen der Bewegung der Frauen ausgesandt sind, um Verkündiger der neuen Lebensgesetze zu werden, und die reisigen Männer, die sich diesem sanften Joch zuerst beugten, waren schon vorher auf einem ganz anderem Schlachtfeld unterlegen, dem ihres eigenen Herzens. Und was sich ursprünglich nur wie eine Verfeinerung des äußeren Lebens ausnimmt, zeigt sich zuletzt als eine Veränderung des innersten Kernes, des Herzens der Menschen: es ist nicht nur die Entstehung der modernen Sitten, sondern auch die der modernen Liebe, um die es sich handelt. Es ist die erste große Umwälzung in dem Verhältniß der beiden Geschlechter, von dem die Kulturgeschichte unserer Völker weiß, und zugleich die größte Machtvermehrung, die je vor der neusten, in unseren Tagen angestrebten, Frauen zugefallen ist.

Die Frau der Zeiten vor 1150 hatte nicht eine schlechthin dienende Stellung eingenommen, aber sie war doch unendlich bescheiden zurückgetreten, so im Hause als Gattin und so selbst in der kurzen Lebensblüthe, da die Natur dem Weibe seine sieghaftesten Waffen in die Hand legt. Ein kurzes, starkes Liebeswerben mag auch damals den Jüngling der Jungfrau ein Wenig unterwürfig gemacht haben; aber von schmachtender Sehnsucht und einem Auskosten der Liebesgefühle um ihrer selbst willen wissen auch die Dichter nichts zu melden. Die jungen Zeitaltern durchaus natürlich und selbstverständlich erscheinenden Rücksichten auf Stand und Vermögen haben die Eheschließung wohl fast immer bestimmt, und wenn die Gatten dann auch in Treue bei einander ausharrten, so sind doch hohe Feste großer Leidenschaft damals offenbar nur selten gefeiert worden. Vor Allem aber war die Liebe zwischen Mann und Weib noch fast gar nicht zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen. Mochte man sie zuweilen spüren als einen Trieb nicht nur Leibes, sondern auch der Seele: man redete noch nicht davon. Und wie jeder Kunstgenuß dann erst zu voller Stärke anwächst, wenn er seiner selbst gewahr wird, wenn er seine Erhebungen zu begrenzen und zu zergliedern weiß, so bedarf auch der der Liebe und jeder anderen Lebenskunst eines solchen Aufsteigens von triebmäßiger Dumpfheit zu bewußter Klarheit.

Dazu aber kam es jetzt. Schon die Liederdichtung der Provenzalen war voll von Liebesgetändel, manchmal aber auch schon getragen von großer.

ernster, ja, von phantastisch-romantischer Leidenschaft. Jaufre Rudel, Prinz von Blaya, einer der ältesten Troubadoure und noch im zweiten Drittel des zwölften Jahrhunderts verstorben, hatte von Pilgern immerdar die Gräfin von Tripolis und ihre große Güte und Mildherzigkeit rühmen hören. Er sang viele schöne Lieder auf sie, zuletzt aber fand er an diesem Liebesdienst aus der Ferne kein Genügen mehr; er nahm das Kreuz und fuhr über See, um zu ihr zu gelangen. Noch auf dem Schiffe packte ihn schwere Krankheit, aber man erreichte den Hafen von Tripolis und rief die Gräfin zu dem Sterbenden. Als er zur Besinnung gelangte, war er glückselig, sich bei ihr zu finden, und pries noch im Verscheiden Gott, daß er ihn die Geliebte noch einmal sehen und ihn den Tod erst in ihren Armen habe leiden lassen. Nicht immer ging der Flug so hoch; aber wenn Bertran de Born gegen Ende des zwölften Jahrhunderts in dem schönsten seiner Sirventes seine Geliebte, Frau Mathilde von Montignac, die Tochter des Vicomte von Turenne, besingt und alle Reize ihres Körpers und ihrer edlen Sitte preist, wenn er alle Schönen des Landes schildert, sich von jeder ihren besten Vorzug erbittet und aus diesen Einzelzügen dann ihr Bild formen will, so wird er doch auch zum Entdecker in dem neuen Land bewußter Liebe.

Auch die Provenzalen sangen wohl von Kampf und Gottesglauben und zuweilen hat auch einmal einer, wie jener Wilhelm von Poitiers, auf die Liebe und alle Eitelkeit der Welt feierlich verzichtet, um fürder nur dem Kreuz zu dienen; aber in der Regel nimmt sich all ihr Dichten nur wie ein Laubwerk von Arabesken aus, das sich um den Stamm ihrer Lebensgeschichte schlingt, und diese wieder weiß nur von Liebesabenteuern zu erzählen. Und so nimmt man denn schwerlich mit Unrecht an, daß der größte der nordfranzösischen Dichter dieses Zeitalters, Chrestien von Troyes, die Lebens- und Liebeskunst der Troubadoure auf den Norden und in die neue erzählende Dichtweise der Versromane übertragen habe. Die Gräfin Marie von Champagne, die Gönnerin Chrestiens, war die Tochter einer provenzalischen Mutter und selbst die Nachkommin des ältesten der Troubadoure und sie hat an ihrem Hofe auch Sänger aus dem Süden um sich versammelt. Vor Allem aber beweisen Chrestiens Gedichte selbst, ein wie gelehriger Schüler er seiner Meisterin war. In Sonderheit sein Lanzelot ist voll von der abgöttisch-sklavischen Verehrung, die in den Liedern der Troubadoure der Geliebten gewidmet wurde. Der Held nimmt all die launischen Liebesproben auf sich, die ihm die Herrin auferlegt; nur einmal, als er auch nur zwei Schritte lang zögerte, nach dem Gebote der Geliebten den Schandkarren zu besteigen, macht ihm Guenièvre darüber die bittersten Vorwürfe. Die Märchenmystik, die aus dem Dunkel der keltischen Wälder und dem Inhalt ihrer schwermüthigen Lais in die neue Dichtung drang, hat den fast ausschließlich

erotischen Charakter, der die provenzalischen Lieder beherrscht, in den Ritterromanen Nordostfrankreichs nicht zu so voller Herrschaft kommen lassen. Glaubenssage und Ritterabenteuer treten stärker in den Vordergrund; aber wo immer von Frauen und Liebe die Rede ist, geschieht es doch im Geiste der neuen, gesteigerten und bewußten Leidenschaft. In dem Werke, das Chrestiens Lebensleistung krönt, in der Erzählung vom Gral, giebt die Mutter selbst dem Sohn, den sie in tötlichem Schmerz ziehen läßt, den Rath, Liebesabenteuer aufzusuchen. Parzival aber sucht und findet das Glück, eine Geliebte zu besitzen, nicht nur bei Blancheflour, sondern er tritt auf als rechter Ritter zur Vertheidigung bedrängter Frauen und zwingt den schlimmen Orguellous de la Lande, die Gattin nicht mehr zu mißhandeln. Der selbe Geist aber, der Chrestiens Gesänge beseelte, hat auch die seiner Nachfahren und Nachahmer auf dem Gebiete des Ritterromanes beherrscht.

Die Gräfin Marie aber, in der man eine der vornehmsten Trägerinnen des eigenen Antheils der Frauen an der neuen Kulturbewegung nachweisen könnte, ließ es bei der Beeinflussung von Dichtern und Dichtungen nicht bewenden; sie hat sogar die Abfassung eines Gesetzbuches der Liebe veranlaßt. Ein päpstlicher Kaplan, Andreas mit Namen, hat ihr, seinem geistlichen Stande zum Trotz, diesen Gefallen erwiesen und seine Abhandlung über die Liebe und die Heilmittel gegen sie — Tractatus amoris et de amoris remedio hat er das Buch, einen daumdicken Folianten, genannt — diesem Zweck gewidmet.

Eine erstaunliche Thatsache, daß, nachdem man nur eben die Liebe im höheren, gesteigerten Sinn entdeckt, sogleich ein gelehrter Herr auftritt und diese neue Thatsache unter die Lupe nimmt und sie in Paragraphen bringt, — minder erstaunlich vielleicht, daß es ein Geistlicher war. Denn so viel Sachkenntniß in Dingen des anderen Geschlechtes hätte damals, wie auch in manchem späteren Zeitalter, nur ein Priester aufbringen können. Zu einer so umständlichen, sorgfältig in Titel und Kapitel eingetheilten Arbeit wäre es vielleicht doch nicht gekommen, wäre man nicht gerade von der steigenden Welle der mächtig anschwellenden Scholastik emporgetragen worden. Es war um 1170, Abélard und Bernard hatten ihr Werk schon seit Jahrzehnten abgeschlossen und es stetig wachsenden Schülerschaaren hinterlassen. Und da der liebenswürdige Klerikus, dem seine Zeitgenossen und in einem anderen Sinne wir Nachlebenden so viel Aufklärung verdanken, von der anderen Seite her unter dem Einfluß des größten Dichters und — mehr noch — des bedeutendsten Weibes seiner Jahre stand, so konnte dieses einzige Buch entstehen, dessen Bedeutung für die Geschichte menschlicher Leidenschaft schwer zu überschätzen ist und dessen Gedankengang hier in einiger Vollständigkeit dargelegt werden soll.

Wie sachlich und unvoreingenommen der Kaplan zu Werke zu gehen gedachte, hat er im Vorwort den Lesern und dem Freund Galterus, dem

er sein Werk widmete, mit großer Offenherzigkeit bekannt. Er hat selbst das zuverlässigste Werkzeug, das exakter Forschung von je her bis auf den heutigen Tag zu Gebote gestanden hat, nicht unversucht gelassen: das Experiment. Und er ist keineswegs ein Griesgram des Beichtstuhles, denn er bekennt wohl, es habe ihn jener Versuch belehrt, daß Jemand, der sich der Liebesgöttin zuwende, auch in ihre Knechtschaft gerathe. Aber der Zweck seiner Schrift ist nicht, wie der Untertitel „und über ein Heilmittel gegen die Liebe“, vermuthen lassen könnte, die Austreibung dieser Plage, sondern im Gegentheil wünscht er zuerst Mittel anzugeben, wie zwischen Liebenden dieser gute bestehende Zustand unverletzt aufrecht erhalten werden könne. Und nur Den, der nicht wieder geliebt wird, will er belehren, wie er sich den brennenden Pfeil wieder aus der Wunde ziehen könne.

Wie billig, beginnt der gewissenhafte Verfasser mit einer begrifflichen Feststellung Dessen, was man unter Liebe zu verstehen habe, und läßt keinen Zweifel darüber, daß er nicht allzu ideelle Vorstellungen von ihr habe. Zwar nennt er sie eine Leidenschaft im eigentlichen Sinne des Wortes, ein Leiden also, und verweist auf die verzehrenden Schmerzen der Eifersucht, von der jeder Ehemann, der arme wie der reiche, geplagt werde. Aber wie herzhafte und handgreifliche Gedanken er mit dem Worte Liebe verbindet, zeigt er, wenn er seinen künstlich naiven Anfangssatz, daß Liebe aus Schauen und Denken bestehe, nämlich dem ungezügelten Denken an die Gestalt des anderen Geschlechts, begründet. Er verwirft nämlich mit ernsthaftem Eifer die Annahme, als ob Liebe aus dem Sehen einer Person anderen Geschlechtes allein entstehe; das Denken an sie lasse vielmehr erst den Brand entstehen, das Denken an ihre Züge, ihre Gestalt, ihre verborgenen Reize, und der Wunsch, sich ihrer ganz zu bemächtigen. Nur deshalb, setzt er mit scholastischer Umständlichkeit hinzu, könne Liebe nur zwischen Personen zweierlei Geschlechts entstehen, da Jeder vom Anderen die Verrichtung des natürlichen Liebesdienstes erwarte, Jeder mit dem Anderen das volle Gesetz der Liebe zu erfüllen trachte.

Doch es bleibt nicht verborgen, daß der gelehrte Kaplan im Zeitalter der Troubadoure schreibt. Er sagt von den Liebenden, daß man sie auf jedes Erdengut verzichten, jede Drohung und Gefahr verachten, selbst den Tod auf sich nehmen sieht. Auch rühmt er von der Liebe, daß ihre Wirkungen fast der Tugend der Keuschheit gleichzukommen vermöchten, weil sie den Liebenden blind gegen jedes anderen Weibes Reize machten. Eine ähnlich schwärmerische Auffassung legt der Liebesphilosoph an den Tag, wenn er auf der Suche nach den Entstehungweisen der Liebe nur drei Formen: durch Anmuth des Leibes, durch Reinheit der Sitten und durch Beredtheit der Zunge, bestehen läßt, zwei andere aber, durch Reichthum und durch leichtes Zugeständniß des erwünschten Besitzes, abweist. Ja, er geht noch strenger

vor und erklärt, Mann und Weib wählten nur dann weise, wenn sie sich durch die Sitten des anderen Theils anziehen ließen. Doch wird der durchaus nicht unfeine Psychologe auch hier nicht zum plumpen Sittenprediger: er läßt gerade bei dieser Gelegenheit einfließen, daß nur heimliche Liebe Freuden bereite, jede Oeffentlichkeit bringe üble Gerüchte zu Werke, und obgleich Liebe überhaupt selten beständig sei, so könne doch den Wenigen, die bei einer Neigung beharrten, durch jedes Kundwerden ihres Liebesverhältnisses nichts als Unbill erwachsen. Man erfährt so zwischen den Zeilen, daß dem Verfasser in der That kaum eine zur Ehe führende Leidenschaft vorschwebt, sondern der neue Brauch der Ritter und Sänger, eine ihnen fremde Dame zur Herrin ihres Herzens zu erheben, wie er denn auch nirgends Zweifel darüber aufkommen läßt, daß ihm als Liebesziel allein die Vereinigung von Fleisch und Blut und durchaus nichts Zarteres vorschwebt. Denn unter den Personen, die der Liebe fähig seien, schließt er alle mehr als sechzigjährigen Männer, alle mehr als fünfzigjährigen Frauen aus, weil sie zu kühl seien; und vor der ungezügelten und treulosen Leidenschaft, die von einem Weibe zum andern schweift, warnt er nur deshalb, weil sie den Mann zum Thier mache. Selbst Das, was er als Rechtschaffenheit, probitas morum, allein als guten Grund der Liebe bestehen läßt, ist vielleicht am Richtigsten als Gewähltheit der Lebensform, nicht so sehr als irgend welche Tugend zu deuten. Denn unter den segensreichen Wirkungen der Liebe führt Andreas als oberste die an, daß sie den Rohen und Ungeschliffenen anmuthig mache, daß sie selbst den niedrig Geborenen durch den Adel seiner Sitten erheben könne.

Unzweifelhaft war des Kaplans vornehmste Absicht auch, solche Verfeinerung der Sitte zu verbreiten: die Sammlung erdichteter Gespräche, die er seiner Schrift einfügte, ist ein Mittelding zwischen einem Briefsteller, richtiger: einer Gesprächsanleitung, für Liebende — das erste, sehr erlauchte Beispiel also dieser nur heute etwas in Mißachtung gesunkenen Büchergattung — und einer Kasuistik der Liebe; so, wenn ausführlich erörtert wird, was eine Frau zu thun habe, der man den Tod ihres ersten Geliebten fälschlich gemeldet und die sich daraufhin einem anderen Freunde verbunden habe. Eine weitere Sammlung von Urtheilen in Liebessachen dient dem selben Zweck: durch sie sollen für verwickeltere Liebesangelegenheiten untrügliche Regeln aufgestellt werden. Die Form, die Andreas hier anwendet, ist unendlich anmuthig: der streitige Fall wird kurz erzählt, beider Liebenden auseinandergehende Meinungen werden dargelegt, schließlich wird das Urtheil gefällt. Der Gräfin der Champagne, der auch ananderer Stelle einmal ein ausführlicher Brief zugeschrieben ist, sind all diese Wahrsprüche eines obersten Liebesgerichtshofes in den Mund gelegt: die zarteste Huldigung, die der galante Kaplan sich erdenken konnte. Viele von den da vorgelegten Fällen

sind von novellistischer, fast boccacciohafter Feinheit. Einem dienend Liebenden legt seine Dame, um seine Treue zu erproben, die Frage vor, ob er jeden Befehl ausführen würde, den sie ihm ertheilen könnte. Er bejaht natürlich und sie erlegt ihm auf, niemals irgend das Geringste zu ihrem Lobe zu sagen. Er hält sein Versprechen auch eine Zeit lang. Da geräth er eines Tages in eine Gesellschaft, in der man gegen die Geliebte die schlimmsten Verleumdungen ausspricht. Er nimmt sie in Schutz und die Dame, die davon erfährt, entzieht ihm ihre Huld, weil er sein Wort gebrochen habe. Nun ist die Frage, ob sie zu streng gewesen sei oder nicht. Die Gräfin aber fällt ihr Urtheil zu Gunsten des Liebenden, zu Ungunsten seiner Herrin.

Man spürt: ein heißer Hauch von Leidenschaft weht durch das Buch des Priesters. Auch von Leichtherzigkeit, Leichtfertigkeit. Vor manchem Aeußersten scheut dieser Gesetzgeber der Liebe freilich zurück: er verwirft gänzlich, die Dienste feiler Dirnen in Anspruch zu nehmen; er eifert zornig selbst gegen die Liebe eines Weibes, die durch Geld erkauft sei; er verdammt mit der Kirche die verbotene Liebe der Nonnen. Aber wo ihm das eigene Bedürfniß im Wege steht, macht seine Frömmigkeit schnell Halt. Was den geistlichen Frauen recht ist, ist den männlichen Mitgliedern der Kirche durchaus nicht billig. Der Kaplan schilt zwar zunächst sehr stark auf alle geschlechtlichen Vergehungen der Priester, schließt aber diesen Abschnitt in naiver Offenherzigkeit mit dem Geständniß, daß kaum je eines Geistlichen Leben ohne fleischliches Verbrechen verfließe, da die Priester ja durch ihre lange Muße und ihr Wohlleben vor Anderen den Versuchungen des Körpers ausgesetzt seien. Und er knüpft daran das Geheiß, wenn ein Geistlicher dem Triebe seines Blutes folgen müsse, so möge er nur die Regeln befolgen, die der Verfasser dieses Gesetzbuches für die Laien aufgestellt habe.

Auch was der Kaplan sonst, immer in dem selben unerschütterlichen Ernst einer gelehrten Untersuchung, vorbringt, trägt den Stempel dieser sprühenden Lebenslust. In einem Buch seiner Schrift setzt er ausführlich auseinander, auf welche Art und Weise die einmal erworbene Liebe zu erhalten sei. Und er, der Scholastiker, er, der Geistliche, er, der Vertreter dieses Zeitalters, der emporsteigenden Gothik und Mystik, weiß dabei von nichts wärmer zu reden als von den Tugenden des Körpers und der Leibesübung. Der Liebende möge seine Leidenschaft im Zaum halten; aber welche Handlung, welche Haltung, welche Geberde immer der Geliebten angenehm sei, die soll er „schön und männlich“ auszuüben streben. Er soll sich weise, maßvoll und von wohlbedachten Sitten zeigen; der gelehrte Kleriker braucht hier den unübersetzbar feinen Ausdruck compositusque moribus. Wohl spricht er auch von den Pflichten der Demuth gegen die Geliebte, aber es ist die Demuth des ritterlichen Minnedienstes, die er meint, und sie hat

mit der christlichen wenig zu schaffen. Es ist die Gefügigkeit des Verehrers, von der er fordert, daß sie zu allen Diensten und Mühen stets bereit sei. Der Kriegsmann aber müsse sich tapfer erweisen und der Geistliche, von dessen Liebeswegen hier nun ganz unbefangen die Rede ist, solle sich nicht darauf verlegen, die Haltung seines Standes abzulegen. Takt und Lebensform predigt Andreas überall. Die Geliebte nicht durch unbedachtes Lob preiszugeben oder irgendwie das Liebesverhältniß offenbar werden zu lassen: die erste Pflicht der Liebenden. Ihr selbst gegenüber soll er sich immer freigiebig zeigen. Alles üblen Umganges muß er sich enthalten, da solcher auch ihn in den Augen der Geliebten herabsetze.

Weiterhin vermißt sich dieser Lehrer reifer Lebenskunst sogar, die schon vollkommene Liebe noch steigern zu können, und er entfaltet da nicht unfeine Kupplerkünste. Er empfiehlt vor Allem die Erregung von Eifersucht, die er von niedrigem Verdacht wohl zu trennen bittet. Auch das heikle Mittel des Oeffentlichwerdens steigere die Liebe, wenn diese, was freilich selten sei, lebhaft fortdauere. Trennung und Feindsäligkeit der Verwandten erscheinen als Förderungmittel, eben so heimliches Sehen, ängstlich genossene, verborgene Liebesfreuden. Ja, dieser Seelenkundige steigt in Abgründe des menschlichen Herzens, deren Kenntniß wir den Modernen vorbehalten wähnen: er versichert den Liebhaber, selbst die gewisse Kunde davon, daß die Geliebte einem Anderen die höchsten Beweise ihrer Gunst zuwende, werde seine Leidenschaft noch steigern, wenn des Liebenden Großherzigkeit ihn dann nicht, wie er vorsichtig hinzufügt, der Geliebten gänzlich abwendig mache.

Ueber die Verminderung und über das Erlöschen der Liebe trägt Andreas Meinungen vor, die ähnlich tief in seine Gesinnung hineinleuchten. Auf welchen Stand all sein Reden abzielt, giebt er zu erkennen, wenn er die Liebenden warnt, sich untüchtig im Kampf oder daheim in irgend einem Sinne knauserig zu zeigen. Schon die Anhäufung eines ungeziemenden Maßes von Reichthum ist in seinen Augen der Liebe schädlich. Ueberaus bunt ist die Reihe der Ursachen, aus denen ein Liebesverhältniß endigen könne. Untreue und Jähzorn, Impotenz und Abfall vom rechten katholischen Glauben, eine neue Leidenschaft — da Niemand Zwei zu gleicher Zeit zu lieben vermöge —, aber auch eine plötzliche Heirath treten da auf. Die Hochzeit, von der hier die Rede ist, kann keine andere sein als die der Liebenden selbst. Der drollig ernsthafte Zusatz, daß mancher Liebenden offenkundige Lehre diesen Satz beweist, lehrt es deutlich. Der priesterliche Verfasser mag sich doch gescheut haben, ausdrücklich zuzugestehen, daß sein Gesetzbuch der Liebe im Wesentlichen auf den Ehebruch gemünzt sei. Eine Kasuistik des Treubruches, die sich diesen Lehren anschließt und die mannichfachsten Möglichkeiten der Aufhebung eines Liebesverhältnisses durch eine der beiden Par-

teien aufstellt, geht immer von der selben Voraussetzung eines außerehelichen Liebesverkehrs aus. Und die Tafel von einunddreißig Regeln der Liebe, die das Ganze krönt, läßt nirgends das Gegentheil vermuthen.

Alle diese Eindrücke werden auch dadurch nicht zerstört, daß der Kaplan, sei es aus etwas gezwungener Rücksicht auf Amt und Lehre, sei es in den späteren Jahren leidenschaftlosen Alters oder gar trüber Gewissenskämpfe, seiner Schrift einen Abschnitt beigefügt hat, in dem er Alles wieder zurücknimmt, was er zu Lob und Preis der Liebe gesagt hat. Er erinnert nun in den beweglichsten Ausdrücken an die Verdammlichkeit allen Ehebruches; er erklärt sehr naiv, daß die außereheliche Liebe doch Gott nicht wohlgefällig sein könne, da Gott die Ehe geboten habe, ja, er droht sogar mit Höllenstrafen. Schwerer noch mag dem Verkündiger der neuen Liebes- und Lebenslust geworden sein, einen Katalog der weiblichen Laster aufzustellen, in dem Habgier und Neid, Gefräßigkeit und Lüsternheit, Stolz und Eitelkeit, Trunksucht und Verleumdung, Schwatzhaftigkeit und Ueppigkeit, Unzuverlässigkeit und Treulosigkeit zu einer schlimmen Reihe zusammengefügt sind. Er ist die Voraussetzung, von der aus der nun wieder fromm und weltscheu gewordene Kaplan der Liebe gänzlich abschwört. Aber man glaubt ihm diese Wandlung nicht: warum hätte er dann den Haupttheil seiner Schrift in die Welt gehen lassen, warum wäre er, wenn etwa das Uebel schon früher geschehen war, nicht wenigstens nachträglich aus dem begeistertsten Anwalt der neuen Liebe ihr Feind geworden? So aber that er nicht: denn er fügte nur diesen lahmen Schluß an, behielt aber alle frohe Weltlust und Ueppigkeit seiner übrigen Ausführungen bei.

Vergißt man dieses wunderlich verlogene Pfaffenstücklein, so wird man dem gelehrten Künder der neuen frohen Botschaft noch dankbarer sein als den Dichtern, die ohne solche Umschweife das Hohe Lied der neuen Liebe sangen, die aber auch weit weniger beredt waren. Man erfährt durch den Kaplan Andreas wirklich, von welcher Beschaffenheit diese Revolution der Herzen und der Geschlechter war. Eine Eigenthümlichkeit ist ihr ganz unverkennbar aufgeprägt: ihre heiße Sinnlichkeit und ihr Gegensatz zu allen überlieferten Sittengesetzen. Sie war unsittlich nach der bestehenden — und zwar nicht nur der von der Kirche verkündeten — Sittlichkeit und sie wußte, was damit sich zwar durchaus nicht deckt, wohl aber eng zusammenhängt, weit mehr von den Freuden des Leibes als des Herzens. Wo Andreas die Treue Liebender rühmt, geschieht es nie in den eng umschlossenen Bezirken der Ehe; und selbst den außerehelich Verbundenen räth er fort und fort, theils offen, theils versteckt, diese Tugend nicht zu übertreiben.

Aber beide Eigenschaften sind nicht dazu angethan, die Bedeutung der Umwälzung, die sich in dem Verhalten der beiden Geschlechter damals vollzog, abzumindern. Daß diese fremde, neue Blume so wildwachsen aufschoß, hat

ihrem Duft durchaus keinen Eintrag gethan. Welcher Kenner des menschlichen Herzens sollte sich darüber wundern, daß die neue Form der Liebe in der Treibhausluft verbotener Leidenschaft am Frühesten emporwächst? Und eben so wenig darf man zweifeln, daß die ungesetzliche Leidenschaft auch die gesetzliche nach sich zog. Vor Allem aber wende man nicht ein, daß es sich ja damals offenbar nur um eine — zwar neue und unerhörte — Steigerung trüber Sinnlichkeit gehandelt habe und daß die so sehr viel reineren und zarteren Blüthen der moderneren und gefühlsreiferen Liebe nicht an dieser Blume des Uebels, um mit Baudelaire zu sprechen, aufgebrochen sein könnten. Denn erstens ist auch die sentimentalischste Liebe der neusten Jahrhunderte, die der Wertherzeit, durchaus nicht so unsinnlich und unkörperlich gewesen, wie uns die Sprache ihrer Dichter vortäuscht; und zweitens: was sich damals im zwölften Jahrhundert vollzog, war wichtig, weil es doch eine neue Bewußtheit menschlichen Genießens steigerte, und diese Bewußtheit war von der sinnlichen oder unsinnlichen Richtung der neu erkannten Leidenschaft ganz unabhängig.

Kunst und Leben sind, wie in hundert anderen Dingen, einander auch darin ähnlich, daß jedes verstandesmäßige Begreifen ihre Freuden um ein Beträchtliches vermehrt. Beide sind an sich zunächst ganz ungeistiger Art und haben mit unserer kühlen Vernunft von Anbeginn wenig zu schaffen. Aber noch jeder glückliche Versuch, ihre Früchte noch schmackhafter, noch reizender für unseren Gaumen zu machen, hat sich in der Form vollzogen, daß er eine begriffliche Aufhellung vorher dunkler Vorgänge, ein verstandesmäßiges Zergliedern starker, plumper Triebe vornahm. Man schuf sich im Kopf einen Widerhall der Vorgänge des Leibes und der Seele und hat sie dadurch nicht nur gesteigert, sondern oft überhaupt erst recht genossen. Denkt man an spätere ähnliche Aufhöhungen der Lebenskunst, an die Entdeckung der Schönheit der Landschaft und an die zweite Vertiefung der Liebesgefühle von den Anfängen des achtzehnten Jahrhunderts ab, an die tausend Bereicherungen, die durch die noch halb naturalistische, halb schon stilisirende Kunst der Ausgänge des neunzehnten Jahrhunderts unserem Vermögen an Lebensgenuß beigefügt sind, so begreift man am Besten, was im zwölften Jahrhundert vor sich ging. Und schließlich lag einem Zeitalter, das von seinen Vorgängern nur eine derbe Sinnlichkeit überkam, nichts näher, als sich zuerst dieses Erbgutes zu bemächtigen, wenn es überhaupt unternahm, sein Lebensbewußtsein zu mehren. Daß eine eben so bewußte, aber den Herzen näher verwandte Liebe am Ehesten auf diesem scheinbar von ihr weit fortführenden Wege zu finden war, lassen auch die Gestalten treuer Liebenden in Chrestiens Sängen, läßt das heroische Dulden und Schmachten manches Troubadours um die Huld einer Herzensdame erkennen.

Den Gewinnst an bewußtem Lebensgefühl theilten beide Geschlechter;

den Frauen allein aber fiel eine andere Frucht der Neuerung zu: die vollkommene Veränderung in dem Verhältniß von Mann und Weib. Welch ein Bild: am Hofe einer Frau der größte Dichter und ein Inhaber aller Gelehrsamkeit der Zeit im Wettbewerb, ihr Geschlecht zu rühmen, das zuvor eigentlich nur dann aus dem Dunkel der Kinderstube und der Hauswirthschaft hervorgetreten war, wenn einmal der Zufall der Geburt eine aus seinen Reihen auf den Thron geführt hatte. Jetzt aber preist der beredte Forscher seine Beschützerin auf jede Weise, erklärt sie zur Richterin in allen Liebeshändeln und erweist ihrer Urtheilskraft die feinsten Huldigungen. Der fanatische Eifer seiner scholastischen Logik mag den Kaplan sehr oft dazu verlockt haben, von beiden Geschlechtern als ganz gleichen zu reden; so ist denkwürdig, daß er die Geliebte nicht als solche, sondern als Coamans, also als Mitliebende zu bezeichnen pflegt. Aber diese zunächst nur begriffsmäßige Ebenbürtigkeit entspricht doch fast immer auch dem Sinn seiner Ausführungen: Er überrascht sehr oft dadurch, daß er von der Frau als einer eben so thätig eingreifenden Partei des Liebesverhältnisses redet wie vom Manne. Ihre Ueberlegenheit tritt nicht selten unverhüllt hervor, wenn von ihr als der Herrin, vom Mann aber als dem gehorsam Dienenden die Rede ist.

Frankreich war der Sitz und Ausgangspunkt dieser Kulturumwälzung. Aber mit seiner Dichtung, mit seinen Sitten fluthete sie bald in die anderen Länder hinüber. Deutschland insbesondere, dessen neue Dichtung sich damals so völlig hingegeben an dem Vorbild der französischen Sangeskunst emporrankte, war auch in diesem Stück ein gelehriger Schüler. Die Gesänge und Lieder selbst waren von Frauenlob ganz erfüllt. Die Nibelungen freilich, die nur den köstlichen alten Wein der Heldensage in die neuen Schläuche des Volksganges faßten, sind von diesem Geist noch wenig berührt. Aber vergegenwärtigt man sich, wie archaisch einfach die Liebe Siegfrieds und Gunthers geschildert wird, so empfindet man den Gegensatz der Zeit um so stärker. Die erzählenden Dichtungen der höfischen Sänger hallen wider von Liebe und Liebesleid: fast alle haben, von Heinrich von Veldeke bis auf Wolfram von Eschenbach, die Schicksale bedrängter Liebespaare zum Mittelpunkt und Hauptstoff der Handlung. Und wenn Walther von der Vogelweide in seiner männisch-starken Art von Ritterstreit und Ritterschicksal, von Kirche und Staat fast mehr noch zu singen wußte als von Frauendienst, so sind doch auch die Lieder dieses Zeitalters ganz erfüllt von stürmischer Werbung und süßen Herzensfreuden. Die volksthümliche Bezeichnung dieser Entwickelungstufe des deutschen Schriftthums als des Zeitalters der Minnesänger rührt wirklich an die innerste seelische Wurzel ihres dichterischen Schaffens.

Auch Brauch und Sitte der Liebenden, wie ihn die Dichter schildern, ist mindestens ihren Worten nach dem französischen Vorbilde ähnlich. Fast

niemals, hat ein guter Kenner dieses Schriftthums gemeint, ist auch in den Liedern deutscher Sänger dieses Jahrhunderts das Glück ehelicher Liebe geschildert und gepriesen worden. Die wilde Blume Leidenschaft hat mit ihrem berauschenden Duft auch ihnen ganz den Sinn berückt.

In der nicht eben reich entwickelten Dichtung Englands macht sich in der Zeit zwischen 1150 und 1300 der gleiche Einfluß des neuen französischen Liebesideals geltend; nur war hier der Widerhall weit weniger stark und eigenthümlich als in Deutschland. In noch viel unbedingterer Abhängigkeit zu französischen Vorbildern stand das italienische Schriftthum dieser Zeiten. Die Liederdichter Siziliens und des mittleren Italiens waren ganz von den Troubadouren der Provence abhängig, in Oberitalien ist gar in provenzalischer und in französischer Sprache gedichtet worden und mit dem Sange von Liebeslust und Liebesleid verband sich auch hier die gesteigerte Auffassung des Verhältnisses zwischen Mann und Weib, wie sie sich in Frankreich gebildet hatte.

Es wird immer schwierig bleiben, festzustellen, inwiefern das Bild, das Theorie und Dichtung von dem Leben eines Zeitalters entwarfen, der Wirklichkeit entsprach. Doch es fehlt nicht ganz an anderen Spuren. Wie verbreitet die außereheliche Liebe der Frauen war, kann durch nichts besser bezeugt werden als durch die Vorschrift des Rechtsbuches der Etablissements Ludwigs des Heiligen aus dem Jahre 1272/73, daß ein Lehnsmann die Frau oder die unverheirathete Tochter des Lehnsherren nicht verführen dürfe, bei Strafe der Lehnsverwirkung. Oder durch die andere, daß auch der Lehnsherr den weiblichen Angehörigen seines Lehnsträgers gegenüber ähnliche Zurückhaltung üben solle. Die Jungfräulichkeit der adeligen Mädchen schützt das selbe Rechtsbuch durch die Bestimmung, daß jedes Fräulein, das vor der Hochzeit Kinder habe oder nachweisbar unkeusch lebe, das Recht auf ihr Erbtheil verlieren solle.

Auch den Dichtern ist dort noch viel unbedingter zu trauen, wo sie ganz bestimmte einzelne Umstände schildern. Sie sind auf ihre Weise viel zu realistisch, als daß sie nicht Lebensgewohnheiten schildern sollten. Da aber ergiebt sich für Frankreich wie für Deutschland eine Freiheit der Sitten insbesondere bei Frauen, manchmal doch auch bei Mädchen, die von des Kaplan Andreas Grundsätzen nicht allzu weit abweicht. Rittern, die in befreundetem Schlosse nächtigen, bietet die Tochter des Burgherrn ihre Minnedienste an; gefangene Edelleute finden an den Frauen und Töchtern ihrer Sieger Geliebte. Einem Landgrafen soll ein schönes Mädchen, das ihm beim Tanz gefällt, sogleich zugeführt werden. Als der Fürst einen Verwandten auf seiner Burg besucht, heißt es in dem Sange von der Heiligen Elisabeth: itz wart ein junger wibesname geworfen in sin bett dar. Ueber solche schnell vorüberrauschende Liebeshändel hinaus reichen lange andauernde Liebesverhältnisse, in denen ein Amis, wie es auch im Deutschen hieß, mit seiner Amie

Jahre lang in lösbarer wilder Ehe lebte. Am Oeftesten aber warb ein Ritter in heimlichem Minne- und Ehrendienst um eine verheirathete Frau, nicht in schmachtender Sehnsucht und aus der Ferne, sondern immer mit dem Gedanken, sie als Geliebte zu gewinnen. Der Ritter reitet dann zuerst in stiller Huldigung zu Ehren seiner Dame. Später schrieb er wohl bei Tafel mit vergossenem Wein das Wort amo auf den Tisch; dann tauscht er kleine Geschenke mit ihr, trägt im Turnier einen Aermel ihres Gewandes als Banner am Speer. Um den Ehemann zu hintergehen, ward viel List angewandt; man weiß, wie viele künstliche Mittel der berühmteste der ritterlichen Liebhaber, der Kastellan von Couci, angewandt hat, um mit der Dame von Fayel sichere Zusammenkünfte zu haben. Der Gatte aber, der den Liebhaber seiner Frau überraschte, war nach der geltenden Anschauung im Recht, wenn er ihn tötete oder ihm eine schimpfliche Verstümmelung beibringen ließ. Von dem Ehebruch als solchem wird mit leisem konventionellen Abscheu gesprochen, sonst aber faßt man auch die derbsten Realitäten des Lebens sehr unbefangen ins Auge. Im französischen Tristan wird dem betrogenen König Markes das Sprichwort Vuide chambre fait dame folle vorgehalten.

Schwerlich wird man aus diesem leichten Ton der Dichter entnehmen dürfen, daß nun alle eheliche Treue mit einem Schlage aus der Welt verschwunden sei. Wolfram von Eschenbach, freilich in diesem Fall eine seltene Ausnahme unter den Sängern des Zeitalters und auch sonst durchaus nicht der Anwalt so tugendhafter Anschauungen, hat einmal zum Preise ehelicher Liebe sehr warme Worte gefunden. Die Dichter mögen der Wahrheit gemäß geschildert haben, aber es mag so wenig wie irgendwann die Wahrheit der nüchternen Alltagsmenschen, sondern die der leidenschaftlich gesteigerten Naturen gewesen sein. Fest steht nur: so wenig man in älteren Zeiten den Ehebruch des Mannes mit einer Magd als unsittlich empfunden hatte, so wenig nahm man nun an der Minne zwischen einem Ritter und der Ehefrau eines Standesgenossen inneren Anstoß. Und auch daran kann kein Zweifel bestehen, daß die tiefe Umwälzung in dem Verhältniß zwischen Mann und Frau, für die bei Forschern und Dichtern gleich starke Zeugnisse nachzuweisen sind, wirklich stattgefunden hat. Es sollte die Zeit kommen, wo die Aufhellung und Bereicherung der Liebes- und Lebensgefühle, die sie bedeutet, nicht mehr nur auf den Seitenwegen verbotener Minne gesucht und gefunden wurde. Die Frau aber mochte an Sittsamkeit verloren haben: in ihrer geistigen Entwickelung und auf dem Wege zu größerer Selbständigkeit hatte sie einen großen Fortschritt gemacht.

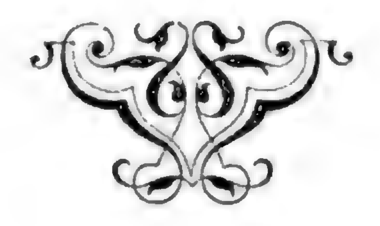
Die Franzosen waren die Pfadfinder gewesen. Doch mögen die Deutschen, Italiener, Engländer, da sie ihnen folgten, nicht nur dem fremden

Muster, sondern auch dem eigenen gleichen neuen Triebe nachgegangen sein. Ob man die Verbreitung des Minnedienstes, wie wohl geschehen ist, als einen Einbruch welscher Unzucht und eine Niederlage der eingewurzelten deutschen Keuschheit mit Recht betrachten darf, scheint mehr als zweifelhaft. Wenn Wolfram von Eschenbach in seiner Parzival-Nachdichtung an einer Stelle, wo sein französisches Vorbild nur vom Raub eines Kusses redet, den Vorgang sehr viel verfänglicher schildert, so spricht Das nicht dafür. Auch sein Lobgesang auf die eheliche Liebe spricht mehr von ihrer Gefahrlosigkeit und Bequemlichkeit als von ihrem sittlichen Werth. Gustav Freytag wird Recht behalten, wenn er auch von den deutschen Rittern des Zeitalters annimmt, daß ihnen schweifende Liebesabenteuer die Poesie des Lebens bedeuteten, daß sie zu Hause zwar nicht gerade treue, aber doch wahrscheinlich warmherzige Gatten und liebevolle Väter waren. Daß die Franzosen vorangingen, ist kein Zufall; auch später mag sie ihr heißes Blut zu leidenschaftlicherem Liebeseifer getrieben haben als die kühlen Deutschen oder Engländer: im Ganzen aber handelt es sich wohl um die Erreichung einer neuen Entwickelungstufe des persönlichen Lebens bei allen betheiligten Völkern.

Wer dem Dichten und Trachten der Menschenseele nachspürt, wird diesem geschichtlichen Vorgang mit ungewöhnlicher Theilnahme folgen. Alle innersten Verknüpfungen unseres leiblichen und geistigen Seins sind hier blosgelegt. Der dem eigenen Ich zugewandte Verstand hat hier offenbar die leitende Rolle übernommen: aber das Licht, das er, damals zuerst, auf Lieben und Leben fallen läßt, hellt scheinbar nur das derbe Drängen der Sinne auf, die ihr Erstgeburtrecht nicht so leicht aufgeben wollen. Und dennoch ist der zarteste der drei Genossen, aus deren mystischer Dreieinigkeit wir uns noch immer unsere Persönlichkeit zusammengesetzt denken, das Herz, es doch, das bei dieser Umwälzung gewinnt. Allzu flüchtig, allzu einfach sind die Freuden leiblichen Rausches: so naiv auch Dichter und Denker dieser Zeitenwende in ihnen noch Ziel und höchstes Gut der Liebe erkennen: die Erregungen des Herzens und die mannichfachen Wechselfälle inneren Schicksals werden von ihnen doch schon mit solchem Scharfblick beschrieben, daß man nicht mehr daran zweifeln kann: in diesem fühlenden Erleben lag die Neuerung und die Bereicherung, die die damalige Verwandlung des Menschen den nun kommenden Geschlechtern brachte. Jenes Werben um eine unerreichte oder unerreichbare Frau, von dem sie so oft berichten: ist es denkbar ohne eine Kultur des Herzens, die, wie wir uns nicht selten schmeicheln wollen, als eine Errungenschaft erst unserer Zeiten und ihrer unerhörten Verfeinerungen gilt? Die nächste Staffel in dieser Entwickelungreihe, die Umwälzung von 1750, hat dem Empfinden zu noch stärkerem Uebergewicht über die Sinne verholfen. Vielleicht stellt sich das innere Schauspiel unserer Tage, um 1900 den Nach-

lebenden als eine noch stärkere Wiederholung dieses Vorstoßes der Seele auf Kosten des Leibes dar. Und doch ist selbst heute noch fraglich, ob auch die lauterste, zarteste und vollauf in sich selbst befriedete Neigung des Herzens von sinnlichen Banden ganz befreit gedacht werden kann. Der liebende Mann kann der Frau auch in diesem Betracht hohe Opfer bringen: aber liegt nicht in der Entbehrung noch ein letzter Nachhall des Entbehrten? Und wird durch die Beschränkung oder selbst Beseitigung der Bezeugungen rohester Sinnlichkeit der Reiz der unbeanstandeten, zarteren und zartesten Sinnenfreuden nicht eher erhöht als vermindert? Es wäre Heuchelei, behaupten zu wollen, daß bei Vertreibung der plumpen Erregungen den ausgestoßenen die feineren auf dem Fuße folgen. Im Gegentheil: sie befestigen dann erst recht ihre Herrschaft. Und so soll man heute auch da, wo man eine straffere Beherrschung des Leibes erreicht hat, mit Nachsicht über die urwüchsige Ungebundenheit alter Zeiten urtheilen: diese Menschen haben nur die erste und vielleicht steilste und dornigste Strecke des Weges zurückgelegt, den wir noch wandern, und haben so in Wahrheit den Empfindsamen von 1750 und den nur im Seelenrausch Trunkenen von heute die Bahn bereitet.

Steglitz. Professor Dr. Kurt Breysig.



Hörer und Dichter.

Eine Ansprache bei Rezitation meines Epos „Zwei Menschen“.

Verehrte Anwesende, Sie sind sehr Wenige! Erlauben Sie mir, bevor ich mit meiner Dichtung beginne, Ihnen zunächst meinen Dank zu sagen dafür, daß Sie mir zuhören wollen. Der epische Dichter geht ja in ganz besonderem Maße von der Vorstellung aus, daß sein Wort einem Hörerkreis vorgetragen wird; natürlich einem, der willig und fähig ist, ihm zu folgen. Die im letzten Jahrhundert erst aufgekommene Meinung, der Dichter dichte im Grunde nur für sich selber, war nichts als ein Anzeichen des schlimmen Zerwürfnisses zwischen Schaffenden und Genießenden, an dem das ganze soziale Leben jener Jahrzehnte kränkelte; zum Glück erholen wir uns allmählich davon. Es ist dem Dichter des Hohen Liedes oder der Odyssee nicht eingefallen, nur zu ihrem Privatvergnügen die alten Romanzen und Balladen ihrer Volksgemeinden schließlich in eine epische Harmonie zusammen=

zufassen; zahlreiche Stellen im Homer, sämmtliche Strophen des salomonischen Fragmentes bezeugen, daß sie zum Vortrag in der Halle irgend eines patriarchalischen Herrenhofes, am Marktbrunnen irgend eines Städtchens bestimmt waren, kurz daß der Dichter nur der berufenste Vollstrecker des allgemein menschlichen Mittheilungbedürfnisses ist.

Ein Kreis von Hörern, die dem Dichterwort folgen können: Das umfaßt auch schon Alles, was dem Epos sein bleibendes Stilgesetz giebt, mag sich auch je nach Zeit und Ort, Volk und Land die Form aufs Verschiedenste ändern. Die Sprechstimme eines einzelnen Menschen, die eine bis zwei Stunden lang ununterbrochen ihren fesselnden Reiz behalten soll, erlaubt natürlich schon von selbst keinen so großen Hörerkreis wie etwa das gesungene Wort oder die Wechselrede im Schauspiel, wo mehrere Kräfte einander ablösen und mit Geberden unterstützen. Und damit nun dieser kleine Kreis — ich meine nicht nur den hier versammelten — auch unvermindert aushält beim Vortrag, muß die Dichtung natürlich so gebaut sein, daß sie die Hörer dauernd spannt und zugleich doch die Abspannung verhütet, die aus der Mühe des Zuhörens leicht entsteht.

Daraus ergiebt sich Zweierlei. Erstens, wie Goethe es nannte, die retardirende Komposition des Epos, die uns mitten hinein in ein Schicksal führt und erst allmählich an allerlei äußeren Vorgängen das innere Leben der handelnden Menschen entwickelt, — wesentlich anders als auf der Bühne, wo rasch mit einigen Worten und Gesten alle möglichen inneren Eigenschaften unmittelbar vorgeführt werden können, die dann an einer einzigen Handlung die äußere Lebensprobe zu bestehen haben. Und zweitens nöthigt der Hörerkreis — und seltsamer Weise hat Das noch kein Aesthetiker recht gewürdigt — den Dichter zur rhythmischen Konstruktion, durch die das Gehör willfähriger aufs innere Sinnbild hingelenkt, vom äußeren Bildwerk nachhaltiger gereizt, also doppelt ans Wesen des Wortes gebunden wird; Das ist der ganze Anlaß und Zweck der sogenannten gebundenen Rede, die man vielleicht noch besser die bindende nennen sollte.

Diesen konzentrirenden Rhythmus hat freilich das Epos mit aller Dichtung gemeinsam, die Geist und Gefühl des Genießenden über den bloßen poetischen Rohstoff — also Fabel, Motive, Ideen u. s. w. — zu einer harmonischen Gesammtanschauung erheben will; nur muß der epische Rhythmus naturgemäß stetiger sein im Takt als etwa der eines kurzen Liedes und dabei wechselnder im Tempo als der dramatisch drängende Tonfall. Ganz wesentlich aber unterscheidet es sich ebendadurch vom Prosaroman, der eigentlich nur ein Bastardprodukt aus Biographie und Novelle ist. Auch der Prosaroman kann gut komponirt sein und einen gewissen Rhythmus enthalten, einen stückhaften Rhythmus von Satz zu Satz; aber niemals kann er die

Komposition konstruktiv auf den Rhythmus selbst aufbauen, zu einem geschlossenen Organismus. Er rechnet nicht mit dem Hörerkreis, der sich auf ein Gesammtgefühl sammeln soll; er rechnet mit dem einzelnen Leser, der durch vielerlei Reize zerstreut sein will. Daher die Ueberladung unserer Romane (ich rede natürlich nur von den guten) mit wissenschaftlichen Delikatessen aus Psychologie und Pathologie, mit Details aus dem sozialen Milieu, mit landschaftlichen Kuriositäten, mit langen Schilderungen der Stimmung und breiten Beschreibungen der Gefühle, — lauter Dingen, die der Versroman, also das Epos, kraft der konzentrirenden Eigenschaften des Verses, einfach zwischen den Zeilen liegen lassen kann. Dem Prosaisten wäre es, zum Beispiel, selbst wenn er wollte, gar nicht möglich, mit etlichen stereotypen Floskeln — ich erinnere nur an den „göttlichen Dulder" Homers —, überhaupt mit Anklängen und Wiederholungen die allerverschiedensten Wirkungen auszulösen, je nach dem Zusammenhang, in dem die Worte wiederkehren; ohne die rhythmische Mnemotechnik würden sie auf der großen Fläche entweder überhaupt dem Gedächtniß entfallen oder den seelischen Nachhall einbüßen, wenn sie nicht gar ins Falsche umschlügen.

So verfällt der Roman dann weiter darauf, sich der Neigung des Lesers anzubequemen, die das Poetische gern schon im Rohstoff sucht, um rascher in Spannung zu gerathen: auf gewisse ausschließlich phantastische, romantische, archaistische Liebhabereien, die über das angeblich unpoetische Alltagsleben von vorn herein hinweghelfen sollen. Einen Hörerkreis würde Das bald abstumpfen, wie jede andere Eintönigkeit. Man muß sich klar darüber sein, daß den Hörern Homers eine Seefahrt nicht eine Spur romantischer vorkam als etwa uns eine Gletscherpartie, daß ihnen ein „ehern dröhnender" Rennwagen kein poetischerer Gegenstand war als uns ein stählern blitzendes Zweirad. Jene Abenteuer des Odysseus, die Kämpfe der Helden um Troja, die Haß- und Liebesaffairen der Götter waren damals landläufige Alltagsgeschichten und erst die rhythmische Kraft des Dichters machte sie weltbedeutend. Auch Homer wird freilich manches Neue zum Altbekannten hinzu erfunden haben; und das Romantische, Mythische, Phantastische gehört natürlich mit zum Leben und also auch mit in die Kunst; aber man halte es nicht für das Wesentliche, es ist nur interessanter Rohstoff und das Wesen der Kunst ist Stoffbehandlung, ist die rhythmische Umgestaltung des Lebens zu einem harmonischen Welt-Sinnbild.

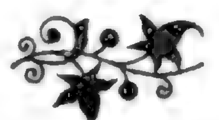
Das ist es erst, was uns Kunst und Dichtung zum höchsten Inbegriff
3 ller Kultur stempelt, zum Sinnbild unserer Naturbeherrschung; was sie ver-
sozi vistert mit aller menschlichen Geistesschöpfung, mit Religion, mit Wissen-
mähl t, mit Privatmoral und Sozialpolitik und — in unserer Zeit der Groß-
eingefa sherrschaft sei es ausdrücklich gesagt — mit allem Handel und Wandel
laden il,

menschlicher Schaffenskraft überhaupt. Alles läuft auf das Eine hinaus: Ausbeutung der Natur zu menschlichen Genußzwecken durch Umschaltung der natürlichen Kräfte. Denn selbstverständlich ist auch das Urprinzip aller Kunst, eben der rhythmische Ordnungtrieb, der Grundtrieb jeglicher Harmonie, in der Natur selbst schon enthalten," — und so erklärt sich das Wort Dürers, die Kunst sei schon drinnen in der Natur, man müsse sie nur herauszureißen wissen. Wohin wir blicken im Umkreis des menschlichen Wirkens, überall spüren wir dies Prinzip: in dem fast noch barbarisch monotonen Takt der ältesten religiösen Hymnen, in den hieroglyphischen Rudimenten des Ebenmaßes unserer Handschrift, in der einfachen Schwingung des Pendels, aus der die moderne Naturforschung die komplizirten Gesetze der Weltbewegung berechnen lernte, in den Schwebungverhältnissen der Ton- und Lichtwellen, die uns sympathisch oder antipathisch berühren, ja in der simpelsten Eintheilung menschlicher Thätigkeit nach Arbeitstagen, Kontorstunden, kostbaren Minuten und — last not least — im Pulsschlag des Herzens.

Und daß die einzelnen Schaffenskreise dies natürliche Band wieder fühlen und mit Bewußtsein inniger knüpfen lernen: Das ist es, was die Gesammtkultur eines Volkes wie des Einzelnen ausmacht, und in diesem Sinn danke ich Ihnen, dem kleinen Kreis meiner Zuhörer. Denn in diesem Kreis darf ich es aussprechen: Immer nur Wenigen theilt sich höchster Kunstwille innerst mit; aber auch diese Wenigen sind dem Künstler werthvoll nur insofern, als sie eine Allgemeinheit repräsentiren, als sie würdig sind, selbst ein Sinnbild vorzustellen, ein Sinnbild gemeinsamen Menschenstrebens über die Nothdurft der Natur hinaus.

Dies bitte ich Sie im Auge zu behalten, wenn Manches im Verlauf meiner Dichtung — wie überhaupt in jeder Dichtung, die auf Umfassung der Lebensgewalten ausgeht — sich obenhin fast so anhören sollte, als handle sichs hier um eine Verherrlichung brutaler persönlicher Instinkte. Das wäre natürlich das Gegentheil von einer Kunst der Naturbeherrschung. Aber man wird nicht leugnen können: wo geherrscht werden soll, muß Etwas da sein, das der Beherrschung werth und bedürftig ist. Der zügelnde Geist ohne starke Triebe wäre ein Reiter ohne Pferd; wie hinwieder selbst das edelste Vollblut nichtsnutzig wird und niederträchtig, wenn nicht ein ebenbürtiger Herr es mit Geschick zu bändigen weiß. Und zum Stoff meines Epos gehört (unter anderen Motiven) eben auch die Erringung jenes geistigen Allgemeingefühls, das den vom Schicksal getriebenen Einzelmenschen über sein Schicksal erhaben macht.

Blankenese. Richard Dehmel.



...nial, —
...zen Mann

Der Dramatiker Bernard Shaw.

Der englische Schriftsteller Bernard Shaw, ein jetzt sechsundvierzig Jahre alter Ire, der als Musikkritiker für Richard Wagner, als Literaturkritiker für Henrik Ibsen in England gekämpft hat, ist ein vielseitiger Mann. Er hat nicht nur ein volles Jahrzehnt hindurch Kritiken geschrieben, sondern ist auch während eines noch längeren Zeitraumes als sozialistischer Agitator, erst der marxischen Richtung, später britisch-parlamentarischen Stiles aufgetreten. Er ist ein Bewunderer der italienischen Renaissance, war der Anwalt der englischen Praeraffaeliten und ist heute der eigenartigste Schauspieldichter des Inselreiches. Englische Schauspiele werden selten auf den Kontinent eingeführt. Manchmal eine Posse, wie „Charleys Tante“, ein vereinzeltes werthvolles Drama wie Arthur Pineros „Zweite Frau Tanqueray“, sentimentale Winzigkeiten geringen Gehaltes wie „Trilby“ und Aehnliches. Es wäre gut, wenn ein paar Stücke von Bernard Shaw im festländischen Norden aufgeführt würden; dann erst bekäme man einen Begriff von dem modernen Drama der Briten, die auf so vielen anderen Gebieten voranschreiten.

Hinter Shaw steht Ibsen. Doch so starke Gemüthsbewegungen er ursprünglich wohl in Bernard Shaw bewirkte: im Einzelnen kann von einer Beeinflussung nicht die Rede sein. Dazu ist Shaw zu originell und zu grundenglisch. Von Ibsen, dessen Herold er war, empfing er zunächst wohl nur die Anregung, sich in das Persönlichkeitleben sehr komplizirter Menschenseelen zu vertiefen, und den fortwirkenden Impuls, der ihn trieb, allgemein anerkannte Vorurtheile, dramaturgische wie menschliche, abzuschütteln. Sonst sind Form und Gedankeninhalt bei Shaw von denen Ibsens wesentlich unterschieden. Dem ersten Blick fallen die ellenlangen Einleitungen auf, die der Dichter den Akten vorausschickt. Da spricht er als Regisseur und schreibt genau vor, wie Mienenspiel und Geberde zu wechseln habe und welche Ausdrucksnuance jedem Wort zu geben sei. Manchmal redet er auf eine uns höchst seltsam dünkende Weise mit. Ein Beispiel. An einer Stelle, die bestimmt, was während einer Aufbruchspause auf der Bühne zu geschehen habe, lesen wir: „Frau Dudgeon, nun eine Fremde in ihrem eigenen Hause, steht unbeweglich. Sie fühlt ihre eigene Bedeutunglosigkeit, denn leider war um diese Zeit Mary Wollstonecraft erst ein Mädchen von achtzehn Jahren und noch müssen vierzehn Jahre vergehen, bevor sie ihr Buch über das Recht der Frau schreiben kann.“ Diese Manier hilft Shaw auch über eine andere Klippe hinweg. Er will nicht oder kaum verständliche Repliken, wie sie im Leben vorkommen, im Drama bieten und erklärt sie, in Klammern, dem eingela… Beispiel: „Nicht ... (sie meint: Sie dürfen nicht scherzen!)“

laden ist,

An der Wahl der Stoffe erkennt man den modernen Kritiker, dessen Geschmeidigkeit sich in die verschiedensten Zeiten und Volkspsychen hineinzufühlen vermag. Shaw schildert nicht nur Engländer up to date, sondern auch Amerikaner von 1777 und Bulgaren von 1885.

Aus dem Jahr 1894 stammt ein Stück, dessen nicht seichte Lustigkeit auf der Bühne gewiß Beifall fände. Es ist eine echte Charakterkomoedie und dennoch theatralisch im guten Sinn des Wortes. Die Handlung spielt unter den gegen Serbien siegreichen Bulgaren und verspottet sehr glücklich die Pose unechten Heldenthumes und die ungesunde Kriegsromantik, in der manche Frauen schwelgen. Das Stück heißt „Die Waffe und der Mann" (nach den ersten Worten in Vergils Aeneide: Arma virumque cano); Hauptpersonen sind: eine junge Bulgarin, deren Vater und Bräutigam, Beide Offiziere, doch kaum mehr als Dilettanten des Kriegshandwerkes, und ein Schweizer, der als Berufssoldat in serbische Dienste getreten ist und mit der kraftvollen Einfachheit seines Wesens, mit überlegener Einsicht und derbem Frohsinn im Mittelpunkte der Handlung steht. Fein ist, daß die bulgarischen Offiziere, die im Schatten der Hauptperson wandeln, nicht Prahlhänse sind, sondern brave Männer, die sich nur ein Bischen aufblasen, wenn es sie kleidsam dünkt. Der Jüngere ist freilich recht beschränkt und von etwas schlotteriger Haltung (leider ist er auch vom Dichter etwas schlotterig gehalten). Alles aber, was wir sehen, ist eigenartig: ein Milieu, in dem die vornehmsten Leute stolz darauf sind, daß sie sich „fast täglich" waschen und eine Bibliothek haben, die einzige in der ganzen Gegend. Alles ist unverfälschtes Balkanprodukt, bis herab zu Jungfer und Diener mit ihrem halbasiatischen Wechsel zwischen Frechheit und Servilität. Und weder an Spannung noch an Humor fehlt es dem Drama.

Am Tiefsten graben und mit dem geringsten Kraftaufwand auskommen wollte Bernard Shaw in „Candida". Hier erinnert die ruhige, sich in Gespräche auflösende Handlung an Ibsen. In dem Drama lernen wir einen englischen Pastor unserer Tage, seine vortreffliche junge Gattin und einen achtzehnjährigen adeligen Poeten kennen, den der Pastor ins Haus genommen und der sich in die Hausfrau verliebt hat. In diesem Stück ist viel Tiefsinn und eine Seelenkenntniß, der das Spiel an der Oberfläche nicht genügt. Der Pastor ist ein Christlich-Sozialer, der immer Reden hält, immer predigt, — die wandelnde Fachsimplerrhetorik, dabei aber herzensgut und von ernstem Sinn. Die Gemeinde verhätschelt, vergöttert ihn; aber er bewahrt sich den klaren Blick für den Werth seiner Frau, ohne die er nicht leben kann, und das Gefühl, daß sie ihm unentbehrlich ist, siegt am Ende über das professionelle Schauwesen. Der Dichter ist ein unreifer Knabe; weltfremd, unfertig, furchtsam, schüchtern, befangen und unverschämt, eingebildet und genial, — mit einem Wort: unausstehlich. Als er merkt, daß die Pastorin ihren Mann

liebt, zieht er sich mit männlicher Seelenstärke zurück. Wir fühlen: Der bringts zu was in der Welt; und Shaws Stück brauchte nicht mit der Parenthese zu schließen: „Candida und James umarmen einander, aber das Geheimniß im Herzen des Dichters kennen sie nicht“.

Das liebste unter den Dramen des Iren ist mir „The Devils Disciple“. Ein Meisterwerk; gleich stark als Seelenstudie wie als Theaterstück. In guter Darstellung müßte es Furore machen. Es spielt zur Zeit des Unabhängigkeitkrieges in einer Kleinstadt der Vereinigten Staaten. Der Dichter hält sich von Vorurtheilen so frei, so streng objektiv, daß man einen Nordamerikaner eher als einen Briten in ihm vermuthen könnte. Freilich: dieser Brite ist ein Ire. Ganz vorzüglich ist alles Historische behandelt. Die zeitlich bestimmte Form des Puritanismus, der Zusammenprall altenglischer Staats- und Militärmacht mit neuenglischem Temperament, Empfängniß und Geburt des modernen Amerikanismus: das Alles ist prachtvoll geschildert. Höchster Bewunderung würdig, zum Beispiel, die Skizze des englischen Generals Burgoyne; in dieser Gestalt ist ein Leben, ein sprühendes Feuer, das nur der Athem großer Dichter zu schaffen vermag. Die Hauptperson ist ein Jüngling, der, wie einzelne junge Helden Sheridans und anderer Komoedien des älteren England, wegen lockeren Lebenswandels und einer Rücksichtlosigkeit, die in diesen puritanischen Kreisen Furcht und Grausen erregt, berüchtigt ist. Dabei schmücken ihn (wie den Schweizer in dem Bulgarendrama) alle Mannestugenden, auf die der Verfasser Werth legt. Diesen Leichtfuß, vor dessen Spott Niemand sicher ist, ziert prunklosestes Heldenthum. Eine Verkettung seltsamer Umstände zwingt ihn, sich, statt des puritanischen Ortspfarrers, der als Empörer erschossen werden soll, verhaften zu lassen. Der Pastor kann fliehen. Die fromme Frau Pastor lernt allmählich den Ehemann verachten und den Retter, den sie bisher haßte, lieben. Tiefes Gefühl mischt sich in der Darstellung dieses Sinnenwandels mit überlegener Ironie und einer Kenntniß des Frauenherzens, die jeden Zuschauer erfreuen muß. Und die Freude wächst, da wir erkennen, daß der Pfarrer nicht, wie es schien, aus Feigheit die Ideale seines Lebens verleugnet hat. Die Gefahr hatte ihn zu einem praktischen Mann, einem Soldaten gemacht, der sich nicht unnütz opfern mag. Durch Energie, Verschlagenheit und Muth rechtfertigt er unsere frühere gute Meinung und gern sehen wir ihn, der nun erst seinen wahren Beruf gefunden hat, das Priesterkleid für immer ablegen.

Das Stück ist bunt und an Effekten überreich; es bringt eine Testamentseröffnung, eine Verhaftung, ein Kriegsgericht, sogar den Galgen auf die Bühne und bietet zugleich der großen Menge und den feinsten Geistern Befriedigung. Wäre es nicht an der Zeit, den unseligen „Kean“ und ähnliche Gräuel vom Teufelsschüler holen zu lassen?

Kopenhagen. Georg Brandes.

♣

Skizzen.

Abendroth.

Mitten im hohen Föhrenwald. Da lag es noch, das kleine Haus; Haus und Zaun ganz überrankt von amerikanischem Wein, dessen starker Blüthenduft fast betäubend, fast abstoßend auf den Vorübergehenden wirkt. Wie vor Jahren lag es da, nur noch mehr versteckt unter dem bis zum Dach reichenden Gerank. Wie damals waren die grünen Läden der Fenster nach der Wegseite hin geschlossen und wie früher sah und hörte man nichts. Hier und da leuchtete durch das vom Wind bewegte Grün eine Blume aus dem Innern des Gartens grellfarbig hervor, blitzte auf und verschwand wieder.

Manchmal auch erschien ein schöner Windhund mit seinem schmalen Schlangenkopf am Thor und starrte mit seinen gleichgiltigen Augen einige Sekunden hinaus. Alles war wie vor Jahren, nur noch etwas stiller und versunkener. Mancher hatte eine schöne Frau in mittleren Jahren mit prachtvoll dichten schwarzen Zöpfen um den Kopf eilig und munter ans Thor kommen sehen, um irgend Etwas in Empfang zu nehmen. Das war Alles. Das Haus machte den Eindruck eines Asyls für Glückliche. Dennoch erzählte man, die beiden Leute, die da wohnten, hätten viele Kinder verloren. Eine Tochter, die geirrt hatte, sei krank aus England zurückgekommen und im Elternhaus gestorben. Der Sohn, der ihnen allein geblieben war, habe die Universität verlassen, um bei den Eltern zu leben. Das war Alles. Und Alles war wie sonst; nur noch etwas stiller und versunkener.

Dann hörte ich, die Frau sei krank, totkrank und der Sohn allein besorge den Haushalt, die Küche, die Pflege. Den Vorübergehenden bot das Haus denselben Anblick abwehrenden Friedens, der nicht gestört sein will.

Mein Weg führte mich oft vorbei; denn dieser Fußpfad war der nächste, der in die schönsten Theile des weiten Hochwaldes führte. So kam es, daß ich eines Tages in den schmalen Spuren des mit einem egyptischen Esel bespannten Brotkarrens ging, dessen Führer diese einsamen Wohnungen zu bestimmten Zeiten aufsuchte, um Brot zu bringen. Er hielt auch an dem Weinlaubhäuschen und ich sah staunend, daß die Pforte sich aufthat, die Frau heraustrat und das Brot in Empfang nahm. Wie dünn und mager war sie geworden! Man konnte sie für eine verkleinerte Reproduktion ihrer früheren Gestalt halten. Eilig trat ich heran, grüßte und sprach ihr in aufrichtiger Freude meinen Glückwunsch zu ihrer Genesung aus. Sie war förmlich zusammengeschrumpft; fast durchsichtig die Haut über dem feinen Knochenbau; hier fest gespannt, da in tiefen Falten. Dabei peinlich sauber und sorgsam gepflegt. Das dünn gewordene, aber für die alte und kranke Frau immer noch erstaunlich reiche Haar lag, wie früher, in Zöpfen um den Kopf. Ohne mich lange zu besinnen und von dem Wunsch gedrängt, dieser an alles Weh des Verfalles mahnenden Gestalt etwas Angenehmes zu sagen, rief ich: „Wie schön ist Ihr Haar! Und mit welcher Sorgfalt Sie es pflegen!"

Fast verächtlich zuckte es um ihren Mund; dann warf sie, in gleichgiltigem, geringschätzendem Ton, die Worte hin: „Ach, es ist nicht mehr viel!" und wartete, bis der Brotmann ihr Geldstück in kleine Münze gewechselt hatte.

„Ich weiß“, sagte ich, „wie schön Sie waren und welch wundervolles Haar Sie hatten; aber wie viele junge Mädchen und Frauen wären froh, Zöpfe zu haben, wie sie noch jetzt Ihren Kopf schmücken!“

Da geschah etwas Wunderbares. Die ganze kleine, gebeugte Gestalt streckte und reckte sich langsam auf, ein Leuchten ging über ihr Gesicht hin, strahlende Augen sahen mich an und die Lippen fragten: „Ja, haben Sie mich denn früher gekannt?“ Nur Sekunden lang stand sie so. Dann trippelte wieder eine alte, dem Grabe nur für kurze Zeit entronnene Frau mit dem Brot ihrer Pforte zu, aus der eine müde, alte, doch weiche Männerstimme rief: „Marianne, wo bleibst Du?“ Sie hatte sich draußen wohl länger als sonst aufgehalten.

Langsam, unter dem Eindruck dieser Wandlung, die nur ein paar Sekunden gewährt hatte, schritt ich weiter. Dies Aufleuchten verlöschender Lebenskraft in dem Gedenken an Alles, was das Leben lebenswerth macht, an Schönheit, Glück, Liebe und Freude, — ein seliges Erinnern! Alles lag in diesem verklärenden Blick. Ein Sonnenstrahl, der den Tage lang mit schweren Wolken verhängten Himmel vor Sonnenuntergang durchleuchtet und mit fast überirdischem Licht die Welt erhellt, ehe sie in Nacht versinkt. Ich ging dahin, langsam, und dachte: Was mag dies kleine, stille Haus an Leben und Liebe bergen, da das Erinnern eines Augenblickes solche Zaubermacht übt? Und was hat er, der, in unablässigem Kampf, in stetem Ringen nach Ruhm, Ehre und Reichthum ermattet, gebrochen, endlich zusammensinkt?

Die offene Pforte.

Da steht das Kind an der Gartenthür und schaut hinaus auf die glitzernden Felder, die im Morgenschein des Frühlings schimmern. Mit neugierig großen Augen schaut es hinaus und in den Augen ist ein Gefühl, das große Leute Sehnsucht nennen, als wäre da draußen etwas Wunderbares, etwas unbeschreiblich Schönes verborgen ... Wer kann ganz erfassen, was eine Kinderseele von der Welt da draußen erwartet? Von der Welt, die verschlossen und doch offen hinter der geschlossenen Gartenpforte liegt, glänzend und lockend, anzieht und vor dem Unbekannten doch Schauder erregt? Glück verheißt sie und ruft in siegreichen Kampf gegen Gefahren. Aber sie lockt und lockt das Kind aus dem Vaterhaus, dem wohlgehüteten Garten.

Da stand das Kind an der Gartenthür und schaute hinaus auf Felder und Wiesen. Wie Das glitzert und flimmert! Goldene Fäden scheinen über die Felder gespannt und die Wiese schmücken viele schöne Blumen. Im Garten sind zwar auch Narzissen, Aurikeln und blaue Leberblümchen; doch die sieht das Kind alle Tage und kennt sie ganz genau. Aber draußen! Da sind Himmelsschlüssel zuerst, dann gelbe Butterblumen, Tausendguldenkraut, rosa und violett; und was mag wohl das Blaue dort für Blumen sein, ganz weit da draußen? Jetzt steigt eine Lerche empor und singt ihr Lied. Gewiß ist sie beim Nestbauen und hält nun auch Sonntag. Gern möchte das Kind sehen, ob da ein Nest ist. Aber was ist denn Das? Da blitzt es auf wie ein großer Diamant, weiß, golden, purpurroth. Wie eine kleine Sonne. Ob Das wohl das Kleinod Klein-Rolands ist oder ein Meteorstein, von denen der Vater erzählte, daß sie manchmal vom Himmel fallen und die man nur findet, wenn man ein Glückskind, ein

Sonntagskind ist? Findet man aber einen, dann ist man reich, denn in der Nähe besehen ist er ein faustgroßer Edelstein.

Ein Sonntagskind ists nicht; aber warum sollte es kein Glückskind sein? Weit ist es nicht bis zu der Stelle, wo es leuchtet, gar nicht weit, ganz nah sogar. Zuerst die Wiese; die wird ein Bischen naß sein. Aber dann gleich hinter der grünen Saat, die eben erst aus der Erde lugt, auf dem Brachfelde: da liegt das Juwel. Und was würden Vater und Mutter sagen, wenn es damit heimkäme! Aber die Gartenthür ist immer verschlossen und über den Zaun kann das Kind trotz aller Keckheit nicht klettern; dazu ist es zu klein. Wenn doch das Schloß nachgäbe! Da ... es ist ja gar nicht verschlossen wie sonst; gewiß sind die Mägde und Knechte, weil Sonntag ist, statt in die Kirche, da hinausgegangen, in den Wald, ins Freie. Wirklich: nun ist die Thür auf und das Kind steht draußen, allein, — und Niemand weiß es. Fast ängstlich klopft das Herz; ob es wieder zurück soll? Ja, besser ists. Wenn Vater aus der Kirche kommt, wird es ihm den leuchtenden Stein zeigen und er geht dann mit, ihn zu holen. Zurück also; aber den Blick immer auf den Stein gerichtet, damit es ihn ja nicht aus dem Auge verliert. Aber wo ist er denn? Er ist ja nicht mehr da! Doch: da leuchtet er wieder und nun giebt es kein Zaudern mehr; er könnte noch einmal verschwinden. Nur genau merken, wo er liegt. Dort, ganz geradeaus, bei den blauen Blumen, wo sie so dicht stehen, vorbei an dem Stoppelfeld. Also muthig vorwärts! Die Wiese ist naß und Mutter wird zanken; doch wenn sie das Kleinod sieht ...! Wie schön sind die Blumen hier! Und da! Und dort! Ueberall! Ein paar will das Kind doch pflücken: diese und diese, — und die gefüllten großen Butterblumen, wie kleine gelbe Rosen! Da wird sich Vater freuen. Jetzt aber muß es sich losreißen und sehen, daß es über das Saatfeld kommt. So nah sah der Weg aus und ist nun so weit; und das Kleinod ist auch nicht mehr zu sehen. Aber das Kind weiß: hinter dem grünen Saatfeld liegt es. Also vorwärts. Nur diese wunderschönen Stiefmütterchen muß es noch pflücken, nur ein paar. Die Sonne brennt und die heißen kleinen Händchen tragen schon einen Strauß welkender Blumen. Eigentlich ists besser, man wirft sie weg und pflückt von den Stiefmütterchen einen ganzen Strauß. Weiße, gelbe und blaue; und jedes hat ein anderes Gesicht. Da ist eins, das hat zwei ganz schwarz Sammetblätter und macht ein beinahe böses Gesicht; das andere mit dem gelb-weißen Sammetröckchen lacht; und erst das blaue mit weiß! Aber wo ist denn der Stein? Er war doch gleich bei dem großen Büschel blauer Doldenblumen. Das Kind läuft und läuft, sieht aber noch immer nichts. Da, plötzlich, ganz fern, dicht am Wald, leuchtet es auf, weiß, gelb, purpurroth, in blendenden Strahlen... Das Kleine lief, was es konnte; doch wenn es glaubte, nun müsse das funkelnde Juwel erreicht sein, war der Glanz in der Nähe verschwunden und leuchtete anderswoher. Und endlich stand das Kind, rathlos und enttäuscht, weit vom Vaterhaus, draußen auf dem freien Feld unter den Strahlen der heißen Mittagssonne. Müde wars und wußte nicht, was es thun solle; der Weg zurück war so weit, so unendlich weit ... Da sah es den Wald: der ist nah; dahin konnte es noch gehen, um im Schatten der Bäume auszuruhen für den Heimweg. All die schönen Blumen, die es gepflückt hatte, waren längst verloren, achtlos verloren während des hastigen Laufes nach dem blinkenden Kleinod. Als

es in den Wald kam, war es so erschöpft, daß nur noch ein müdes Lächeln über das Gesichtchen glitt, da es den blühenden Goldregen sah, die vielen, vielen Anemonen, die blauen Veilchen und die duftenden Hyazinthen.

Spät am Nachmittag wachte es in den Armen des Vaters auf, der mit Anderen auf die Suche gegangen war und unter dem Goldregenbaum sein Kind schafend gefunden hatte. Ein Kuß, ein Lächeln: dann schlief es weiter, müde, — ach, so müde von dem weiten Weg!

Eine Frau.

Nach des Tages Arbeit ist es Abend geworden. Einer der Abende, die so gleißend schön, so verheißend, berauschend sind, daß eine große Sehnsucht nach Glück das Menschenherz weitet und man in wonniger Hoffnung der Nacht und dem nächsten Tag entgegensieht. Am Morgen nach solchem hoffnungreichen Abend ist dann ein bleischwarzer oder aschgrauer, trostloser Himmel und alle Freude scheint für ewig gestorben.

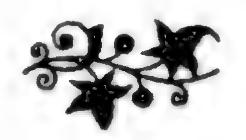
Nach des Tages Arbeit ist es Abend geworden. Wir lehnen uns zum Fenster hinaus und freuen uns an der schönen Abendsonne, die auf die Ebene vor unseren Füßen herniederstrahlt. Links von uns, an den Arbeiterhäusern, leuchtet sie golden in den Fenstern. Eine hagere Frau, eine von denen, die durch Arbeit und Noth um ihre Jugend gekommen sind, schreitet daher. Auf den Armen trägt sie ein dickes, rosiges Baby, nicht mehr Wickelkind und noch nicht weit genug, um den ersten Schritt wagen zu können; schon aber fängt das kleine Wesen an, Freude und Leid zu begreifen, zu lachen und zu weinen. Das dicke, rothwangige Kind neben dem bleichen, schmalen Gesicht der Mutter: kaum glaubt man, daß es Fleisch von ihrem Fleisch, Blut von ihrem Blut ist. Doch ein sonniges Lächeln erhellt das Gesicht der Frau, da sie mit ihrem Kinde einherschreitet. Eigentlich ists kein Schreiten; ein leise wiegender Gang stiller Glücksempfindung. Leicht trägt sie das Kindchen auf dem einen Arm. Lachend greift das Kleine nach einer hochstengeligen rothen Blume, die die Frau in der anderen Hand hält und mit der sie spielend das Kind berührt, die sie den zulangenden Händchen aber nicht überläßt. „Ei, die schöne, schöne Blume!" Unermüdlich sagt sie die Worte; und sie sagen unbewußt ihre ganze Liebe und ihr ganzes Glück. Das Kind lacht und sie gehen weiter, den Pfad entlang, der um unseres Gartens Ecke in den Wald biegt. Ich sehe sie nicht mehr, höre nur noch die Stimme der Frau, die vom „Tatta" spricht. Sie gehen wohl dem Vater entgegen, der aus dem Steinbruch heimkommt; dahin führt der Waldweg.

Wie schön war diese Frau mit ihrem Kind, mit ihrem Glück an diesem wunderbaren Abend! Ich trete ins Zimmer zurück, um mir den Eindruck als Glück für mich zu bewahren... Aber es läßt mir keine Ruhe. Ich möchte auch den Vater sehen und kehre ans Fenster zurück. Doch ehe ichs erreicht habe, höre ich nicht sehr fern rauhe Worte, und als ich heraussehe, kommt gerade um die Ecke des Gartens auf dem Pfade, der aus dem Hochwald führt, ein Mann. Seine Kleider sind mit Kalksteinstaub bedeckt; in der einen Hand trägt er klappernde Blechgefäße, die sein Mittagsmahl enthielten. Mit schweren, unlustigen Tritten kommt er daher, als wollte er die Erde zermalmen; das Gesicht ist ruhig, finster, starr. Erschreckt spähe ich nach der Frau. Da kommt sie: schleppend,

langsam ist ihr Gang, als wolle sie den Mann einholen und komme doch nicht vorwärts. Das Kind hält sie an sich gepreßt; und von Zeit zu Zeit wischt sie sich mit dem Zipfel ihrer Schürze die strömenden Thränen ab.

So gehen sie ihrer Behausung zu. Es wird Nacht.

Dora Hitz.



Frühling im Winter.

„Und hurre, hurre, hopp, hopp, hopp! Fort gings in sausendem Galopp!" Seit ich neulich hier über die Börsenhausse berichtete, hat sich im Burgstraßenpalast nichts geändert. Noch immer treiben die Börsencommis einzelne Favoritpapiere in die Höhe; und bis jetzt ist ihnen die Gefolgschaft treu geblieben, die zu höheren Kursen kauft, was die Rathgeber vorgekauft haben. Noch immer lassen die Börsenleute sich durch ungünstige Botschaften, die aus Amerika kommen, nur selten beunruhigen: den Teufel spürt das Völkchen nie. Dennoch bereiten sich jenseits des Atlantischen Ozeans Krisenerscheinungen vor; nach allen Kausalregeln müssen wir Ausbrüche erleben, deren Tragweite nach unserem bisher gesammelten Erfahrungschatz nicht ausgerechnet werden kann. Einstweilen wiederholt sich drüben ein Schauspiel, das wir schon mehr als einmal aufgeführt sahen. Wieder erschüttert der Zwist zweier Spekulantengruppen die Grundlagen der new-yorker Kurse und wieder ist das Kaufobjekt eine der Eisenbahnkombinationen, in denen sich die Großmacht amerikanischer Milliardenbeherrscher besonders deutlich offenbart. Auch diesmal wieder ist aber hinter den mehr lokalen und finanztechnischen Symptomen eine weitreichende Verstimmung des wirthschaftlichen Gesammtorganismus zu spüren. Die berliner Börse hat sich an solche transatlantische Schauspiele längst gewöhnt; sie ist gegen diese Sensationen abgehärtet und glaubt, auch jetzt werde die Wolkenwand vorüberziehen und, da ein Friedensschluß den Interessenstreit bald enden müsse, die gefährliche Entladung des Zündstoffes vermieden werden. Die ernste Verstimmung der new-yorker Börse wurde nicht genügend beachtet; und sie ist doch ein wichtiges Symptom. Sonst pflegt das Unbehagen vom Gebiete der Bankaktien auszugehen; diesmal stammt die Nervosität von den Shares der Amalgamated Cupper Co. Und nicht nur die Shareholders sind unruhig, sondern Alle, die hellen, aufmerkenden Auges die Wirthschaftentwickelung verfolgen; natürlich: denn der Rückgang des Kupferkurses ist die Folge des Stoßes, den die Metallpreise plötzlich erlitten haben. Das auffällige Steigen der Preise für Kupfer, Zinn und Zink hatte nicht nur das Signal zu der letzten amerikanischen Hausse gegeben, sondern auch auf die europäischen Börsen wie neuer Herrlichkeiten Weissagung gewirkt. Schon berief man sich auf die „alte Erfahrung", daß die Steigerung des Metallwerthes jedesmal einer Erhöhung der Eisenpreise voranzugehen pflege; und als gar in Glasgow Warrants um ein paar Pence im Preis stiegen, sah das verzückte Auge den Himmel offen und das Herz der Börsianer schwelgte in der seligen Gewißheit, nun müsse sich, nach den mageren Jahren, Alles, Alles wenden. Niemand wußte das hastige

Treiben auf dem Metallmarkt vernünftig zu deuten. Erst hieß es, amerikanische Spekulanten verbürgen, um die Preise künstlich zu steigern, den Zuschauern die Thatsache, daß noch manches gefüllte Lager vorhanden sei. Doch die Metallkurse stiegen weiter; und an der Börse giebts immer Leute, die glauben, wenn man nur Kurse sieht, so müsse sich dabei was denken lassen. Plötzlich sollten nicht mehr Spekulantenkniffe im Spiel sein; ganz ernsthaft wurden die inneren wirthschaftlichen Ursachen der höheren Metallpreise erörtert. Kein vernünftiger Prüfung wahrnehmbarer Grund war zu finden; wie sollte denn auch ein ganz unerwarteter Mehrbedarf der Amerikaner den Verlust wieder einbringen, den der Kupferkonsum der Erde allein schon durch die schlechte Lage der deutschen elektrotechnischen Industrie erlitten hat? Einerlei: die Kurse stiegen, also mußten auch Gründe dieses Steigens gefunden werden, und wenn man sie aus der vierten Dimension holen sollte. Nüchterne Leute sogar, die das Spekulantenspiel hinter den Coulissen ahnten, stellten die amerikanischen Milliarden als wesentlichen Faktor in ihre Rechnung und sagten: Vielleicht ists Schwindel; aber auch der Schwindel kann lange dauern. Jetzt scheint dieser Glaube entwurzelt. Nicht nur die amerikanischen Kupferaktien fallen: auf allen internationalen Märkten neigt auch das Standardpapier der Kupferproduktion, die Rio Tinto-Aktie, abwärts. Das ist eine Sturmwarnung. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß es auch jetzt noch Optimisten giebt, die behaupten, den Geldkönigen der Vereinigten Staaten mache es eben Spaß, sich einmal auf die andere Seite zu legen. Warten wirs ab.

Aus Paris, wo der Tinto-Fall der Coulisse ernste Sorgen bereitet hat, kam noch eine andere Regung. An einem Tage ist die spanische Rente um drei Prozent gefallen. Der Rücktritt Villaverdes, des spanischen Schatzministers, der vom Ruhm des internationalen Franc-Syndikates umstrahlt war, sollte diesen Sturz bewirkt haben. Zur selben Stunde aber schwirrten abenteuerliche Gerüchte durch die Luft, Gerüchte, die als bemerkenswerth zu verzeichnen wären, selbst wenn ein Dementi ihnen schnell das Lebenslicht ausgeblasen hätte. Der letzte Spaniercoupon sei, so flüsterte man, mit Geldern bezahlt worden, die das Parlament für andere Zwecke bewilligt hatte. Das klingt nicht sehr glaublich. Wäre es wahr, dann wäre das ganze Ministerium Silvela zum Rücktritt gezwungen worden. Aber man erfuhr bei dieser Gelegenheit doch, was einem spanischen Finanzminister zugetraut wird. Ich habe in dem ganzen Gerede von der Wirkung der Demission von vorn herein nur einen Vorwand gesehen; die Hauptsache scheint mir, daß Paris mit spanischen Werthen überlastet ist. Von der Seine her schallten an unser Ohr ja die Lobgesänge auf die Großartigkeit spanischer Finanzwirthschaft; und seitdem ist die Spanierrente beständig gestiegen. Noch am Tage vor dem Fall brachte der „Figaro“ ein Interview, in dem für eine neue Hausse Stimmung gemacht wurde. Dabei ist schon der jetzige Kursstand von geradezu räthselhafter Höhe. Daß italienische Papiere, die früher ungefähr eben so wie spanische gewerthet wurden, jetzt höher zu schätzen seien, konnte mit stichhaltigen Gründen bewiesen werden. In Italien ist die Wirthschaft gesunder geworden und die Intimität mit Frankreich hat dem Lande zweifellos geschäftlichen Nutzen gebracht. Was aber hat sich in Spanien zum Besseren verändert? Noch immer ist hier die Notenpresse das wichtigste Aktivum; sozialpolitisch steht dieser Jammerstaat, den Priesterherrschaft und Reaktion immer wieder der Gefahr revolutionärer Gegenstöße

aussetzen, noch hinter Italien, und die eifrigsten Lober können nur die rein finanztechnische Stützung der Valuta als ein günstiges Zeichen anführen. Fällt nun die spanische Rente noch weiter, dann wird die Bewegung vermuthlich das ganze Staatsrentengebiet ergreifen. Hier ist auch in letzter Zeit wieder reichlich gesündigt worden; und wenn die Edelsten der Bankwelt ihre Ernte in der Scheune haben, wird man sich wahrscheinlich gar nicht scheuen, die Sünden zu beichten.

Solchen Erwägungen scheint auch die berliner Spekulation zugänglich gewesen zu sein, denn dem Rückgang der Spanier folgte — zunächst wenigstens — eine leise Verstimmung, die sich über alle Märkte verbreitete. Das war um so merkwürdiger, als Berlin im Grunde diesen Rückgang sehr gern sieht: hier ist man ja, im Gegensatze zu Paris, à la baisse engagirt. Also müssen sich Bedenken allgemeiner Art gemeldet haben. Berlin sollte sich allmählich wieder auf sich selbst besinnen; vor Ultimo wurde plötzlich ein starker Geldbedarf fühlbar, nachdem so lange gerade der Ueberfluß das bezeichnende Merkmal unserer Verhältnisse gewesen war. Sollte nicht, wie ich mehr als einmal andeutete, der niedrige Geldstand von geschickter Kunst herbeigeführt worden sein? Die neuste Wendung spricht jedenfalls für meine Ansicht. Hinzu kommt freilich, daß gerade jetzt, während der Verstimmung der amerikanischen Börsen, von verschiedenen Seiten offen eingestanden wird, nur der starke Export nach Amerika habe unser Frühjahrsgeschäft belebt. Ein Sachverständiger hat sogar gesagt, in manchen Gegenden des Eisenmarktes betrage dieser Export fünfzig Prozent der Gesammtproduktion. Solche Stimmen verbreiten nach und nach doch die Ahnung, daß ein nationales Unglück hereinbrechen müsse, wenn den Export nach einst ein Import aus Amerika ablöst. Und dieser Import wird kommen. Der Frühlingspracht, auch der aus Treibhäusern ins Freie gebrachten, droht immer der Frühlingssturm; und dem Lenz, der noch in der Winterzeit aufblüht, ist nie recht zu trauen.

Plutus.

Anna Rothe & Co.

Madame Marteville, die Witwe des holländischen Envoyé in Stockholm, wurde einige Zeit nach dem Tode ihres Mannes von dem Goldschmied Croon um die Bezahlung des Silberservices gemahnt, das ihr Gemahl bei ihm hatte machen lassen. Die Witwe war zwar überzeugt, daß ihr verstorbener Gemahl viel zu genau und ordentlich gewesen war, als daß er diese Schuld nicht bezahlt haben sollte; allein sie konnte keine Quittung aufweisen. In dieser Bekümmerniß, und weil der Werth ansehnlich war, bat sie den Herrn von Swedenborg zu sich. Nach einigen Entschuldigungen trug sie ihm vor, daß, wenn er die außerordentliche Gabe hätte, wie alle Menschen sagten, mit den abgeschiedenen Seelen zu reden, er die Gütigkeit haben möchte, bei ihrem Manne Erkundigungen einzuziehen, wie es mit der Forderung wegen

des Silberservices stünde. Swedenborg war gar nicht schwierig, ihr in diesem Ersuchen zu willfahren. Drei Tage hernach hatte die Dame eine Gesellschaft bei sich zum Kaffee. Herr von Swedenborg kam hin und gab ihr mit seiner kaltblütigen Art Nachricht, daß er ihren Mann gesprochen habe. Die Schuld war sieben Monate vor seinem Tode bezahlt worden und die Quittung sei in einem Schrank, der sich im oberen Zimmer befinde. Die Dame erwiderte, dieser Schrank sei ganz aufgeräumt und die Quittung unter allen Papieren nicht gefunden worden. Swedenborg sagte, ihr Gemahl habe ihm beschrieben, daß, wenn man an der linken Seite eine Schublade herauszöge, ein Brett zum Vorschein käme, das weggeschoben werden müsse, da sich dann eine verborgene Schublade finden werde, worin seine geheim gehaltene holländische Korrespondenz verwahrt und auch die Quittung anzutreffen sei. Auf diese Anzeige begab sich die Dame in Begleitung der ganzen Gesellschaft in das obere Zimmer. Man öffnete den Schrank, verfuhr ganz nach der Beschreibung und fand die Schublade und die angezeigten Papiere darinnen, zum größten Erstaunen Aller, die gegenwärtig waren." Diese Geschichte erzählt nicht eine abergläubige Spiritistin, sondern ein preußischer Ordentlicher Professor, ein recht berühmter sogar: Immanuel Kant. Und er scheint sie, nachdem sein gewissenhafter Freund Green ihr in Stockholm sorgsam nachgeforscht hatte, für wahr gehalten zu haben. Das konnte er, trotzdem er in den „Träumen eines Geistersehers" Swedenborgs Arcana „acht Quartbände voll Unsinn" nannte; denn zu den Glaubenssätzen, die er „auf dem Luftschiff der Metaphysik" entdeckt hatte, gehörte auch dieser: „Künftig, ich weiß nicht, wie oder wann, wird noch bewiesen werden, daß die menschliche Seele auch in diesem Leben in einer unauflöslich verknüpften Gemeinschaft mit allen immateriellen Naturen der Geisterwelt stehe, daß sie wechselweise in diese wirke und von ihnen Eindrücke empfange, deren sie sich aber als Mensch nicht bewußt wird, so lange Alles wohl steht." Feine Verhöhnung swedenborgischen Schwarmgeistes? Vielleicht; wer aber, wie Kant, an ein „transszendentales Subjekt" glaubte, konnte in diesem Subjekt auch den gefälligen Vermittler zwischen dem Menschen Swedenborg und dem Geist des Herrn Marteville sehen. Im Besitz solchen Glaubens nahm selbst der Verstand der Verständigen von je her alle Formen der Prophetie ohne Widerstreben hin. Die Pythia, die, nach Herodots Bericht, den König von Kyrene warnte, die Amphoren, die er im Ofen finden werde, zu verbrennen, muß durch eine Transszendentalleitung (Schopenhauer spricht von „fatidiken Träumen") erfahren haben, die Rebellen würden in einen Thurm flüchten, den der König in kurzsichtiger Wuth verbrennen werde. Noch der wüste Paracelsus half sich mit der bequemsten Erklärung: „Damit das Fatum erkannt werde, ist es also, daß jeglicher Mensch einen Geist hat, der außerhalb ihm wohnt und setzt seinen Stuhl in die oberen Sterne. Der Selbige zeigt ihm die Praesagia vor."

Aber auch Goethe ließ, als die Sternstühlchengeister längst von den spiritus vitales abgelöst waren, Hellsehergaben noch gelten. Nach der Beschreibung des Abschieds von Friederike („Aus meinem Leben", elftes Buch) finden wir die Sätze: „Nun ritt ich auf dem Fußpfad gegen Drusenheim; und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst, den selben Weg, zu Pferde entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren in dem Kleide, das mir geträumt hatte und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf dem selben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen. Das wunderliche Trugbild gab mir einige Beruhigung." Einem Trauernden wird hier also ein Zipfel des Schleiers gelüftet und, als Trost, ein Wiedersehen in ferner Zukunft gezeigt. Eine Geistererscheinung, sagt Schopenhauer, „ist zunächst und unmittelbar nichts weiter als eine Vision im Gehirn des Geistersehers. Daß von außen ein Sterbender solche erregen könne, hat häufige Erfahrung bezeugt; auch, daß ein Lebender es könne, ist, in mehreren Fällen, von guter Hand beglaubigt: die Frage ist blos, ob auch ein Gestorbener es könne. Doch der Unterschied zwischen den ehemals gelebt Habenden und den jetzt Lebenden ist kein absoluter, sondern in Beiden erscheint der selbe Wille zum Leben; wodurch ein Lebender, zurückgreifend, Reminiszenzen zu Tage fördern könnte, die sich als Mittheilungen eines Verstorbenen darstellen."

Genug. Lavater, Kerner, Zöllner brauchen mit ihrem langen Gefolge nicht erst als Zeugen aufzumaschiren Ein paar Stimmen, auf die Jeder horcht, sollten hier nur daran mahnen, daß die Fragen, die den Philosophen der Preßaufklärung jetzt keiner Antwort bedürftig scheinen, unsere hellsten Köpfe sehr ernsthaft beschäftigt haben. Seitdem, seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, hat man die Stellung des Menschen im Weltall besser erkennen gelernt, die naturgeschichtliche Thatsache der Evolution gefunden, das eitle Ebenbild Gottes entkrönt und auf dem schmalen Pfad experimenteller Physiologie sich in Bescheidung gewöhnt. Erstens aber ist diese „moderne Weltanschauung" von der Höhe noch nicht in die dunkleren Massenquartiere hinabgelangt; und zweitens mußte gerade sie beim Frühleuchten schon wieder zu dem Versuch reizen, zwischen Wissen und Glauben einen Pufferstaat zu schaffen. Karl du Prel strebte nach der Rolle eines Phosphoros dieser dämmernden Welt. Vor zehn Jahren hat er hier erzählt, wie er von Astronomie und Darwinismus zum Okkultismus kam, den er „unbekannte Naturwissenschaft" taufte. Er wollte glauben und das Denken doch nicht verlernen; so baute er Schwebebrücken, über die er ohne Schwindelanfälle wieder zu den geliebten Sternen himmelan schritt. Er war zu ehrlich, zu geist=

reich, zu stolz auf sein mühsam erkämpftes Kausalerkenntnißvermögen, um freiwillig je den Intellekt zu opfern; doch die drängende Fülle der Vorstellungen fesselte den belasteten Willen und das Glaubensbedürfniß riß alle Schranken, alle Hemmungen hinweg. Manche Leser der „Zukunft“ erinnern sich vielleicht noch seines sehr ausführlichen Berichtes über die Leistungen des Mediums Elisabeth Tambke. Alle Materialisationen schienen ihm, der den Experimentirraum und das Medium genau untersucht hatte, subjektiv ausreichend bewiesen; und ganz nebenbei erzählte er, als wärs nichts Besonderes, ein kleines Wunder: unter der Hand des Mediums sei aus einem unmittelbar vorher mit Erde gefüllten Blumentopf in sechsundneunzig Minuten eine Kaktuspflanze von $2^3/_4$ ctm Höhe und $1^1/_2$ ctm Breite herausgewachsen: Wirkung des leuchtenden Odstromes. Im selben Jahrgang der „Zukunft“ veröffentlichte Max Müller seine Aufsätze gegen den Esoterischen Buddhismus der Frau Blawatsky. Eine andere Kulturzone, aber ungefähr die selben Phänomene; nur den Größenverhältnissen orientalischer Phantasie angepaßt. Geister sprachen, Tassen spazirten vom Theebrett in den Garten, Briefe flogen von Tibet durch die Luft nach Bombay und im Speisezimmer der Prophetin regneten frische Blumen in ganzen Bündeln von der Decke auf die Häupter der schmausenden Brüder und Schwestern herab. Frau Blawatsky, eine starke, ungewöhnlich intelligente Dame, die wagen durfte, vor oxforder Professoren und Studenten zu reden, sammelte eine Riesengemeinde um sich; ihrer Theosophischen Gesellschaft liefen gerade die Gebildeten, Hyperästhetischen zu. Trotz allen Vorschritten der Naturforschung also das alte Schauspiel, wie in Cagliostros und Mesmers Tagen der anthropocentrischen Träume. Und man stellt sich, als habe das Gerichtsverfahren gegen das Blumenmedium Anna Rothe Ungeahntes enthüllt und als seien Alle, die für die Angeklagte zeugten, Idioten, die nicht frei herumlaufen dürften. Neu war höchstens die sächsisch-kleinbürgerliche Atmosphäre und die Unklugheit der Kritiker, die sich mit schnöden Witzen begnügten. In Berlin, sagte der alte Fontane, wird Alles ruppig.

Ehe die Beweisaufnahme geschlossen wurde, konnte man, mußte man fragen, ob der Fall Rothe denn überhaupt die Thatbestandsmerkmale des Betruges zeige. Diese Frage wurde hier verneint, vom Gerichtshof aber nach kurzer Berathung bejaht. Das Blumenmedium wurde zu anderthalbjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Eine seltsame Hauptverhandlung; und ein unbegreiflicher Spruch. Das Gericht läßt Entlastungzeugen laden; Dutzende, obwohl die Beweisthemata lehren, daß fast alle zu Ladenden das Selbe aussagen werden. Sie kommen, werden beeidet und erklären, beinahe ohne Ausnahme: Wir fühlen uns nicht geschädigt. Die Meisten: Wir sind überzeugt, daß uns von der Rothe nicht falsche Thatsachen vorgespiegelt wurden. Paragraph 263 fordert aber die Vorspiegelung falscher Thatsachen und die Schädigung „des Vermögens eines Anderen“. Thut nichts; der Gerichtshof sagt: Ihr Alle habt objektiv

Unwahres beschworen; wir finden, daß Ihr geschädigt seid, und verurtheilen; trotzdem mildernde Umstände in Fülle vorhanden sind — Hysterie, verminderte Zurechnungfähigkeit, in bestimmten Grenzen sogar gute Absicht —, nicht zu Geldstrafe, sondern zu Gefängniß. Wer den Fall materialisiren will, mag sich vorstellen, ein Schlächter habe Rücken und Keulen eines Hammels verkauft und sei darob des Vergehens gegen § 12[1] des Nahrungmittelgesetzes angeklagt. Die Käufer werden vernommen und sagen: Das Fleisch hat uns geschmeckt und auch unsere Gesundheit nicht geschädigt. Ein Kriminalbeamter aber spricht unter dem Diensteid: Ich habe das diesen Leuten verkaufte Fleisch in der Hand gehabt; es war geeignet, die menschliche Gesundheit zu beschädigen. Dann treten die Sachverständigen vor und sprechen: Wenn das Fleisch so war, wie der Herr Kommissar glaubwürdig versichert, dann mußte es die menschliche Gesundheit schädigen. Urtheil: ein Jahr Gefängniß, ein zweites Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte. Fast genau so wars im Fall Rothe. Die Sachverständigen konnten nur sagen, nach aller wissenschaftlichen Erfahrung, nach den Ergebnissen der Forschung im Wesensgebiet der Materie müßten die beschworenen Aussagen falsch sein. Sicher. Ein Regenschirm könne, zum Beispiel, nicht, ohne die Scheiben auch nur zu ritzen, durch ein verschlossenes Fenster kommen. Ganz sicher nicht. Aber die Käufer glaubten ja die — recht billig — eingehandelten Wunder. Einzelne wurden während des Verfahrens freilich von Zweifeln angenagt; auch ihr Regreßrecht ist aber kaum größer als das eines Theaterbesuchers, der Stück und Aufführung abends wunderschön fand und morgens dann in der Zeitung liest, daß er ein Jammerwerk stümperhaft gespielt sah. Der Mann kann sich an seinem Vermögen geschädigt fühlen, wenn er den Kritiker für sachverständig hält. Nie aber wird ein Gläubiger Den für sachverständig halten, der jenseits vom Glauben steht. Der aufgeklärte Römer, der gelehrte Jahwist lächelte über den galiläischen Thaumaturgen, der am Krankenbett böse Geister austrieb und, fast ein Halbjahrtausend nach Hippokrates, mit Speichel und Handauflegung kuriren wollte; dennoch: Die an ihn glaubten, wurden geheilt. Seit Schönlein nennen wir die Krankheit, die das Glück Mohammeds machte, hysteria muscularis; ist er dem Islam darum nicht der Große Prophet? Ein eifriger Protestant wird das Wasser von Lourdes, die ungenähten Röcke Jesu und noch manches Andere für Schwindel erklären, Haeckel für die lutherische Genesis nur Spott haben: und doch sind beide Christenbekenntnisse für Millionen heute noch lebendige Offenbarungen des Heiles. Die Herren Dessoir, Henneberg, Puppe können hundertmal, in der wohlfeilen Terminologie ihres Faches, betheuern, die Rothe habe nur schäbige Gauklerarbeit geleistet, die unter dem Durchschnitt der Taschenspielerzunft blieb: sie werden der Schwester Anna keinen einzigen Bruder rauben. Wer überzeugt wird wider Willen, bleibt seiner Meinung doch im Stillen, heißts schon im Hudibras. Nicht den Trunkenen in Auerbachs Keller nur sprudelt

Wein aus dem hölzernen Tisch und nicht für ihren säuischen Kanibalismus allein ward das unverwelkliche Wort gefunden: „Hier ist ein Wunder, glaubet nur!“ ... Aber das Urtheil ist über Frau Anna Rothe gesprochen; von Rechtes wegen. Die Kritik der Betrugsmerkmale ist zwecklos geworden; und statt Materialistenwitze zu reißen und die kränkelnde Menschenschwachheit des Anhangs zu höhnen, sollte man lieber fragen, wohin solche okkulten Rinnsale sickern.

In das Quellengebiet neuer Religion? Das würde die Wuth der Kirchenbeamten erklären. Zu Schopenhauer sagte anno 1850 ein junger Clergyman: „Wer an den animalischen Magnetismus glaubt, kann nicht an Gott glauben.“ Nun aber suchen ganze Schaaren einen Gott, der über und neben dem animalischen Magnetismus leben kann. Ihre Führer nennen wir Pfuscher und Schwindler. Gewiß nicht ohne Grund. Als Max Müller einst aber einen der gescheitesten Bewunderer der Blawatsky fragte, warum die Prophetin sich zu so gemeinen Gaukeleien erniedere, erhielt er die Antwort, ohne Wunder sei nun einmal keine Religion zu stiften und immer habe der Stifter ein Bischen nachgeholfen, auf daß sie sich schneller ausbreite. Das ließe sich leicht für alle Glaubensprovinzen beweisen. In dem Kapitel, das die Thaumaturgie des Galiläers recht unfreundlich bespricht, muß Renan doch zugeben, Jesu Wunder hätten für seine Sache viel stärker gewirkt als der göttliche Tiefsinn seines Wortes. Er sucht und findet mildernde Umstände: gewiß sei Jesus, wie Moses, Mohammed, Sankt Bernhard und Franz von Assisi, nur Wunderthäter wider Willen gewesen; „denn fast immer ist das Wunder das Werk der gierigen Menge und nicht Dessen, dem man es zuschreibt, und alle großen Religionstifter fügten sich eben nur in die von der öffentlichen Meinung geforderten Wunder“. Das Konkurrenzgeschrei darf uns nicht täuben: wir müssen in Spiritismus, Theosophie, in allen Flüßchen und Bächen okkulter Lehre die Rinnsale erkennen, die zu neuer Glaubenshochfluth zusammenströmen. Das Wasser kommt oft aus trüben Pfützen, oft auch von Staatsgipfeln herab: am berliner Kaiserhof brächten Theosophen und Spiritisten leicht eine Mehrheit auf, ein Husarengeneral läßt sich gesundbeten und auf manchen Nordlandfahrten wurden Geisterbriefe vom „Liebchen“ verlesen. Gar so beispiellos sind die Thaten des „Medibumsels“ also nicht. Und auch die Aristokratie des Geistes ist nicht spiritrein. Ernst Mach wollte einmal einen gelehrten Kollegen vom Spiritismus bekehren; er führte ihm das selbe Phänomen vor, das in der Schaubude den Glauben gestärkt hatte, und erwies es als Taschenspielerkunststück. Der greise Spiritist mußte den Augen trauen, rief aber entrüstet: „In der Bude wars anders!“ Und solchen Glauben, der den tiefen Pessimismus des Christenthums aufzuhellen, der mit moderner Erkenntniß auf seine Weise sich abzufinden sucht, hofft man mit Strafparagraphen auszuroden? Die nöthigen Wunder hat er sich selbst verschafft; wenn ihm vom Staat nun auch noch die Märtyrer geliefert werden, kann er sich bald eine Kirche bauen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Berlin, den 11. April 1903.

Ostern.

Hell brannten die Kerzen im Kirchenschiff; und in der ehrbaren Kahlheit des Raumes konnte der Blick die Köpfe der versammelten Schaar deutlich unterscheiden. Nicht in allzu dichtem Drang saß die Gemeinde. Viele Frauen, viel halbwüchsiges Volk, die Männer in der Minderheit; neben Weißbärten korrekte Herren, die sich steif hielten wie beim Parademarsch und ein Glas auf die Nase oder ins Auge klemmten, um von der schwarzen Tafel abzulesen, welche Stelle im Gesangbuch aufzuschlagen sei. Eine militärfromme Gemeinde; über die weißlich getünchten Wände huscht kein mystischer Schatten. Mit militärischer Knappheit sprach auch der Prediger auf der Kanzel; eindringlich, klar, manchmal in scharfem Kommandoton. Ein Wenig verschnupft, so daß er sich von Zeit zu Zeit unterbrechen und schnäuzen mußte; dann dröhnte das Gewölb, die Bäffchen verschoben sich und durch die Reihe der am Palmensonntag konfirmirten Mägdlein schlüpfte ein Kichern. Abendgottesdienst am Grünen Donnerstag. Also Pauli erste Epistel an die Korinther; 11, 23 bis 32. „Denn der Herr Jesus nahm in der Nacht, da er verrathen ward, das Brot, dankte, brach es und sprach: ‚Nehmet! Esset! Das ist mein Leib, der für Euch zerbrochen wird. Solches thuet zu meinem Gedächtniß.‘ Nahm den Kelch nach dem Abendmahl und sprach: ‚Dieser Kelch ist das Neue Testament in meinem Blut. Solches thut, so oft Ihrs trinket, zu meinem Gedächtniß.‘“ Der Mann im schwarzen Talar predigte einen strengen Herrn. Wehe Dem, so da unwürdig isset und trinket! Schuldig ist er an Jesu Leib und Blut. Wehe den Schläfern! Richten wird der Herr, richten und züchtigen. Ins milde Morgen-

land that sich der Sehnsucht des Auges kein Spältchen auf, kein ekstatisches Schluchzen, kein Stammeln Heil suchender Inbrunst freute mit fernem Echo wonniger Schmerzen das Ohr. Des Predigers Wort wandte sich an die Vernunft der Hörer. Töne aus Schleiermachers aufgeklärter Welt, aus einer Lehre, die zwischen Doketen und Ebioniten, zwischen Mythos und rationalistischer Auslegung sich den rechten Weg bahnen wollte; nur härter klang Alles, strenger und immer kehrte die Warnung wieder, vom Aberwitz modischen Unglaubens sich nicht in die Irre locken zu lassen. Die einzelnen Theile der Rede paßten nicht ganz genau zu einander. Auf allerlei Einwände gegen die Theophanie folgte der fast heftig hervorgeschnaubte Satz: „Und wie unser König und Kaiser in seinem herrlichen Glaubensbekenntniß jüngst gesagt hat, er könne keine Gemeinschaft mit Einem haben, der die Gottheit Christi nicht anerkennt, so sollet auch Ihr nichts gemein haben mit Zweiflern und Haarspaltern und Solchen, die sich spreizen mit Menschenwissen, und sollet niemals vergessen, daß Ihr als tapfere Kriegsknechte in den alten Kampf des Glaubens gegen den Unglauben gesandt seid." Kein Widerhall kam von den Bänken; gleichmüthig nahm die Preußengemeinde sanfte und schroffe Sätze der verständigen und verständlichen Predigt hin. So war es ja immer; immer sang man auch ein paar Verse und ging dann nach Hause. An der Thür wird das Feiertagsprogramm und der Nachbarnklatsch betuschelt. „Wir wollen nach Schandau." „Ob man noch früh genug kommt, um die Neunte zu hören?" „Die da links vorn mit der Spitzenschleife. Meine Kleine kam während des Konfirmandenunterrichtes öfters ins Haus. Ja, sie soll sehr resolut sein und den Herrn Pastor gut im Zug haben." Draußen, in den Vorgärtchen, strecken die dicken, hellgrünen Kastanienknospen sich steif wie Baumkerzen in die Nachtluft. Wagen rollen, Automobile rasseln vorbei, vom Stadtbahndamm her pustets und stöhnt, der Wind brummt in den Telephondrähten und unter den Rädern der elektrischen Bahnen knistern blaue Funken auf. Leise rieselt der Lenzregen nieder und langsam erlischt hinter den Kirchenfenstern das Licht ... Das selbe Wetter, das selbe Frühlingsdunkel wie vor einem Jahr im mailänder Dom. Da wars Morgen gewesen. Kaum konnte man die Konturen des steinernen Viktor Emanuel erkennen, der gegen das Kirchthor ansprengt; sein Pferd bäumt sich, als schauderte es vor dem marmornen Wunderbau, und der Reiter mit dem schwammigen Trotzkopf greift jäh in die Zügel und scheint zu rufen: Halt! An diesen Mauern brechen wir Beide den Hals. Im Dunkel erspäht man nach und nach die Geste und denkt alter Kämpfe stolzer Könige gegen unzerstörbare Priestermacht. Auch drinnen ists nicht sehr hell.

Von den sechstausend Bildern ist nicht viel zu sehen; doch man fühlt die schwere gothische Pracht und von den Mauern, den Pfeilern und Tabernakeln weht auch auf den unfrommen Beschauer andächtige Mythenstimmung herab. Im Querbau hemmen hohe Holzgerüste den Schritt: Niemand achtet ihrer. Zwei junge Kleriker hängen sich mit aller Kraft, daß ihnen die Halsadern schwellen, an die Glockenstränge: Niemand kümmert sich um ihr Thun. Ein rasches Kommen und Gehen. Krämer, fette Bankiers, Arbeiter, Hökerinnen, schlechte Frauenzimmer, die vom Nachtdienst heimkehren, Austräger, Fabrikmädchen, Bettler. Das kniet irgendwo, betet, bekreuzt sich und eilt weiter, — in die Frohn, ans Geschäft, ins Alltagselend. Das hat doch fünf Minuten, zehn, im Märchenpalast alten Glaubens verlebt und schreitet zuversichtlicher nun in graue Gewöhnung zurück. Vierschrötige Lombarden sieht man, doch auch feierlich düstere Weiber, die Cimabues Pinsel geschaffen haben könnte; unter heiteren Stirnen leuchtets wie aus den lieblichen Ekstasen des Fra Angelico; und die stämmige Frau im Kattunrock, die mit gefalteten Händen und steilem Blick zu dem Gnadenbild emporschaut, gleicht aufs Haar fast der viterbischen Madonna Sebastianos del Piombo. Dem Träumer bevölkern sich alle Provinzen alter und ältester Christenkunst; vor den Grabdenkmalen Caracciolos und der beiden Medici, vor den Elfenbeinreliefs und dem geschundenen Apostel Bartholomäus wacht tausendfaches Erinnern aus langem Schlaf auf. Morgen ist; draußen und in uns; und über ein lenzlich sprossendes Phantasiereich breitet der Bronzeleuchter sieben mächtige Arme. Aus Winkeln und Grüften murmelts, ächzt und lallt; und Alles übersummen verwehte Klänge aus liturgischem Sang. Vor dem Geschundenen kniet ein Klosterschüler und scheint ganz in Andacht versunken. Da und dort drängt ein Häuflein sich in Hast zum Graduale, lauscht auf die eintönigen Sänge des Priesters, der im Meßgewand aufrecht am Lesepult steht, und läßt sich den Weihekelch reichen. Wie ein Massenseufzer, eines mächtigen Fittigpaares Rauschen schwirren die Responsorien auf und ab. Zwei Bübchen, die aus Giottos Visionen herabgestiegen sein könnten, schleppen eine Riesenbibel; im dünnen Chorhemd ist den seligen Knaben heiß geworden und aus den schwarzen Locken rinnts über Stirn und Wangen. Warm wird, im dunkelsten Theil des Domes, auch den Beichtvätern in ihren Stühlen. Der fächert sich mit einem gefältelten Papier. Ein Zweiter preßt das Taschentuch vor Augen und Nase — vielleicht strömen aus des Beichtkindes Athem nicht die Wohlgerüche Arabiens — und enthüllt nur einen breiten Mund mit dicken, im Aufmerken vorgeschobenen Lippen. Ein Dritter verschwindet

ganz hinter dem Vorhang; nur eine Hand hängt heraus, eine weiche, feltige Hand, die sich ballt und wieder streckt, als wollte sie jetzt zermalmen und segnend sich jetzt über ein Sünderhaupt spreiten. Und an den Stühlen knien, neben den Stühlen harren die Gläubigen, Männer und Weiber, Alte und Junge, harren in zager Unrast und stehen entlastet, getröstet auf. Keine Predigt, nichts, was verständig zum Verstande spricht, kein Kompromiß mit wechselnden Modewünschen. Hier wird den Sinnen gegeben, was der Sinne ist. Hier findet der Aermste den Pomp und die Kunst der Fürstenpaläste, die ihm gesperrt sind, hier labt auch ihn der farbige Abglanz hoher Kultur. Wann er will, wie er will, geht Jeder ein und aus und Niemand fragt ihn nach Stand und Geschäft. Nicht auf starke Individualität, auf persönliches Wirken wird hier gerechnet; der fehlbare, fleckige Mensch kriecht nicht mit ins Priesterkleid und nicht nach menschlichen Malen späht der Blick des Frommen, der auf das Gesumm des Priesters lauscht, mit gieriger Lippe sich an den Heilskelch tastet, mit fremden und dennoch gewohnten Lauten in den Meßgesang einstimmt. In der römischen wie in der griechischen Katholizität: auch der vornehmste Russe beugt am Altar das Haupt vor dem Popen, den er gestern im Wotkarausch durch den Straßenkoth taumeln sah. So wars seit Jahrhunderten und so soll es bleiben. In der Kathedrale ist Heiliges Land und von den hier Heimischen fällt Schuld und Schmach der Zeitlichkeit wie Schlacke von edlem Gestein. Hüllenlos, waffenlos schleichen gläubige Herzen hinein; am Kirchthor wartet, mit Umhang, Galoschen und Schirm, Muhme Vernunft.

In die Preußenkirche folgt sie dem Glauben, glotzt, durch Hornbrille, Kneifer, Monocle, auf die schwarzweiße Anzeigetafel, schlägt das Gesangbuch auf, umschnüffelt den Rand des Trostkelches, prüft mit Zunge und Zahn Alter und Herkunft des Weihgebäckes und wispert in die Rede des Pastors ihre Tantenbedenken hinein. Der herrscht sie an, daß sie sich ängstlich wegduckt, und bringt sie auf die Dauer doch nicht zum Schweigen. Mein Gott, grinst sie, man macht es ja mit, weil sichs so gehört und dem Volk die Religion erhalten werden muß; aber glauben? Mit Maß, hochwürdiger Herr Pfarrer, und, bitte, je nach Bildungsgrad und Gesellschaftrang. Fühlt sie sich stark, im engen Kreis privilegirter Klassengenossen, dann brüstet sie sich wohl auch mit Straußens stolzer Weisheit: „Wenn wir nicht Ausflüchte suchen, nicht drehen und deuteln wollen, wenn wir Ja Ja und Nein Nein bleiben lassen, kurz, wenn wir als ehrliche, aufrichtige Menschen sprechen wollen, so müssen wir bekennen: Wir sind keine Christen mehr." Steckt den Straußenkopf dann aber gleich wieder in den Sand, wähnt sich unsicht-

bar und schlüpft an Feier- und Trauertagen flink in die Sakristei. So frech redet sie öffentlich schon lange nicht mehr wie einst aus dem Munde des großen Fritz, der höchstens auf dem Theater noch „einige Bruchstücke von der Geschichte des vorgeblichen Erlösers dulden" wollte und wüthend wurde, weil Voltaire vom Gott-Menschen gesprochen hatte; unwürdig, zankte er, sei des Philosophen solcher Ton und die Sache kindisch gewordener Schwätzer, alten Pöbelirrthum nachzubeten. Längst hat Vernunft sich auf ihre sittsame Tantenpflicht besonnen. Da unten ists fürchterlich; da kribbelts und wibbelts und will herauf, zerrt an Altardecken und Gardinen, möchte in anderthalb Stunden die Welt enträthseln und die Plunderbleibsel kosmosophischer Schleier zerzupfen. Also schützen, was irgend zu schützen ist, halten, was noch zu halten ist, — um Gottes willen! Gott wird zur festen Burg, in deren Mauern Kastenrechte und Geldschränke vor schwieligen Fäusten sicher sind, zum höchsten Hüter der Staatsordnung, die auf goldenen Quadern ruht. Ohne Gott geht es nicht; wir brauchen ihn, „zumal für unsere Kinder" (und Kinder sind alle an Gut und Geist Armen); werfen wir ihn über Bord, dann zerschellt die Arche auf klippigem Grund. Doch ein von modernem Erkenntnißvermögen halbwegs unanfechtbarer Gott muß es sein. Die ganze Christologie darf man Germanen des zwanzigsten Jahrhunderts nicht mehr zumuthen; sogar gegen den Jesus der Synoptiker sträuben sich Viele schon. Wir haben doch die Naturgesetze erforscht und können mit der Gottlosigkeit nicht so leicht fertig werden wie Fenelon mit dem Pantheismus Spinozas. Daß Jungfrauen gebären und Tote ohne Wundenmal auferstehen, glaubt die Masse nicht mehr; und der straußische Rabbi kann uns nicht nützen. Den glauben vielleicht auch die holländischen Arbeiter, die jetzt den Verkehr sperren, dem Backtrog entlaufen und das Reich der Reichen aushungern möchten, auf daß es in seiner Noth ihnen bessere Lebensbedingungen gewähre. Da sieht mans so recht: wenn die Leute noch überzeugt wären, daß die herrschende Rechtsordnung von Gott gewollt ist, wagten sie gewiß nicht so fruchtlosen Frevel. Verschont uns, um des Himmels willen, mit dem allzu menschenähnlichen Proletarierheiland, der uralte Tschandalarachsucht zum Sieg führt; gebt uns einen brauchbaren Gott, einen wirklichen, der lebt, aber auch leben läßt und mit dem man Geschäfte machen kann. Ein schlimmer Frühling. Dicht prasseln, in Regensträhnen und Hagelschauern, Skrupel und Zweifel hernieder und schon will Muhme Vernunft in den dunkelsten Dom zurückkriechen. Da spannt der gelehrte Herr Harnack den Schirm auf; und siehe: kein Wolkendünstchen, kein Körnlein tröpfelt hindurch. Ein mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteter Glaube ist

hier im Trockenen. Wollt Ihr den Menschen Jesus, so habt ihn; und wollt Ihr, so gleich auch den Gott. „Gott-Menschheit ist im Sinn des alten Dogmas die einzig korrekte Formel“. Uns aber taugt am Besten „das paulinische Wort: Gott war in Christus“. Ueberglücklich trägt Tante Vernunft das Wort heim. Und der Professor ruft ihr noch nach, „schon sei die Zeit im Anzug, in der sich die evangelischen Christen auf dem Bekenntniß zu Jesus Christus als dem Herrn und in dem Entschluß, seinem Wort zu folgen, aufrichtig die Hand reichen werden, und unsere katholischen Brüder werden dann folgen müssen“. Das wird ein herrlicher Tag. Dann braucht der im Glauben starke Graf Limburg-Stirum ob der Verderbniß unserer gottlosen Zeit das Musterchristenhaupt nicht fürder zu schütteln. Dann wird die „Solidarität aller konservativen Interessen“ nach langer Wartefrist endlich wahr: das Centrum zerbröckelt und die katholischen Brüder beten an Luthers Familientisch.

Wenn sies nun aber nicht thun, dem neuen Melanchthon (so nennt Herr Schmoller den Kollegen Harnack) zu Liebe so wenig wie einst dem alten Finder der loci communes, dessen schlaffe Schmiegsamkeit dem Lutherthum die Jugendkraft brach? Wenn sie auf den Lockruf antworten: Uns ist unter den Spitzthürmen und Wölbungen alter Dome ganz wohl zu Muth? Da fehlt nie uns der Trost. Da wird nicht mehr von uns gefordert, als wir zu leisten vermögen. Da suchen und finden wir die Agenten, die unsere Rechnung mit Gott ins Reine bringen. Da ist der Sitz der gewerkschaftlichen und politischen Organisation unserer Glaubensinteressen. Ehe wir zu Euch kommen, wollen wir abwarten, wie Ihrs anstellt, dem Wort Jesu Christi zu folgen und dennoch Kriege zu führen, Länder zu erobern, Staaten zu gründen, Sklaven zu halten, Handel zu treiben, den Nächsten übers Ohr zu hauen, zehn, zwanzig Röcke ins Spind zu hängen, indessen Hunderttausenden der Wind durch die Lumpen pfeift, und in so widerchristlichem Thun Schätze zu häufen, die von Rost und Motten gefressen werden. Noch neiden wir Eure Herrlichkeit nicht; denn wir frören in Euren kahlen Mauern und nennen, mit Eurem Heiligen Schopenhauer, die Vernünftler, die für Euch das Wort führen, „ehrliche Leute, jedoch platte Gesellen, die vom tiefen Sinn des neutestamentlichen Mythos keine Ahnung haben und nicht über den jüdischen Optimismus hinaus können, als welcher ihnen faßlich ist und zusagt.“ Protestiren könnt Ihr, sonst nichts; und weil Ihr Protestanten wart und seid, leben wir frisch und stark: denn nie wart Ihr Weisen goethisch weise genug, aus vollen Bechern die Christenmenschheit ihren Irrthum ausschlürfen zu lassen. Lebt und protestirt weiter: und unsere Vitalität wird mit jedem neuen Mond wachsen ... Wenn die katholischen Brüder so sprächen: was dann?

Dann müßte Einer aufstehen und sagen, was in seiner Nähe Vielen ein Aergerniß ist. Recht habt Ihr, müßte er sprechen, daß Ihr im ehrwürdig Warmen bleibt, Recht fast in jeglichem Wort. Gar gering ist unsere Werbekraft; und sie wird nicht wachsen, denn unser Glaube ruht im schlechten Wurzelboden einer Negation. Wir sind, in der Polis, in Handel und Wandel, nicht evangelische Christen und möchtens doch scheinen. Unser Lehrgewand schmiegt sich stets wechselndem Bedürfniß nicht so polytrop an wie Eures, ward auch nicht von so kundiger Hand für Menschenschwachheit, Menschenbequemlichkeit zugeschnitten. Da wir der Vernunft die Kirchenthür aufthaten, schlüpfte ihr kritischer Drang mit hinein; und nicht uns ziemt es nun, ihn mit Häscherstricken festzuschnüren. Ihr dürft geringer als den Frommen den Ungläubigen schätzen; wir aber dürfens nicht: denn er ist auf unserem Wege nur weiter vorwärts geschritten als wir. Unfruchtbar war, ist und wird sein all unser Mühen, Mythenglauben und Naturerkenntniß zu vermählen; nutzlos war, ist und wird sein das hohle, zerbrechliche Holzgebälk, womit der Staat die ihm wohlgefällige Religion furchtsam zu stützen sucht. Bleibt in Euren Domen, bei altem Pomp und alter Kunst, bei Monstranz und Beichte. Wir geben den hunderttausendfach mißglückten Versuch auf, mit Euch um die Wette zu werben. Wir bauen kein neues Haus, stellen ins verwohnte nicht einmal ein neues Dogmengerüst, von dem aus geschickte Hände die nachgedunkelte Decke übermalen, in den Mauern die Risse überkalken könnten. Wozu? Laßt Jeden seines Glaubens Schrein selbst fügen, selbst ihm sicheren Unterstand finden. Wir erharren nicht einen Messias, flehen nicht den Untergang unserer Welt herbei und können deshalb den nazarenischen Pessimismus nicht brauchen, der das Leben verneint. Den Aufrichtigsten noch ist er nicht viel mehr als fromme Lüge. Wie könnte auch unserem ungeheuer gesteigerten Vorstellungvermögen, den apperzipirenden und assoziirenden Kräften erwachsener Europäer genügen, was vor neunzehnhundert Jahren eine winzige Schaar weltflüchtiger Asiaten quickte? Die brauchte einen neuen Gott, als Konkurrenten Jahwes und Jupiters. Die mußte ihren Herrn von den Toten erwecken, denn ihr Messias sollte ja ewig sein und durfte durch die Grabkammer nur in schöneres Leben schreiten. Und wir, deren Vatererbe und deren Kinderland von dieser Welt ist, die heiteren Auges nie einen lieben Leib der Erde, den Flammen übergeben, als hübe das wahre Leben jetzt erst für ihn an, — wir sollten Härchen spalten und Traditionen auftünchen, um uns einen Heiland nach der Mode zu retten? Fragen, ob er vom Heiligen Geist gezeugt, von der Jungfrau geboren, Gott, Gott-Mensch war, Gott in sich trug? .. Nein. Wir wollen

ihn uns bewahren, sammt all dem Wunderwesen, das ihm im Völkerglauben und Aberglauben langsam anwuchs, und dennoch Naturgesetzlichkeit und kritisches Erkennerstreben nicht abschwören. Kein Wink eines Judengottes schuf in sechs Tagen die Welt aus dem Nichts, kein Allvater sandte den Sohn als Sühnopfer auf die sündige Erde. Auch uns aber lebt ein Schöpfer. Wie aus dem griechischen Poiein, dem Schaffen, Gestalten, mählich das Dichten ward, das Gestalten des Traumes, so wurde der Schöpfer wiederum uns zum Alldichter, die Schöpfungsgeschichte zu einem nie welkenden Kranz großer Symbole. Ehrfürchtig staunen wir die Fülle des Lebendigen an, das er in Herz und Hirn werden hieß, täglich, zu jeder Stunde, und stimmen in froher Andacht, wenn die Osternacht naht, in den Jubelchor der Erzengel ein: „Die unbegreiflich hohen Werke sind herrlich, wie am ersten Tag."

Höchstes Glück bringt uns gerade die Osterstunde. Ist nicht Alles klein, was dem Strenggläubigen da das Erinnern heraufführt? Ein allwissender Gott, der den Menschen nur spielt, der Alles voraussieht, kein Weh leidet und zwischen Schächern lächeln kann: denn bald ist die Zeit erfüllet und er thront in der Glorie wieder neben dem Vater. Eine divina commedia nur. Und ist das Flickwerk der Liberalen nicht dürftig, dieses kümmerliche Rationalistenmühen, in einem wunderlosen Weltwinkel einen Gott-Menschen ans Kreuz schlagen und von den Toten erstehen zu lassen? Ihr Jesus schrumpft unter das sokratische Maß. Uns aber lacht das Osterlicht über die grünende Flur, alle Wunder blühen uns und an keinem müssen wir mit armsäligem Klüglerwitz mäkeln. Einen starken Empörergeist sehen wir, der die morsche Weltordnung umzustürzen wagt und sich mit Fug den echten Sohn seines Gottes nennen darf. Dem Kämpfer entfremdet sich die Zufallsfamilie, die Brüder, die es in Israel zu Etwas bringen möchten, bestreiten ihn, der nichts Positives leiste, Irrende, selbst ein Irrender, schmähe und die Welt harter Wirklichkeiten nicht kenne; und ein Häuflein nur hängt inbrünstig an seinem Blick. Auch unter ihnen wird Einer mindestens der Versuchung nicht widerstehen, mindestens Einer nach dem Verräthersold langen. Der Menschenfischer, der so viele Seelen zappeln und zuschnappen sah, kann nicht wähnen, diesmal werde der Köder, nur diesmal unwirksam sein. So bricht er, nach alter Gewöhnung, das Brot und schänket den Wein: Kraft und Geist gab ich Euch, theile mit Euch heute wieder, was mein ist. So läßt er sich fahen und richten, auf Judengeheiß von Römern. Den mesith, den Volksverführer, mußte Israel strafen, steinigen, wenn es ihn schuldig fand. Doch bequemer wars, den Römern die Last zuzuschieben; und der Sklaventod am Kreuz fügte zur Qual noch die Schande.

Auf schwachen Schultern schleppte er selbst sein Kreuz eine lange Strecke auf dem Weg nach Golgathas Höhe. Gepeitscht hatten sie ihn und den komischen König der Juden gehöhnt; jetzt spien sie ihn an, durchstachen mit spitzen Nägeln das Fleisch, mit Dornen die bleiche Stirn und ließen ihn zwischen zwei röchelnden Schuften verschmachten. Still litt ers, mußte ers leiden. Denn nur gelebtes, nicht gelehrtes Heldenthum wirkt lange nach. Menschliches aber ist auch dem tapfersten Menschen nicht fremd. Den Durst bekennt er, saugt mit lechzender Lippe an dem in die posca, das Essigwasser der Kriegsknechte, getauchten Schwamm und stöhnt unter Martern auf: Warum wichest Du von mir, Herr, mein Gott? Warum säumst Du, aus unerträglicher Noth mich auf Deinen Thronsitz zu rufen? ... Spricht so ein Gott? Dem wäre Alles Schein nur und Spiel. Dessen Wunsch wäre höchstens, ein gutes Beispiel zu geben. Der empfände nicht Dornen noch Nägel, nicht die Stockung des Blutumlaufes noch die Erstarrung der Glieder. Ein Mensch hängt am Kreuz. Einer, dessen Zunge ein zweischneidiges Schwert gewesen war und so lind wieder doch wie ein Rosenblatt aus dem Paradies. Einer, der seine Lehre bis ans schmerzliche Ende leben und beweisen wollte, wie ruhigen Sinnes der Erdverächter durch läuterndes Leid in die Strahlen der Ewigkeit schreitet. Ein Mensch hing am Kreuz; in der Osterfrühe erstand ein Gott von den Toten. Ein Gott wird geboren, wenn ein hoch über die Sinnenwelt hinausreichender Gedanke den heißen, leidenschaftlich bewegten Schoß über Menschenkraft starker Liebe befruchtet. Der aus Grabesnacht dem Glauben erstand, war unsterblich; und Unsterbliche nennt die Kindersprache der Mythen Götter.

Achtzehnhundertundsiebenzig Jahre gingen, seit der Rabbi den Menschentod starb; nach dem Gesetz: denn er rief zum Bruch des Gesetzes. Achtzehnhundertundsiebenzig Jahre lebt nun im Glauben der Gott. In seinem Namen sind tausend Opfer geschlachtet, abertausend denkende Menschen gemartert worden, weil sie, wie er, sich nicht ins Joch alter Satzungen krümmen wollten. Sie verbluteten, doch all ihr Lebenssaft vermochte die Kluft noch nicht zu füllen, die zwischen Galiläerlehre und Europäerleben sich dräuend aufgethan hatte. Wer wagt, über alten Christologiewust, über den Feuerchenspuk neuer, lahmer Pelagianer hinweg, den Sprung ins Poetenland großer Wundersymbole? Da ist kein gothischer Dom, nicht hoher Kunstkultur farbiger Abglanz; aber auch keine Gotteskaserne. Da schafft Jeder aus eigenem Geist seinen Gott, bestimmt Jeder selbst sich die Osterstunde. Und wo keine Kirche ragt, braucht Muhme Vernunft nicht schlotternd am Thor zu warten.

*

Chateaubriand.

Als Student habe ich im Génie du Christianisme gelesen, ohne eine Erinnerung davon zu behalten; dann mich an der Musik der Sprache Atalas, den Szenerien und der Leidenschaftlichkeit dieser romantischen Novelle berauscht. Jetzt erst verdanke ich der Anregung, die mir das Buch der Lady Blennerhasset*) gab, die Bekanntschaft mit dem Autor. Ich habe den Génie und die zweite Hälfte der Mémoires d'Outre-Tombe (von 1815 an; die erste Hälfte konnte ich nicht bekommen) durchgelesen und war erstaunt und entzückt, eine so bedeutende und liebenswürdige Persönlichkeit kennen zu lernen und solche Gedankenfülle zu finden.

Wie viele heutige Menschen mögen wohl wissen, daß Chateaubriand eine große politische Rolle gespielt hat und eine noch größere gespielt haben würde, wenn nicht die Vorsehung in ihrer Güte und Weisheit dafür gesorgt hätte, daß gleich den meisten organischen auch die Staatsmänner- und Feldherrnkeime in einen Boden fallen, der ihnen das Aufgehen wehrt? „Mein spanischer Krieg (der Krieg, durch den 1823 Frankreich den von den Exaltados verjagten König Ferdinand den Siebenten wieder einsetzte) war ein gigantisches Unternehmen. Zum ersten Mal brannte die Legitimität unter der weißen Fahne Pulver ab; ihren ersten Kanonenschuß ließ sie ertönen nach all den Kanonenschüssen des Kaiserreiches, die noch die entfernteste Nachwelt vernehmen wird. Mit einem Schritt ganz Spanien zwischen die Beine nehmen, Erfolge erringen auf dem Boden, wo die Armeen des Eroberers Niederlagen erlitten hatten, in sechs Monaten vollbringen (hier vergißt der phantasievolle Diplomat, daß er nicht selbst an der Spitze der französischen Armee marschirte, was Napoleon, wenn auch nicht in Spanien, gewöhnlich that), was Jener in sieben Jahren nicht fertig brachte: wer hätte sich Dessen erkühnt!" Freilich habe ihm dieser Erfolg nichts als Verwünschungen und die königliche Ungnade eingetragen, denn der Krieg sei nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa höchst unpopulär gewesen. Es war ihm nicht um den elenden und mit Recht verhaßten spanischen Bourbon zu thun, als er auf dem Kongreß zu Verona mit Hilfe des Kaisers Alexander gegen Canning und Metternich die Intervention durchsetzte. Er wollte das Prinzip der Legitimität stärken, die Kraft des wiederhergestellten Königthumes beweisen, die Geister vom inneren Gezänk auf auswärtige Unternehmungen ablenken, die in Parteien gespaltenen Franzosen im Feldlager einigen; und

*) Weltgeschichte in Charakterbildern, herausgegeben von Franz Kampers, Sebastian Merkle und Martin Spahn. Fünfte Abtheilung: Die neuste Zeit. Chauteaubriand von Charlotte Lady Blennerhasset, geb. Gräfin von Leyden. Mit 60 Abbildungen. Mainz, Franz Kirchheim, 1903.

er wollte noch Größeres. „Wenn mich nicht blinde Parteipolitiker beseitigt hätten, würde ich den Lauf unserer Geschicke geändert haben. Frankreich hätte seine alten Grenzen (er meint die Rheingrenze) wiederbekommen, das Gleichgewicht Europas wäre wiederhergestellt worden; der erworbene Kriegsruhm hätte der Restauration eine lange Lebensdauer gesichert." Nach der Julirevolution gesteht er, daß seine Politik nur mit dem Legitimitätprinzip durchgeführt werden konnte, daß dieses aber für immer tot sei und daß sich die Bourbonen durch ihre Unfähigkeit unmöglich gemacht hätten. Aber auch so, bei der Herrschaft der neuen Ideen, würde er sich im Stande fühlen, seinem Vaterlande zu nützen, wenn es ihn als Staatsmann möchte. „Ich würde nicht mehr nach den Dynastien fragen, sondern nur noch die Bundesgenossenschaft der Völker suchen, so unsicher die auch bei der Unberechenbarkeit der Volksstimmungen sein mag. Ich würde den Franzosen sagen: ‚Ihr habt den alten bequemen Weg verlassen und einen neuen Pfad eingeschlagen, der an Abgründen hinführt. Gut: erkennen wir seine Wunder und seine Gefahren! Neuerungen, Unternehmungen, Entdeckungen sind fortan unser Theil. Vorwärts! Und bedarf es der Waffen: mögen sie uns günstig sein! Wo ist was Neues los? Im Orient! Auf nach dem Orient! Wo immer Muth und Intelligenz gefordert werden, dort müssen wir sein. Bleiben wir an der Spitze der großen Bewegung! Lassen wir keine Nation uns überflügeln! Möge das französische Banner allen anderen voranwehen in diesem neuen Kreuzzug, wie es einst zuerst am Grabe Christi ankam! Nicht länger würden wir demüthig unsere Nachbarn um die Erlaubniß bitten, leben zu dürfen. Und da wir neue Sonnen suchen (er denkt an die Eroberung von Algier), so würde ich ihrem Glanz entgegeneilen und den natürlichen Aufgang der Morgenröthe nicht abwarten. Gebe der Himmel, daß diese industriellen Interessen, in denen wir ein neues Glück finden sollen, Niemand enttäuschen, daß sie sich so fruchtbar für die Civilisation erweisen wie die moralischen Interessen, von denen die jetzt zusammenbrechende Welt ausgegangen ist! Die Zeit wird lehren, ob sie nicht am Ende unfruchtbare Träume von Geistern sind, die sich nicht über die materielle Welt zu erheben vermögen. Was mich betrifft: obwohl der Untergang der Legitimität meine politische Laufbahn geschlossen hat, so gehören meine Herzenswünsche Frankreich, wie auch die Mächte heißen mögen, die es sich in seiner unbesonnenen Laune zu Gebietern wählt." Die europäische Lage beurtheilte er stets vollkommen richtig. Er trat für die Griechen in ihrem Befreiungskampf ein und sagte, die Türken civilisiren wollen, hieße, Europa barbarisiren; ein Volk, das die Sklaverei und die Polygamie als gesetzliche Institutionen anerkenne, müsse in die mongolische Steppe zurückgejagt werden. Oesterreich und England seien in der orientalischen Frage natürliche Bundesgenossen; Frankreich müsse Schiedsrichter sein und für

Rußland entscheiden; Preußen, dessen Königshaus durch Familienbande eng an Rußland gefesselt sei, werde sich diesen beiden Mächten anschließen. Er rühmt sich, daß sich seine Depeschen, seine Denkschriften, seine Unterredungen mit Staatsmännern und Souverainen durch den Blick in die Tiefe und in die Weite durchaus von dem im jämmerlichen Kreis der persönlichen Intrigue sich drehenden gewöhnlichen Diplomatengeschwätz unterschieden. Er erkennt, daß der Einigungdrang der deutschen und der italienischen Nation unwiderstehlich und ihm gegenüber Metternichs Politik ohnmächtig ist, und er sagt in einem Bericht über den Zustand Italiens, was die Kabinete für individuelle Verschwörungen hielten, sei nichts Anderes als die Entwickelung der Civilisation. Als Botschafter in Rom sagt er Leo dem Zwölften in einer Audienz: „An der schwierigen Stellung des Klerus in Frankreich sind seine eigenen Mißgriffe schuld. Statt die neuen Einrichtungen zu stützen oder wenigstens über die eingetretene Veränderung zu schweigen, hat er sie öffentlich getadelt. Die Gottlosigkeit, die dem Lebenswandel der Geistlichen nichts vorzuwerfen fand, hat sich an ihre Worte gehalten und eine Waffe daraus geschmiedet. Sie hat die Ueberzeugung verbreitet, daß sich der Katholizismus mit der bürgerlichen Freiheit nicht vertrage und daß die Priester die Todfeinde der Verfassung seien. Bei entgegengesetztem Verhalten würden unsere Geistlichen von der Nation Alles erlangt haben, was sie wünschen. Frankreich hat einen reichen Fonds von Religiosität und möchte die Leiden der großen Umwälzung am Fuß der Altäre vergessen; aber es hängt auch mit ganzer Seele an seiner Verfassung. Es läßt sich gar nicht berechnen, welchen Grad von Macht der Klerus erlangt haben würde, wenn er sich als den Freund des Königs und zugleich als den der Verfassung bewährt hätte. Ich habe diese Politik unablässig gepredigt; aber von der Leidenschaft des Augenblicks hingerissen, wollte mich der Klerus nicht hören und hielt mich für seinen Feind."

Man hat Chateaubriand als einen in der Politik nicht ernst zu nehmenden Romantiker hingestellt, weil er für den legitimen König und für die Verfassung zugleich gekämpft hat. Aber war nicht auch Bismarck verfassungtreu, wenn er auch nicht gerade so wie Chateaubriand für Preßfreiheit schwärmte? Dieser hat die Bemühungen aller kontinentalen Regirungen, den Gedankenaustausch zu hindern, energisch bekämpft und, wie sich gebührt, verspottet. „Die Könige bilden sich ein, ihre Throne vor der Gedankenbewegung mit Schildwachen sichern zu können. Sie stellen den gefährlichen Grundsätzen des Auslandes Steckbriefe aus und verordnen, daß sie nicht über die Grenze gelassen werden. Um sie einzufangen, vermehren sie die Zahl der Zollwächter, der Gendarmen und der Polizeispione, verstärken sie die militärischen Besatzungen. Aber die Ideen spaziren nicht zu Fuß herum; sie fliegen in der

Luft; man athmet sie ein. Die absoluten Monarchen sind inkonsequent, wenn sie die Geister auf dem Niveau der politischen Dogmen des sechzehnten Jahrhunderts festhalten wollen, zugleich aber Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphenleitungen bauen. Ihre Praxis widerspricht ihrer Theorie. Die Industrie läßt sich nicht von der Freiheit trennen; man hat nur die Wahl, ob man Beide zulassen oder Beide im Keim ersticken will.“ Allerdings glaubt er, die neue Freiheit werde nicht fortbestehen können ohne die Religion. Er sieht in der Schweiz eine halbnackte Tagelöhnerin neben der Luxuskutsche eines reichen Vergnügungreisenden. Solche Vermögensunterschiede, meint er, begründen das Recht auf Revolution. Nur Unwissenheit könne dem Armen dieses Recht verbergen, nur die Religion ihn hindern, es geltend zu machen. „Es giebt Mütter, die ihre hungernden Kleinen vergebens an ihre ausgetrockneten Brüste legen. Es giebt Familien, deren Glieder sich nachts zu einem Klumpen zusammenballen müssen, weil sie keine Decke haben, sich zu wärmen. Der Eine sieht seinen Weizen in zahllosen Furchen reifen, der Andere hat nichts als die sechs Schuh Erde, die man seiner Leiche bewilligt. In dem Maße, wie die Schulbildung in die unteren Klassen hinabsteigt, enthüllt sich ihnen die geheime Wunde der heutigen Gesellschaft. Versucht es, die aristokratischen Fiktionen aufrecht zu erhalten, wenn der Arme denselben Unterricht empfangen haben wird wie Ihr, wenn er lesen kann, aber den Glauben verloren hat! Versucht es, ihn zu überreden, daß er verpflichtet sei, sich allen Entbehrungen zu unterwerfen, während sein Nachbar tausendmal mehr besitzt, als er braucht! Zuletzt wird Euch nichts übrig bleiben, als den aufgeklärten Armen totzuschlagen. Wenn die Dampfmaschine ihre höchste Vollendung erreicht, wenn sie, der Eisenbahn und dem Telegraphen gesellt, die Entfernungen vernichtet haben wird, dann werden mit den Waaren auch die Ideen ungehindert reisen.“ Dieser Gedankengang ist heute der Reaktion so geläufig wie der Sozialdemokratie; die Erfahrung hat uns jedoch gelehrt, daß jener in den Völkern selbst, in ihren materiellen Interessen, in ihren Sympathien und Antipathien, Bundesgenossen erstehen, deren sich vor siebenzig Jahren keine der beiden Parteien versehen konnte.

Den mit der industriellen Entwickelung am Horizont aufsteigenden nivellirenden Sozialismus kritisirt er mit den uns heute geläufigen Gründen, aber in seiner eigenthümlichen Sprache. Wie schön diese Sprache ist, auch wenn er nicht die Ufer des Mississippi oder die Schmerzen von Liebe siecher Jünglinge schildert, möchte ich Denen, die ihn nur als Dichter kennen, an einer Probe zeigen. Die augenblickliche Modenarrheit, schreibt er, wolle alle Menschen gleich machen, so daß es dann eigentlich nur einen Menschen in Millionen Exemplaren geben würde. Damit würde aber der geistige Inhalt des Lebens vernichtet, der jedem Einzelnen aus seinen besonderen eigenthüm-

lichen Verhältnissen und Beziehungen, zum Beispiel aus der Bindung an seine Heimath, erwachse.

N'y avait-il rien dans la vie d'autrefois, rien dans cet espace borné que vous aperceviez de votre fenêtre encadrée de lierre? Au delà de votre horizon vous soupçonniez des pays inconnus dont vous parlait à peine l'oiseau de passage, seul voyageur que vous aviez vu à l'automne. C'était bonheur de songer que les collines qui vous environnaient ne disparaîtraient pas à vos yeux; qu'elles renfermeraient vos amitiés et vos amours; que le gémissement de la nuit autour de votre asile serait le seul bruit auquel vous vous endormiriez; que jamais la solitude de votre âme ne serait troublée, que vous y rencontreriez toujours les pensées qui vous y attendent pour reprendre avec vous leur entretien familier. Vous saviez où vous étiez né; vouz pouviez dire:

Beaux arbres qui m'avez vu naître,
Bientôt vous me verrez mourir.

L'homme n'a pas besoin de voyager pour s'agrandir; il porte avec lui l'immensité. Tel accent échappé de votre sein ne se mesure pas et trouve un écho dans des milliers d'âmes: qui n'a pas en soi cette mélodie, la demande en vain à l'univers. Asseyez-vous sur le tronc de l'arbre abattu au fond des bois: si dans l'oubli profond de vous-même, dans votre immobilité, dans votre silence, vous ne trouvez pas l'infini, il est inutile de vous égarer au rivage du Gange.

So genau wie die Gefahren des Industrialismus erkennt er die Gefahren der Preßfreiheit; aber, sagt er sich und den Anderen immer wieder, die müssen eben mit in den Kauf genommen werden. Am sechsundzwanzigsten Juli 1830 fährt er, nach der See lechzend, zur Erholung nach Dieppe. Am nächsten Tag findet er dort im Moniteur die Ordonnanzen. Wieder eine Regirung, die sich von der Plattform der Notredamethürme aufs Pflaster stürzt, ruft er aus, läßt anspannen und fährt nach Paris zurück. In der Begründung der Ordonnanzen frappirt ihn Zweierlei: wie richtig die Uebelstände des Zeitungwesens dargestellt werden und wie vollständig der Zustand der Gesellschaft verkannt wird. „Gewiß haben die Zeitungen seit 1814 die Minister aller Parteien schwer geärgert, gewiß strebt die Presse danach, den König und die Kammern zu unterjochen. Gewiß hat die Presse, ohne Rücksicht auf die Interessen und die Ehre Frankreichs und nur von persönlichen Leidenschaften geleitet, die Expedition nach Algier bekämpft, die Beweggründe, die Mittel, die Vorbereitungen, die Möglichkeit des Mißlingens erörtert; sie hat die geheim zu haltenden Rüstungen bekannt gemacht, den Feind über den Zustand unserer Streitkräfte unterrichtet, unsere Truppen

und Schiffe aufgezählt und zuletzt sogar die Stunde der Abfahrt angezeigt. Hätten Richelieu und Bonaparte ganz Europa Frankreich zu Füßen legen können, wenn man ihre geheimen Unterhandlungen im Voraus enthüllt und jede Etape ihrer Armeen öffentlich gemeldet hätte? All Das ist wahr; und es ist abscheulich. Aber wie es verhindern? Die Presse, diese neue Macht, ist ein Bestandtheil des heutigen Lebens geworden; sie ist das Wort in Pulverform, die geistige Elektrizität. Könnt Ihr sie hinwegdekretiren? Je mehr Ihr sie unterdrückt, desto mehr verstärkt Ihr ihre Spannkraft und desto heftiger wird sie explodiren. Ihr müßt Euch mit ihr einrichten, wie Ihr Euch mit der Dampfmaschine eingerichtet habt. Ihr müßt lernen, Euch ihrer zu bedienen und sie zugleich ihrer Gefährlichkeit zu entkleiden, sei es, daß man ihre Gewalt sich durch den allgemeinen Gebrauch und die Gewöhnung abschwächen läßt, sei es, daß Ihr Eure Sitten und Gesetze den Grundsätzen anbequemt, die in Zukunft herrschen werden. Gerade die Vorwürfe, die Ihr gegen sie wegen Algier erhebt, beweisen, daß sie doch in gewissen Fällen eigentlich ohnmächtig ist, denn Ihr habt ja Algier gewonnen, wie auch ich 1823 den spanischen Krieg unter dem heftigsten Feuer, das die Zeitungen auf mich richteten, durchführen ließ." Er erzählt, er habe 1823 dem Leiter der Tablettes historiques, Herrn Coste, gesagt: „Sie wissen, wie sehr ich die Preßfreiheit liebe und wie hoch ich sie schätze. Aber wie kann ich sie bei Ludwig dem Achtzehnten vertheidigen, wenn Sie täglich das Königthum und die Religion angreifen? In Ihrem eigenen Interesse und um mir nicht die Hände zu binden, bitte ich Sie inständig: hören Sie doch endlich einmal auf, Wälle zu untergraben, die schon zu drei Viertheilen eingerissen sind und die anzugreifen ein anständiger Mensch sich eigentlich schämen müßte. Schließen wir einen Pakt! Vergreifen Sie sich nicht mehr an ein paar Greisen, denen kaum noch ihr Thron und ihr Altar Schutz gewähren! Dafür gebe ich Ihnen meine Person preis. Greifen Sie mich morgens und abends an! Sagen Sie von mir, was Sie wollen, — ich werde mich über nichts beklagen; ich werde Ihnen, wenn Sie nur den König bei Seite lassen, für Ihre gesetz- und verfassungmäßigen Angriffe auf den Minister dankbar sein."

Seine Anhänglichkeit an die Bourbonen und sein Legitimismus hatten gar nichts Mystisches. Er vertheidigte die angestammte Dynastie, weil er, wie heute noch alle preußischen professores ordinarii, die Erbmonarchie für eine sehr nützliche Einrichtung und die tausendjährige Ehe einer Nation mit ihrem Herrscherhaus für eine Bürgschaft der Stetigkeit in der Entwickelung hielt und weil er den beiden Königen der Restauration Treue geschworen hatte. Als er 1830 von der Politik Abschied nahm — nicht, weil Louis Philippe nach der Krone gegriffen habe, sondern, weil er ein ungetreuer Vormund gewesen sei —, da sagte er, er habe den König so wenig verrathen

wollen wie die Verfassung; wenn man sich in die Einsamkeit zurückziehe, müsse man sich doppelt hüten, die Selbstachtung zu verlieren, da man ja sonst in schlechter Gesellschaft leben würde. Er war überzeugt, daß die Bourbonen ganz gut mit der Verfassung zu regiren vermocht hätten, und er gab sich vergebens Mühe, die Eigensinnigen und Beschränkten zur Verfassungtreue zu bekehren. Eine unerträgliche, unverschämte Anmaßung nannte ers, daß die Minister in der Begründung der Ordonnanzen behaupteten, der König stehe über dem Gesetz (que le roi a un pouvoir préexistant aux lois). Nach dem Sturz der Bourbonen erkannte er an, daß sie ein Hinderniß des Kulturfortschrittes gewesen seien. Gott, meinte er, verleihe den Vertretern eines nicht mehr zeitgemäßen Prinzips Eigenschaften, die sie ins Verderben stürzten. Wenn populäre Weltgeschichten ihn zu einem Mitgliede der von der Herzogin von Berry 1832 organisirten legitimistischen Verschwörung stempeln, so widerspricht Das den Thatsachen. Er nahm die Einladung, in ihre geheime Regirung einzutreten, nicht an und rieth von dem unsinnigen Putsch entschieden ab. Aber als die unternehmunglustige Dame dann in Blaye gefangen saß, drängte er sich zu ihrer Vertheidigung. Das erfordere die Ehre, meint er, und er erweise damit auch dem Vaterlande einen Dienst, denn für Frankreich sei es von Werth, daß es noch Menschen gebe, die bereit seien, sich für ideale Zwecke zu opfern. „Man sagt, ich zöge meinem Vaterlande eine Familie vor; nein, ich ziehe nur die Treue dem Meineid, die moralische Welt der materiellen Gesellschaft vor.“ Zur Regelung der Angelegenheiten der romantischen Marie Karoline, die nach der Entlassung aus der Haft mit ihrem Liebhaber Lucchesi, von dem sie ein Töchterlein empfangen hatte, nach Palermo verschwand, reiste Chateaubriand zweimal nach Prag, wo der abgesetzte Karl X. mit seinen beiden Enkelkindern, dem Sohn und der Tochter der nunmehrigen Gräfin Lucchesi, residirte. Er war entsetzt, dort zu sehen, wie man den kleinen Roy, den die Legitimisten Heinrich den Fünften nannten, von Jesuiten und Stallmeistern zum Ritter und Frömmler erziehen ließ. Persönlich schätzte er die Jesuiten wegen ihres Wandels und ihrer Leistungen hoch, aber er sah ein, daß, wer in der Politik eine Zukunft haben wolle, sich von einem so allgemein verhaßten Orden fern halten müsse. Er sagte den Verwandten des Prätendenten mündlich und schriftlich, wenn der Prinz Aussichten haben solle, so müsse er mit anderen jungen Leuten in öffentlichen Anstalten erzogen werden, Alles lernen, was sie lernen, in den Ideen seiner Zeit aufwachsen und an das Königthum gar nicht denken; je weniger er daran denke, desto besser werde er, wenn ihm die Umstände einmal günstig wären, dafür geeignet sein. Er müsse dann wissen, daß er ein Volk zu regiren habe, das vom alten französischen Volk grundverschieden sei, daß er in ein Land komme, wo

es keine Oriflamme mehr giebt und keine Ritterschaft, die unter der weißen Fahne marschirt. Vierzig Jahre später hat der Graf Chambord die Legitimität unter seiner weißen Fahne endgiltig begraben; man hatte ihn, gegen Chateaubriands verständige Rathschläge, zum Don Quixote erzogen.

Wie von der Galeere befreit fühlte sich der Rathgeber, als ihn die Politik losließ. Er hielt sich für einen fähigen Staatsmann, aber die Literatur sei doch nun einmal die eigentliche Heimath seiner Seele und Wonne bereite es ihm, zu ihr rückkehren zu dürfen. Er hatte auch als Politiker den Dichter niemals verleugnet; seine Kammerreden, seine Depeschen, noch mehr die Beobachtungen und Betrachtungen, die er auf seinen diplomatischen Reisen aufzeichnet, sind voll Poesie, und zwar voll realistischer Poesie. Mit der Beschreibung seiner Stube im Gasthaus zu Waldmünchen malt er mir die Stuben der kleinstädtischen und Dorfwirthshäuser, die ich selbst bewohnt habe, und das Aus- und Eintreiben des Viehes durch den Gemeindehirten habe ich in Schwarzwaldflecken und Dörfern so gesehen, wie ich es hier lese. Er pfeift gleich unseren Worpswedern auf die fable convenue der Alpenschönheit und zeigt, wie aller Reiz der Landschaft theils in der Beleuchtung liegt, theils in den Erinnerungen und Ideen, die sich damit verknüpfen. „Nicht auf dem Campo Vaccino, sondern auf Claude le Lorrains Palette findest Du die Landschaft. Gieße mir Liebe ins Herz: und ein einzelner Apfelbaum zwischen Kornfeldern, ein Moos, ein Farnkraut, eine Schwalbe, eine Fledermaus, die um den Glockenthurm flattert, werden mich bezaubern, weil sie die Erinnerung an heimliches Glück oder die Trauer über einen Verlust in mir wachrufen.“

Bücher haben ihre Schicksale. Die Memoiren sind viel interessanter als der Génie und stehen diesem auch an literarischem Werth wahrlich nicht nach; aber berühmt hätten sie den Verfasser nicht gemacht. Freilich war das erste seiner Hauptwerke nicht ein bloßes Literaturerzeugniß, sondern eine That, eine Großthat gewesen. J'étais le restaurateur de la religion, schreibt er übertreibend, doch nicht ganz unrichtig. Napoleon hatte das Werk mit höchster Anerkennung begrüßt, weil es für seinen Plan, mit Hilfe der Religion die bürgerliche Ordnung wieder herzustellen, die Gemüther gewann, und er hatte später in Chateaubriand einen gefährlichen Feind erkannt, weil die Richtung, die Dieser den Geistern gab, doch schließlich dem Kaiserthum nicht günstig war. (Auf Sankt Helena sagte Napoleon im Gespräch mit dem Grafen Montholon: „Wenn Chateaubriand einmal ans Ruder gelangen sollte, würde er vielleicht auf Irrwege gerathen; gewiß aber ist, daß er Alles begrüßen würde, was groß und national ist, und daß er die Zumuthung, solche Schändlichkeiten zu begehen wie die jetzige Regirung, mit Entrüstung zurückweisen würde.“) Ganz falsch ist die hergebrachte Ansicht, Chateaubriand predige im

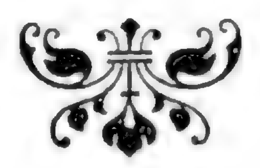
Génie ein rein ästhetisches Christenthum. Voltaire hatte das Christenthum lächerlich gemacht, die Encyklopädisten hatten den Atheismus in die Mode gebracht, die Revolution hatte den Kultus abgeschafft und den kirchlichen Organismus zerstört. Diese ganze Periode hindurch, schreibt Chateaubriand, „hatte man gelehrt, das Christenthum sei eine Barbarenreligion, die unvernünftige Dogmen und einen lächerlichen Kultus habe, Kunst und Wissenschaft, Vernunft und Schönheit hasse und immer nur Blut vergossen, die Menschen geknechtet, den Fortschritt des Glückes und des Lichtes gehemmt habe. Es kommt also jetzt darauf an, zu beweisen, daß im Gegentheil keine andere Religion in dem Grade poetisch, menschlich, der Freiheit, den Künsten und Wissenschaften günstig ist wie die christliche und daß ihr die moderne Welt Alles verdankt, dessen sie sich rühmt, vom Ackerbau bis zur Philosophie, von den Spitälern bis zu den Bauwerken, die Michelangelo errichtet und Raffael ausgeschmückt hat.“ In einer solchen Apologie, die die Gemüther gefangen nehmen sollte, mußte sich freilich das Aesthetische, in dem noch dazu des Autors Stärke lag, vor den übrigen Elementen bemerkbar machen; aber diese übrigen werden weder verkannt noch unterschätzt und vernachlässigt. Das christliche Ideal des Verfassers ist nicht der Schwärmer für schöne Musik und für schöne Bilder, sondern die barmherzige Schwester, der arme Pfarrer, der in opfervoller Thätigkeit der einzige Lehrer, Tröster, Rathgeber und Helfer einer elenden Dorfgemeinde ist, und der Missionar, der sein Leben den Wilden in den Fiebersümpfen Guyanas opfert, um, ohne es zu wissen, eine Herberge zu bereiten, in der hundert Jahre später barmherzige Schwestern gläubige und atheistische Verbannte, Opfer der Terreur und des Despoten ohne Unterschied pflegen werden. Vor Allem sieht er im Christenthum die unentbehrliche Grundlage einer vernünftigen bürgerlichen Ordnung. Er hat jener apologetischen Literatur, deren die Kirche der Neuzeit bedarf, die Bahn gebrochen. Selbstverständlich gilt Alles, was er zum Lob des Christenthumes sagt, nur dem ehrlichen Christenthum: die Heuchelei, die Bigotterie, den Mißbrauch der Religion für hierarchische Zwecke haßte er, die Kongregation, wie sich die Organisation der Ultras nannte, deren Erben die heutigen für Frankreich verhängnißvollen Kongregationen sind, bekämpfte er. Von Aberglauben war er so frei wie von Bigotterie und ungesunder Mystik. Die Krüdener veranstaltete in Paris ihre conversations politico-religieuses, die der Kaiser Alexander mit seiner Gegenwart beehrte und die mit brünstigen Gebeten zu schließen pflegten. Chateaubriand erzählt: „Frau von Krüdener hatte mich zu einer ihrer himmlischen Zaubervorstellungen eingeladen. Ich bin nun zwar der Mann der Chimären, aber vollkommen ist man nun einmal nicht: ich hasse alle Unvernunft, verabscheue alles Nebelhafte und verachte Taschenspielerkünste. Die Aufführung langweilte mich. Je mehr ich

zu beten versuchte, desto weniger fühlte ich mich dazu gestimmt. Gott fand ich nichts zu sagen und der Teufel reizte mich zum Lachen."

Chateaubriand war ein ehrlicher Christ, aber auf Heiligkeit machte er keinen Anspruch. Er erzählt, in der Jugend habe er seinem Leibe gut zugeredet, sich doch durch Mäßigkeit zu konserviren. Der aber habe sich über die weise Seele lustig gemacht und gesagt: Nicht zwei Batzen gebe ich für den wohlkonservirten alten Herrn; was hätte ich davon, wenn ich mit meinem Frühling kargen wollte, um die Freude des Lebens auf eine Zeit zu verschieben, wo sie Niemand mehr mit mir theilen mag? Et il se donnait du bonheur par-dessus la tête. Aber wir glauben Chateaubriand, wenn er versichert, Gemeinheiten habe er nicht zu beichten; denn er zeigt echte Noblesse in Allem, was er thut und läßt. Ganz Grandseigneur ist er in Geldsachen. Er lebte nicht etwa prächtig. Er hatte nur stets eine offene Hand für Andere, warf das Geld achtlos weg und ging nie auf Geldgewinn aus. Es thut ihm wohl, als Botschafter in London, wo er als junger Emigrirter gehungert hat, Komfort zu genießen, aber er zögert keinen Augenblick, diesen Komfort wieder aufzugeben, wenn es die Ehre zu fordern scheint. Und dieser Fall tritt jedesmal ein, wenn er ein paar Monate Botschafter oder Minister gewesen ist. Er verzichtet dann auch auf Pension. Seine Vermögensbilanz hat er in seinem achtzigjährigen Leben nie anders als mit dem negativen Vorzeichen gesehen. „Wie viel müßte man Ihnen wohl geben, um Sie reich zu machen?" fragt ihn Karl X. in Prag. „Geben Sie sich damit keine Mühe, Sire; wenn Sie mir morgens vier Millionen schenken, habe ich am Abend keinen Heller." „Aber womit, zum Teufel, verthun Sie denn Ihr Geld?" „Das weiß ich selbst nicht, denn ich gebe nichts für Genüsse und Liebhabereien aus. Ich bin eben schrecklich dumm."

Nun habe ich über Chateaubriand so viel geschwatzt — gern möchte ich noch mehr schwatzen —, daß kein Platz mehr übrig bleibt für einige Bemerkungen über das vorliegende Buch. Die Verfasserin wird es mir nicht übel nehmen, denn sie hat es nicht nöthig, daß man sie empfiehlt. Ihre Darstellungsgabe und ihre Vertrautheit mit der politischen und der Literaturgeschichte der Zeit ihres Helden sind so bekannt, daß Jeder weiß, was er von einem Buch der Lady Blennerhasset über Chateaubriand zu erwarten hat, und es genügt, zu versichern, daß sich Niemand in seiner Erwartung getäuscht finden wird. Die glänzendste Partie ist der Abschnitt, in dem das Verhältniß der französischen zur deutschen Romantik geschildert wird.

Neisse. Karl Jentsch.



Im Lande der Toska.

In Europa ist unser Land weniger bekannt als Centralafrika und doch „verdient es diese Vernachlässigung nicht", sagte mir Mehemed Ali Pascha, der Mütessarrif (Regirungpräsident) von Korytza (Gorča) in Albanien. Und es ist wahr: die nicht unmittelbar am türkischen Eisenbahnnetz liegenden Städte Westmakedoniens und Albaniens wissen, wenn man zu ihnen kommt, außer von Russen von keinen europäischen Besuchern zu berichten, wie es denn auch einzig die Russen sind, die neben den einheimischen Balkanvölkern sich gründlich mit der Geschichte, der Landeskunde und den Alterthümern dieser Länder beschäftigt haben.

Es ist ein vielnamiger Stamm, der in den westlichen Gebirgs- und Küstenlandschaften der Türkei von dem See von Skutari und der montenegrinischen Grenze an bis zum Golf von Arta und weiter in den Nordprovinzen des Königreiches Hellas, ferner in Attika und Argolis haust. Schkipetaren nennen sie sich selbst; bei den Italienern heißen sie Albanesi, bei den Griechen Arwaniten und bei den Türken Arnaut. Es ist ein Glaubenssatz bei allen gebildeten Albanesen, daß sie die Nachkommen der alten Illyrier seien, der Nachbarn Makedoniens. Auch auf dem Athos lernte ich mehrere Mönche albanesischer Herkunft kennen. Das durch den Klosterbrand bekannte Gotteshaus zum Heiligen Paulus (Agin Pawlu) hat sogar einen Vollblutalbanesen, Kyr Grigorios, zu seinem Igumen. Ein Zografite (Mönch des bulgarischen Klosters Zografu) ein Albanese aus Gorča, der aber den größten Theil seines Lebens in Egypten und Paris zugebracht hatte und ganz von europäischer Bildung durchtränkt war, behauptete, die Makedonen seien keine Griechen, sondern Illyrier. Ich entgegnete ihm, aus den noch erhaltenen Resten der makedonischen Sprache gehe unwiderleglich das echte Griechenthum des Volkes hervor. In Obermakedonien freilich, in den wild barbarischen Feudalfürstenthümern der Lynkesten, Eordaeer u. s. w. sei die Bevölkerung stark mit illyrischen Elementen gemischt gewesen. Nun, erwiderte er triumphirend, dann ist immerhin die Möglichkeit vorhanden, daß Alexander der Große, der von Mutterseite durch die epirotische Prinzessin Olympias sicher ein Illyrier war, auch von der Vaterseite her illyrisches Blut in seinen Adern hatte. Denn die Herkunft der makedonischen Könige aus Argos „est une pure fable d'après les savants les plus compétents." Nun merkte ich, wo Vater Galaktion hinauswollte. Alexander oder Iskander Dhulkarnain ist der große, von Christen und Muslim gleichmäßig verehrte, in Sage und Dichtung fortlebende Heros. Ist er aber illyrischen Geblütes, dann können die Nachkommen der Illyrier, die Albanesen, ihn als ihren Nationalheros betrachten; und auf dieses — im Grunde recht weltliche — Ziel richtete sich der ganze Ehrgeiz eines Mannes, der, aus glänzenden Verhältnissen stammend, jetzt in der Stille des Heiligen Berges sein Leben beschließen will.

Die Albanesen scheinen thatsächlich Autochthonen zu sein. Die Geschichtannalen berichten uns über die Einbrüche der slavischen Stämme, der finischen Magyaren und der türkischen Bulgaren. Ueber die Albanesen herrscht tiefes Stillschweigen. Erst im vierzehnten Jahrhundert regen sie sich in ihren nördlichen Wohnsitzen und überfluthen von da in immer wiederholten Vorstößen bis

ins achtzehnte Jahrhundert den ganzen Westen der Balkanhalbinsel; selbst im Peloponnes setzen sie sich fest.

In der Geschichte leuchtet ihr Name besonders hell durch Georg Kastriota (Skanderbeg), der ihren heldenmüthigen, Jahrzehnte andauernden Freiheitkampf gegen Mohammed den Zweiten, den Eroberer Konstantinopels, leitete. Skanderbeg war freilich ein Slave und kein Albanese; und darin sind die Albanesen den Griechen, mit denen sie so viele Sympathien verknüpfen, gleich. Wie diese selbständig, abgerechnet den kurzlebigen Traum attischer Seeherrschaft, politisch es zu nichts gebracht haben, aber als Kulturferment dem makedonischen und römischen Reich einfach unentbehrlich waren, so spielen auch die türkischen Albanesen als tapfere Soldaten, tüchtige Offiziere und Verwaltungbeamte eine beachtenswerthe Rolle im türkischen Reich. Eine Reihe der bedeutendsten Großveziere, vor Allen Keduk Ahmed Pascha, Daud Pascha, Mehemed und Ahmed Köprüslü Pascha, ferner Mehemed Ali, der Ladendiener aus Kawala und spätere Gründer des egyptischen Reiches, sind Albanesen. Ernst Curtius wies immer darauf hin, daß die meisten Helden des griechischen Freiheitkampfes albanesischen Geblütes waren. Markos Botzaris und Karaïskakis sind Albanesen, Albanesen die Sulioten wie die heldenkühnen Seeleute von Hydra und Spetsa. Kurz: dieses Volk, das in einem unbekannten Erdwinkel ein unbemerktes Dasein führt, kann sich mit seiner geschichtlichen Vergangenheit sehen lassen.

Die Albanesen zerfallen in zwei große Stammesgruppen: die Gega, die im Norden um Skodra und Dibra sitzen, und die Toska, die von Berat und Gorča aus sich bis nach Jannina und weit nach Süden durch das ganze alte Epirus, Aetolien und Akarnanien bis zum Golf von Korinth ausdehnen. Nur mit den Südalbanesen, den Toska, deren Land ich bereiste, wurde ich näher bekannt, während ich von den Gega nur wenige Exemplare in Ochrida, dessen albanesische Bevölkerung gegisch ist, kennen lernte. Und ich muß gestehen, daß diese Schkipetaren, Muslim wie Christen, auf mich einen sehr guten Eindruck machten. Es ist ein hochgemuthes, auf seine Freiheit stolzes Geschlecht; knechtische Unterwürfigkeit zeigen auch die christlichen Albanesen nicht. Ja, der streng katholische, dem Papst und seinen Priestern blind ergebene Stamm der Mirditen, eine Abtheilung der Gega, soll noch unbotmäßiger als die mohammedanischen Albanesen sein. Ihr Erbfürst Prenk Doda wurde daher 1881 nach der Pazifikation Albaniens in Kleinasien eingesperrt, wo er sich dem Trunk ergeben hat. Die türkische Regirung leistet ihm in dieser Beziehung jeden Vorschub, um den gefährlichen und einflußreichen Feudalhäuptling physisch und moralisch zu Grunde zu richten. Auch äußerlich sind die Albanesen ein ungewöhnlich schöner, hochgewachsener und kräftiger Menschenschlag. Als ich 1871 durch Griechenland reiste, freute ich mich, in unserem Agogiaten durch die Argolis zum ersten Mal einen wirklich ideal schönen Griechen gefunden zu haben. Natürlich war er ein Albanese.

Donnerstag, am sechzehnten Oktober 1902, morgens um zehn Uhr, fuhren wir mit der Barke von Ochrida über den See. Obwohl ich dem Kaimakam mitgetheilt hatte, Bedeckung sei auf dem Wasser, da ich nie Etwas von Seeräubern gehört, völlig überflüssig, erschienen zu unserer Begleitung die beiden Tschausche, während die übrige Mannschaft den Landweg nahm. Die Barken auf dem See von Ochrida sind rundliche, unförmliche und primitive Fahrzeuge

ohne Kiel, auf die ein Verdeck mit Holzbrüstung gesetzt wird. Dort läßt man sich ganz behaglich hinsinken. Da die Bulgaren tüchtige Schiffsleute sind, geht die Fahrt bei ruhigem Wetter sehr schnell vor sich. Allein der Himmel umwölkte sich; ein heftiger Sturm brach los; einer der beiden Tschausche litt fürchterlich unter der Seekrankheit, wies aber trotzdem den Cognac, den ich ihm als Medizin anbot, standhaft zurück. Ein begleitender Bulgare versicherte: es sei gut, daß wir ziemlich viel Gepäck verladen hätten, sonst würde das Schiff unfehlbar umschlagen; sehr verlockend. Plötzlich erklärte der Schiffsmeister, das nahe Vorgebirge könnten wir wegen des Sturmes nicht umschiffen; wir müßten ans Land. Unter strömendem Regen flüchteten wir uns in eine Höhle; die Türken und Schiffsleute schleppten Reisig herbei, — und bald brannte ein lustiges Feuer, an dem wir unsere ganz durchnäßten Kleider und Decken trockneten: die reinste Robinsonade. Nach einer Stunde hatte sich das Wetter geklärt und beim hellsten Sonnenschein legten wir den Rest bis Sveti Naum, dem Kloster „unseres Heiligen und gotterfüllten Vaters, Naum, des Wunderthäters auf dem kleinen Libanon von Devol" zurück. Die Fahrt auf dem tiefblauen See an den bewaldeten Berghöhen ist entzückend. Für einen Jäger muß die Umgegend von Ochrida geradezu ein Dorado sein; zahlreiche Wasserhühner und Taucherenten, die Anastasi, ein mitreisender Ochridenerfreund, regelmäßig fehlte, beleben die Fluthen, Schwärme von Wildtauben rauschen von Felskluft zu Felskluft und von zwei Felszacken sahen drei Nachtreiher gravitätisch auf uns herab, ohne sich im Mindesten durch unsere Nähe einschüchtern zu lassen. Ein Mitglied des diplomatischen Corps von Pera, ein leidenschaftlicher Jäger, dem ich in Sofia von dieser Reise erzählte, war so begeistert von meiner Schilderung, daß er mir sagte, im nächsten Sommer werde er seinen Urlaub zu einem Ausflug nach Ochrida benutzen. Endlich erreichten wir ein sanft ansteigendes grünes, mit Pappeln und Fruchtbäumen besetztes Gelände, auf dem Rinder, Schafe und zahlreiche Gänse friedlich weideten, über das die beherrschende Priesterburg hinragt. Als wir dem Ufer nahten, erblickten wir zwei Mönche und sechs Soldaten mit einem Offizier, die uns feierlich begrüßten. Unter dem Geläut der Klosterglocken betraten wir das Gotteshaus und erhielten zur Wohnung das Prunkzimmer, in dem bei der Panegyris, dem Jahresfest des Heiligen, der Despot Effendi (Erzbischof) zu logiren pflegt. Wir unterhielten uns mit den Mönchen, die Beide Griechen waren, bis ich sagte, ich wolle dem hochwürdigsten Igumen (Abt) meine Aufwartung machen. Da erklärte einer der Beiden, selbst der Abt zu sein; er bildete mit dem anderen Papas, wie in den meisten Klöstern außerhalb des Athos, den ganzen Konvent. Das Kloster hat jährlich 1000 türkische Lire (23 000 Francs) Einkünfte zu verzehren und davon nur einen jährlichen Zuschuß von 80 Lire an die griechische Schule in Ochrida zu entrichten. Trotzdem gehen, wie mir der Klosteraufseher von Korytza mittheilte, die Einkünfte so ziemlich auf, da Sveti Naum eine großartige Gastfreundschaft übt und viel von Türken besucht wird, die natürlich nie bezahlen. Bezahlung wird auch weder verlangt noch angenommen; wohl aber giebt man eine nicht zu kärglich zu bemessende Summe für die Verwaltung des Heiligen Naum. Schon in Ochrida und mehrfach auf der Reise wurde mir immer wieder erzählt, der englische Lord P., der diese Gegenden als Amateurphotograph bereiste, habe eine Reihe von Tagen in Sveti Naum herrlich und

in Freuden gelebt und dann als Gastgeschenk noblement et maigrement drei Medjids (= 12 Francs) verabreicht. Ich merkte mir diesen sehr deutlichen Wink.

Das Hauptfest des Klosters ist der Tag des Namensheiligen, den Erzbischof Joasaph 1727 vom dreiundzwanzigsten Dezember auf den zwanzigsten Juni verlegte, „erstens, weil Viele sich im Winter durch die schlechten Wege abhalten lassen, an den glanzvollen Festen des Heiligen theilzunehmen, besonders aber, weil die Feier des Heiligen unmittelbar in die Erwartung des Festes von Christi Geburt fällt und Das viele andächtige Festfreunde abhält, die Wallfahrt zu unternehmen." Diese Verlegung des Festes auf den Sommer erwies sich als überaus praktisch. Noch heute strömen aus den Eparchien Ochrida und Korytza und von weiter her dichte Schaaren zum Feste des Namenspatrones zusammen; auch beide Bischöfe erscheinen und das Hochamt wird von zahlreichen Priestern mit großem Pomp celebrirt. Die armen bulgarischen Bauern und Bäuerinnen, bei denen Naum als Landsmann und Apostel — er gehört zu den Schülern des Slavenapostels Methodios — populär ist, schenken Halstücher, Schuhe, Lebensmittel, kurz, was sie überhaupt besitzen, dem Sveti Naum. Das Kloster soll oft ganze Wagenladungen der dem Heiligen geschenkten Tücher und Schuhe verkaufen. Was sollte es auch mit all diesen Spenden anfangen? Eine solche Panegyris verursacht aber auch ungeheure Kosten; denn die Gastfreiheit des Gotteshauses kennt keine Grenzen. Alle frommen Waller, die oft zu vielen Tausenden herpilgern — auch Türken und namentlich Türkinnen erscheinen zahlreich unter den Andächtigen —, klopfen nicht vergebens an Sveti Naums gastliche Pforte. Sie werden von ihm umsonst gespeist und getränkt und das Fest dauert drei Tage (Vorfest, Hauptfest, Nachfest). Natürlich verschlingt Das einen erheblichen Theil der Klostereinnahmen. In einem anderen Wallfahrtkloster nah bei Monastir mußten für die dreitausend Pilger Festkuchen gebacken werden. Das Feuerungmaterial ging aus. Da befahl der Bischof, die Bibliothek auszuräumen; und so halfen denn griechische und slavische Pergamente ohne Unterschied der Nationalität beim Kuchenbacken. Diese und ähnliche Barbareien sind nicht einem Ausbruche nationalen Fanatismus zuzuschreiben, sondern einfach ein Beweis der schauerlichen Unwissenheit. Der Bischof und seine Leute wußten eben nicht, was sie thaten.

Von Alterthümern ist in Sveti Naum wenig zu sehen, da 1802 das gesammte Kloster ein Raub der Flammen wurde. Auch das Archiv fiel ihnen zum Opfer. Nur die ehrwürdige Kirche mit dem Grabmal des Heiligen stammt noch aus der alten Zeit; sie ist, mit ihren gedrückten kleinen Kappeln und ihrem zierlichen Thurm, ein höchst merkwürdiges Denkmal byzantinischer Baukunst.

Am nächsten Morgen verließen wir unter dem obligaten Glockengeläut und militärischen Gruß unsere gastfreundlichen Wirthe, um zu Schiff nach Starova (Pogradec) zu gelangen; diesmal reisten wir allein; denn unsere Türken hatten einen heiligen Respekt vor dem tückischen See bekommen. In Starova erwartete uns ein Wagen; wir verabschiedeten also die Fährleute. Eine höchst unangenehme Landessitte ist der orientalische Handkuß, dem man aber in diesen der Kultur entrückten Gegenden durchaus nicht entgehen kann. Ein ochridenischer Freund hatte mir gerathen, den Bakschisch an alle Schiffsleute persönlich zu verabreichen, weil er sonst in der Tasche des Schiffpatrones kleben bleibe. Als

Quittung drückten fünf nasse und bärtige Fischerlippen ihren Stempel auf meine Hand. Auch die sonst den Kopf so hoch tragenden Albanesen sind von dieser Unsitte nicht frei. Mit Starova hatten wir nämlich ihr Gebiet betreten. Ich sollte dem Wirth für eine kleine, den Türken gewährte Erfrischung zwei Francs zahlen; ich gab ihm einen Medjid (4 Francs), in der Erwartung, er werde mir den Ueberschuß zurückgeben. Statt so zu thun, stürzt der baumlange, prachtvoll gebaute Albanese in seinem blauen Gewande und rothen Gürtel auf meine Hand und küßt sie ehrerbietig. Ich war so verblüfft, daß ich den Wackeren mit seinem Medjid ruhig abziehen ließ.

Der Kaimakam von Ochrida hatte in liebenswürdiger Weise den Mütessarrif von Korytza telegraphisch über unsere Ankunft unterrichtet und so fanden wir in Starova einen guten Wagen, der wieder von unseren zehn Türken eskortirt wurde. Daß diese Begleitmannschaft durchaus nicht überflüssig war, habe ich jetzt erst aus einem Brief ersehen. Unsere ochridener Freunde besuchten in Starova den Jahrmarkt und verabschiedeten sich daher von uns. Ueber ihre Rückreise schreibt mir Einer von ihnen: „Wir kamen nach Sveti Naum zurück um zwei Uhr nachts à la Turca (acht Uhr Abends); in Sveti Naum bellten die Hunde unaufhörlich und der Verwalter rief uns aus dem Kloster zu: ‚Kommt nicht ans Land; es ist gefährlich. Fahrt schnell in die Mitte.‘ Kaum hatte er gesprochen, da erschienen unten an der Brücke zwanzig Männer mit dem Räuberhauptmann an der Spitze und riefen uns auf Dibranisch zu: ‚Bleibt stehen oder wir schießen!‘ Ach, das Leben ist süß! Unsere Schiffer fuhren gleich in die Mitte. Etwa vierzig Schüsse feuerten die Kerle auf uns ab; aber Sveti Naum hat uns beschützt. Keiner ist ums Leben gekommen. Plötzlich hörten wir neue Schüsse. Die Klosterknechte, nur in Hemd und Gürtel ohne Hosen, schossen vom Kloster auf die Räuber, die wiederum antworteten. Dadurch bekamen wir Luft. Die Schiffer ruderten aus Leibeskräften und hatten bald einen großen Vorsprung gewonnen. Aber es war doch eine aufgeregte Stunde.“ Das ist ein makedonisches Idyll.

Die Fahrt nach Korytza führt durch ein außerordentlich wasserreiches Gelände, das Flußgebiet des Devol, der selbst ein höchst stattlicher Strom ist. Die Straße von Starova nach Korytza ist ziemlich gut gehalten; die über die zahlreichen Flüßchen und Bäche führenden Brücken werden, wie auf dem Athos, von Pferden und Wagen nur als ein Zeichen angesehen, daß man daneben das Wasser passiren solle. Fußgänger vermögen sie aber zu tragen. Anders war die Sache beim Devol. Der ist zu tief, als daß Pferde mit einem Wagen hindurchfahren könnten. Aber die Brücke sah ungemein gebrechlich und greisenhaft aus. Die ersten Balken waren gänzlich abgefault und zum Theil schon in die Tiefe gestürzt. Wir stiegen aus und nahmen auch einen Theil unseres Gepäckes in der Hand mit; Anderes trug der Kutscher. Dann spornte er die Pferde an und in sausendem Galopp nahmen sie das kritische Stück der Brücke und langten wohlbehalten am anderen Ufer an.

In Korytza fragte Abd ul Hussein, in welchem Hotel wir absteigen wollten. Das erste sei ein christliches, aber schlecht, das zweite ein türkisches, aber gut. Natürlich gab ich dem Christen den Vorzug; denn ich mochte nicht auf den Wein verzichten. Ich hatte keinen Grund, meine Wahl zu bereuen. Mein vortrefflicher Gastwirth war Herr Dionisij Tebelis, ein Bulgare aus dem unweit Ko-

rytza gelegenen Dorf Boboshnitza. Dieses Dorf und das benachbarte Drenkova sind gleichsam eine bulgarische Insel in dem weiten albanesischem Meer der Gorča Planina (Ebene von Korytza); es sind Reste der alten Einwohner, die beim Einbruch der Albanesen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert sich hier am Gebirgsrand gehalten haben. Die beiden Dörfer gehörten einst zum Riesenbesitz des berühmten Rebellen Ali Pascha von Jannina und wurden dann kaiserliches Schatullengut (Vakf). Unseres Gastwirths verstorbener Bruder Grigorij war, wie Dionisij mir mit überlegenem Lächeln erzählte, einst enthusiastischer Panslavist gewesen und mit dem bekannten russischen Gelehrten und Konsul Hilferding, der diese Gegenden bereiste, sehr vertraut geworden. Durch ihn erhielt er ein Empfehlungschreiben an den Grafen Ignatiew, das von größtem Werth für diese Bulgaren war. Denn durch das thatkräftige Einschreiten des russischen Botschafters wurden die Bewohner der beiden Dörfer in den Stand gesetzt, gegen eine Entschädigungsumme von 8000 türkischen Pfund ihre Domaniallasten abzulösen, so daß sie jetzt völlig frei dastehen.

Das Dorf Boboshnitza hätte ich längst gern besucht, da im dortigen Nikolauskloster 1709 eine Synode abgehalten worden war, deren Originaldokument ich aufzufinden hoffte. Mein Gastwirth, selbst Primate und wohlhabender Grundbesitzer des Ortes, war sofort bereit, mich nach seiner nur eine Stunde von Korytza entfernten Geburtstätte zu begleiten. Das Dorf liegt malerisch am Bergeshang und von einer Falte des welligen Terrains völlig verborgen dehnen sich hinter ihm die Klostergebäude aus. Absichtlich wurde es, wie mir mein Gastfreund sagte, in so versteckter Lage angelegt, damit die die Ebene durchschweifenden Albanesen und sonstigen edlen Raubritter es nicht so leicht und schnell erspähen könnten. Die Gemarkung ist äußerst fruchtbar und mit Stolz zeigte mir Herr Tebelis seinen Baumgarten, allerdings einen der schönsten und größten des reichen Dorfes. Aus den Früchten des Maulbeerbaumes, der hier sehr gut gedeiht, bereiten die Boboshnitzer einen sehr angenehm und fein schmeckenden Schnaps, mit dem wir nachher sammt den Dorfmagnaten vom Abt des Panagiaklosters bewirthet wurden. Im Kloster kam ich nicht auf meine Kosten. Der einzige geistliche Bewohner war der eisgraue, schon ganz stumpf gewordene Igumen, der meine Frage, ob ein alter Kodex vorhanden sei, energisch verneinte. Ein Medjid machte ihn etwas zugänglicher. Er humpelte hinaus und kehrte bald mit dem „Kondix" zurück, einem ganz ordinären Schreibhefte aus dem vorigen Jahrhundert, in das Igumen Ignatios von 1865 bis 1883 Eintragungen gemacht hatte; übrigens zum Theil sehr werthvoller Art. Ich fragte, ein Bischen enttäuscht, ob denn nicht noch ein älterer Kodex da sei; der Igumen antwortete, sie hätten wohl einen alten Pergamentkodex besessen; aber „der Russe" (Hilferding ist gemeint) habe ihn gestohlen. Als ich diese Geschichte nachher in der Metropolis von Korytza erzählte lachten die Herren: den Kodex habe allerdings Hilferding mitgenommen, aber durchaus nicht entwendet, sondern dem biedern Abte dafür eine höchst ansehnliche Summe ausbezahlt. Die Geschichte ist darum lehrreich, weil die meisten Handschriften in der Türkei, griechische wie slavische, die angeblich verbrannt oder gestohlen worden sein sollen, thatsächlich einfach an durchreisende Frengis oder andere Liebhaber verkauft worden sind. Unsere Ankunft hatte das ganze Dorf aufgeregt und wir konnten nach

vollzogenem Geschäft nicht gleich fortfahren, sondern wurden in das Panagiakloster geführt, wo sich sämmtliche Dorfmatadoren versammelten und sich, malerisch gruppirt, von meinem Begleiter photographiren ließen. Sie waren sehr erfreut, als sie den Grund meines Besuches von Boboshnitza erfuhren; hier bei uns, sagte Einer mit sichtlichem Stolz, hat vor zweihundert Jahren der Patriarch eine Synode abgehalten; da stehts gedruckt: „beim Heiligen Nikolaus in Boboshnitza“; es ist schön, daß der Tschelebi unsere alte Geschichte studirt. Ein Student aus Bukarest, ein angenehmer, gebildeter Mann, der in diesem weltverlorenen Winkel geläufig deutsch und französisch sprach, machte die Honneurs; man servirte uns und den Magnaten Maulbeerschnaps aus einer kunstvoll vergoldeten Glaskaraffe, die ich gern vom Igumen erworben hätte, aber ich wagte, vielleicht thörichter Weise, nicht, an geweihter Stätte Handel zu treiben.

Ein zweiter Besuch galt der uralten Kirche von Emporia, einem eine Stunde von Korytza entfernten, von Rumänen und Albanesen bewohnten Dorf. Ich fuhr mit meinen Freunden, Dr. Anagnostopulos, Herrn Zographos und Archidiakon Vasiliadis, hinaus. In Anagnostopulos, dem Gymnasialdirektor, hatte ich die Freude, einen alten lieben Schüler, der bei mir in Jena 1884 promovirt hatte, wiederzufinden. Ich habe auch einer Unterrichtsstunde in Prima beigewohnt, wo die langröckigen, biederen Toska im Schweiß ihres Angesichtes, aber sehr gewandt ein Stück aus dem sechsten Gesang der Ilias erst in modernes Griechisch übertrugen und dann mit großer Genauigkeit, die mein altes Philologenherz sehr erfreute, erklärten. So lodern noch heute die Altäre des jonischen Sängers in diesem verlorenen illyrischen Erdwinkel. Herr Zographos ist Kirchenvorstand in Korytza und jetzt der erste Kenner der dortigen Lokalgeschichte, der mich mit großer Selbstverleugnung bei meinen gelehrten Arbeiten unterstützte. Er stammt aus einer alten Primatenfamilie und seine Ahnen mütterlicher und väterlicher Seite gehören zu den ersten Wohlthätern von Kirche und Gemeinde.

Meine griechischen Freunde hatten mir viel von der tausendjährigen Kirche von Emporia vorgeschwärmt. Sie ist in der That ein höchst merkwürdiger Rundtempel und enthält im Inneren drei geschichtlich sehr wichtige Inschriften, die des Erbauers, Bischofs Nikon, und der damals Albanien beherrschenden Lokaldynasten gedenken. Die werthvollste ist abgefaßt im Weltjahr 6898 = 1390, was immerhin das respektable Alter von mehr als fünfhundert Jahren ergiebt. Die Griechen waren über meine Lesung, die übrigens auch die Russen schon gegeben hatten, sehr niedergeschlagen. Das erste Zeichen, das die Tausender angiebt, ist halb verlöscht; sie hatten es nicht gesehen und demnach die Kirche aus 898 nach Christus datirt, was natürlich ganz unmöglich ist. Damals war die Ebene von Korytza noch bulgarisch und heidnisch und kein Mensch zählte nach Christi Geburt. Die Wände links und rechts vom Altar sind mit Bildern finsterer byzantinischer Heiligen geschmückt, die nichts Besonderes bieten. In der Kirche herrschte übrigens eine wahrhaft egyptische Finsterniß. Man brachte mir einen Schemel; aber auch von meinem erhöhten Standpunkte aus konnte ich die Inschriften nur entziffern, indem zwei junge Männer neben mir über eine halbe Stunde lang Wachskerzen emporhielten. Da ich sie für Kirchendiener hielt, drückte ich jedem einen Chirek (80 Pfennig) in die Hand, den sie nur nach erheblichem Sträuben annahmen: „Sie hätten dem deutschen Fremdling gern geholfen, der so weit

hergekommen sei, um ihre Kirche zu besuchen und die Inschriften zu kopiren"; liebenswürdiger Lokalpatriotismus, der für die heutigen (wie die alten) Griechen so charakteristisch ist. Ich erfuhr nachher, daß es ganz gut situirte Archontensöhne des Ortes waren, die nur mir persönlich eine Gefälligkeit erweisen wollten.

Die dort lebenden Albanesen sind schön gebaute Menschen. Leider haben sie die so kleidsame albanesische Fustanella meist abgelegt und tragen jetzt fast Alle die häßliche und geschmacklose walachische Tracht, einen langen Weiberrock auf dem Leib und darüber als Mantel, oft mit Pelz garnirt, einen fast eben so langen Schlafrock. Unsere Dörfler trugen fast sämmtlich diese Kleidung; der Fluch der Mode dringt eben bis in die fernsten, unkultivirtesten Theile Europas.

Christen und Muslim sind hier gleichmäßig fern von der kriecherischen Demuth, die Rajas so häufig ihren türkischen Oberherren gegenüber zeigen. Wer ihr Land besucht und sich für ihre Verhältnisse interessirt, ist von vorn herein einer warmen Aufnahme gewiß und wird mit einer fast zärtlichen Aufmerksamkeit behandelt. Der Aufenthalt unter diesem wackeren Volk gehört zu den schönsten Erinnerungen meiner Reise. Es kränkt sie, daß man sich in Europa so wenig um sie kümmert. Merkwürdige Anschauungen leben unter den Muslim. Fast alle Albanesen sind den großen Derwischorden der Mewlewis und Bektaschis affiliirt. Die Mystik des Sufismus wirkt wohlthätig auflösend auf die strenge Lehre des Koransgesetzes. Die mohammedanischen Albanesen, wenigstens die Toska, sind entschieden duldsam und die Christen rühmten diese Tugend an verschiedenen hohen Beamten und vornehmen Beys. Dabei hat sich hier eine Alterthümlichkeit der Sitten und Gebräuche erhalten, die den französischen Archäologen Dumont, als er vor zwanzig Jahren das Land bereiste, an homerische Zeiten erinnerte. „Ganz Hellas trug in der Vorzeit Waffen", sagt Thukydides in der Einleitung zu seinem Werk, um die Barbarei der vorgeschichtlichen Stufe anzudeuten. So ist es noch heute im Albanien. Jeder halbwüchsige Junge trägt in seinem Ledergürtel ein ganzes Arsenal von Handjaren, Dolchen und verrosteten Pistolen, deren Griff aber meist höchst zierlich mit Elfenbein ausgelegt ist. Die Vendetta ist noch allgemein im Gebrauch und vergebens haben die Jesuiten im Norden und die türkische Regirung in den übrigen Landestheilen sie abzuschaffen versucht, wenn auch Zustände, wie sie Hahn, der treuste und zuverlässigste Beobachter albanesischen Lebens, schildert, wohl nicht mehr vorkommen: daß ein Sohn einer vornehmen Familie bis zum Mannesalter in dem väterlichen Thurm eingeschlossen lebt und beim ersten Verlassen der Feudalburg der Kugel eines rachsüchtigen Verwandten des vom Vater des Knaben erschlagenen Familienfeindes erliegt. Eine andere alterthümliche Sitte ist die Blutsbrüderschaft. Zwei Männer verbinden sich zu gegenseitiger Unterstützung unter den heiligsten Eiden auf Tod und Leben. Sind die Blutsbrüder Christen, so segnet der Priester diese Einigung in der Kirche feierlich ein. Anders ists, wenn die Blutsbrüder verschiedenen Konfessionen angehören. So hatte mein griechischer Wirth in Ochrida Blutsbrüderschaft mit einem muslimischen Gega geschlossen. Jeder stach den Anderen in den Finger (in welchen Finger, ist mir nicht mehr erinnerlich) und sog rasch das herauströpfelnde Blut auf. Ein solcher Bund wird eben so heilig gehalten wie der in der Kirche geschlossene. Hahns merkwürdige Berichte über den albanesischen Knabenraub und die dort heimische Knabenliebe haben beim Erscheinen seines Werkes großes Aufsehen erregt, da diese Zustände ganz

an das antike Hellas erinnerten. Ich erhielt von mehreren guten Kennern Albaniens, Europäern wie Einheimischen, die übereistimmende Versicherung, daß es noch heute so sei. Die Begeisterung für den Geliebten geht so weit, daß eifersüchtige Liebhaber sich um eines Knaben willen töten. Auch die erotischen Gedichte, manche von großer Schönheit und einer Tiefe der Empfindung, die an Ibykos und Anakreon erinnert, sind ausschließlich an Knaben gerichtet. Die Christen versicherten übrigens, daß dieser Brauch nur unter den Muslim herrsche. Unterrichtete Europäer aber sagten mir, daß er auch unter den Christen — wenn auch seltener — vorkomme.

Für die Griechen ist es ein wahres Glück, daß dieses Volk im Mittelalter literaturlos war; es giebt keine altalbanesischen Schriftdenkmäler, an denen sich ein griechenfeindliches Nationalgefühl emporranken könnte, wie bei den Bulgaren und Rumänen. Darum sprechen fast alle Albanesen, wenigstens im Süden, griechisch. Nur die Frauen sind öfter einsprachig; so besuchte ich zu Korytza die Mutter eines Freundes, eine höchst liebenswürdige Matrone, die einer vornehmen Primatenfamilie angehört. Die Unterhaltung wollte aber nicht recht gedeihen, da Madame Tousourlou nur Albanesisch sprach, über das ich leider nicht verfüge.

Daß die Auflösung des türkischen Staatswesens in Europa nur noch eine Frage der Zeit sei, ist für Christen und Muslim eine ausgemachte Sache; und besonders die Muslim blicken nicht ohne berechtigte Sorge in die Zukunft, da das Los ihrer Glaubensbrüder im freien Hellas und im freien Bulgarien wahrlich nicht beneidenswerth ist. Ich wurde einmal gefragt, ob es nicht möglich sei, ein autonomes Fürstenthum Albanien unter einem europäischen Prinzen einzurichten. Ich antwortete, ein europäischer Fürst werde sich schwerlich zu dieser zweifelhaften Ehre hergeben. Warum denn? Nun, die Griechen, die Rumänen und die Bulgaren haben ihre Fürsten fortgejagt und die Serben den ihren ermordet. Ist es danach so verlockend, auf der Balkanhalbinsel eine Fürstenrolle zu übernehmen? Die große Mehrzahl dagegen, Muslim und Orthodoxe, waren durchaus der Ansicht, sie könnten nur österreichisch werden. Ich war erstaunt, von den verschiedensten Seiten diese Sympathien für Oesterreich ausgesprochen zu hören. Von Italien wollten sie, trotzdem in Unteritalien zahlreiche Albanesen wohnen, nichts wissen. Das sei ein Staat, der nicht genügenden Schutz zu gewähren vermöge. Unter dem österreichischen Szepter aber lebten die verschiedensten Völker friedlich zusammen; nun, darüber ist man wohl in Europa und speziell in Oesterreich anderer Meinung; doch man bedenke, daß türkische Unterthanen wesentlich bescheidenere Ansprüche an den Staat machen als wir. Im Vergleich mit der türkischen Mißwirthschaft erscheint ihnen das Vielen von ihnen durch Handelsreisen wohlbekannte Oesterreich als ein Paradies. In erster Reihe ist aber dabei die mächtige moralische Propaganda in Anschlag zu bringen, die der große Erfolg der Okkupation Bosniens unter den Türken gemacht hat. Dort sehen sie unter einer gerechten Regirung und fähigen Beamten Katholiken, Orthodoxe und Muslim friedlich zusammenwohnen. Das Ideal der sehr nüchtern und realpolitisch denkenden Toska ist: eine zweites Bosnien zu werden. Das war der für mich völlig neue und höchst interessante Haupteindruck, den ich aus dem schönen Lande mit nach Hause nahm.

Rom. Professor D. Dr. Heinrich Gelzer.

❧

Almas Ehe.

Da Sie beständig darüber klagen, daß Ihnen nichts zu schreiben einfällt: „ich hätte einen Stoff für Sie", sagte mein Freund Ernst, der, beiläufig bemerkt, Doktor der Rechte und noch nicht dreißig Jahre alt ist. „Habe ich Ihnen jemals von meiner Cousine Alma erzählt?"

„Ich glaube", sagte ich, mich besinnend. „Waren Sie nicht einmal verliebt in diese Cousine und fürchterlich empört, als sie sich einem Anderen verlobte?"

„Stimmt. Gut geartete junge Leute fangen immer mit einer Cousine an. Und Alma war wirklich reizend, — damals. Ein feines, schlankes Figürchen, ein schmales Madonnengesichtchen, die dunklen Haare à la Cléo de Mérode gescheitelt, braune, ernsthafte Gazellenaugen. Und eine süße, weiche Stimme. Gelacht hat sie selten; kaum gelächelt. Dazu war sie zu schwärmerisch veranlagt. Sich anschmiegen, bewundern, geliebt werden, verehrend emporschauen: Das war ihr Leben. Kein Wunder, daß sie den Männern gefiel. Eitel sind wir Alle und Alle lieben es, bewundert zu werden. Und bei der Kleinen war es echt. Keine Spur von Koketterie oder gar Berechnung. Wie andächtig sie Einem nur zuhörte! Es war eine Lust, vor ihr sein Licht leuchten zu lassen. Man fühlte sich in ihrer Gegenwart ordentlich erhoben und der angenehmen Ueberzeugung voll, daß man doch ein ganzer Kerl sei ... Und dafür war man ihr dankbar. Dafür liebte man sie. Ich auch, mit meinen achtzehn Jahren und meinem Bedürfniß, angestaunt zu werden. Aber die Freude hat nicht lang gedauert. Ich war der Kleinen doch viel zu jung, zu unfertig, zu knabenhaft. Und außerdem verliebte sie sich. Damit war das Spiel — für sie, das fast zwanzigjährige Mädchen, hatte die Geschichte nicht mehr als ein Spiel bedeutet — endgiltig und unwiderruflich aus. ‚Jetzt weiß ich erst, was Liebe ist', sagte sie zu mir. Es war recht tröstlich und recht erbaulich.

Na, sie hatte natürlich einen reifen Mann erwählt. So Einer ist am Besten zu verehren. Siebenunddreißig Jahre war der Mensch alt und ein ekler Kerl. Das heißt: für uns Männer. Die Weiber waren vernarrt in ihn. Namentlich die Mädels. Komoediant hätte er werden sollen: da hätte er noch wirksamer posiren und seine großen Gesten loslassen können. Aber er posirte auch auf dem Katheder, und zwar gründlich. Professor war er damals noch nicht. Nur Privatdozent. Hielt auch Vorträge für Damen. Ueber Literatur. Sprach sehr schön und salbungvoll wie ein Pastor. Dazu ein Christuskopf mit langem Haar, einem wundervollen, seidenweichen, soignirten Bart und schwärmerischen Augen. Natürlich ein großer Freund edler Weiblichkeit. Jeder Vortrag ein Hymnus auf das Weib. Und darauf fallen sie immer hinein. Seine Vortragsabende erfreuten sich denn auch großen Zuspruches und ich glaube, daß fast alle Mädels, die da kamen, um seinen Christuskopf zu begaffen und seine honigsüßen Schmeicheleien einzusaugen, mehr oder weniger in ihn verliebt waren. Man suchte denn auch nach seiner Bekanntschaft, man lud ihn ein, man lag ihm zu Füßen. Er brauchte nur zu wählen ... und er wählte klug. Denn er wußte genau, was er wollte: ein behagliches Heim und eine reizende, ihn anbetende, appetitliche junge Frau. Alma vereinigte alles Das in sich. Sie war reich, jung, hübsch,

lenksam und verliebt. Und so hat er zugegriffen ... Ein Narr, wenn er es nicht gethan hätte. Bitte, schenken Sie mir eine Cigarette. Ich bekomme immer einen so ekeln Geschmack im Munde, wenn ich an den Menschen denke."

Ich gab ihm die verlangte Cigarette.

„Glauben Sie aber ums Himmels willen nicht, daß die Eifersucht aus mir spricht", fuhr er fort. „Eifersucht und Liebe sind längst gestorben und begraben, wovon ich Sie im Lauf meiner Erzählung zu überzeugen hoffe: denn vorläufig machen Sie noch ein sehr ungläubiges Gesicht, worüber ich mich keineswegs wundere ... Daß der Widerwille gegen den Mann geblieben ist, leugne ich aber durchaus nicht. Eine echte und rechte Antipathie ist dauerhafter als Liebe und Eifersucht, ist, wie mir scheint, die dauerhafteste aller Empfindungen. Damals aber, als die Beiden Brautleute waren, war ich selbstverständlich auch eifersüchtig. Diese schlanken, weißen, raffinirt gepflegten, tastenden Männerhände, die immer am jungen Körper meiner geliebten Alma Etwas zu suchen hatten, während die Lippen erhabene Worte sprachen, hätte ich am Liebsten zerbrochen. Einen Finger nach dem anderen. Und daß Alma, meine keusche, unnahbare Alma, die mir nie einen Kuß gegeben, sich dieses Betasten und Streicheln willig gefallen ließ, war mir das Schrecklichste. Während ich sie mit ihm auf der Hochzeitreise wußte, litt ich arge Qualen. Doch als ich die Zwei dann wiedersah: sie verliebt wie ein Kätzchen, er gesättigt und befriedigt wie ein Sultan, der seinen Harem verläßt: da starb meine junge Liebe. Alma wurde mir mit einem Schlag völlig uninteressant, ja, fast antipathisch. Und als er bald darauf einen Ruf an eine andere Universität erhielt und mit seiner Gattin nach dieser Stadt übersiedelte, war mir meine Cousine ganz gleichgiltig geworden.

Nach zwei Jahren sah ich sie wieder. Ich kam in jene Stadt und konnte, aus verwandtschaftlichen Rücksichten, nicht umhin, ihr einen Besuch abzustatten. Ich fand sie unverändert: in ihrer Erscheinung wie in ihrem Glück. Ihr home war äußerst behaglich: ein kleines Haus, das nur er und sie bewohnten, in einem hübsch gehaltenen Gärtchen gelegen, Veranden, Hängematten, Alles sonnig, weich, warm, bequem. Und erst die Zimmer! Ueberall Teppiche, Bären- und Wolfsfelle, mollige Sessel, breite Chaiseslongues, Dutzende von Kissen, damit der große Mann weich und warm sitzen und seinen Christuskopf bequem stützen könne. Küche und Keller natürlich auserlesen. Ich glaube: jede Mahlzeit war ein ernsthaftes Studium für die kleine Frau, um es ihrem großen Manne recht zu machen, ihm keinen Anlaß zu Klagen zu geben ... Und in diesem Reich, das ihm die Mitgift Almas gegründet hatte, thronte und herrschte er als ein Gott. Er hielt auch in dieser Stadt Vorträge für Damen und wurde auch hier bestaunt und verehrt. Seine Studenten und Kollegen dachten geringer von ihm; aber Das war natürlich nur der pure Neid: weil er die Weiber für sich hatte. So traf ich auch keinen Mann in seinem Hause. Dafür aber ein halbes Dutzend Weibchen. Lauter Freundinnen Almas, die sich mit ihr in die angenehme Aufgabe theilten, dem großen Manne Weihrauch zu streuen. Da saß oder vielmehr rekelte er am Abend in einem weichen Fauteuil, umgeben von all diesen Weibchen, die an seinen Lippen hingen und begierig aufhorchten, wenn seinem Munde irgend ein volltönender Gemeinplatz entströmte. Und die Weibchen verhielten sich mäuschenstill und sprangen nur auf, wenn es galt, ihm zu dienen. Eine komische

Wirthschaft. Und am Merkwürdigsten war es, wenn diese Damen ihre Ansichten aussprachen, die selbstverständlich er ihnen eingeblasen hatte. Die Frauen waren, versteht sich, das Holdseligste, was es überhaupt auf Erden gab. Aber eben darum müsse es dem Manne gestattet sein, diese Holdseligkeit reichlich zu genießen. Das dürfe man ihm nicht verwehren, sondern man müsse sich vielmehr freuen, wenn er sich mit vielen Blumen umgab und sich an ihrem Duft berauschte. Deshalb hatte auch Alma so viele Freundinnen und zog sie in ihr Haus, damit der große Mann keinen Mangel an Blumen empfinde und daheim Alles finde und habe, wonach er, nach seiner Mannesnatur, Verlangen trug. Es war ein patriarchalischer Harem. Sehr einträchtlich und sehr anständig. Alles spielte sich im eigenen Hause und vor den Augen der legitimen Frau ab. Uebrigens fand ich das Ganze wirklich ziemlich kindisch und all diese Freundinnen ungefährlich. Der große Mann brauchte Weiberatmosphäre. Was war dabei? Er sog den Duft dieser Blumen ein. Ihre bloße Nähe war ihm Bedürfniß, war ihm angenehm an- und aufregend. Und da Alma nichts dagegen hatte, wäre es lächerlich gewesen, sich über diese sonderbare Wirthschaft moralisch zu entrüsten. Was gingen mich am Ende all diese wunderlichen Thorheiten an!

Aber eine unter diesen Freundinnen ist mir doch schon damals aufgefallen. Sie that scheinbar nichts Anderes, als was die Uebrigen auch thaten; sie war nicht hübscher als die Anderen; sie hob sich auf den ersten Blick in keiner Weise von ihnen ab: sprach wenig, hielt den Kopf tief gesenkt und stichelte unablässig an irgend einer Handarbeit. Zu meiner Verwunderung hörte ich, daß die blasse Kleine zur Bühne wolle und daß er, der große Mann, ihr Unterricht im Vortrag ertheile. Da sie blutarm, ohne Verbindungen und Verwandte war, fand sie im Hause meiner Cousine Alles, was sie brauchte: Nahrung, Kleidung, sogar Unterkunft. Man hatte ihr ein Mansardenstübchen eingeräumt und Alma schenkte ihr die Kleider, die sie ablegte. Sie war nicht entfernt so hübsch wie Alma. Aber sie hatte ein je ne sais quoi, das reizte. Ein blasses, freches Gesichtchen mit merkwürdig erfahren blickenden Augen. Alma war entschieden viel harmloser als dieses herrenlose Thierchen, das sich da bei ihr eingenistet hatte. Mir war zu Muth, als sollte ich die Cousine vor diesem Geschöpf warnen. Aber ich ließ es sein. Vielleicht täuschte ich mich. Und selbst wenn ich mich nicht täuschte: man soll sich nicht in fremde Angelegenheiten mischen. Sich nicht unnütz machen. Und so reiste ich nach mehrtägigem Aufenthalt wieder ab, . . . ohne Alma gewarnt zu haben.

— —

Nicht lange danach drangen allerlei verworrene Gerüchte über Almas Ehe zu uns. Die Freundinnen seien in alle Winde zerstoben, hieß es, bis auf die eine, die mit den erfahren blickenden Augen, die zur Bühne wollte und unablässig häkelte oder stickte. Sie wohne nach wie vor im Hause Almas und der Professor unterrichte sie in der Vortragskunst und die ganze Stadt schüttle den Kopf über diesen ménage à trois. Und das Wunderbarste an der Sache sei: Alma und die Andere seien die intimsten Freundinnen, es gebe nie Zank im Hause und Alles verlaufe in Frieden und Eintracht. Das klang so märchenhaft, daß wir den schlimmen Gerüchten keinen Glauben schenkten. Alles wurde gewiß schrecklich übertrieben. Alma war ein überspanntes Geschöpf und der große Mann

ein eitler Narr. Aber es giebt Dinge, über die selbst die überspannteste Frau nicht weg kann und die auch der eitelste Narr nicht wagt. Die Kleine war, wenn auch die Dritte im Bunde, doch gewiß nichts Anderes als die demüthig empfangende Freundin der Beiden, für Alma so eine Art Magd und für ihn so eine Art Spielzeug. Damit beruhigten wir uns, und da uns Alma stets vergnügte Briefe schrieb, forschten wir nicht weiter nach; namentlich ich nicht, den weder die Geschichte an sich noch diese drei Menschen sonderlich interessirten.

Etwa nach Jahresfrist bekam ich einen Brief von Alma. Sie hatte mir, seit sie verheirathet war, kein einziges Mal geschrieben; ich hatte immer nur durch Dritte von ihr gehört. Um so mehr überraschte mich, daß und was sie mir schrieb. Ich hätte sie in ihrem Glücke gesehen, hieß es in dem Brief, und jetzt sei ihr Glück zertrümmert. Ein großes Unglück habe sie getroffen; sie sei vertrauend und arglos gewesen und nun sei ihr Glaube und ihr Vertrauen an und in die Menschen dahin. Keine Ahnung habe sie gehabt, daß es so viel Schlechtigkeit und Untreue auf der Welt gebe; sie sei wie vor den Kopf geschlagen, wisse sich nicht zu rathen noch zu helfen und möchte am Liebsten sterben.

Natürlich nahm ich das Nächstliegende an: Der Kerl hat sie die ganze Zeit mit der Kleinen, die zur Bühne wollte, betrogen und sie ist endlich dahinter gekommen. Deshalb jetzt der Jammer. Was gab es da für einen Dritten zu rathen und zu helfen? Und zur Trösterrolle fühlte ich mich nicht berufen, weil mir Alma gleichgiltig geworden war. Dennoch machte ich mich auf den Weg und reiste zu meiner Cousine.

Es war dort wie in einem Trauerhaus. Als wenn Jemand darin gestorben wäre. Man trat leise auf; man sprach im Flüsterton. Und was mir am Meisten auffiel: der große Mann wurde wie ein Schwerkranker oder ein Leidtragender behandelt, schonend, liebe- und theilnahmevoll. Und er ließ es sich mit düsterer Würde gefallen. Als ich endlich mit Alma allein war, fragte ich sie, was denn geschehen sei.

Sie sah zum Erbarmen schlecht und bleich aus, hatte dunkle Schatten unter ihren Gazellenaugen und hielt das Köpfchen gesenkt wie eine verschmachtende Blume. Sie könne mir nicht sagen, was geschehen sei, hauchte sie. Es sei zu entsetzlich, zu ‚menschlich empörend‘.

Wie zu erwarten gewesen, sagte sie es mir nach dieser Einleitung doch.

‚Wir waren so glücklich. Nichts fehlte zu unserem Glück. Eins ergänzte das Andere. Und nun solcher Schlag! Ich werde diese Schlechtigkeit nie verwinden.‘ (Mit Thränen in den Gazellenaugen.)

‚Aber Du liebst ihn doch so sehr,‘ meinte ich.

‚Eben deshalb.‘

‚Mir scheint: eine große Liebe müsse verzeihen können.‘

‚So groß war meine Liebe nicht. Ich liebte sie nur seinetwillen, weil er sie liebte. Und sie hat ihn schändlich betrogen.‘

Jetzt starrte ich sie an. ‚Ja, von wem, von wessen Untreue sprichst Du denn, Alma? Mich dünkt, wir verstehen uns nicht.‘

‚Doch, doch!‘ sagte sie. ‚Haben wir sie nicht beherbergt, beköstigt, bekleidet? War sie nicht unsere liebste Freundin? Und nun dieser schwarze Verrath!‘

Ich war ganz konfus. ‚Alma, Liebe, wer ist diese schlechte ‚Sie'? Doch nicht die Kleine, die immer so eifrig häkelte und zur Bühne wollte?'

Sie nickte mit düsterer Miene. ‚Ja, sie ists. Die wir geliebt, bekleidet, genährt . . .'

‚Und beherbergt haben. Ich weiß schon. Was hat sie Euch denn gethan?'

‚Sie ist fort!' Und sie hob, wie anklagend, die Arme zum Himmel empor. ‚Fort mit einem elenden Komoedianten, der ihr ein Engagement verschaffen und sie heirathen will.'

Ich hatte Mühe, meinen Ernst zu bewahren. ‚Ja, mein Gott, was ist denn Schlimmes dabei? Warum sollte sie denn nicht zur Bühne gehen und sich verheirathen, wenn sie Lust hat zu Beidem? Sieh mal, Alma, Du hast doch auch geheirathet. Und darum kann sie ja Eure Freundin bleiben.'

‚Nein!' rief sie mit Heftigkeit. ‚Sie hatte zu Alledem kein Recht. Ihr Platz ist hier, bei uns. Er braucht sie; und Das hat sie gewußt. Spielen hätte sie auch hier können, ohne sich von uns zu trennen. Doch verlassen durfte sie uns nicht!'

‚Aber warum denn nicht? Sei doch vernünftig, Alma. Sie wollte eben einen Mann haben. Freundschaft ist gewiß eine ganz schöne Sache. Doch die Liebe schmeckt süßer. Meinst Du nicht auch?'

‚Sie hatte Beides: Freundschaft und Liebe. Denn er hat sie geliebt. Anders als mich, aber doch geliebt. War Das nicht genug?'

Wieder stierte ich sie an. ‚Du sprichst von Deinem Gatten. Und Der hat sie geliebt? Ungefähr so wie Dich geliebt? Und darein hast Du Dich gefunden?'

Sie richtete sich stolz in die Höhe. ‚Weshalb nicht? Ich bin nicht so unwissend, wie Du zu glauben scheinst. Er hat mir die Augen geöffnet. Was er an mir liebt, fand er nicht bei ihr; und was er an ihr liebte, konnte er bei mir nicht finden. Verstehst Du mich? Ich war und bin ihm die Liebere. Aber er hat auch sie gebraucht, die Temperament hatte und katzenähnliche Geschmeidigkeit und eine gewisse Drolerie: lauter Eigenschaften, die mir fehlen. Wir ergänzten einander und er hat sich wohl gefühlt zwischen uns. War es da nicht ihre Pflicht, ihn zu lieben und ihm zu leben, so wie ich ihn liebe und ihm lebe?'

Ich war starr.

„Der Mann ist — durch ihn weiß ichs — kein monogames Thier' (ihr eigener Ausdruck, bitte zu beachten!) ‚und braucht Abwechselung', fuhr sie fort. ‚Er liebt mich darum nicht weniger, weil er eine Andere begehrenswerth findet, und es wäre thörichte Vermessenheit, an ewigen Naturgesetzen rütteln zu wollen. Im Gegentheil: ich war ihr dankbar, daß er bei ihr fand, was er bei mir vermißte. Und es war so bequem: wir hatten sie im Hause. Sie war nicht anspruchsvoll. Wir waren ihre Wohlthäter und sie uns dankbar. Wir nahmen wenigstens an, daß sie uns dankbar sei, . . . haben uns aber getäuscht. Heimlich auf und davon mit einem Komoedianten! Eine, die seine Liebe genossen! Hast Du Worte?'

‚Nein', sagte ich. Aber mühsam wars, dieses Nein herauszupressen, ohne zu lachen. Es war in der That unerhörte Undankbarkeit von dieser Kleinen, ein so holdes Heim zu verlassen. Das Kebsweibchen des großen Mannes sein

zu dürfen: man denke! Und ein Mansardenstübchen zu bewohnen, abgelegte Kleider der Gnädigen zu tragen, sogar satt zu essen zu bekommen! Und alles Das wegzuwerfen eines Komoedianten wegen, der sie — eine Kleinigkeit — nach ihrer Affaire mit dem großen Manne heirathen wollte!

‚Wir waren so glücklich', sprach meine Cousine weiter, ‚und nun ist unser Glück dahin, unsere Ehe gestört. Er trägt es mit Würde, wie es sich für ihn ziemt, ohne zu klagen. Aber ich sehe ja, wie er sich härmt. Und vermag ihn nicht zu trösten. Sag mir, was ich thun soll. Denn ich selbst weiß mir nicht zu helfen.'

Auch ich wußte es nicht und sagte ihr Das. Und so verließ ich die Trauernde.

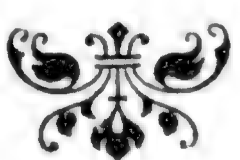
Aber das Schlimmste und Dümmste hatte sie mir verschwiegen. Sie und ihr großer Mann waren das Stadtgespräch geworden und ihre sonderbare Geschichte im Mund aller Leute. Alma hatte in ihrer sittlichen Entrüstung für gut befunden, dem Schauspieler in anonymen Briefen Alles zu sagen und ihn vor der undankbaren Kleinen zu warnen. Der Schauspieler hatte ohne viel Kopfzerbrechen herausbekommen, von wem diese niedlichen Briefe herstammten, und war, eine Erklärung heischend, vor den großen Mann hingetreten. Und das Ende der Sache waren zwei gewaltige Ohrfeigen, die der Schauspieler dem großen Mann auf der Straße, vor der Universität und im Angesicht vieler Zeugen, verabfolgte. Der große Mann, der selbstverständlich ein Gegner des Zweikampfes ist, steckte die Ohrfeigen mit olympischer Würde und Gelassenheit ein. Doch seine Kollegen faßten das Ganze weniger gelassen auf. Die Vorträge für Frauen mußten abgebrochen werden und alle ihm anhänglich gewesenen Weibchen schämten sich jetzt und leugneten, ihm jemals angehangen zu haben. Er sah sich gezwungen, ein Gesuch um Pensionirung aus Gesundheitrücksichten einzureichen, und sein Wunsch wurde prompt erfüllt. Nach diesem lächerlichen Skandal blieb ihm wohl nichts übrig, als die Stadt schleunig zu verlassen. Das that er.

— —

Jetzt lebt er mit Alma irgendwo auf dem Lande und baut seinen Kohl. Ob er es am Ende doch erlernt hat, sich zum ‚monogamen Thier' umzubilden, ist mir unbekannt. Ich habe die Beiden nicht wiedergesehen, auch wenig über sie gehört. Sie sollen immer hübsche junge Mägde im Hause haben, jedoch ihre Mägde häufig wechseln. Das heißt: die Mädchen sollen niemals lange bleiben wollen ... Es giebt also wohl noch undankbarere Menschen, als es die Kleine war. Und ich fürchte: Almas Ehe wird nie wieder so glücklich, wie sie einst gewesen, als man die Freundin mit ihrem Temperament, ihrer katzenähnlichen Geschmeidigkeit und ihrer Drolerie im Hause hatte. Na, ... was sagen Sie zu der Geschichte? Ist Das ein Stoff, den Sie verwerthen können?" Damit schloß mein Freund seine Erzählung und bat mich um eine zweite Cigarette.

Ich gab ihm auch die zweite Cigarette und sagte: „Versuchen kann mans ja. Warum denn nicht? Aber Eins ist mir längst schon klar geworden; nämlich: daß die wahrsten Geschichten gewöhnlich auch die unwahrscheinlichsten sind."

Wien. Emil Marriot.



Selbstanzeigen.

Fidus. Enthaltend über 200 Darstellungen nach Originalen von Fidus im Text, 27 ganzseitige Kunstblätter als Beilagen in Dreifarben-Lichtdruck, Lichtdruck und Chromo-Phototypie. J. C. C. Bruns, Minden. 30 Mark.

Ich glaube, daß ich mit meinem Buch ein in mancher guten Hinsicht einzigartiges geschaffen habe. Doch das Verdienst ist Fidus' Verdienst, den ich erkannte und den ich erfand als großen zusammenfassenden Geist, dessen Bedeutung weit über die Bedeutung des Malermetiers hinausgeht. Das wird Manchen wundern. Aber was man eben öffentlich von ihm zu sehen bekam, war nicht sein Eigentlichstes; eine einseitige, an Starkem nicht Gefallen findende Nachfrage brachte es an die Oberfläche und der Finder großer Symbole in der Kunst und vor Allem der Baukünstler Fidus kam nicht zum Wort. Es ist wohl das Wichtigste an meinem Buch, daß es mir möglich war, durch das Wort und durch zahlreiche unbekannte Bilderbeispiele nachdrücklich hinzuweisen auf den Kulturbringer Fidus. Weder nach dem Stoff noch nach meinem Temperament konnte ich da eine „objektive" Schreibart anwenden, die meist nichts weiter ist als Seelendürre und Bekenntnißlosigkeit. Das Buch ist ein Bekenntniß für die Kunst, die Naturgesetzliches enthüllen will, die priesterlich offenbart und als Macht in unserem Leben dazustehen strebt. Von diesem Standpunkt werthe ich Fidus und alle übrige Kunst; und ich zeichne ihn und Seinesgleichen als Führer aus der alten Kultur in die neue. Wo ich von Fidus' älterer Kunst und, zum Beispiel, seinem Aufenthalt bei Diefenbach redete, ergab sich schon Gelegenheit, Kulturaspekte zu bieten; in der zweiten Hälfte des Buches aber ließ sich vollends das Kunstwesen nicht mehr als isolirt vom Leben betrachten. In den Abschnitten „Charaktere", „Das Kunstwerk der Zukunft", „Der Künstler und seine Zeit" sind — unter Berufung auf Fidus' künstlerisches Thun und Wollen — unser Leben, Kunst und Religion unter dem Gesichtswinkel ihrer Einheit gezeigt; da wird auf die Symptome gewiesen, die das Nahen einer neuen Kultur im Zeichen der Schönheit ankünden. Nicht allein die Fidusbilder in dem Buch und mit ihnen die Mappen „Naturkinder" und „Tänze", die als erste im selben Verlag erschienen, sondern auch mein „kulturkämpferisches" Wort kann als Prüfstein für unsere Mitwelt angesehen werden. Alle, die in der Kunst mehr sehen als ein Mittel zur Entfaltung von Techniken, werden in der Art der Aufnahme dieser Fiduswerke durch die Mitmenschen deren Werth oder Unwerth für eine neue nahende Kultur beurtheilen müssen. Nicht mir oder selbst Fidus glaube ich damit ein Wort des Lobes gesprochen zu haben, sondern einer heiligen Sache, der ich Kämpfer sein muß.

Friedrichshagen. Wilhelm Spohr.

*

Die Schreckenstage von Peking. Von Pierre Loti. Einzig berechtigte Uebersetzung. Heinrich Minden, Dresden. Preis 3,50 Mark.

Pierre Loti war als Adjutant des Admirals mit dem französischen Geschwader in China und schildert nun in Tagebuchform seine Eindrücke und Erlebnisse. Er zeigt uns eine Fülle merkwürdigster Bilder aus den Mysterien der chinesischen Welt: die streng verschlossenen Gemächer des schwachen Kaisers, die früher nie

der Fuß eines Europäers betrat, in ihrer unheimlichen Düsterkeit, die Lieblingsplätze der Kaiserin, die unschätzbaren Kostbarkeiten und Alterthümer der Pagoden, die entlegenen Kaisergräber der Ming-Dynastie und anderes Kennenswerthe. Besonders interessant ist Lotis Besuch bei Li-Hung-Tschang und ein Diner beim Feldmarschall Grafen Waldersee. Loti wurde in fernen Provinzen des chinesischen Reiches als „Mandarin der Literatur" gefeiert und von den Vertretern der Landstädte mit großem Pomp empfangen. Sein Buch belehrt uns und ist doch stets amusant; ich kann es mit gutem Gewissen empfehlen.

Dresden-Blasewitz. Heinrich Minden.

❦

Wie die Landordnung von Kiautschou entstand. Vom Admiralitätrath Dr. Schrameier. Berlin. J. Harrwitz Nachf., Preis 50 Pf. („Soziale Streitfragen". Heft XIV. Herausgeber A. Damaschke.)

Wenn Manches vergessen sein wird, was heute lärmend auf dem öffentlichen Markt als sozialpolitische Großthat gepriesen wird, dann wird man sich noch des zweiten Septembers 1898 erinnern, an dem die „Landordnung von Kiautschou" proklamirt wurde. Was unsere Marineoffiziere, die die Verantwortung zu tragen hatten, draußen in Ostasien geleistet haben, als sie den Muth fanden, die in dieser Verordnung gezeichneten neuen Wege zu gehen, kann gar nicht hoch genug geschätzt werden. Und so seien denn auch an dieser Stelle die Namen Admiral von Diederichs und Dr. Schrameier mit ernstem Dank genannt. Es handelt sich im Wesentlichen um die Frage der „Zuwachssteuer". Der Werthzuwachs, den der Boden durch den Kulturfortschritt ohne die Arbeit des zufälligen Eigenthümers erhält, das unearned increment der Engländer, die „Zuwachsrente" der deutschen Bodenreformer wird von der nationalökonomischen Wissenschaft heute fast ausnahmelos auch als das Eigenthum der Gesammtheit, die diesen Werthzuwachs allein bewirkt, anerkannt. Aber an die praktische Ausgestaltung dieses weittragenden Gedankens wagt man sich nicht heran. Nur die württembergische Regirung hat vor einem Jahr einen schüchternen Versuch damit gemacht, als es sich um die Entfestigung von Ulm handelte. Draußen in Ostasien haben unsere Seeoffiziere nun als deutsches Recht proklamirt: Jedem das Seine! Dem Einzelnen das Produkt seiner Arbeit! Aber auch der Gesammtheit das Produkt ihrer Arbeit, die Werthsteigerung des Bodens! Tirpitz hatte den Muth, dieses Vorgehen zu billigen und im Reichstag entschlossen zu vertreten. Der Erfolg kam überraschend schnell. Die Konservativen, das Centrum, die Nationalliberalen stimmten freudig zu. Eugen Richter, der auf diesem Gebiet sonst immer „Nein" sagt, sagte so ungefähr, daß er hier beim besten Willen nichts zu tadeln finde und deshalb zustimme. Und auch der „Vorwärts" brachte einen Artikel, in dem er die Grundsätze dieser Landordnung für „vernünftig" erklärte. Selten waren in Deutschland die Parteien so einig. In dem Büchlein, das ich hier anzeige, erzählt nun ein Mann, der in erster Reihe mitgearbeitet hat, wie unsere Marineoffiziere in Ostasien zu der Bodenreform gekommen sind. Es ist ein Ehrenkapitel der Sozialpolitik und sei deshalb Allen empfohlen, die glauben, daß es gut wäre, wenn man auch im alten Vaterlande bald den Muth zu Thaten fände, deren Schilderung solche „Ehrenkapitel" liefern könnte. Adolf Damaschke.

❦

Zwei Monopole.

Jedes Ding trägt seine Negation in sich selbst. Die Freiheit führt zur Knechtschaft; und aus der unbeschränkten Gewerbefreiheit mußte das Kartellwesen erwachsen. Neulich sahen wir den ersten Akt einer Komoedie, deren handelnde Personen sich in erheiternder Weise mit dem Wesen und der Organisation des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikates und seiner Anhängsel beschäftigten. Mit völlig unzulänglichen Mitteln bemühte man sich um die Lösung eines schwierigen Problemes; schon der Titel „Kartellenquete" zeigte, daß man es bei dieser Veranstaltung mit einer Komoedie zu thun habe. Mit einer Enquete hatte die Sache ungefähr eben so viel Aehnlichkeit wie eine Tragoedie des Sophokles mit einem sudermännischen Theaterstück. Man denke einen Augenblick an die parlamentarischen Enqueten, die in Amerika und England üblich sind, und vergleiche damit die zwanglose, mit knapper Noth in parlamentarischen Formen gehaltene Besprechung, deren Schauplatz das Reichsamt des Innern war. Die Bezeichnung Interessentenversammlung, die ich irgendwo dafür gewählt fand, scheint mir zutreffend, denn die großen Kohlenmagnaten und ihre Patrone hatten die überwiegende Mehrheit und nur wenige so zu sagen unparteiisch Sachverständige saßen an dem grünen Tisch. Den süßlich säuselnden Schmoller kann man nicht dazu rechnen; merkwürdig, daß dieser Mann überhaupt zu solchen Veranstaltungen herangezogen wird, wo doch logische Schärfe, nicht aber historische Breite erforderlich ist. Er hat schon in der Börsenenquete-Kommmission viel Unheil gestiftet; seine Furcht vor scharfen, bestimmten Definitionen hat zu der beklagenswerthen Unklarheit des Börsengesetzes wesentlich mitbeigetragen; und seine Schüler, die nicht einmal des Meisters darstellende Redekunst besitzen, wirken in allen Gesetze fabrizirenden Behörden schädlich. Weshalb beruft man als Vertreter der offiziellen Wissenschaft nicht Adolf Wagner? Der weiß präzise Fragen zu stellen, kennt die Praxis und ist in der lebendigen Gegenwart zu Hause. Allgemeines Schütteln des Kopfes aber empfing die Kathederrede, mit der Schmoller eine weitschweifige Debatte über die Prinzipien der Kartellorganisation einleitete und die den Kartelltyrannen die Möglichkeit bot, eben so weitschweifig auf Nebensachen einzugehen und die wichtigsten Punkte unberührt zu lassen. Die selben Herren, die dem Professor Schmoller ungemein redselig antworteten, wurden sehr schweigsam, wenn der freisinnige Abgeordnete Gothein oder der Sozialdemokrat Molkenbuhr fragte. Die Beiden waren eben die Einzigen, die wußten, worauf es ankam. Die ganze Sache war die reine Parodie auf eine ernsthafte Enquete. Das Hornberger Schießen war an Resultaten immerhin reicher.

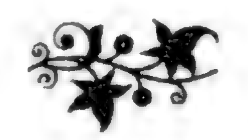
Noch lustiger war die Nebenhandlung der Posse. Vormittags thaten die Herren aus Rheinland und Westfalen in der Wilhelmstraße, als seien sie redlich bemüht, über die Organisation des Kohlensyndikates der Mitwelt Aufklärung zu verschaffen; nachmittags aber arbeiteten sie in der Behrenstraße daran, diese Organisation von Grund aus zu ändern. Das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat wird binnen Kurzem das Gewand ablegen, in dem es sich jetzt der Oeffentlichkeit zeigt: die alte Aktiengesellschaft wird aufgelöst werden. Diese Nachricht kam überraschend. Man wußte, daß höchst eifrig hinter der Szene an der Verlängerung des Syndikates gearbeitet wurde, das nur bis zum Ende des Jahres

1904 vereinbart ist; erst dann, glaubte man, würde das Ergebniß der geheimnißvollen Verhandlungen profanem Blick enthüllt werden. Doch im Rathe der Götter war es längst anders beschlossen. Schon am ersten Juli dieses Jahres wird das Kartell aufgelöst, auf völlig veränderter Basis natürlich aber sofort wiederhergestellt. Die verehrliche Enquete-Kommission ist also an der Nase herumgeführt worden. Wichtiger ist aber die Thatsache, daß die beiden einzigen großen Outsiders sich unter das Kartelljoch gebeugt haben. Als das Kohlensyndikat gegründet wurde, verhandelten die Grubenbesitzer noch selbst mit einander. Inzwischen ist die hohe Finanz die eigentliche Grubenherrin geworden und ihr Einfluß zeigt sich auch in den neuen Verhandlungen. Die Deutsche Bank hat Herr Haniel bearbeitet, die Handelsgesellschaft und die Dresdener Bank haben gemeinsam Herrn Thyssen gut zugeredet. Resultat: Haniel und Thyssen widerstreben dem Kartellbetrieb nicht mehr. Die Macht des neuen Kohlensyndikates wird also unumschränkt sein. Zum ersten Mal giebt es im Rheinland wirklich ein Kohlenmonopol. Dem Kohlensyndikat wird nachgerühmt, es habe die Preise solid und verständig festgesetzt; wer aber will beweisen, daß nicht gerade die Angst vor den beiden mächtigen Zechen, die dem Syndikat fern blieben, hier zum Guten gewirkt hat? Jetzt erst, da auch diese Angst beseitigt ist, wird man erkennen, ob die Mäßigung nicht erzwungen war. Mancher glaubt, Haniels und Thyssens Beitritt werde das Syndikat erst recht zur Vorsicht nöthigen, denn Beide seien vornehm und billig denkende Kaufleute. Mir scheint, auch darüber wird erst künftig ein begründetes Urtheil zu fällen sein; vielleicht hat man die Herren überschätzt, weil man in ihnen die gewichtigen Gegner des Syndikates sah. Sie haben ihre Kohle billiger geliefert als das Syndikat, aber gewiß nur, weil ihr Geschäftsinteresse es ihnen empfahl. Und selbst wenn sie wider Erwarten aus anderem Holz geschnitzt wären als ihre Kartellpartner, so sind sie jetzt doch nur Theilchen eines großen Ganzen, Einzelne, die stets majorisirt werden können. Hinter ihnen steht künftig die von ihnen mitgeschaffene Allgewalt des Monopols.

Auch auf anderem Gebiet droht uns ein Monopol, dessen Bedeutung noch viel weiter reichen würde. Josef Chamberlain, Englands größter Minister seit den Pitt, Fox und Beaconsfield, hat von den verwüsteten Fluren des Transvaal seinen Landsleuten ein wichtiges Geschenk mitgebracht: den Anfang des Greater Britain. In Bloemfontein ist eine Zollunion der verschiedenen afrikanischen Staaten beschlossen und unterzeichnet worden. Fortan werden englische Waaren mit Vorzugszöllen nach Südafrika eingeführt. Südafrika hat jetzt also Differentialzölle, — und die Zeche wird unsere Industrie zu zahlen haben. Wo sind nun die herrlichen Hoffnungen, die an die wirthschaftliche Renaissance der Burenstaaten geknüpft wurden? Man muß sich mit der Thatsache abfinden, daß Südafrika englisches Industriegebiet wird. Und wir sehen da erst den Anfang; Chamberlain wird seinen alten Plan, England mit sämmtlichen Kolonien zu einem einheitlichen Wirthschaftgebiet zusammenzuschweißen, ganz sicher nicht aufgeben; und die Engländer werden mehr und mehr einsehen, daß es sich für sie um eine Lebensfrage handelt. Oft hat man Großbritanien mit einer Spinne verglichen, die ohne die Beine ihrer Kolonien hilflos ist, und man weiß, mit welcher Sorge die Briten, seit sie Nordamerika verloren haben, die Entwickelung

der Kolonien betrachten, denen völlige politische Unabhängigkeit verbürgt wurde, damit sie nicht etwa in üble Laune gegen das Mutterland geriethen. Der wirthschaftliche Nutzen der Kolonien ist eben unermeßlich; und gegen die Gefahr, einen Theil dieses Nutzens an andere Staaten abgeben zu müssen, will man sich rechtzeitig schützen. Amerika, Deutschland, Japan, Frankreich, Italien sogar gehen heute den Weg, den früher fast nur englische Händler gingen. Dauert diese Entwickelung fort, dann könnte der Union Jack eines Tages über Gebieten wehen, die wirthschaftlich mit dem Mutterland gar nichts mehr zu schaffen haben. Dagegen soll die gemeinsame Zollmauer Schutz bieten. Noch finden in manchen englischen Kolonien Chamberlains Pläne Widerstand; man fürchtet das englische Monopol, das schließlich unheilvoll werden könnte. Doch um den Schritt, den sein Lebensinteresse gebietet, zu erleichtern, wird England gern jede ernstlich gewünschte Konzession machen. Dann werden die Kolonien zustimmen und das Greater Britain wird der deutschen Industrie gesperrt sein.

Die gar nicht mehr abzuleugnende Wandlung der englischen Handelspolitik sollte zu denken geben. Englands ganze Zollgeschichte liefert einen geradezu zwingenden Beweis dafür, daß auf der Grundlage der kapitalistischen Wirthschaft das Problem „Schutzzoll oder Freihandel“ nicht prinzipiell, nicht für alle Ewigkeit gelöst, sondern immer nur als eine Nützlichkeitfrage behandelt werden kann. Als England sich für die Vorrathkammer Europas halten durfte, befahl es der Welt den Freihandel; jetzt, unter veränderten Umständen, wird es zum Schutzzoll übergehen und sicher wird sein Beispiel auch diesmal wieder Nachfolge finden. Ob wir im Herzen Freihandel oder Schutzzoll wünschen: wir stehen einfach vor einer gebieterischen Nothwendigkeit und können nur noch versuchen, das Uebel nicht allzu schädlich werden zu lassen. Wenns nach unseren Schutzzöllnern geht, nimmt Deutschland den Fehdehandschuh freudig auf, umgürtet sich mit einem dicken Zollpanzer und ... richtet sich zu Grunde. Nur ein Weg bleibt uns: dem anglo amerikanischen Wirthschaftbund muß ein mitteleuropäischer Zollverband entgegentreten. Solcher Plan gilt heute noch als Utopie; und die Verschiedenheit der Interessen scheint wirklich ein unüberwindbares Hinderniß. Noch ungleichere Gesellen aber hat gemeinsame Noth oft schon geeint. Wer das Ziel sieht und für erstrebenswerth hält, muß gegen die Getreidezölle sein, denn sie schwächen die Leistungfähigkeit der europäischen Industrie. Die Nahrungmittel für die Menschen und die Rohmaterialien für die Industrie müssen zollfrei sein, wenn überhaupt endlich die Industrie ihre volle Leistungfähigkeit entwickeln, billig produziren und einen kaufkräftigen inneren Markt finden soll. Die Eroberung dieses inneren Marktes, der dann nicht mehr durch nationale Grenzpfähle verengt wäre, wird hoffentlich der nutzlos Kräfte vergeudenden Exportraserei ein Ende machen. Nicht zu unterschätzen ist auch, daß ein mitteleuropäischer Zollverband die Kartellmißwirthschaft beseitigen, bei zu hoch gestiegenen Preisen für einzelne Artikel die Zölle suspendiren und für Rohmaterialien dem Ausland Importprämien gewähren könnte. Plutus.



Speckchen.

Washington. Bahnhofshalle. Der Präsident reist gen Westen, um für seine Partei und Person als Meetingredner ein Weilchen zu agitiren. Er ist schon eingestiegen und plaudert mit Verwandten und Freunden. Da eilt ein schlanker junger Herr hastigen Schrittes herbei und klettert in den Wagen des Präsidenten. Der ruft: „Speckchen, was machen Sie denn hier? Kommen Sie etwa, um mich zu sehen? Das ist aber nett!“ Und Roosevelt bleibt huldvoll. „Wenn ich zurückkomme, wollen wir zusammen reiten. Wie stehts denn mit Ihren Pferden?“ „Die sind noch in Kalkutta.“ „Dann müssen Sie meine reiten. Bitte, liebe Schwester, sorge dafür, daß während meiner Abwesenheit meine und meiner Frau Pferde dem Baron zur Verfügung sind.“ „Besten Dank, Herr Präsident; bin nur bang, ob Ihr Pferd mich auch tragen kann.“ Gelächter; denn der Baron ist viel dünner als der Präsident. Das Zeichen zur Abfahrt. Roosevelt ruft: „Baron! Baron!“ Eilig naht der Gerufene. „Ich möchte Ihnen noch sagen, wie hoch ich Ihnen anrechne, daß Sie gekommen sind, um von mir Abschied zu nehmen.“ Verbeugung. Der Zug rollt aus der Halle. Diese hübsche Geschichte stand im Daily Telegraph und im New York Herald; in fetten Lettern las man darüber: President calls the baron ‚Speckie‘; der Präsident nennt den Baron „Speckchen“. Der Baron ist Herr Speck von Sternburg, der in Washington den Deutschen Kaiser und das Deutsche Reich vertritt. Er war, im Ton nationalen Stolzes wurde es im Berliner Lokalanzeiger gemeldet, „der einzige Diplomat, der zur Verabschiedung auf dem Bahnhof erschien.“ Sicher auch der einzige, der den Gaul des Präsidenten besteigen darf. Die anderen Diplomaten, diese rückständigen Leute, bilden sich wahrscheinlich ein, nur der Gesandte eines Vasallenstaates habe auf dem Bahnhof anzutreten, um sich von dem Oberhaupte des Reiches zu verabschieden, bei dem er beglaubigt ist. Jetzt werden sie schön neidisch sein. Der Freiherr Speck von Sternburg aber hat nicht übertrieben, als er sagte, in Deutschland werde man staunen, wenn man ihn erst an der Arbeit sehe. Wir staunen schon lange; und sind einfach empört gegen die schnöden Kritiker, die riethen, den yankeesirten Gatten einer Amerikanerin nicht als Botschafter nach Washington zu schicken. Kann ein Botschafter in so kurzer Zeit mehr erreichen? Nein. Kommen die Lascelles, Szögyenyi, Osten-Sacken etwa auf den Bahnhof, wenn Wilhelm der Zweite nach Kopenhagen, Cadinen oder Rom reist? Nein. Werden sie vor versammeltem Kriegsvolk mit neckischen Kosenamen gerufen? Nein. Reiten Sie die Pferde des Kaisers? Nein. Muß das Ansehen einer Großmacht nicht ungemein zunehmen, wenn ihr Vertreter auf dem Bahnhof Honneur macht, Speckchen genannt wird und, während der höchste Repräsentant des Staates auf Reisen ist, einen huldvoll geliehenen Gaul besteigen darf? Aber natürlich. Also möge man endlich merken, wie schmackhaft dieser amerikanische Speck ist ... Die hübsche Geschichte, die im Lokalanzeiger als ein Triumph deutscher Staatsmannskunst gemeldet wurde, spielte sich am ersten April ab, am Geburtstag eines früher weit über Verdienst geschätzten Politikers, der behauptet hat, die Zeit des Nachlaufens, des Werbens um Liebe sei für Deutschland dahin. Hatte schauerlich antiquirte Ansichten. Hätte den Sternburger vielleicht rauh zurückgerufen und ihm unter vier Augen dann nicht allzu sänftiglich gesagt, daß man mit solchen Exercitien zu Fuß und zu Pferde im Lande des über alle Europäervorstellung selbstbewußten Onkels Sam vielleicht für eine Operettengesellschaft, nicht aber für eine Großmacht wirken könne. Ein wahres Glück, daß der Mann sicher beigesetzt ist und frische Kräfte sich seitdem frei regen dürfen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.

Berlin, den 18. April 1903.

Niederländische Schule.

Wilhelm der Dritte, König der Niederlande, war am neunzehnten Februar 1887 siebenzig Jahre alt geworden. An dem selben Tage starb in Ingelheim der einzige Dichter, den die Niederlande der Weltliteratur geschenkt haben: Eduard Douwes Dekker, der sich den — leider ein Bischen koketten — Namen Multatuli gegeben hatte, der starke, tapfere, reine Ankläger holländischer, europäischer Kolonialpolitik. Wilhelm der Dritte ist längst vergessen und den Ruhm Dekkers mehrt jedes Jahr. Damals aber wurde die Meldung kaum beachtet, der Dichter, dessen Meisterwerk „Max Havelaar" einst „einen Schauder durchs Land gehen ließ", sei aus elendem Leben erlöst, dem seit Jahren nur Morphium und Arsenik noch ruhige Stunden verschafft hatten. In Gotha wurde sein Leib verbrannt; aus der Heimath kamen ein paar Kränze, zwei Bewunderer eilten aus Middelburg ins Thüringerland und die Zeitungen brachten die üblichen Nekrologe. Das war Alles. Dekker war, als ein bösartiger Profitstörer, von der Großbourgeoisie leidenschaftlich gehaßt; und wer hat Zeit, eines toten Poeten zu denken, wenn ein König durch die Hauptstädte jubilirt? „Dir widme ich mein Buch, Wilhelm der Dritte, König, Großherzog, Fürst, — mehr als Fürst, Großherzog und König: Kaiser des mächtigen Reiches Insulinde, das wie ein Smaragdgürtel den Aequator umschlingt. Dich frage ich, hohen Vertrauens voll, ob Dein kaiserlicher Wille ist, daß da drüben in Deinem Namen dreißig Millionen Menschen gemartert und ausgesogen werden." Diese Sätze stehen auf der letzten Seite des „Havelaar". Sollte man den König jetzt etwa daran

erinnern, daß er auf die Frage des Vertrauenden nicht geantwortet hatte? Den Verkehr mit Satirikern pflegen die Könige den Beamten zu überlassen, die das Monopol öffentlicher Anklage haben. Wilhelm war nicht beliebt; doch er wankte auf schwachen Füßen ins Greisenalter, wurde in der Presse „der letzte Zweig am jüngeren Aste des Mannesstammes Nassau-Oranien" genannt; und die Gelegenheit, sich eine Feiertagsfreude zu putzen, ist jeder Menge willkommen. Der Haag hatte, als Residenz, den Vorrang. Dann gings nach Amsterdam; und die reiche Handelsstadt ließ sich nicht lumpen. In das Pflaster der Hauptstraßen wurden, auf beiden Seiten des Fahrdammes, Tannenbäume gepflanzt, Fahnen und Wimpel flatterten über das grüne Festspalier hin und abends spiegelten sich hunderttausend Kerzen in der stillen Fläche der Grachten. Auf dem Dam, vor dem alten Schloß, das Jakob van Kampen auf Pfähle gebaut hat, standen die Haufen, als sei ein Wunder zu schauen, Stunden lang und immer neue Schaaren drängten vom Rembrandtsplein, vom Nieuwendijk und vom Muiderpoort heran und überall grüßte den Wanderer die ehrwürdige Hymne: Oranje boven! Ungefähr gehts bei allen dynastischen Festen so zu. Hier aber gabs ein Besonderes: mitten in allem Lärm hörte man böse Schimpfreden wider den Monarchen, den das Volksfest doch ehren sollte. Ganze Stöße des für diesen Festtag gedruckten Pamphletes „König Gorilla" wurden verkauft und die sozialdemokratische Zeitung Het Recht voor Allen, die dem alten Herrn den bittersten Spott nicht ersparte, wurde den Ausrufern aus den Händen gerissen. Das monarchische Gefühl schien durch solches Schauspiel nicht gekränkt; am Ende hatten Mynheer und Mevrouw das Treugefühl, als lästiges Gepäck, zu Hause gelassen. Nirgends regte sich auch nur Heuchlergrimm, der sonst immer schnell auf den Markt läuft. In der Rocktasche, unverhüllt in der Hand den Konink Gorilla, auf der Lippe das Oranierlied: warum nicht? Das Fest ist schön; doppelt schön, wenn man mit dem nächsten Gaffer über die späte Vaterschaft und die alkoholischen Neigungen Seiner Majestät derbe Witze austauschen kann. Bis ins schmutzige Judenviertel leuchteten die Feierkerzen, wehten Fetzen der Königshymne; aber die Spottlust wich nicht aus dem Gewühl. Und ein helles Ohr hörte Multatuli seufzen: Publikum meiner Heimath, ich verachte Dich innig!

Damals blickten revolutionäre Geister hoffend nach Holland hinüber. Lange hatte sich dort nichts gerührt. Erst um das Jahr 1868, später als in Belgien, hatte die Internationale im Niederland Boden erobert und auch dann, nach kurzem Rausch, nur zur Bildung kraftloser Gruppen geführt; im Oranierland brach sie, auf dem haager Kongreß, zusammen. Die Sache des

Sozialismus schien verloren. Ein Land mit einträglichem Ackerbau, blühendem Großhandel und wenig entwickelter Industrie, ein von Egoismus und Regionalismus zerklüftetes, von politischer Leidenschaft längst nicht mehr zu gemeinsamer Gluth erhitztes Volk frommer Rechner: da war nicht viel zu erwarten. Die Arbeiterorganisationen vereinten sich zu einem nationalen Bund; unter der breiten Decke aber wirkte das alte Sektenwesen fort. Das war anders geworden, seit der ungewöhnlich begabte Agitator Domela Nieuwenhuis die Massen aufrüttelte und die Gebildeten für seine Person und seines Weges Ziel zu interessiren verstand. Er brachte zunächst nichts Neues, forderte nur, was die Führer des Proletariates überall fordern: allgemeines Stimmrecht, Verkürzung der Arbeitzeit, Schutzgesetze und, als Ziel, Uebergang der Produktion in den Besitz der Gesellschaft. Er hatte Erfolg und war in den achtziger Jahren bei den Nordholländern fast so populär wie Lassalle einst am Rhein. Der endlose Krieg um Atschin, der die Mängel des Heerwesens und die Korruption der Kolonialverwaltung entschleierte, die Seuchen, die auf Sumatra wütheten, konfessioneller Hader, Kämpfe um Wahlrecht und Schule, wachsendes Defizit: solche Verfallszeichen mußten der jungen Bewegung vorwärtshelfen. Die amsterdamer Putsche wurden im Sommer 1886 noch niedergeschlagen; bald aber, hieß es, würde die Partei stark genug sein, um im Staat ihren Willen durchzusetzen. Auch in Deutschland hoffte Mancher auf das kleine Land; glimmt dort ein Funke auf, dann steht Belgien schnell in Flammen, der Geusengeist steigt aus dem Grab, — und vom Borinage ins französische, von Arnheim ins rheinisch-westfälische Industriegebiet ist der Weg ja nicht weit. Als die Hoffnung trog, schwenkte Nieuwenhuis allmählich nach der Seite des Anarchismus ab; der alte, durch die Namen Marx und Bakunin bezeichnete Gegensatz trennte ihn von den Führern der internationalen Sozialdemokratie, er wurde als Schädling geächtet, ging zu den „unabhängigen Sozialisten" über, andere Männer traten an die Spitze der holländischen Partei und wir lasen, seit die Macht des eitlen Demagogen Nieuwenhuis gebrochen sei, dürfe das Proletariat im Niederland wieder auf bessere Tage hoffen.

Jetzt hat es eine Niederlage erlebt, von der es sich nicht leicht erholen wird. Eine schlimmere als die belgischen Arbeiter im vorigen Jahr. In Belgien ist, trotzdem noch immer der zehnte Theil der männlichen Bevölkerung in der Landwirthschaft arbeitet, die Sozialdemokratie stark, sie hat in Anseele und Vandervelde erprobte Führer und ist — man braucht nur an den genter Vooruit zu erinnern — in der gewerkschaftlichen Leistung unerreicht. Sie hat vor einem Jahr für den Kampf um das geforderte Wahlrecht

Opfer gebracht, ein Heer von dreihunderttausend Ausständigen auf die Beine gestellt, die Bourgeoisie eine Woche lang in bleichem Schrecken gehalten und den intelligentesten Theil der Unternehmer ihren Forderungen gewonnen. Die Kraft war schließlich zu schwach, der Schrecken wich allzu früh dem stolzen Gefühl sicherer Ueberlegenheit und der Generalstrike endete ohne Erfolg. Immerhin konnte Vandervelde rufen: Quelle belle défaite! Daß man in der Noth den König Leopold, den seit Jahrzehnten tausendfach verhöhnten, beschimpften Kongokoburger, als Retter angerufen hatte, war eine Thorheit; doch die große Heerschau ließ dem Proletariate das stärkende Bewußtsein zurück, nicht fern mehr könne der Tag sein, der ihm die Rechtsgleichheit bringen wird, — die politische, formale freilich, mit der, wie ein Blick über die deutsche Grenze lehrt, das Himmelreich auch nicht rasch zu erobern ist. In Holland war der Generalstrike beendet, ehe er noch recht begonnen hatte. Nicht einmal eine wirksame Demonstration wurde möglich. Niemand ließ sich schrecken. Geschlossen standen die bürgerlichen Parteien gegen das Häuflein der Sozialdemokraten. Und die Unternehmer konnten einen Lockout wagen, ohne fürchten zu müssen, von den Klassengenossen wegen solcher Härte getadelt zu werden. Vor zwei Monaten, als die Heizer, Schaffner, Lokomotivenführer, Stauer, Hafenarbeiter plötzlich den Ausstand begannen und der ganze Transportverkehr stockte, schlich Angst durch das Land und Jeder war froh, als ein Waffenstillstand vereinbart war, den man Frieden nennen konnte. Inzwischen aber war die Regirung, waren die privaten Unternehmer nicht müßig gewesen; und der starke Arm, auf dessen Wink „alle Räder stillstehen" sollten, sank schnell kraftlos herab. Die Kammern sollten gezwungen werden, die Ausnahmegesetze gegen Strikevergehen abzulehnen. Sacht, viel zu sacht begann die Bewegung: hier ein kleiner, dort ein größerer Ausstand. Wartet nur, hieß es während dieser Zeit in den sozialdemokratischen Blättern: bald fehlt Euch die Nahrung, das Licht, bald seid Ihr von der Außenwelt völlig abgeschnitten; die im Transportgewerbe zu Land und zu Wasser Bediensteten, Bäcker, Drucker, Maurer, Zimmerleute, die ganze Armee der Gemeindearbeiter versagt Euch die Leistung und Ihr könnt dann sehen, wo Ihr bleibt. Was noch zu verderben war, wurde durch so unkluge Drohungen verdorben. Kleine, nicht unerträgliche Verkehrsstörungen: sonst blieb Alles im gewohnten Gleis. Die Genietruppe war für den Eisenbahndienst gedrillt, die Reservemannschaft, die hinter der leidlich gelöhnten Vorhut des Arbeiterheeres hungert, drängte in die Werkstätten und am zweiten, dritten Striketage meldete ein beträchtlicher Bruchtheil der Ausständigen sich schon wieder zum ver-

pönten Strikebrecherwerk. Die Rheder hielten die Situation für so günstig, daß sie eine allgemeine Aussperrung verfügten und selbst die Arbeit einstellten. Die ganze Bourgeoisie schien froh, „proletarischen Uebermuth" endlich nach Herzenslust dämpfen zu können. Ein großer Aufwand schmählich ist verthan.

Unfähigkeit der Leiter? Gewiß. Die Aktion konnte kaum schlechter vorbereitet sein. Auch ist der Generalstrike stets ein gefährliches Kampfmittel, vor dem die deutschen Marxisten und in Frankreich besonders Guesde oft genug gewarnt haben. Die Möglichkeit, durch allgemeinen Strike ein Land auszuhungern und der Diktatur des Proletariates zu unterwerfen, ist noch geringer als die andere: durch überragende Stimmzettelhaufen die politische Macht zu erlangen. Eine fest organisirte, straff disziplinirte Arbeiterschaft wird zu diesem Mittel nur in äußerster Noth greifen; erstens, weil sie, die viel zu verlieren hat, sich hütet, Alles auf eine Karte zu setzen; zweitens, weil sie weiß, daß ihre Linientruppen zu schlecht genährt, zu hilflos und sittlich heute noch zu schwach sind, als daß sie lange bei der Fahne zu halten wären, die von ihnen, den Aermsten, schwere Opfer heischt. Doppelt unklug wars, gegen das ganze Parlament, das nach der papiernen Fiktion doch nun einmal das Volk vertritt, ins Feld zu rücken und auf so ungünstigem Gelände dem Kampf den Wesensschein einer zwischen Bourgeoisie und Proletariat auszufechtenden Entscheidungschlacht zu geben. Daher jetzt das Triumphgeheul, das so gar nicht österlich eben durch die bürgerliche Presse aller Länder und Parteien hallte und den Tauben selbst gelehrt haben müßte, um wie viel stärker als Nationalgefühle der Klasseninstinkt heutzutage ist. Heinrich Heine jubelte noch: Die armen Leute haben gesiegt! Die Erben, die sonst blind auf den Ahnherrn schwören, brüllten in die Osterstille hinein: Die armen Leute sind niedergezwungen! Doch wenn der Mangel an Augenmaß nicht so sichtbar, die Rüstung zum Kampf stärker gewesen wäre: wer die niederländische Volkspsyche kennt, konnte an einen nahen Sieg der proletarischen Sache nicht glauben. Domela Nieuwenhuis taucht wieder auf und sucht die zerstiebenden Haufen um sich zu schaaren; er wird eine neue Enttäuschung erleben, auch er. Das Oranierreich taugt nicht zum Experimentirlande der Weltgeschichte. Dort hausen nicht die Menschen Meuniers, die schweren, finsteren Gestalten mit den feierlich großen Tragoedienzügen, die in langer Auslese gezüchteten Schwarzalben, die aus dumpfen Traum zu jäher Wuth erwachen und lachend sterben, weil das luftlose, lichtlose Leben sie werthlos dünkt. Der Holländer ist emsig, hält das Seine zusammen, denkt aber fast immer auch nur an sich und sein Eigenthum und läßt sich, wenn ers irgend vermeiden kann, nicht für eine Sache schlachten.

Ein Bauerntypus; zäh, schlau, mit scharfem Blick für das im Engen und Engsten Nöthige und Nützliche, mißtrauisch, mit Vorurtheilen jeglicher Art vollgestopft, bäuerisch kühl, bäuerisch derb. Er liebt sein Behagen, einen fetten Spaß, einen strammen Genever und ist bereit, vor jeder Uebermacht sich in Ergebenheit zu ducken. Er weiß: in dem „Raubstaat an der See, zwischen Ostfriesland und Schelde" erblüht ihm noch lange kein Eden. Wozu also erst wider den Stachel löken? Der Bauer — sogar der Bur, der vor Zorn roth wird, wenn man ihn einen Holländer heißt — findet sich mit allen herrschenden Gewalten ab, die er, nach nüchterner Wägung der Kräfte, nicht entthronen zu können glaubt. Zu leidenschaftlicher Nothwehr treibt ihn nur äußerstes Elend; und der holländische Transportarbeiter ist kein Pauper. Deshalb war die Zahl der Ueberläufer gleich nach den ersten Tagen so groß. Man hatte ein Bischen Revolution zu spielen versucht und kehrte, da man bei dem Spiel verhungert wäre, in die alte Ordnung zurück. Goethes Schneider und Krämer zetern, so lange es ungefährlich ist, um ihre Freiheiten, ihre Privilegien und ziehen, sammt Vansen, dem Winkelagitator, vor Albas schäbigstem Söldner tief dann die Mütze; als Kläre sie zur Wehr ruft, verhallt ihr Schrei ins Leere; und für Egmont, den verhätschelten Liebling des Volkes, rührt sich kein Arm. Gestern: Oranje boven! Heute: Dem neuen Statthalter Reverenz! Und läßt sich dem Nützlichen gar das Angenehme verbinden, kann man dem Oranier ein lustiges Fest bereiten und über ihn dabei grobe Witze reißen, dann bleibt kaum noch Etwas zu wünschen. „Innig verachte ich Dich, Du mein Publikum!" So durfte verzweifelnd ein Dichter sprechen, der sein Volk reich beschenkt hatte. Wir müssen gerechter sein und gestehen, daß nach und nach alle Scheinkulturvölker in die niederländische Schule gegangen sind.

Einen moralischen Erfolg wird mans nennen. Die Strikegesetze seien zwar durchgepeitscht und von der Königin schnell vollzogen worden, die Erinnerung an die Schreckenszeit aber werde wohlthätig nachwirken. Das ist nicht sehr wahrscheinlich. Keine Energie geht spurlos verloren: gewiß. Nur muß das Werkzeug, das sie wählt, ihrem Vermögen angepaßt sein. Wer wird heute noch die alte Wurfschaufel benutzen, die Holländerin, die früher zur Entwässerung von Baugruben verwendet wurde? Wohl wirft sie das Wasser hinauf; doch dem Kraftaufwand entspricht nicht die Leistung. Wenn der Versuch gelänge, durch einen Massenausstand dem Staate den Diktatorwillen des Proletariates aufzuzwingen, sähe die Welt die wirksamste Revolution. Mit verschränkten Armen wäre sie: ohne Leidenschaft nie zu machen; und Leidenschaft wird in der niederländischen Schule nicht gelehrt.

Der Prozeß Rothe.

Die erste Strafkammer des Berliner Landgerichtes II hat das berüchtigte Blumenmedium Anna Rothe wegen versuchten und vollendeten Betruges in zahlreichen Fällen zu anderthalb Jahren Gefängniß verurtheilt und das Urtheil ist rechtskräftig geworden. Auch die von einem Theil der Zuhörer mit lautem Beifalle belohnte Voraussage des einen Vertheidigers der Rothe, daß die Prozeßverhandlung eine gewaltige Reklame für den Spiritismus machen werde, scheint sich vorläufig nicht zu erfüllen. Denn selbst in den düsteren Köpfen eingefleischter Spiritisten will für ein Weilchen die Ahnung aufdämmern, daß man sich Jahre lang von einer pathologischen Schwindlerin durch plumpe Taschenspielerkunststücke hat nasführen lassen; und nur der nicht zu enttäuschende Dr. Egbert Müller, der ja auch den weit amusanteren resauer Spuk bis ans Ende ernst genommen hat, kann noch immer nicht glauben, daß das Blumenmedium geschwindelt habe, und läßt öffentlich erklären: „er sei sich nicht des allergeringsten Anlasses bewußt, um solch ein Urtheil über die Moralität der Frau äußern zu dürfen." Ich will von dem grotesken Unsinn, den man im moabiter Schwurgerichtssaal eine volle Woche lang in ödem Einerlei zu hören bekam, nicht nochmals ausführlich reden. Wenn Jemand solches Zeug glaubt, so kann man mit ihm nicht darüber diskutiren; und glaubt er nicht daran, so braucht man es nicht. Man könnte die Anhänger der Rothe, die sich an den dürren Gemeinplätzen ihrer Trancereden erbauen und in dem Glauben an ein durch ihre kindischen Apporte offenbartes Geisterreich religiösen Trost finden, wohl um ihre Genügsamkeit beneiden; denn auch diese geistig Armen sind auf ihre Fasson selig; ich selbst würde freilich gern auf eine Unsterblichkeit verzichten, die ich mit Geistern vom Schlage des Medibumsels theilen müßte.

Eine Lehre ist es wohl vor allen, die dieser Prozeß mit eindringlicher Zunge predigt; und wer es bisher nicht gewußt hat, mag nun aus ihm lernen, wie verzweifelt dünn auch noch in unseren vielgepriesenen Tagen die Kulturdecke ist, die den uralten Sumpf moralischer und intellektueller Barbarei verhüllt. Unter dieser dünnen Decke lauern noch heute, wie vor tausend Jahren, die bösen Geister des Hasses, der Grausamkeit, des Aberglaubens, der Dummheit, bereit, in jedem Augenblick ihre schwachen Fesseln zu brechen.

Bleiben wir bei dem Aberglauben und der Dummheit.

Wer mit Schauder an den aktiven Verfolgungwahnsinn zurückdenkt, den der neustettiner Synagogenbrand und fünfzehn Jahre später die Ermordung des Gymnasiasten Winter selbst in Schichten der Bevölkerung entfesselte, die sich selber mit Stolz zu den gebildeten zählen, wird die Gräuel der Hexenverfolgungen nicht mehr für eine Volksseuche halten, die für uns nur noch

eine unheimliche Sage der Vorzeit und deren Wiederkehr in unserem goldenen Zeitalter der Aufklärung und der Duldsamkeit nicht mehr zu fürchten sei. Wäre nur die böse Polizei nicht gewesen, so würde man in Neustettin und in Konitz die Juden eben so kurzer Hand totgeschlagen haben, wie man es in der guten alten Zeit, etwa ums Jahr 1350, mit den Brunnenvergiftern zu halten pflegte. Minder tragisch, aber darum nicht weniger ernst sind die drei Musterbeispiele, die erst in den jüngsten zwei bis drei Monaten die Praxis der berliner Strafkammern für den alten Satz geliefert hat, daß es auch in unseren Tagen, wie in den dunkelsten Epochen der Kulturgeschichte, nichts Dummes und Abgeschmacktes giebt, woran die Menschen nicht zu glauben, wofür sie sich nicht zu begeistern vermöchten: der Fall Brand (die Millionenerbschaft), der Fall Nardenkötter (Kurpfuscherei) und endlich — damit das Maß voll werde — der Schwindel des Blumenmediums. Ist es nicht, als ob die Ironie der Geschichte diese Stufenfolge von Beispielen in einen so engen Zeitraum zusammengedrängt habe, um auch dem selbstzufriedensten Lobredner der Gegenwart einmal so recht ad oculos zu demonstriren, wie herrlich weit wir es mit all unserer gepriesenen Volksbildung gebracht haben? Und wie mag man sich draußen über uns gescheite Deutsche lustig gemacht haben!

Das aber sind Fragen, die mehr den Kulturhistoriker, den Völkerpsychologen und den Naturforscher angehen; und Bohn, Dessoir und Moll — um nur diese Drei zu nennen — haben viel Vortreffliches darüber geschrieben. Dagegen ist von Dem, was der Prozeß Rothe den Juristen für die besonderen Zwecke seines Faches lehren konnte, noch kaum die Rede gewesen; und doch hat auch der Jurist aus dieser sonst so öden Verhandlung mancherlei Nützliches lernen können. Vor Allem, welchen geringen Werth unter gewissen Voraussetzungen die vermeintlichen Sinneswahrnehmungen von Augen- und Ohrenzeugen und ihre beschworenen gerichtlichen Aussagen besitzen. Dutzende von Zeugen jeden Alters, Geschlechtes und Bildungsgrades, gegen deren lautere Wahrheitliebe nicht der Schatten eines Verdachtes besteht, kurz, eine ganze Schaar von durchaus klassischen Zeugen im landläufigen Sinn behauptet und beschwört, Dinge gesehen und gehört zu haben, die nicht geschehen sind, die unmöglich jemals geschehen können. Nichts beweist schlagender, welche verhängnißvolle Macht die Einbildungskraft schon im Augenblick der Wahrnehmung selbst ausübt, wenn der Wahrnehmende unter dem Bann einer vorgefaßten Meinung steht, und daß kein Hinweis auf die Heiligkeit und Wichtigkeit des Eides einen solchen Zeugen aus dem Bann der gröbsten Sinnestäuschung zu befreien vermag. Aber nicht nur der spiritistische Wahn: jegliche Art von vorgefaßter Meinung kann die Sinne in solche Banden schlagen. Im neustettiner Synagogenprozeß erlebten wir, daß ein Lehrer unter seinem Eid mit vollster Bestimmtheit behauptete, vom

Fenster seines Schulzimmers aus gewisse Vorgänge an einem bestimmten Fenster der Synagoge mit leiblichen Augen wahrgenommen zu haben, und er blieb steif und fest dabei, obwohl haarscharf bewiesen wurde, daß es optisch unmöglich sei, durch jenes Schulfenster das Synagogenfenster zu erblicken. Auch der hartnäckigste Vertheidiger des Zeugeneides müßte aus dem Prozeß Rothe gelernt haben, wie trügerisch die Sicherheit ist, die dieses für die gerichtliche Wahrheitforschung angeblich so werthvolle Werkzeug bietet. Nicht die formale Bekräftigung durch den Eid, sondern die eindringende psychologische Würdigung der Aussage ist es, worauf es immer und überall ankommt. Freilich ist es für den Richter weitaus bequemer, sich solche Prüfung zu ersparen, und dabei leistet dann die Formel: „Der Zeuge hat es einmal beschworen; über den Eid komme ich doch nicht hinweg“ überaus treffliche Dienste.

Aber noch eine weitere Frage mußte sich dem Juristen, der den Prozeß aufmerksam verfolgte, unwillkürlich immer wieder aufdrängen, die so naheliegende Frage: Mußte es denn sein? Konnte man uns nichts von diesem Aberwitz ersparen; nicht den von der naiven Sorte, den groben Spukglauben, der in Gedanken stehen gebliebene Regenschirme durch geschlossene Fenster ins Zimmer spaziren sieht; nicht den noch weit widrigeren philosophirenden Aberwitz, der den Spuk in ein System bringt, der in den im Unterrocke des Mediums versteckten Früchten und Blumen nicht die Werkzeuge einer plumpen Taschenspielerei, sondern Ausscheidungen erblickt, die das geängstigte Medium unwillkürlich von sich gegeben habe, wie ein gehetztes Thier in der Todesangst sein Wasser lasse, und der angesichts der nicht wegzuleugnenden Thatsache, daß die Schwindlerin die angeblich aus dem Jenseits apportirte „thaufrische“ Wasserrose kurz zuvor in einem schnöden diesseitigen Blumenladen mit irdischem Gelde gekauft hatte, von einem Astralleibe des Mediums und von Dematerialisirung und Rematerialisirung der Blume faselt? Ich weiß, daß ich nicht der Einzige bin, der die ernsthafte Erörterung dieser Possen als eine Art von Herabwürdigung der Rechtspflege empfunden und sich ihrer als Jurist fast ein Wenig geschämt hat.

Ob solche Erörterungen dem Spiritismus Reklame machen, der von nun an mit einem Ruhmeskranz von Dutzenden beschworener Zeugenaussagen prunken kann und sicherlich wird, sobald er sich von dem ersten Schreck über die Verurtheilung der Rothe erholt hat: danach freilich hatte das Gericht nicht zu fragen, wenn sich die Schuld oder Unschuld der Rothe nur auf diesem unerquicklichen Wege feststellen ließ. War sie wirklich nur so festzustellen? Das ist es, was ich bestreite.

Das Gericht hätte sich, nach meiner Ueberzeugung, von Anfang an sehr entschieden auf den Standpunkt stellen dürfen und sollen: spiritistische Apporte aus dem Jenseits giebt es nicht; daß es solche gebe, kann, da es

nach den allgemein giltigen, für das Gericht allein maßgebenden Grundsätzen menschlicher Erfahrung unmöglich ist, auch nicht durch Zeugen bewiesen werden.

Daß gewisse einfältige Personen an die transszendentale Natur der ihnen von der Rothe vorgemachten Kunststückchen geglaubt haben, ist ganz gleichgiltig; die Person, die sie ihnen vormachte, hat nicht daran geglaubt und darauf allein kommt es an.

Beweiserhebungen sind doch nur statthaft über Dinge, die selbst möglich sind; Behauptungen aber, die den Gesetzen der Erfahrungwelt, in der wir leben, grundsätzlich Hohn sprechen, darf man auch nicht der Ehre einer gerichtlichen Beweisaufnahme würdigen; denn schon dadurch giebt man ihre Möglichkeit im Prinzip zu, schon dadurch paktirt man mit ihnen. Und daß die Strafkammer Dies gethan, daß sie überhaupt eine Diskussion — und gar eine umfangreiche Beweisaufnahme — über die Echtheit spiritistischer Manifestationen zugelassen hat, scheint mir im Prinzip nicht minder bedauerlich als das ausdrückliche sacrifizio dell'inteletto, womit sich der Staatsanwalt jeglichen eigenen Urtheils in Sachen des Spiritismus begab.

Das Gericht hat gewiß in bester Absicht gehandelt, als es der Angeklagten den weitesten Spielraum für ihre Vertheidigung gönnte und sich gefallen ließ, daß ihre Anhänger vor dem Richtertisch ihren wüsten und weitschweifigen Unsinn auskramten. Wer aber in dem Treiben der Spiritisten einen Hohn auf die menschliche Vernunft erblickt, wünschte doch, daß wenigstens das Gericht in scharfer und durchgreifender Weise zu der Haupt- und Grundfrage des Spiritismus Stellung genommen hätte.

Aber wenn man mit der technisch-juristischen Gestaltung der Verhandlung nicht voll einverstanden sein konnte: ist dann wenigstens ihr Ergebniß — die Verurtheilung der Rothe — rechtlich unanfechtbar? Leider will mir auch Dies nicht so scheinen.

Merkwürdig. War die Rothe in der That eine Schwindlerin, die die religiösen Bedürfnisse ihrer bethörten Anhänger gewerbmäßig durch ein freches Gaukelspiel ausbeutete und deren Leben nicht — wie sie selbst mit widerlicher Heuchelei erklärte — ein Gebet, sondern ein fortgesetztes frivoles Spielen mit dem Heiligsten war: welche Strafe wäre für sie dann zu streng gewesen? Und die öffentliche Meinung mußte, so sollte man glauben, eine solche Strafe gebieterisch fordern. Aber das gerade Gegentheil traf zu. Ich habe mich während der Verhandlung oft mit verständigen Leuten aus dem Volk, die über jeglichen Verdacht des Spiritismus erhaben sind, über den Prozeß unterhalten und bin nirgends einer starken sittlichen Entrüstung, sondern überall einer kühlen, fast ironischen Stimmung begegnet; man spottete der Betrogenen, ohne die Betrügerin allzu hart zu verdammen; und fast durchweg hörte ich äußern, daß die Rothe eigentlich nicht verurtheilt werden

könne; ihre Anhänger hätten doch nichts Besseres verdient, als beschwindelt zu werden. Daß diese Grundstimmung während und nach der Verhandlung in dem nicht spiritistischen Theil des Publikums vorgeherrscht hat, glaube ich, verbürgen zu können. In der Presse dagegen hat sie, so viel ich weiß, nur an einer Stelle, dort aber einen eben so prägnanten wie beredten Ausdruck gefunden: in der fingirten Vertheidigungrede des Herausgebers der „Zukunft“. Diese Rede trifft den Nagel auf den Kopf; sie hätte, wäre sie im Gerichtssaal gehalten worden, auch auf die Strafkammer den stärksten Eindruck gemacht.

Auch die berliner Strafkammer, die vor einigen Jahren die Strafe von zwei Jahren Gefängniß, welche das Schöffengericht wegen ähnlicher Schwindeleien über das damals berühmte Medium Valeska Töpfer verhängt hatte, auf sechs Wochen herabsetzte, hat sich dabei wohl von dem richtigen juristischen Instinkt leiten lassen, daß es sich in einem Fall wie diesem im Grunde mehr um einen Groben Unfug als um einen eigentlichen Betrug im technisch juristischen Sinn handle.

Der Vorsitzende der Strafkammer, die das Blumenmedium wegen Betruges verurtheilte, hat nach den Zeitungberichten in der Urtheilsbegründung verkündet: „Der Gerichtshof halte Diejenigen, die zu der Angeklagten gegangen seien, um Vorführungen aus der Geisterwelt zu sehen, und dafür Taschenspielerkunststücke erhalten hätten, in ihrem Vermögen für beschädigt; sie hätten nicht Das erhalten, was sie vertraglich zu beanspruchen gehabt hätten.“ Wie denn? Die Leute hatten also einen vertraglichen Anspruch auf Vorführungen aus der Geisterwelt? Man fühlt sofort heraus, daß es mit dieser Begründung unmöglich seine Richtigkeit haben kann. Auf „Vorführungen aus der Geisterwelt“ hat in der Welt und in der Rechtsordnung, in der wir leben, Niemand einen vertraglichen Anspruch. Ist es aber richtig, wovon doch die Strafkammer offenbar ausgeht, daß Derjenige, der eine Leistung — in unserem Fall das Eintrittsgeld — hingiebt, um dafür eine Gegenleistung — hier eine Vorführung aus der Geisterwelt — einzutauschen, durch das Nichtgewähren der Gegenleistung eine Vermögensbeschädigung im Sinn des § 263 St. G. B. nur dann erleidet, wenn der Anspruch auf die Gegenleistung von der Rechtsordnung anerkannt und geschützt wird, so liegt die Schlußfolgerung auf der Hand: die Rothe hat ihre Opfer zwar beschwindelt, aber nicht im Rechtssinn betrogen.

Daß der soeben aufgestellte Satz mindestens zur Zeit geltendes und anerkanntes Recht ist, scheint mir unzweifelhaft. Es genügt, hierfür auf das Urtheil des dritten Strafsenats des Reichsgerichts vom siebenundzwanzigsten April 1889 (Entscheidungen Bd. 19 S. 186 fgg.) zu verweisen; ein Urtheil, dessen haarscharfe Begründung in jedem Worte den Stempel von Mittelstaedts unerbittlicher Logik trägt. Darin heißt es wörtlich: „Der Thatbestand des

Betruges im Sinne des § 263 St. G. B. setzt, wie die Begriffsmerkmale des auf ‚rechtswidrigem Vermögensvortheil‘ gerichteten Vorsatzes und der ‚Vermögensbeschädigung‘, einen Eingriff in das rechtlich geschützte Eigenthum Anderer voraus. Außerhalb des Kreises der geschützten Rechtsgüter versagt auch die strafrechtliche, betrügerisches Handeln verbietende Norm: jede Beschädigung oder Entziehung von Vermögenswerthen, an welchen dem Benachtheiligten ein Recht nicht zusteht, ist schlechthin ungeeignet, den Thatbestand des Betruges zu erfüllen. Daß eine öffentliche Dirne, die um den verabredeten Betrag des Hurenlohnes geprellt wird, nicht als strafrechtlich betrogen gilt, darüber hat in Theorie und Praxis des Strafrechtes auch bisher Meinungverschiedenheit nicht obgewaltet. Nicht anders kann aber die in der Theorie allerdings bestrittenere Frage entschieden werden, wenn der Getäuschte durch Vorspiegelung einer sittlich unmöglichen Gegenleistung zu einer eine Minderung seines an sich rechtlich geschützten Vermögens einschließenden Aufwendung bestimmt worden ist. Denn auch hier ist davon auszugehen, daß eine derartige Benachtheiligung nicht in der fraglichen Aufwendung an sich, sondern lediglich in der Nichtgewährung des versprochenen Aequivalentes ihren Grund hat und daß man daher auch in solchem Fall, wollte man das Ausbleiben dieses Aequivalentes als ‚Vermögensbeschädigung‘ qualifiziren, unterstellen müßte, der Getäuschte hätte einen Rechtsanspruch auf die fragliche rechtswidrige Gegenleistung gehabt, was sich selbst widerspricht. Der auf Erlangung einer rechtlich unmöglichen Leistung gerichtete Wille kann als ein rechtlicher und rechtlich verletzbarer so wenig strafrechtlich wie civilrechtlich anerkannt werden.“

Das Reichsgericht hat den Standpunkt, den sein dritter Senat in diesem Urtheil mit so grundsätzlicher Entschiedenheit einnimmt, meines Wissens bisher konsequent festgehalten; das erwähnte Urtheil des dritten Senats ist inzwischen wiederholt von anderen Senaten mit uneingeschränkter Zustimmung citirt worden. Auch der von dem Oberreichsanwalt Olshausen verfaßte, die strafrechtliche Praxis der Gegenwart beherrschende ausgezeichnete Kommentar zum Strafgesetzbuch führt diese Entscheidung ohne jeglichen Widerspruch an; und von Liszt lehrt, ganz im Sinn des dritten Senats, kurz und bündig: „Wird der ‚Anspruch‘, in welchem der Getäuschte beschädigt worden, vom Recht nicht anerkannt, so ist Betrug ausgeschlossen.“

„Außerhalb des Kreises der geschützten Rechtsgüter versagt auch die strafrechtliche, betrügerisches Handeln verbietende Norm.“

Das ist, dünkt mich, klar genug. Und so lange Niemand behaupten wird, daß der Anspruch auf „Vorführungen aus dem Geisterreich“ innerhalb des Kreises der geschützten Rechtsgüter liege, wird man danach behaupten müssen, daß die Rothe zu Unrecht verurtheilt worden ist.

Und Das ist der Humor davon!

Justizrath Dr. Erich Sello.

Goethe als Philosoph.

Der fünfzehnte Band von „Frommanns Klassikern der Pilosophie" ist Goethe als Denker gewidmet. Er zählt nur zweihundertvierundvierzig Seiten Großoktav und behandelt in nur vierzig Paragraphen das Thema sachlich und fachlich nach allen Regeln darstellender und interpretativer Gelehrtenart. Der Verfasser, Herman Siebeck, ist Professor der Philosophie in Gießen und hat sich als Historiker seiner Wissenschaft bewährt. Und dennoch ... Goethe als Philosoph und reiner Denker, gelöst von seiner poetischen Heimathscholle, in Reihe und Glied mit den Meistern vom Fach, mit Begriffszergliederern und Begriffsarchitekten, mit Kritikern, Skeptikern, Logikern, Historikern, Dialektikern, Systematikern, Analytikern, Eklektikern, Synthetikern, kurz: mit Philosophen, mit Mosaikmenschen, mit Antipoden von Natur und Wirklichkeit, wie sie unzertheilt und unzerstümmelt uns zum Genuß, zur Freude, zum Leide da ist: ich begreife, daß und warum Dir bang wird, lieber Leser. Denn Du glaubst noch an Goethes Ganzheit und Einheit, im Gegensatze zu allem Stückwerk neuerer und neuster Literaturen. An seine Größe als Lebensgestalter, im Gegensatze zu schließlich doch unzulänglichen Lebenskommentirern. An die durch nichts ersetzbaren, durch Ausleger- und Umdeuterkünste höchstens um ihre keusche Anschaulichkeit und wärmende Innerlichkeit gebrachten Weisheitsprüche, die wie Wegweiser an allen Krümmungen der Lebenswege stehen, mit untrüglich sicherem Instinkt das Erforschliche vom metaphysischen Dunkel- und Dämmerreich abgrenzen und im Forschen, im Denken selbst das Gefühl der Einheit mit seinem Daseinsgrund erhöhen. Was will man mehr? Wir fürchten uns vor dem Mehr; vor der Wohlthat, den schönen Schein dieser „ideirten" Welt durch Analyse und die Probe auf ihre philosophische Angemessenheit zu zerstören. Wer Goethes morphologische Studien (die Metamorphose der Pflanzen, die Osteologie, aber auch die Farbenlehre und „Naturwissenschaftliches") beschaulich durchwandert, verliert fast das Gefühl, „ewig an Problemen zu tasten". Nicht, weil sie gelöst sind, — o nein; sondern, weil die Bildkraft ihrer Wortfassung, die Plastik ihrer Formulirung sie als gelöst erscheinen lassen. Um diese Wirkung zu erklären, sagt man (Helmholtz, Virchow): Auch als Forscher und Denker blieb Goethe Dichter. Weniger banal sagt ers selbst (1830): Wo der Mensch im Leben hergekommen, die Seite, von der er in ein Fach hineingekommen ist, hinterläßt ihm einen bleibenden Eindruck, eine gewisse Richtung seines Ganges für die Folge. Auch als Forscher ersetzt er Anschauungen durch Anschauungen; auch als Denker sucht er Qualität durch Qualität zu erklären. Mit fast abergläubiger Beflissenheit meidet er das Transszendiren und Ablösen von einem Gegenstand, „den man hinter sich

zu lassen glaubt". Von der sinnlichen Oberfläche der Dinge läßt er nicht los. Seine Allgemeinvorstellungen sollen nicht ärmer, sondern wollen reicher sein als die Einzeldinge, die sie unter sich begreifen. Das gesetzmäßige Verhalten von millionen Fällen soll an einem einzelnen Fall, dem Typus, dem Urphänomen, verdeutlicht, veranschaulicht, es soll sinnlich erlebt werden. Goethe will ewig giltige Anschauungen für Zustände und Begebenheiten, also Urphänomene. Darum hat ihm das Zeitverhältniß der Phänomene und ihrer Elemente, ihre kausale Ordnung in der Zeit, metaphysisch nicht die geringste Bedeutung; Bilder, Gestalten, Symbole, Gleichnisse sind zeitlos, ewig: also auch die Urphänomene. Man denkt an die Ideen, die Platons Himmel bevölkern. Das Ideal seiner Wissenschaft gleicht so einem Skulpturensaal: Wissenschaft wird Kunst. Die würdigste Auslegerin der Natur, lesen wir in den „Sprüchen", ist die Kunst. Die gewöhnliche Wissenschaft verfährt ganz anders. Was am Einzelfall unerklärlich bleibt, scheidet als zufällig aus der Betrachtung aus; es ist an sich nicht werthlos, sondern wird es, weil es in diesem Sinn zufällig ist. Und was am Einzelfall erklärlich ist, ist nicht sein Besonderes, sondern ein an sich Gleichgiltiges, das er mit unzähligen wirklichen oder möglichen Fällen gemein hat und darum einer Regel subsumirt werden kann. Das Individuelle interessirt nur in einer Wissenschaft, die keine ist: der Geschichte. Um ihre Gleichgiltigkeit gegen die Individualität des besonderen Falles kundzugeben, bringt die eigentliche, nämlich gesetzgebende Wissenschaft (im Gegensatz zur beschreibenden) sein Verhalten auf einen zahlenmäßigen Ausdruck. Und ferner hat diese gesetzgebende Wissenschaft nur die eine Aufgabe, für die Veränderung der Einzeldinge (der Modi) in der Zeit die Regel zu finden. Die Kausalität, die sie sucht, hat nur Sinn in Beziehung auf die Zeit; wird diese aus dem obersten Ordnungbegriff ausgeschaltet, so gehen Ursache und Wirkung in Grund und Folge über; statt Succession haben wir Simultaneität, statt Veränderung und Entwickelung den Stillstand und die Ewigkeit bleibender Verhältnisse. Auf diese ging Spinoza, vor dessen zeitloser geometrischer Anschauung der Wechsel der Modi, ihre Individualität, ihre Dynamik, ihr fortwährendes Anderswerden (oder Entwickelung) keine Wichtigkeit mehr hatte. In seinen metaphysischen Gedanken berührt sich Goethe mit ihm, dessen grenzenlose Uneigennützigkeit er pries und dem er, nach dem Bekenntniß in „Shakespeare und kein Ende", neben dem Briten und Linnäus geistig sich am Meisten verpflichtet fühlte. Zwischen der wissenschaftlichen Methodik und der metaphysischen Anschauungweise scheint ein Drittes nicht möglich. Scheint. Thatsächlich aber sucht Goethe das Mittelglied zwischen physischer und metaphysischer Erkenntniß und findet es in der Idee, im Urphänomen; er dringt, „erst unbewußt und aus innerem Trieb", auf dieses Urbildliche, Typische und ist

froh, für dieses Abenteuer der Vernunft in dem Alten vom Königsberge einen Helfer zu haben, der bald das Erkenntnißvermögen eng einzuschränken bemüht scheint, bald über die Grenzen, die er selbst gezogen hat, mit einem Seitenwink hinausdeutet. Und obgleich Goethen dieses Verfahren des „köstlichen" Mannes schalkhaft ironisch dünkt, notirt er die folgende Stelle doch als höchst bedeutsam: „Wir können uns einen Verstand denken, der, weil er nicht, wie der unsere, diskursiv, sondern intuitiv ist, vom synthetisch Allgemeinen, der Anschauung eines Ganzen, als eines solchen, zum Besonderen geht, Das ist: von dem Ganzen zu den Theilen. Hierbei ist gar nicht nöthig, zu beweisen, daß ein solcher intellectus archetypus möglich sei, sondern nur, daß wir in der Dagegenhaltung unseres diskursiven, der Bilder bedürftigen Verstandes (intellectus ectypus) und der Zufälligkeiten einer solchen Beschaffenheit auf jene Idee eines intellectus archetypus geführt werden, diese auch keinen Widerspruch enthalte". Manchmal giebt nun Goethe zu, daß die Idee in der Erfahrung nicht darzustellen, ja, kaum nachzuweisen sei (1801; Morphologie); daß zwischen Idee und Erfahrung eine Kluft ist, die synthetische Allgemeinheit also ein Gedankending sei (nooumenon). Aber seiner ganzen Anlage nach kann er nicht resigniren, ist er ewig bestrebt, die Idee als Phänomen (Urphänomen; Typus) darzustellen und den „Hiatus mit Vernunft, Verstand, Einbildungskraft, Glauben, Gefühl, Wahn und, wenn wir sonst nichts vermögen, mit Albernheit zu überwinden." Geht man diesem Bestreben nach, so zeigt sich, daß er aus der Physik in die Metaphysik, aus der Metaphysik aber zurück an seinen natürlichen Ausgangspunkt, die Kunst, geräth. Ich stelle, um die Wechselbeziehung von „Charakter und That", um das nothwendige Ineinandergreifen der Glieder dieser Kette zu beleuchten, unzweideutige Belegstellen neben und nach einander.

Der Empiriker, sagt Goethe, ist blind gegen die Idee. (Erinnert an Kants: „Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind".) Das kennen und erkennen zu wollen, was man nicht mit Augen sieht, erklärt er für eine Anmaßung. Er (Goethe) aber habe, seine Anlagen und Verhältnisse zu Rathe ziehend, sich gar früh schon angemaßt, die Natur in ihren einfachsten, geheimsten Ursprüngen, in ihren offenbarsten, am Höchsten auffallenden Schöpfungen zu betrachten (in: Ueber Mathematik und deren Mißbrauch). Denn in ihr geschieht nichts, was nicht in einer Verbindung mit dem Ganzen steht, und wenn uns die Erfahrungen nur isolirt erscheinen, wenn wir die Versuche nur als isolirte Fakta anzusehen haben, so wird dadurch nicht gesagt, daß sie isolirt seien; es ist nur die Frage: Wie finden wir die Verbindung dieser Phänomene, dieser Begebenheiten? (Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen.) Den Arbeiten des Zoologen d'Alton wird, in der Morphologie, nachgerühmt, daß der Entwickelungsgedanke nicht in der

Form einer abgesonderten Bemerkung auftritt; „das Dargestellte fließt vielmehr aus der Idee und giebt uns Erfahrungbelege zu Dem, was wir mit dem höchsten Begriff zu erfassen getrauen.“ Wer von der Idee ausgeht, weiß „einen Hauptbegriff zu fassen, dem sich die Erfahrung nach und nach unterordnet“. In tausend Varianten wird empfohlen, „von dem Ganzen zum Einzelnen, vom Totaleindruck zur Behandlung der Theile“ fortzuschreiten. Die empirische Allgemeinheit, die sich durch geduldige Induktionen erreichen läßt, lockt ihn nicht: nie erschließt sie die Idee, nie führt sie an das Innerste der Natur, der sich sein naiver Geist — wenn nicht kongruent, so doch — analog fühlt. In dem denkwürdigen Streit um den Begriff der zoologischen Art zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint Hilaire sind daher seine Sympathien vorherbestimmt: „Jener geht aus dem Einzelnen in ein Ganzes, welches zwar vorausgesetzt, aber als nie erkennbar betrachtet wird; Dieser hegt das Ganze im inneren Sinn und lebt in der Ueberzeugung fort, das Einzelne könne daraus nach und nach entwickelt werden.“ In den „Sprüchen“ lesen wir das viel citirte: „Begriff ist Summe, Idee Resultat der Erfahrung“. Der Begriff — im Sinn der formalen Logik; nicht Goethes höchster oder Hauptbegriff, was mit Idee identisch ist — registrirt die Gegenstände der zunächst amorphen Erfahrung; er ordnet sie nach äußerlichen Merkmalen; er stellt durch Zählen und Messen quantitative Beziehungen her; aber die innere Nöthigung zu ihren Wechselbeziehungen, ferner das mir als Sinnenwesen Wichtigste: ihr sinnlich-anschauliches Verhalten, bleibt durch die Verstandeserkenntniß unberührt. Nach Kants rationalistisch überspanntem Begriff der Wissenschaft (in der Vernunftkritik) reicht diese so weit, wie sie mathematischer Behandlung zugänglich ist; diese aber preßt die ganze anschauliche Welt in Zahlengleichungen, die von dem Qualitativen als solchem Abstand nehmen. „Trennen und Zählen“ lag aber nicht in einer Natur, die besonders die Geheimnisse des Organischen zu enträthseln drängte. An die organische Welt reicht nun thatsächlich die mechanische Methode nicht heran; die Begriffe der organischen Funktion und der Gestalt, also die eigentlichen Lebenserscheinungen und die Mystik der Morphologie, liegen jenseits der mathematischen Behandlung; Wachsthum, Fortpflanzung, Differenzirung des ursprünglich Identischen — bei Goethe: Spezifizirung — entschlüpfen ihren Maschen. Darum klagt er, man habe keinen Begriff mehr davon, daß eine Physik unabhängig von der Mathematik existire. Diese Klage durfte unberechtigt gescholten werden, so lange sie sich einzig gegen Newtons Farbentheorie zu wenden schien; ihren Sinn lernt man jetzt erst begreifen, nachdem physiologische Physik und physiologische Psychologie über die Enge der rein physikalischen Fragestellung uns die Augen geöffnet haben (Fechner, Wundt, Mach). In Goethes naturwissenschaftlichen Schriften hört man den großen Mann fortwährend darüber stöhnen; und nicht nur in ihnen:

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was Ihr nicht tastet, steht Euch meilenfern;
Was Ihr nicht faßt, Das fehlt Euch ganz und gar;
Was Ihr nicht rechnet, glaubt Ihr, sei nicht wahr;
Was Ihr nicht wägt, hat für Euch kein Gewicht;
Was Ihr nicht münzt, Das, meint Ihr, gelte nicht.

Den Mathematikern, diesen „Universalmonarchen", hält er den Satz entgegen: Nicht der Zahl, sondern der „exakten sinnlichen Phantasie" offenbaren physische Phänomene ihr Gesammtleben; ohne sie ist „doch eigentlich keine Kunst denkbar". Aber eben so wenig eigentliche Wissenschaft. Gegen Francis Bacons angeblich induktive Methode — sie erzielt, logisch gesprochen, numerische Allgemeinheit: Summe, nicht: rationelle Allgemeinheit: Idee — macht Goethe geltend: „Die Erfahrung ist grenzenlos, weil immer noch ein Neues entdeckt werden kann." Justus Liebig nennt Das ein Hin- und Herschaufeln von Wahrnehmungen. In Eckermanns Gesprächen hört man den so Beherrschten gegen die Anhäufung einer Anzahl Faktoren, durch die nichts bewiesen werde, ausfällig werden. Aber seine exakte sinnliche Phantasie hindert ihn, in der kahlen Region des kantischen Kritizismus sich anzusiedeln; er fordert bezeichnender Weise eine der Kritik der reinen Vernunft parallele Kritik der Sinne. Noch geflissentlicher weicht er der „dialektischen Krankheit" und der Gefahr aus, in den Abgrund des Subjektes (Eckermann) zu gleiten.

Es muß inzwischen klar geworden sein, was Goethe unter Wissenschaft eigentlich versteht: kein System reiner Vernunftbegriffe, sondern reiner Anschauungen. Der Parallelismus zu Kant ist ja so auffällig wie der Gegensatz zu ihm: statt synthetischer (reiner) Begriffe, statt der Formeln für das Verfahren, mit deren Hilfe wir Wissenschaft machen, sucht Goethe plastische Anschauungen, deren Anblick zugleich Tausende von Einzelfällen verdeutlicht: typische, vom Zufälligen der Einzelerscheinung gesäuberte, aber immer noch sinnliche Merkmale, durch die spezifisch ästhetische Funktion des Ineinssetzens und Ineinandersehens zu einem für eine Gruppe von Erscheinungen repräsentativen Bilde vereinigt. Ich muß an den Skulpturensaal erinnern; ihm gleicht Goethes Ideal der Wissenschaft. Wenn er sagt: Ursache und Wirkung machen Beide zusammen „das untheilbare Phänomen", daß in der Idee Simultanes und Successives innigst verbunden, auf dem Standpunkt der Erfahrung immer getrennt seien, so denkt er nicht, wie der Eleat, der Spinozist, der Kantianer, an das Substrat der Erscheinung, für das wir Umschreibungen, Namen, aber keine Anschauung haben; sondern er will es sehen, es sinnlich wahrnehmen: Goethes Ding an sich bleibt, als Urphänomen, Erscheinung. So hören wir einmal: „Man suche nur nichts hinter den Phänomenen; sie selbst sind die Lehre", nämlich für Den, der Augen hat, das Urphänomen in und an ihren sinnlichen Eigenschaften im Abglanz, im Beispiel, Symbol zu

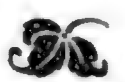
erkennen. „Das Urphänomen ist ideal, als das letzte Erkennbare, real als erkannt, symbolisch, weil es alle Fälle begreift, identisch mit allen Fällen." Die begriffliche Vermittelung empfindet er als störende Last, das Wort nicht nur, sondern auch den Begriff, nach den „Sprüchen", als Surrogat. Und dort lesen wir: „Wir haben das unabweichliche, täglich zu erneuernde, grundernstliche Bestreben: das Wort mit dem Empfundenen, Geschauten, Gedachten, Erfahrenen, Imaginirten, Vernünftigen möglichst unmittelbar zusammentreffend zu erfassen." Goethe ist überreich an autopsychologischen Bemerkungen. Er bekennt, als er eine geologische Abhandlung Humboldts prüft: Andere Geister verstehe ich nur, wenn ihr Gegenständliches mein Gegenständliches wird. Die Fähigkeit dazu ist jene panoramic ability, die ihm, zu seiner großen Freude, ein englischer Kritiker (Luke Howard, glaube ich) nachrühmt. Und dieser synthetische Blick, dieses gegenständliche Denken giebt sich in der viel umschriebenen Gabe des Aperçu kund, dem „Gewahrwerden einer großen Maxime, das immer eine genialische Geistesoperation ist; man kommt durch Anschauen dazu, weder durch Nachdenken noch durch Lehre oder Ueberlieferungen." „Alles wahre Aperçu kommt aus einer Folge und bringt Folge. Es ist ein Mittelglied einer großen, produktiv aufsteigenden Kette." Glücklich, wer diese Gabe besitzt; er braucht sie nur zu üben, um zu erkennen, „daß die Natur kein Geheimniß habe, was sie nicht irgendwo dem aufmerksamen Beobachter nackt vor die Augen stellt." Trotzdem läßt das „Anschauen" des Urphänomens in Goethe Resignation zurück: „Wenn ich mich beim Urphänomen zuletzt beruhige, so ist es doch auch nur Resignation; aber es bleibt ein großer Unterschied, ob ich mich an den Grenzen der Menschheit resignire oder innerhalb einer hypothetischen Beschränktheit meines bornirten Individuums."

Noch ist der Begriff des Urphänomens nicht ganz klar. Die amorphe Erfahrung ist überwunden; nicht durch wissenschaftliche Metaphysik, also durch begriffliche Hilfskonstruktionen, wie etwa die Atomhypothese, sondern durch Synthese von innen, durch eine ästhetische Funktion. Zwischen Physik im gewöhnlichen und Metaphysik im wissenschaftlichen Verstande schiebt Goethe das Verfahren der Kunst. Was dabei herauskommt, ist zuletzt, wie er an Schiller schreibt, eine Art von subjektivem Ganzen. Man verstehe recht: kein individuell bornirter, sondern ein durch die Organisation der Rasse nothwendig bedingter Anthropomorphismus. Dieses Verhalten zu den naturwissenschaftlichen Problemen ergab nun die bekannten, so denkwürdigen Resultate, die man allmählich erst würdigen gelernt hat. In der Farbenlehre geht Goethe an der „Hauptfrage" (Johannes Müller) nach der Ursache der prismatischen Farben einfach vorbei; es ist ihm, wie Helmholtz in seiner „Physiologischen Optik" bemerkt, nie eingefallen, Newtons entscheidende Versuche mit möglichst gereinigtem einfachen Licht nachzumachen. Spricht er von den Komplimentär=

farben, so läßt er sich durch die Erfahrungen bestimmen, die die Technik der Maler ihm darbot. Die subjektiven Sinnesempfindungen, mit Johannes Müller zu reden: die moralischen Wirkungen der physiologischen Farben, nimmt er, unanalysirt, als objektive Naturdaten hin. Goethe meidet hier, das Gebiet der sinnlichen Anschauung zu verlassen; seine physikalischen Erklärungen sind daher nichts als bildliche Versinnlichungen des Vorganges. Jede physikalische Erklärung aber, meint Helmholtz, muß zu den Kräften aufsteigen; und die können natürlich nie Objekte der sinnlichen Anschauung werden, sondern nur Objekte des begreifenden Verstandes. Auf dem rein physikalischen Gebiet ist daher Goethe nicht zu bewegen gewesen, die rein sinnliche Erfahrung zu überschreiten. Im Organischen hingegen, wo er sich früh über die reinen Erfahrungdaten hinaus zur Idee eines durch äußere Umstände (Anpassung; also Lamarckismus) modifizirbaren Gattungtypus erhebt, wo er in der Mannichfaltigkeit der morphologischen Gestalten die identische Grundform zu erkennen antreibt (der viel bewunderte Exkurs über die Nagethiere, in dem er die Entwickelungidee kausal-mechanisch erläutert) und in seiner plastischen Phantasie (Müller) das Werk von Jahrmillionen gewissermaßen als That eines Augenblicks sich vorzustellen strebt, — auf dem organischen Gebiet werden seine so fruchtbaren Forschungen von fast allen Zeitgenossen übersehen oder als dilettantische belächelt. Doch vergegenwärtigt man sich diese Forschungen und ihre Ergebnisse, um sie auf Methode und philosophischen Ideengehalt zu prüfen: dann wird sich zwischen Beiden sofort ein Zwiespalt aufthun, den keine Apologetik wegzuinterpretiren vermag. Das scheint Siebeck nicht zugeben zu wollen. An den reifsten Stellen, die sich als wissenschaftlich fruchtbar erwiesen haben, wird die Entwickelungidee kausal-mechanisch aufgefaßt: deshalb wird Goethe von Darwin belobt und von Virchow, in seiner aufschlußreichen Abhandlung „Goethe als Naturforscher", gerühmt. Darwin notirt in seinem „Ursprung der Arten", nach Goethe werde für den Naturforscher in Zukunft die Frage nicht mehr sein: wozu das Rind seine Hörner habe, sondern: wie es zu seinen Hörnern gekommen sei. Der bei Goethe heimische Leser weiß, daß sein Abscheu gegen die Seuche der „physiko-teleologischen" Naturphilophie nicht geringer war als der des Lukrez. Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst, schreibt Goethe an einen Künstler. . Dazu kommt die Perfektibilitätvorstellung. Die Natur „kann zu Allem, was sie macht, nur in einer Folge gelangen: sie macht keine Sprünge. Sie könnte kein Pferd machen, wenn nicht alle übrigen Thiere voraufgingen, auf denen sie wie auf einer Leiter zur Struktur des Pferdes heransteigt." Die Idee der Gattung kommt in immer vollkommenerer Weise zur sinnlichen Darstellung; die kausalmechanischen Entwickelungfaktoren sind das Werkzeug dieses in immer neuen Ansätzen in die Erscheinung strebenden Gattungtypus. Also gleichzeitig mit

der kausal-mechanischen die ästhetische Auffassung, die durchaus nicht, wie Virchow annahm, irgendwann aufgegeben wurde. Natürlich sinkt, als Goethe dem positiven Gesetz der pflanzlichen und thierischen Metamorphose nachzuspüren anfängt, das sinnliche Bild, das ein Geschehen zeitlos darstellen soll, zum Schema eines in der Zeit sich vollziehenden Vorganges herab, wenn es nicht gar zu einem Begriff, zu einer Summe abstrahirter Merkmale verblaßt. Aber die Vorstellung, „als ob" die Natur nach Mustern arbeite, drängt sich mit großer Hartnäckigkeit immer wieder in den Vordergrund. Aus den Gesprächen: „Das Skelet von manchem Seethier zeigt uns deutlich, daß die Natur schon damals, als sie es verfaßte, mit dem Gedanken (nota bene) einer höheren Gattung von Landthieren umging. Gar oft muß sie in einem hinderlichen Element sich mit einem Fischschwanz abfinden, wo sie gern ein paar Hinterfüße in den Kauf gegeben hätte, ja, wo man sogar die Ansätze dazu bereits im Skelet bemerkt hat." Es besteht eine „geistige Leiter" zwischen den verschiedenen Organisationstufen: die Natur sucht in immer neuen Ansätzen die idealen Urkörper oder Typen zu verwirklichen; daher das Recht, jene in höhere und geringere zu scheiden; dabei kommt es vor, daß gewisse Generalformen „sich auch da abdrücken, wo sie kein unmittelbares Bedürfniß erfüllen" (Beispiele: beim Menschen das os coccygis, der Rest des thierischen Schwanzes, die Milz, die Ueberzwergschleudern der Hände). Uebrigens machen Siebecks Ausführungen einleuchtend, daß Goethe nicht an gemeinsame Stammformen, sondern nur an die Gemeinsamkeit des natürlichen Organisationverfahrens, an von Anfang an verschieden geprägte Formen (Typen), „die lebend sich entwickelt", gedacht hat, da er sehr nachdrücklich auf die „ursprüngliche gleichzeitige Verschiedenheit" hinwies, die aus den nothwendigen Beziehungen zur Außenwelt entspringen. Drittens tritt neben die kausal-mechanische Methode und die ästhetische Konzeption der idealen Urkörper (Typen, Urphänomene) die dynamische Auffassung, der Vitalismus; — eine Interpretation des Naturverlaufs nach Analogie der Dynamik des inneren Geschehens, die wir erleben, ohne zu begreifen. „Die Mechanik des Pflanzenlebens ruht für Goethe auf der dynamischen Wirkung des in der pflanzlichen ‚Entelechie' waltenden Entwickelungsgesetzes . . (Siebeck)." Da haben wir sie wieder, die gute, alte Entelechie aristotelischen Gedenkens. Goethes Dichtungen und Forschungen strömen davon über. Bilder und Gleichnisse überwuchern die begriffliche Konstruktion, hemmen das Begreifen. Mechanische Vorgänge werden ins Dynamische übersetzt; und des Dichters unablenkbare Richtung, dem Wirklichen poetische Gestalt zu geben (Lavater), bricht sich gewaltsam Bahn. Der Kreislauf vollendet sich: Goethe kehrt zur Kunst zurück.

Dr. Samuel Saenger.



Der Wunderthäter.

Wenn der Heilige Buddha, Sakhya Muni, seine Apostel aussandte, auf daß sie den Indern sein Evangelium brächten, war er darauf bedacht, sie mit heilsamen Vorschriften für ihren Weg zu rüsten. Er ermahnte sie zur Demuth, zum Erbarmen, zur Enthaltsamkeit und zum Eifer in der Verbreitung seiner Satzungen und fügte eine Einschärfung hinzu, die niemals vorher noch nachher von einem Religionstifter vorgeschrieben worden war, nämlich die: unter keiner Bedingung Wunder zu wirken. Die Ueberlieferung lehrt, daß, während es den Aposteln ungemein schwer wurde, den anderen Vorschriften ihres Meisters nachzukommen, und sie manchmal an dieser Aufgabe gänzlich scheiterten, das Verbot, kein Wunder zu wirken, von keinem Einzigen unter ihnen überschritten wurde. Eine Ausnahme machte nur Ananda, von dessen erstem Aposteljahr hier berichtet wird.

Ananda ging in das Königreich Magadha, dessen Volk er eifervoll in dem Gesetz Buddhas unterwies. Da seine Lehre ihnen einleuchtete und seine Rede überzeugend klang, lauschte ihm das Volk willig und begann, sich von den Brahminen abzukehren, die es früher als seine geistigen Führer verehrt hatte. Als Ananda Das merkte, überhob er sich im Geist; und eines Tages rief er: „Wie gesegnet ist der Apostel, der Wahrheit verkündet, durch Vernunft, tugendsames Beispiel und Beredsamkeit wirkt, statt durch Trug und Teufelsspuk, gleich den erbärmlichen Brahminen!"

Da er so hochfahrend sprach, verminderte sich der Berg seiner Verdienste um sechzehn Joyanas und Tugend und Wirkungskraft fielen ab von ihm, so daß, als er sich wieder an die Menge wandte, sie ihn erst leise bespöttelte, dann laut verhöhnte und schließlich mit Steinen bewarf. Als die Dinge diese Wendung genommen hatten, erhob Ananda seine Augen und erblickte zahlreiche Brahminen der unteren Klasse; eifrig bemühten sie sich um einen Knaben, der in einem Krampfanfall am Boden ausgestreckt lag. Lange hatten sie vergebens Exorzismen und andere bewährte Mittel versucht; da sagte einer der klügsten: „Wie wärs, wenn wir den Körper dieses Kranken zu einem unangenehmen Wohnsitz für den Dämon machten? Vielleicht fährt er dann heraus." Darob begannen sie, den armen Dulder mit glühenden Eisen zu sengen, füllten seine Nasenlöcher mit Rauch und thaten nach Kräften ihr Bestes, den lästigen Teufel hinauszuekeln. Anandas erster Gedanke war: Der Knabe hat einen Anfall; sein zweiter: Es wäre barmherzig, ihn von seinen Peinigern zu befreien; der dritte: Ein guter Verlauf des Heilversuches könnte mich aus meiner jetzigen Patsche retten und dem Heiligen Buddha Nutzen bringen. Er näherte sich der Menge, verscheuchte die Brahminen mit dem strengen Blick einer Autorität, wandte sein Antlitz gen Himmel und rief die sieben Teufel an. Da sich keine Wirkung zeigte, wiederholte er den Anruf und fuhr damit so lange fort, bis — auf ganz natürlichem Wege — der Anfall des Leidenden vorüberging; der Knabe öffnete die Augen und Ananda gab ihn seinen Verwandten wieder. Das Volk jauchzte und schrie: Ein Wunder! Ein Wunder! Und als Ananda seine Predigten wieder aufnahm, schenkten sie ihm Gehör und bekehrten sich zur Religion Buddhas. Ananda aber

frohlockte, brüstete sich mit seiner Klugheit und Geistesgegenwart und sprach zu sich selbst: Wahrlich: der Zweck heiligt die Mittel!

Als er dieses Ketzerwort sprach, schrumpfte sein Verdienst zu einem Ameisenhügel zusammen und keinerlei Geltung hatte er fürder in den Augen irgend eines Heiligen; nur in denen Buddhas, dessen Erbarmen ohne Grenzen ist.

Aber der Ruhm seiner That ward dennoch über die Lande verbreitet und drang endlich ans Ohr des Königs, der ihn zu sich beschied und ihn fragte, ob er wirklich den Dämon ausgetrieben habe. „Ja", sagte Ananda. „Das freut mich", erwiderte der König. „denn nun wirst Du auch meinen Sohn heilen, der schon seit zwanzig Tagen im Trance darniederliegt!"

„Ach, erhabener Herrscher", sprach bescheiden Ananda, „wie vermöchte das Verdienst Eines, der kaum Kraft genug hat, um einen elenden Paria zu heilen, den Sprößling eines Elefanten unter den Königen wieder herzustellen?"

„Wodurch ward Dein Verdienst erworben?"

„Durch Bußübungen und Kasteiungen. Sie geben dem frommen Eifer die Kraft, den Winden Einhalt zu thun, die Wasser zu glätten, sich auf dem Weg freier Ueberzeugung mit den Tigern auseinanderzusetzen, den Mond im Aermel fortzutragen und in jeder Weise alle Thaten und Worte zu vollbringen, die einem peripatetischen Thaumaturgen zukommen."

„Wenn Dem so ist," antwortete der König, „dann entspringt Deine Unfähigkeit, meinen Sohn zu heilen, offenbar dem Mangel an Verdienst und der Mangel an Verdienst dem Mangel an Kasteiung und Buße. Ich werde Dich also der Obhut meiner Brahminen anvertrauen, auf daß sie Dir beistehen, das Maß bis zu der Stelle zu füllen, die zu erreichen nöthig ist."

Vergebens mühte sich Ananda, darzulegen, daß die Kasteiungen, von denen er gesprochen habe, ganz und gar geistiger und kontemplativer Art seien. Die Brahminen waren entzückt, einen Ketzer in ihre Klauen zu bekommen; sie legten stracks Hand an ihn und schleppten ihn einen ihrer Tempel. Dort entkleideten sie ihn und waren fassunglos, da sie sahen, daß keinerlei Schrammen oder Wunden an seinem Körper sichtbar waren. „Schrecklich!" riefen sie; „Dieser hofft, mit heiler Haut in den Himmel kommen zu können!" Um diesen Verstoß gegen die Etikette zu beseitigen, legten sie ihn auf sein Angesicht und geißelten ihn, bis die anstößige Glätte seiner Haut in Fetzen hing. Dann entfernten sie sich mit der Verheißung, am nächsten Tag wiederkommen und seine unteren Körpertheile mit der selben Energie bearbeiten zu wollen; dann, sagten sie grinsend, müßten seine Verdienste sicherlich denen des Heiligen Bhagirata, ja, sogar denen des Königs Vismawitra gleichkommen.

Ananda lag halb tot auf dem Boden des Tempels, als das Heiligthum durch die Erscheinung eines strahlenden Glendoveer erleuchtet wurde, der also zu ihm sprach: „Abtrünniger Jünger! Siehst Du nun Deine Thorheit ein?"

Ananda behagte weder der Zweifel an seiner Rechtgläubigkeit noch der an seiner Weisheit; er antwortete aber im Ton tiefer Demuth: „Der Himmel bewahre mich davor, daß ich irgend ein Martyrium scheue, das der Verbreitung des von meinem Meister gelehrten Glaubens förderlich wäre!"

„Willst Du also geheilt werden und Dich dann zum Werkzeug für die Bekehrung des ganzen Reiches von Magadha machen?"

„Wie soll Dies ausgeführt werden?" fragte Ananda.

„Durch Standhaftigkeit auf dem Pfade des Truges und Ungehorsams," erwiderte der Glendoveer.

Ananda krümmte sich innerlich, schwieg aber in Erwartung deutlicherer Weisungen.

„Wisse", fuhr der Glendoveer fort: „des Königs Sohn wird am dreizehnten Tag — der morgen Mittag anbricht — aus dem Trance erwachen. Du hast zu dem bestimmten Zeitpunkt nur an sein Lager zu treten, Deine Hand auf sein Herz zu legen und ihm zu befehlen, aufzustehen. Seine Genesung wird Deinen übernatürlichen Kräften zugeschrieben werden und Buddhas Religion wird siegen. Doch vorher wird es nöthig sein, Deinen Rücken zu heilen. Das vermag ich zum Glück. Ich bitte Dich, eingedenk zu sein, daß Du jetzt Deines Meisters Gebot mit offenen Augen überschreiten wirst. Auch ist es billig, Dich darüber aufzuklären, daß Deine zeitweilige Befreiung aus der jetzigen Verlegenheit Dich nur in andere, schlimmere bringen wird."

Ein verkörperter Glendoveer ist kein Richter über die Gefühle eines geschundenen Apostels, dachte Ananda. „Heile mich, so Du es vermagst," sprach er, „und spare Deine Ermahnungen für gelegenere Zeit."

„Also sei es!" rief der Glendoveer. Er streckte seine Hand über Ananda, — und schnell bedeckte sich der geprügelte Rücken mit neuer Haut und die früheren Schrammen und Wunden schlossen sich auf der Stelle. Im selben Augenblick verschwand der Glendoveer, nachdem er gerufen hatte: „Wenn Du meiner bedarfst, brauchst Du nur die Beschwörung Gnooh Imdap Inam Mua*) auszusprechen und allsogleich bin ich Dir zur Seite."

Man denke sich den Zorn und die Verblüffung der Brahminen, die, als sie mit frischem Rüstzeug zur Geißelung wiederkamen, ihr Opfer in bestem Wohlsein fanden. Gern hätten sie, statt der Stricke, noch härtere Geißeln gewählt; aber der anwesende königliche Offizier nahm den wahrhaft triumphirenden Märtyrer unter seinen Schutz und geleitete ihn in den Palast. Er wurde schleunigst an das Lager des jungen Prinzen geführt, wo eine große Menge seiner harrte.

Da die Mittagsstunde noch nicht gekommen war, vertrödelte Ananda klüglich die Zwischenzeit mit Reden über die Unmöglichkeit von Wundern; natürlich nahm er die von den Buddhagläubigen gewirkten aus. Dann stieg er von der Kanzel herab und legte, in der Minute, wo die Sonne den Zenith erreichte, die Hand auf die Brust des jungen Prinzen, der allsogleich erwachte und den Satz — über eine Würfelpartie — beendete, in dem ihn der Anfall unterbrochen hatte. Das Volk brüllte, die Höflinge jubelten, die Gesichter der Brahminen nahmen einen merkwürdig schafähnlichen Ausdruck an und selbst der König schien stark impressionirt und zeigte sich sehr begierig, mit Buddhas Gesetz näher vertraut zu werden. Ananda, der in den letzten vierundzwanzig Stunden wunderbare Fortschritte in weltlicher Klugheit gemacht hatte, hielt es, als er den Wunsch des Monarchen zu erfüllen begann, für überflüssig, sich lange über die Kardinaltugenden des Meisters zu verbreiten. Er sprach nicht vom Elend des Lebens, von der Nothwendigkeit der Erlösung, dem Pfad der Glückseligkeit, dem Verbot

*) Die mystische Formel der Buddhisten rückwärts gelesen.

allen Blutvergießens. Er verkündete nur, die Priester Buddhas seien zu ewiger Armuth verpflichtet und bei der neuen Vertheilung werde alles geistliche Besitzthum der weltlichen Autorität zufallen.

„Bei der Heiligen Kuh!" rief der Monarch; „Das sieht wirklich nach Religion aus!"

Kaum waren diese Worte dem Gehege der königlichen Lippen entflohen: da erklärten sämmtliche Höflinge sich zu Konvertiten. Die Menge folgte ihrem Beispiel. Die Kirche der Brahminen wurde entstaatlicht, ihr Besitz eingezogen und im Namen der neuen gereinigten Religion an einem Tage mehr Ungerechtigkeit begangen, als die alte, ererbte, in hundert Jahren veranlaßt hatte.

Ananda fühlte mit Genugthuung in sich die Fähigkeit, seinen Feinden verzeihen und sich darauf was zu Gute thun zu können. Sein Glück ward gekrönt, als er in den Palast berufen und mit der Erziehung des Prinzen betraut wurde. Er gab sich Mühe, ihn in angenehmer Weise zu den Vorschriften Buddhas zu leiten. Das war eine heikle und schwierige Aufgabe, sintemalen er in Widerstreit mit des jugendlichen Prinzen Lieblingsbeschäftigung kam, die früher darin bestanden hatte, kleine Reptilien zu quälen.

Nach einiger Zeit wurde Ananda abermals vor das Angesicht des Königs beschieden. Er fand Seine Majestät in Gesellschaft zweier wüsten Gesellen, deren einer eine gewaltige Axt, der andere eine ungeheure Zange in den Händen hielt. „Mein Oberhofhenker, mein Oberhoffoltermeister": mit diesen Worten stellte der König die Beiden vor.

Ananda gab seiner Freude darüber Ausdruck, die Bekanntschaft zweier so ausgezeichneten Würdenträger zu machen.

„Wisse, hochheiliger Mann", fuhr der König fort, „daß neuerlich auch Du wieder der Uebung in den Tugenden der Standhaftigkeit und Selbstverleugnung bedarfst. Ein mächtiger Feind hat meine Lande mit Krieg überzogen und sich gottlos vermessen, meine Truppen zu zerstreuen. Wohl müßte ich verzagen, hätte ich nicht die Tröstungen der Religion. Aber mein Glaube hofft auf Dich, o Du mein geistiger Vater. Es ist höchste Zeit: so schnell wie möglich mußt Du das größtmögliche Verdienst erwerben. Ich bin außer Stande, die Dienste Deiner alten Freunde, der Brahminen, anzurufen, da sie, wie Du weißt, in Ungnade sind; aber ich habe diese zwei erfahrenen und des Vertrauens würdigen Räthe herangezogen. Ich finde sie nicht in völliger Uebereinstimmung. Mein Oberhoffoltermeister, ein Mann von sanftem Wesen und humaner Gemüthsart, ist der Meinung, einstweilen würden milde Maßnahmen genügen; man solle Dich, zum Beispiel, mit dem Kopf nach unten über die Lohe eines brennenden Holzstoßes hängen und Deine Nasenlöcher mit rothem Pfeffer füllen. Mein Oberhofhenker aber, der die Sache vielleicht allzu sehr vom Berufsstandpunkt ansieht, hält es für das Gerathenste, ohne Säumen zu Kreuzigung oder Pfählung zu schreiten. Ich möchte nun gern Deine Ansicht darüber hören".

Ananda drückte, so gut es sein Entsetzen zuließ, seine gleichmäßige Mißbilligung beider von den königlichen Räthen befürworteten Maßnahmen aus.

„Wohlan", sagte der König mit resignirter Miene: „wenn wir uns über keinen der beiden Vorschläge einigen können, so folgt daraus, daß wir beide ver-

suchen müssen. Zu diesem Zweck werden wir morgen früh um die zweite Stunde wieder zusammentreffen. Zieh hin in Frieden!"

Ananda ging, aber nicht in Frieden. Die Todesangst hätte ihn gewiß seiner Sinne beraubt, wenn er sich nicht des von seinem früheren Befreier gegebenen Versprechens erinnert hätte. Als er einen einsamen Ort erreicht hatte, sprach er die mystische Formel: und allsogleich bot sich seinen Blicken zwar nicht ein leuchtender Glendoveer, aber ein Heiliger Mann, dessen Haupt mit Asche bestreut und dessen Körper über und über mit Kuhmist bestrichen war.

„Deine Sache duldet keinen Aufschub", sagte der Fakir. „Du mußt allsogleich mit mir gehen und Dich in das Gewand eines Jogi kleiden."

Ananda widerstrebte heftig in seinem Herzen, denn er hatte im Verkehr mit dem weisen und milden Buddha einen geziemenden Widerwillen gegen diese grotesken, leichenhaften Fanatiker eingesogen; aber die Dringlichkeit des Falles ließ ihm keine Wahl und er folgte seinem Führer in ein Beinhaus, das Dieser zu seinem Wohnsitz erwählt hatte. Unter lauten Wehklagen über die glatte Haut und die kurzen Nägel Anandas besprengte und beschmierte der Jogi ihn wohlgefällig nach eigenem Vorbild und rieb ihn mit Kalk und Oker ein, bis der friedsame Apostel des mildesten Glaubens einem bengalischen Tiger ähnlich sah. Dann hing er einen Rosenkranz von Kinderschädeln um seinen Hals, legte einen Schädelknochen eines Schwarzkünstlers in eine seiner Hände, den Schädel eines Verbrechers in die andere und führte ihn bei Nachtanbruch auf den anstoßenden Friedhof. Dort setzte er ihn auf die Asche eines einstigen Leichenhügels und befahl ihm, auf den Schädel mit den Schenkelknochen loszuschlagen und die Beschwörungen nachzusprechen, die der Jogi gegen den westlichen Theil des Himmels hinauszubrüllen begann. Sie waren offenbar wirksam; denn kaum hatten sie begonnen, als ein furchtbarer Sturm sich erhob, Regenfluthen herabstürzten, jähe Blitze über den Himmel schossen, Wölfe und Hyänen aus ihren Höhlen brachen und Riesenkobolde aus der Erde hervorwuchsen, die ihre fleischlosen Arme nach Ananda ausstreckten, um ihn von seinem Sitz fortzuzerren. Rasend vor Entsetzen und Todesangst, folgte Ananda dem Beispiel seines Genossen: er schlug darauf los, schäumte und tobte und brüllte Beschwörungen, bis er völlig erschöpft war. Da, wie durch Zauber, legte sich der Sturm, die Gespenster verschwanden und Jubelrufe und Festmusik drangen als Verkünder froher Botschaft aus der nahen Stadt hervor.

„Der feindliche König ist tot", sagte der Jogi, „und seine Armee vernichtet. Dieser Erfolg wird Deinen Beschwörungen zugeschrieben werden. Sie kommen eben, um Dich aufzusuchen. Lebe wohl, bis Du wieder meiner bedarfst."

Der Jogi verschwand. Pferdegetrappel ertönte und bald leuchteten Fackeln schwach durch das freudlose Düster des Morgengrauens. Der Monarch stieg von seinem stattlichen Elefanten, warf sich vor Ananda zu Boden und rief: „Unvergleichlicher! Warum hast Du mir nicht enthüllt, Du seiest ein Jogi? Nie mehr werde ich vor irgend einem meiner Feinde Furcht haben, so lange Du fortfährst, auf diesem Friedhof zu wohnen."

Eine Schakalfamilie wurde ohne lange Umstände aus einem nicht mehr benutzten Grabgewölbe gescheucht, das nun Ananda als künftigen Wohnsitz erhielt. Der König duldete keine Aenderung seines Gewandes und trug Sorge, daß die

Beschaffenheit der ihm gewährten Nahrung in keiner Weise seiner Heiligkeit Eintrag thue, die so bald einen hohen Gipfel erreichen mußte. Seine Haare waren nun schon so wirr und seine Nägel so lang, wie es ein Jogi nur wünschen kann. Da suchte ihn wieder ein Bote des Königs auf. Der Rajah, so lautete die königliche Botschaft, sei plötzlich und ohne sichtbare Ursache von einer gefährlichen Krankheit befallen worden, erwarte aber vertrauensvoll von Anandas Verdiensten und Beschwörungen baldige Genesung. Wieder griff Ananda wehmüthig nach dem Schenkelknochen und dem Schädel, bearbeitete den einen mit dem anderen und harrte in trüber Stimmung der Dinge, die kommen würden. Aber der Zauberspruch schien seine Kraft verloren zu haben. Nichts Unirdischeres bot sich seinen Blicken; nur eine Fledermaus sah er und fürchtete schon, von seinem Vorhaben abstehen zu müssen, als seine Gedanken durch das Erscheinen eines Mannes abgelenkt wurden, der, wie aus der Erde gewachsen, vor ihm stand. Er war in ein dunkles Kleid gehüllt und trug einen langen Stab in der Hand. „Der Kessel ist bereit“, sagte der Fremdling.

„Welcher Kessel?“ fragte Ananda.

„Der, in den Du versenkt werden sollst.“

„Ich in einen Kessel versenkt? Warum denn?“

„Da Deine Beschwörungen bis jetzt dem König noch nicht die geringste Erleichterung gebracht haben und ihre bei anderer Gelegenheit bewährte Heilkraft doch beweist, wie wirksam sie sind, ist unser Herr natürlich auf den Gedanken gekommen, die Verschlimmerung, die leider in seinem Zustand eingetreten ist, ihrem verderblichen Einfluß zuzuschreiben. Ich habe ihn in seiner Meinung bestärkt, da es mir im Interesse der Wissenschaft nöthig scheint, daß sein Zorn einen unverschämten Betrüger Deines Schlages treffe, nicht aber einen allerhöchsten Vertrauens würdigen gelehrten Arzt, wie ich einer bin. So befahl er denn, den Hauptkessel die ganze Nacht hindurch kochend zu erhalten und Dich bei Tagesanbruch hineinzustecken, falls ihm inzwischen nicht etwa Deine Beschwörungen eine Erleichterung verschafft hätten.

„Himmel!“ rief Ananda. „Wohin soll ich fliehen?“

„Aus diesem Friedhof führt Dich kein Weg, da er rings von königlichen Truppen umzingelt ist.

„Wo also“, rief in Todesangst der Apostel, „winkt Rettung?“

„In dieser Phiole. Sie enthält ein tötliches Gift. Verlange, zum König geführt zu werden. Sage, Du habest einen unübertrefflichen Heiltrank aus den Händen eines guten Geistes empfangen. Er wird ihn trinken und sein Nachfolger wird Dich reichlich belohnen.“

„Hinweg von mir, Versucher!“ rief Ananda und schleuderte die Phiole weit von sich. „Ich biete Dir Trotz und will lieber zu meinem alten Schützer Zuflucht nehmen. Gnooh Imdap Inam Mua!“

Aber der Zauber wirkte nicht mehr. Keine Gestalt zeigte sich als die des Arztes, der ihn, während er in das bergende Dunkel glitt, mitleidig anblickte. Ananda blieb im Kampf mit sich selbst zurück. Oft, sehr oft war er auf dem Sprung, den Arzt zurückzurufen und ihn um einen Trank von der Art dessen anzuflehen, den er eben fortgeschleudert hatte; stets aber stieg Etwas in seiner Kehle auf, das die Worte zurückdrängte, und schließlich sank er, erschöpft und matt von Aufregung, in tiefen Schlaf.

Im Traum wähnte er, an der ungeheuren, düsteren Pforte von Patala*) zu stehen. Der Schreckensort zeigte ein Feiertagsaussehen. Alles schien ein Galafest des Höllenhofes zu verheißen. Schwärme von Dämonen aller Formen und Größen umlagerten das Thor und begafften die Vorbereitungen zu einer Illumination. Ganze Reihen farbiger Lampen wurden eben in Bogen- und Kranzfestons geordnet von einer Legion schwatzender, possenhafter, ihre Schwänze affenartig schwingender Kobolde. Die Arbeit wurde von unten durch Unholde höherer Ordnung geleitet, die sehr gravitätisch und ehrwürdig aussahen. Sie hatten große, mit gelben Flammen gekrönte Amtsstäbe, mit denen sie die Schweife der Kobolde sengten, wenn solche Disziplinarmaßregel sie nöthig dünkte. Ananda konnte sich nicht enthalten, nach dem Grunde der Festvorbereitungen zu forschen.

„Das Fest gilt dem Heiligen Ananda", erwiderte der Dämon, „einem der Apostel des Heiligen Buddha, dessen Ankunft wir stündlich in froher Ungeduld erwarten."

Mit aller Kraft raffte sich der entsetzte Ananda zu der Frage auf, wodurch denn dieser Apostel genöthigt sei, im Höllenreich seinen Wohnsitz zu nehmen.

„Giftmischerei", antwortete der Böse lakonisch.

Ananda war im Begriff, nach weiterer Erklärung zu forschen, als seine Aufmerksamkeit durch eine heftige Auseinandersetzung zwischen den beiden Aufsicht führenden Dämonen in Anspruch genommen wurde.

„Kammuragha, natürlich!" krächzte der Eine.

„Damburanana, natürlich," schnaubte der Andere.

„Darf ich fragen, was die Worte Kammuragha und Damburanana bedeuten?" fragte Ananda den Dämon.

„Das sind zwei Höllen. In Kammuragha wird der Insasse in geschmolzenes Pech versenkt und mit geschmolzenem Blei genährt. In Damburanana wird er in geschmolzenes Blei versenkt und mit geschmolzenem Pech genährt. Meine Kollegen streiten eben darüber, welcher von beiden Orten den Verbrechen Anandas besser entspricht."

Ehe Ananda Zeit hatte, diese Auskunft zu verdauen, sprang ein jugendlicher Kobold mit großer Behendigkeit von oben herab und stellte sich mit einem tiefen Bückling vor die Streitenden. „Ehrwürdige Dämonen", sprach er, „darf meine Wenigkeit sich herausnehmen, zu bemerken, daß wir dem Ananda gar nicht genug Ehren erweisen können, alldieweil er wohl der einzige Apostel ist, an dessen Gesellschaft wir uns erfreuen dürfen? Deshalb möchte ich vorschlagen, weder Kammarugha noch Damburanana zu seiner Residenz zu bestimmen, sondern die Annehmlichkeiten aller vierundvierzigtausend Höllen zu einer neuen Hölle zu kombiniren, die für ihn bereit gehalten wird."

Als der Kobold so gesprochen hatte, waren die älteren Dämonen ganz starr über seine Frühreife; sie vollführten einen Pradakshina und sagten: „Du bist wahrlich ein überlegener junger Teufel!" Sie entfernten sich dann, um mit Behagen das neue Teufelsgemach zu Anandas Empfang vorzubereiten.

Ananda erwachte schaudernd vor Entsetzen.

---

*) Das Hindu-Pandämonium.

„Warum", wehklagte er, „ward ich je ein Apostel? O Buddha, Buddha! Wie hart ist der Pfad der Heiligkeit! Wie leicht bethört der Irrthum die Gläubigsten! Wie thöricht ist oft der Stolz auf geistige Schätze!"

„Hast Du es jetzt erkannt, mein Sohn?" fragte sanft eine Stimme neben ihm.

Er wandte das Haupt und erblickte den göttlichen Buddha, strahlend in mildem Licht. Eine Wolke schien von seinen Lidern gehoben und er erkannte in dem Meister den Glendoveer, den Jogi und den Arzt.

„Herr", rief er in äußerster Bestürzung, „wohin soll ich mich wenden? Meine Sünde verbietet mir, Dir zu nahen."

„Nicht um Deiner Sünde willen ist es Dir verboten, sondern wegen der so lächerlichen wie niedrigen Verpflichtung, zu der Deine Schelmerei Dich verleitet hat. Ich bin gekommen, Dich daran zu mahnen, daß an diesem Tage all meine Apostel sich auf dem Berge Vindhya versammeln, Rechenschaft abzulegen über ihre Mission, und Dich zu fragen, ab ich statt Deiner reden soll oder ob Du gewillt bist, selbst Deine Thaten zu künden."

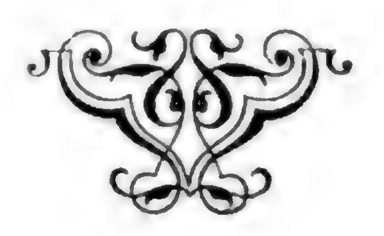
„Ich will mit meinen eigenen Lippen Rechenschaft ablegen. Es ist nur billig, daß ich das demüthigende Geständniß meiner Thorheit selbst ablege."

„Du hast wohl gesprochen, mein Sohn. Zum Lohn will ich Dir gestatten, Dich des Gewandes — wenn mans so nennen darf — eines Jogi zu entledigen und in unserer Versammlung in dem gelben Kleid zu erscheinen, das meinem Jünger ziemt. Ja, ich will sogar mein eigenes Gesetz überschreiten und ein nicht unbeträchtliches Wunder vollziehen, indem ich Dich schleunig auf den Gipfel des Vidhya versetze, wo die Gläubigen sich schon zu versammeln beginnen. Du würdest sonst Gefahr laufen, in Stücke gerissen zu werden. Von der selben Menge, die, wie das nahende Getöse Dich belehren mag, meine Religion auszurotten beginnt; so feiert sie die Thronbesteigung des neuen Königs, Deines hoffnungvollen Schülers. Der alte König ist tot, von den Brahminen vergiftet . . ."

„O Meister, Meister!" rief Ananda, bitterlich weinend. „Und ist alles Wirken ungeschehen? Und Alles durch meine Schuld und Thorheit?"

„Was auf Lug und Trug gebaut ist, kann nimmer Bestand haben," erwiderte Buddha, „und wärs die ureigenste Himmelswahrheit. Sei getrost: Du sollst meine Lehre in anderen Landen zu besserem Ende künden. Diesmal hast Du nur einen kläglichen Bericht über Dein Apostolat zu erstatten. Doch magst Du mit Fug sagen, Du habest meinen Vorschriften buchstäblich gehorcht, wenn auch nicht ihrem Geist. Denn Niemand darf behaupten, Du habest jemals irgend ein Wunder gewirkt."

London. Dr. Richard Garnett.



Selbstanzeigen.

Bäder und Badewesen in Vergangenheit und Gegenwart. Eine kulturhistorische Studie. Ferdinand Enke in Stuttgart. 1903.

Das Erwachen des Bewußtseins von der Tragweite der Sozialhygiene, wie es die Gegenwart zeigt, fordert zunächst zum historischen Vergleich heraus und dann zu dem Versuch, sich Rechenschaft darüber zu geben, wie weit hygienische Forderungen in die That umgesetzt worden sind. Keine Seite rationeller Gesundheitpflege bietet für diese beiden Kriterien so mannichfache Anhaltspunkte wie die Pflege der Haut und die Entwickelung der Badeeinrichtungen; und keine ist so maßgebend für den auf Gesundheit und Hygiene gerichteten Sinn eines Volkes wie eben sie. Das Badewesen des Alterthums, das das ganze Geflecht der Sitten und Gebräuche der klassischen Völker durchzog und eine Blüthe erreichte, die seitdem nie wiederkehrte, ist der Reflex der Idee der Abhärtung und Prophylaxis, die jene Völkerschaften beherrschte. Dieser Kultus der Pflege des Körpers wurde im Mittelalter einem falsch verstandenen Heil der Seele geopfert. Und doch hat auch das Mittelalter in einer Geschichte des Badewesens seinen Platz, denn zum zweiten Mal sehen wir, wenn auch dem Geist und Geschmack der Zeit nur allzu sehr unterworfen, eine Epoche, in der das Baden zu den unentbehrlichen Bedürfnissen des alltäglichen Lebens gehört, in der es zum Allgemeingut aller Klassen der Gesellschaft wird. Dieses alle Schichten der Bevölkerung durchfluthende Lebensbedürfniß erinnert mahnend unsere hochentwickelte Neuzeit, das Jahrhundert, das so gern als das der Naturwissenschaften bezeichnet wird, an ihre noch nicht erfüllten Pflichten; denn wenig hat das Badewesen der Gegenwart mit dem vergangener Kulturepochen gemein und erst im Dämmern des neunzehnten Jahrhunderts beginnt die längst vergessene Idee von der Wohlthätigkeit des Wassers für den menschlichen Körper wieder wach zu werden. Ein allgemeiner statistischer Ueberblick über Wesen und Zahl der Badeeinrichtungen in den einzelnen Staaten, Provinzen und Gemeinden Deutschlands bildet den Schlußtheil meines Büchleins. Wie ungeheuer viel noch zu thun übrig bleibt, um die Reinlichkeit, als Grundlage jeder Reform auf gesundheitlichem Gebiet, zu einem Volksgut zu machen, ist aus dem beschämenden Stand unseres Badewesens nur allzu deutlich zu erkennen.

Mannheim. Dr. Julian Marcuse.

❦

Des Kaisers Bekenntniß im Urtheil der Zeitgenossen. Gebauer-Schwetschke Druckerei und Verlag m. b. H. Halle a./S. 1,20 Mark.

Dem ersten Theil, dem wörtlichen Abdruck des vom Kaiser an den Admiral Hollmann geschriebenen Briefes, folgen in Auszügen die „Urtheile der Zeitgenossen". Uns lag daran, aus den vielen Zeitschriften- und Zeitung Artikeln die zusammenzustellen, die gemeinsam ein anschauliches Bild von der Beurtheilung des Briefes bieten. Wir haben uns dabei der größtmöglichen Objektivität befleißigt, denn in ihr liegt naturgemäß der Werth einer solchen Zusammenstellung. Damit dem Leser nirgends ein falsches Bild entstehe, sei nochmals darauf hingewiesen, daß die Artikel, schon um vielfache Wiederholungen zu vermeiden, in Auszügen wiedergegeben werden mußten. H. Bousset.

❦

Emil Frommel. Ein biographisches Gedenkbuch. Verlag Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. Band XIII der Sammlung „Männer der Zeit".

Als die Universität Halle im Jahr 1893 ihr zweihundertjähriges Bestehen festlich unter Rektor Beyschlags Leitung beging, ließ es sich Emil Frommel nicht nehmen, seine alte Alma mater zu begrüßen. Er hat an dem Hauptfesttag theilgenommen; bei einem Diner für die Ehrengäste im Hause des Professors D. Hering, des ihm befreundeten Theologen, ließ er eine „Anleitung zum Toast" los, deren Haupttreffer ich nicht verschweigen kann:

Kraftbrühe.
Toast auf den Kaiser.

Dieser Toast macht nicht viel Mühe;
Denn vor Allem: spart die Brühe!
Kraftvoll schlingt der junge Kaiser
Sich ums Haupt die Eichenreiser;
In ihm fluthet junge Kraft,
Die was Großes gerne schafft.
Wie aus einem Ochs die Brühe,
So aus uns der Toast sich ziehe:
Walte ferner voller Kraft,
Edler Hohenzollernsaft,
Daß in Dir stets Eins erblühe:
Viele Kraft und — wenig Brühe . .

Schlei mit Dillsauce.
Universität und Staatsregirung.

Der Redner spricht von den Gräten: „Und trotz allen Wissenstrieben ist im Hals ihm viel geblieben, was er nur bewundernd schaut, doch im Darme nicht verdaut. Das Examen that dann kund, wie es um die Schläue stund."

„Wissenschaft in ihrer Sauce
Treibt das Kleine oft ins Große,
Spaltet Kümmel, zehntet Dill, —
Studio schweigt in Ehrfurcht still.
Auch die hohe Staatsregirung
Zeigt durch ihre Lebensführung
Mehrschtentheils auf ihrer Spur
Eine kalte Fischnatur . . ."

Der Kalbsrücken mit Champignons und der Prager Schinken in Burgunder gilt den Ehrengästen und -doktoren; denn zu diesem Feste deputirt zu sein, bedeute „ein seltenes Schwein."

Kostenlos und wundernett
Schlief man im Patrizierbett.
Wer nicht stiehlt und wer nicht lügt,
Wer mit fremdem Kalb nicht pflügt,
Wird zum Doktor promovirt
Und ihm hier das Kalb servirt.

Der nächste Gang, Grüne Bohnen, geräucherter Lachs und Schinken, Artischocken mit grünen Erbsen, begeistert ihn zu dem Spruch auf die Stadt Halle:

Tiefer Sinn liegt im Symbol:
Grüne Bohnen und viel Kohl
Werden in dem guten Halle
Hoffentlich noch lang' nicht alle . . .
Und geräuchert wie ein Lachs
Geht hervor der jüngste Dachs;
Salz und Rauch in Deinen Thoren
Haben ihn so braun geschmoren . . .
Grüne, rauche unverfroren,
Junges Volk sammt den Halloren!

Dr. Theodor Kappstein.

Der Architekt. 247 Seiten mit 80 Abbildungen. Druck und Verlag von Gebrüder Jänecke=Hannover. Preis 4 Mark.

Der Architekt hat die meisten Zuschauer und die wenigsten von Verständniß. Redet doch seine Kunst für die große Menge der Phantasielosen eine schwer erlernbare Sprache. Und wenige der Jünger sind in ihren Geist eingedrungen, haben das Land erreicht, das hinter den Grenzen von Zweck und Material liegt. Wenige auch trug ihr Genius in die Sphäre freien zeitgemäßen Schaffens. Die Anderen blieben an die Ketten des geschichtlichen Formenschatzes geschmiedet, leichter, schwerer, am Schwersten, wie die skrupellosen Maurermeister der Gasse, die den Tagesbedarf an Architektur nach Quadratmetern berechnen. Mein Buch möchte die Architektur Denen näher bringen, die ein Verlangen nach ihr tragen. Reformationen gehen von der Jugend aus. Darum wendet es sich — als ein Band des Sammelwerkes „Das Buch der Berufe" — zunächst als Rathgeber bei der Berufswahl an den künstlerischen Nachwuchs. Ueber diesen engeren Zweck hinaus ist es für alle interessirten Laien bestimmt und bietet auch wohl für den Fachmann einiges Bemerkenswerthe. Die Abneigung, künstlerische Dinge aus Büchern zu lernen, ist groß und berechtigt bis zu dem Punkt, wo ein Lernen möglich wird. Das gilt für die Gebiete der überlieferten Formenwelt, die dem Laien nicht ohne Weiteres verständlich sein kann; daher denn ein kurzer architekturgeschichtlicher Abriß nicht zu vermeiden war. Die konstruktive Seite wurde der größeren Anschaulichkeit wegen in einem Kapitel „Bauleitung" besprochen. Der zweite Theil beleuchtet den Bildungsgang des heutigen Architekten kritisch, zeigt die Spezialisirung und die Aussichten im Beruf. Das dem Verfasser vorschwebende Ideal einer nach oben und unten, nach links und rechts hin unabhängigen, auf die Wahrheit des modernen Menschen gegen sich selbst gegründeten nationalen Kunstweise ist an keiner Stelle verhehlt. Der engere Zweck des Buches mußte zu einer Behandlungart führen, die mehr nach Lebendigkeit als nach Wissenschaftlichkeit strebt, ohne die Haltbarkeit und die Vollständigkeit des Gebotenen außer Acht zu lassen. Eine individuelle Färbung ließ sich hier so wenig vermeiden wie bei anderen Aeußerungen über Kunst. Daß die Architektur zu den Künsten gehört: ja, es muß leider mal wieder betont werden.

Regirung-Baumeister W. Jänecke.

Pariser.

In Moabit ist neulich der Mann verurtheilt worden, der seit einem Jahrzehnt als einer der raffinirtesten Wucherer Deutschlands galt. Die Beweisaufnahme im Prozeß Pariser hatte ein so zweifelhaftes Ergebniß, daß erfahrene Juristen noch unmittelbar vor der Urtheilsverkündung einen Schuldspruch für unmöglich hielten. Da er auf Revision verzichtet, verschwindet nun also der Greis mit der unangenehmen Raubvogelnase auf zwei Jahre hinter Gefängnißmauern. Jeder gönnt ihm die Lektion; und gerade die Spießbürgergenugthuung der bekannten „weitesten Kreise“ ist charakteristisch für diese Gattung von Prozessen. Pariser ist im Namen des Königs nach Gesetz und Recht verurtheilt worden. Die fünf Männer, die ihn nach langer Berathung schuldig sprachen, haben sicher nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt. Aber waren sies wirklich, die das Urtheil fanden? Hinter ihnen stand, auch ihrem Auge unsichtbar, während der ganzen Verhandlung eine größere Macht: die öffentliche Meinung. Die hielt sie in ihrem Bann. Pariser gehörte zu den Angeklagten, die längst verurtheilt sind, ehe sie noch ins Armesünderbänkchen gezwängt werden. Vor ein paar Jahren erst haben wir ja im Prozeß Sternberg einen ganz ähnlichen Fall erlebt. Dort wie hier ein Mann, dessen Name, nach dem berühmten Muster des Herrn Tartuffe, im Volksmund eine bestimmte Vergehensgattung bezeichnet und dessen Verurtheilung die empörte öffentliche Meinung stürmisch fordert. Aus der selben Gegend wie dieses unfaßbar geheimnißvolle Wesen stammt auch der Richter; auch in seinem Hirn lebt ein Stückchen öffentlicher Meinung. Ja, liebe Leute: der Mensch ist frei, und sei er in Ketten geboren.

Der Fall Pariser lag besonders schlimm, weil er den tiefen Gegensatz zwischen preußischem Beamtenthum und Händlergeist ans Licht brachte. Die meisten Beamten, namentlich auch Richter halten jedes Geldgeschäft schon an sich für unsittlich; und insbesondere der den Niederungen gemeinen Alltagslebens entrückte Landgerichtsrath und Direktor, der in der Strafkammer thront, ist schnell bereit, den Wucher schärfer zu verurtheilen als in irgend einem Nest der Amtsrichter, der den Geldzank der kleinen Leute täglich vor Augen sieht und den ganzen Jammer der Souterrains unserer kapitalistischen Wirthschaft so gründlicher kennen lernt.

Ein erschreckend wahres Wort sprach Lexis einst über die Wuchergesetzgebung: „Verbot und Bestafung des Wuchers werden hauptsächlich immer nur Bedeutung einer moralischen Genugthuung für die öffentliche Meinung besitzen, niemals aber das tief sitzende Uebel wirklich heilen können.“ Das ist des Pudels Kern. Aus der kapitalistischen Wirthschaftordnung erwächst all die Noth und das Elend, das auf den schweren Weg zum Geldgeber drängt: und diese Ordnung soll heilig und jeder Versuch, sie zu beseitigen, soll strafbar sein. Vor ihren Schäden aber steht man ohnmächtig, flickt, vertuscht und überkleistert und kann doch nicht hindern, daß selbst der flüchtige Blick die Risse merkt. Diese schadhaften Stellen erregen, wie es in der Polizeisprache heißt, „öffentliches Aergerniß“, und wer das Auge der Menge auf sie lenkt, muß bestraft werden. Wucher ist ein von kapitalistischer Wirthschaft untrennbares Vergehen. Die öffentliche Meinung will aber ohne Furcht auf ihre Wirthschaft schauen: also bestraft man den Wucherer.

Es fällt mir nicht ein, hier eine Apologie des Wuchers zu schreiben; und

Herr Pariser ist einer der widerwärtigsten Gesellen, die mir im berliner Geschäftsleben begegnet sind. Darf die öffentliche Meinung aber fordern, daß ein von ihr mit Recht moralisch Verurtheilter nun auch von der Härte des Strafgesetzes getroffen werde? Was ist gegen Pariser erwiesen worden? Wie sehen die armen Opfer des Wucherers aus, für die unser Mitleid angerufen wird? Da marschiren sie auf. Natürlich ein paar Exemplare nothleidender jeunesse dorée; aber auch Kaufleute, deren Vermögensstand von Weitem günstig scheint, von denen Pariser jedenfalls annehmen durfte, nur augenblickliche Geldknappheit treibe sie ihm zu. Sind damit wirklich die Merkmale des Wucherparagraphen gegeben? Unser Wuchergesetz ist einer der umstrittensten Bezirke deutschen Strafrechtes. Namhafte Kriminalisten bestreiten überhaupt die Rechtsgiltigkeit dieses Gesetzes, das 1893 vom Kaiser erst vollzogen wurde, als die Legislaturperiode des Reichstages schon abgelaufen war, der es bewilligt hatte. Diesen kleinen Makel darf man allenfalls zu den Geburtfehlern zählen, die sich verwachsen. Unsere ganze Wuchergesetzgebung aber ist ein Nothprodukt, das man erst richtig einschätzen lernt, wenn man auf den Weg zurückblickt, auf dem es entstand. Er ist mit guten Vorsätzen und schlechten Kompromissen gepflastert, wie die Prunkstraße zum Palast Seiner Höllischen Majestät.

Die Geschichte des strafbaren Wuchers umfaßt zwei Theile, zwischen denen eine Weltwende liegt: die Rezeption der Geldwirthschaft. In den Kindertagen des Geldverkehres ist der Darleiher ein Wohlthäter. Nur vom Boden dieser Thatsache aus sind die kanonischen Zinsverbote, sind auch die Wuchergesetze des grauen Alterthumes zu begreifen. Von hier aus versteht man, daß Moses seinen Glaubensgenossen befahl: „Dein Geld sollst Du ihm nicht um Zins, Deine Speise nicht um Wucher geben"; der selbe Moses, der später sagte: „Vom Fremden, doch nicht von Deinem Bruder sollst Du Wucher nehmen." Der „Fremde" ist natürlich nicht der zur engeren Sippe Gehörige, sondern der Goi, der Barbaros, der Hospes. Aus ähnlicher, nur nicht ganz so blind den Stammesgenossen privilegirender Anschauung entstand das römische Gesetz. Die Ausdehnung des Handels und die rasche Entwickelung des Geldverkehres zwangen zur Duldung des Geldleihwesens. Die Zwölf Tafeln legitimiren das fonus unciarium, das nach der Berechnung mancher Forscher ungefähr 10 Prozent betragen haben soll. Die Zinsgesetzgebung des späteren Kaiserreiches stand schon unter der Nachwirkung des Konzils von Nicaea, das jeden Zins als unsittlich verwarf. Justinian ermäßigte den höchsten Zinssatz, unterschied aber, im Interesse der römischen Verkehrsbedürfnisse, zwischen Privaten und Kaufleuten und sprach der zweiten Gruppe höhere Zinsfähigkeit zu. Der Andrang der neuen Christenlehre stürzte die Grundmauern der alten Kultur um und mit ihnen sanken die ersten Anfänge der Geldwirthschaft vorläufig ins Dunkel zurück. Im Mittelalter herrschte das kanonische Zinsverbot, das vielleicht eher eine Ursache als eine Wirkung der relativ langsamen Entwickelung zur Geldwirthschaft war. Die kirchliche Gesetzgebung wußte sich den Wandlungen der Wirthschaftstruktur schmiegsam anzupassen. Das bleibt als Thatsache bestehen, trotzdem noch der Sachsenspiegel, weil er das Zinsverbot nicht enthielt, in einer Bulle Gregors des Neunten als ein detestabile scriptum gebrandmarkt wurde. Die Kirche fand sich mit der wirthschaftlichen Entwickelung nach und nach ab und hielt es für nützlicher, in

gewissen Grenzen zu sanktioniren, was sonst, trotz allen Bannstrahlen, Gewohnheitrecht geworden wäre. Kanonische Kommentare begleiten die ganze Entwickelung des Wechsels. Und schon in der Encyklika Benedikts des Vierzehnten wird anerkannt, daß neben dem eigentlichen Darlehnsvertrag noch Verträge anderer Art laufen können, für die eine gesonderte Vergütigung nicht verpönt ist. Die Reformation änderte nichts Grundwesentliches an den Wuchergesetzen. Zwischen dem vielfach noch von mönchischem Vorurtheil befangenen Luther und dem freier denkenden Calvin war auch auf diesem Gebiet die Kluft nicht dauernd zu überbrücken. Dann bricht eine Zeit an, die den Wucher von jeder Schranke befreit. Joseph II. löst in Oesterreich den Zinsfuß von allen Banden und allmählich dringt mit der Manchesterlehre auch der Grundsatz der Wucherfreiheit bis nach Deutschland vor. Eine Geldkrisis zwingt um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts für ein paar Monate sogar Preußen zur Aufhebung der Wuchergesetze. Das Dogma von Manchester weicht dem Staatssozialismus und wieder hofft man in Deutschland auf die Wirksamkeit eines Wuchergesetzes. Die Höhe des Zinsfußes wird gesetzlich nicht beschränkt; strafbar soll die durch bestimmte Thatbestandsmerkmale charakterisirte Ausbeutung sein. In den Jahren 1880 und 1893 werden in der deutschen Legislatur die Grenzsteine gesetzt, die das Ausbeutungfeld des Wuchers verengen sollen. Und an diesen Steinen ist die Händlerpfiffigkeit und diplomatische Gewandtheit des Herrn Pariser zerschellt.

Paragraph 302[a] unseres Strafgesetzbuches lautet: „Wer unter Ausbeutung der Nothlage, des Leichtsinns oder der Unerfahrenheit eines Anderen in Bezug auf ein Darlehen oder auf die Stundung einer Geldforderung oder auf ein anderes zweiseitiges Rechtsgeschäft, das dem selben wirthschaftlichen Zweck dienen soll, sich oder einem Dritten Vermögensvortheile versprechen oder gewähren läßt, welche den üblichen Zinsfuß dergestalt überschreiten, daß nach den Umständen des Falles die Vermögensvortheile in auffälligem Mißverhältniß zu der Leistung stehen, wird wegen Wuchers mit Gefängniß bis zu sechs Monaten und zugleich mit Geldstrafe bis zu dreitausend Mark bestraft. Auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden." Paragraph 302[d] verstärkt die Strafbestimmungen. „Wer den Wucher gewerb- oder gewohnheitmäßig betreibt, wird mit Gefängniß nicht unter drei Monaten und zugleich mit Geldstrafe von hundertundfünfzig bis zu fünfzehntausend Mark bestraft. Auch ist auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte zu erkennen." Man sieht schon aus dem Wortlaut, daß advokatorischer Geschicklichkeit ein weites Feld bleibt. Allzu viele Thatbestandsmerkmale beweisen meist, daß der Gesetzgeber sich unsicher fühlte. So ists auch hier. Nicht die Ausbeutung als solche wird mit Strafe bedroht. Wo sollte man sonst auch anfangen, wo aufhören? Bei dem ausbeutenden Arbeitgeber, dem Händler, der vor der Ernte die Nothlage der Kunden zu höheren Getreidepreisen ausnützt? Die Gefängnisse wären schnell überfüllt. Man straft auch nicht den Ausbeuter, der sich den üblichen Zinsfuß übersteigende Vermögensvortheile versprechen oder gewähren läßt: sonst müßte der Börsianer sitzen, der am Tage einer schwierigen Prolongation für eine oder zwei Wochen fünfzehn Prozent Leihgebühr fordert und erhält. Der Zeit des kanonischen Zinsverbotes und der justinianischen Zinsbeschränkung ist unsere stolze Modernität längst entwachsen. Strafbar wird der Wucher erst, wenn die Ueberschreitung des üblichen Zinsfußes so weit geht, daß „nach den Umständen des Falles die

Vermögensvortheile in auffälligem Mißverhältniß zu der Leistung stehen." Dunkel ist dieser Rede Sinn; und wie die Gemara-Schüler in den Rabbinenschulen um die Ausflüsse talmudischer Weisheit balgten, so streiten sich jetzt unsere Rechtsgelehrten um die wahre Bedeutung dieser Räthselworte. Ist das Mißverhältniß des Vermögensantheils zur Leistung überhaupt objektiv zu schätzen? Das Reichsgericht bejaht, in Uebereinstimmung mit bekannten Theoretikern, diese Frage. Liszt meint dagegen, das auffällige Mißverhältniß müsse in dem Werth der Leistung für den Schuldner (also subjektiv), in den Vortheilen, die der Gläubiger sich gewähren läßt, bestehen. Dem Geschäftsmann, den augenblickliche Geldnoth an den Rand des Abgrundes führt, wird keine Leistung zu groß scheinen, die ihm das rettende Geld schafft. In tausend Fällen wird die härteste Forderung des Wuchers wie eine Gnade empfunden; denn er könnte den Geldsucher ja auch rundweg abweisen. Der Wucherer ist darum nicht minder verächtlich; aber auch nicht mehr als sein Nachbar, der Mütter zwingt, für sieben Mark Wochenlohn zu arbeiten, weil ihre Kinder sonst verhungern. Die Gesellschaft verachtet den Einen und giebt dem Anderen Orden, Titel und den gedruckten Ruhm eines Menschenfreundes. An solche Verlogenheit sind wir gewöhnt. Darf das Strafrecht aber ihr Büttel werden? Das wird er, wenn man das subjektive Mißverhältniß der Leistung nicht beachtet und im Namen des Königs, von Rechtes wegen die objektive Schätzung nach Willkür bestimmt.

Vom Standpunkt Liszts aus, den nur Lilienthal noch einnimmt, konnte Pariser nicht verurtheilt werden. Nach der Berechnung eines seiner Vertheidiger hat er in den inkriminirten Fällen 12000 Mark verdient, aber 48000 Mark verloren. Empört rief der Staatsanwalt, Pariser habe „sogar" von Offizieren, deren soziale Stellung doch ausreichende Sicherheit biete, zwölf Prozent und noch mehr genommen. Hat dieser Ankläger nie vom schlichten Abschied, von Zusammenbrüchen und Selbstmorden verschuldeter Offiziere gehört, denen oft, weil sie zu bürgerlicher Thätigkeit nicht mehr taugen, nur noch die Kugel bleibt? In unserem besonderen Fall aber hat Justizrath Sello, der als Letzter für Pariser sprach, mit geschickter Pointirung auf die Thatsache hingewiesen, daß einer dieser Ritter sich nicht gescheut hat, den — unter der Herrschaft des Allgemeinen Landrechtes noch möglichen — Einwand zu machen: subalternen Offizieren fehle überhaupt die Wechselfähigkeit. In vielen Fällen hat Pariser nur Verluste gehabt, in Anderen traurige Helden, die jetzt unsichtbar und unfindbar geworden sind, aus bösen Lagen befreit. Ueber die Moral des Mannes ist kein Wort mehr zu sagen; das Gerichtsurtheil aber ist ein objektiv völlig falscher Spruch. Beinahe jeder unbefangene Hörer sagte sich: Auf Grund des hier vorgebrachten Materials kann der Mann nicht verurtheilt werden. Und was nicht Gegenstand der Beweisaufnahme war, darf auch nicht zur Urtheilsbildung mitwirken. Oder doch? Genügt schon die Ahnung, der Angeklagte könne wohl, werde wahrscheinlich noch Schlimmeres auf dem Kerbholz haben, als hier im Gerichtssaal sichtbar sei, um von der Freisprechung abzuschrecken? Der öffentlichen Meinung genügts offenbar. Sie fragt nicht, ob Sternberg, ob Pariser in den Fällen, die zur Verhandlung standen, schuldig waren, sondern freut sich, daß Leute, denen sie allerlei Uebles zutraut, eingesperrt werden. Ob sie nur moralisch oder auch juristisch strafbar sind, ist einerlei. Die alte Weisheit: „Thut nichts, der Jude wird verbrannt."

Plutus.

Der Angeklagte Schweninger.

Von Zeit zu Zeit liest man seit bald zwei Jahren in berliner Blättern, die, unter der alten, einst gut eingeführten Firma des Liberalismus, auf allen Gebieten des Lebens und Wirkens die Freiheit bekämpfen, Gräuelkunden aus dem neuen Krankenhaus Großlichterfelde, das dem Kreis Teltow gehört. Gräuelkunden. Die Kranken werden schlecht genährt und noch schlechter behandelt; täglich, stündlich wird gegen die Grundgebote der Hygiene gesündigt; keine Arzenei, nicht die unermeßlichen Wohlthaten immer bereiter, immer sieghafter Chirurgenkunst: und dennoch — nein: deshalb — sterben die Patienten, fallen wie Fliegen; Kurpfuscherei schlimmster Art; ein Räthsel, daß die Staatsanwaltschaft nicht längst eingeschritten ist. Wundern, heißt es nach solcher Schreckensschilderung dann, darf man sich nicht über so „unerhörte Zustände" — Das ist der mildeste Ausdruck —, denn der Dirigirende Arzt dieses Krankenhauses ist der Geheime Medizinalrath Professor Dr. Ernst Schweninger, über dessen völlige Unfähigkeit „in Fachkreisen" seit Jahrzehnten kein Zweifel mehr besteht. Völlige Unfähigkeit nur? Das sagt nicht genug. Ein Charlatan, so zwischen Nardenkötter und dem Schäfer Thomas. Weiland Doktor Eisenbart war dagegen ein Heros der Wissenschaft. Und einem solchen Mann, über den die Akten geschlossen sind, vertraut man die Leitung eines öffentlichen Krankenhauses an! Einem Manne, dem nur die Tyrannenlaune eines gewaltthätigen Wütherichs einen akademischen Lehrstuhl verschaffen konnte, der das Einmaleins seines Faches nicht kennt und in dreiundfünfzig Lebensjahren nie auch nur das Allergeringste geleistet hat ... Die Taktik, die so zu reden empfiehlt, scheint dem flüchtigen Blick dumm, ists aber nicht. Wenn die Leute es billiger thäten und etwa sagten, Schweninger sei gewiß ein guter Arzt, dem man ansehnliche Praktikererfolge nicht absprechen könne, entferne sich aber allzu weit von der Norm, von der gebräuchlichen Krankenhausschablone, dann erhielten sie als Antwort am Ende die Frage, ob diese Norm denn gar so Ungeheures geleistet, ob nicht gerade der Ekel an der Rezeptschablone die kranke Menschheit in Schaaren den nicht diplomirten Pfuschern zugetrieben habe. (Daß es auch diplomirte giebt, hundert und aberhundert, wird von der Zunft natürlich nicht gern zugestanden; wir aber wissen es. Wissen, daß die Kutte nicht den Mönch, der Doktorhut nicht den Arzt macht und daß die Purgon und Diafoirus noch heute nicht ausgestorben sind. Wissens und wünschten dringend, einmal in jedem Jahr wenigstens, löblichem Publiko zur Erbauung und Kurzweil, auf einer Bühne Molières nie veraltende Cérémonie zu sehen, das unsterbliche Nachspiel zum Malade Imaginaire, worin der Präses der Fakultät also zum beglückten Bakkalaureus spricht: Dono tibi et concedo puissanciam, virtutem atque licentiam medicinam cum methodo faciendi; id est: clysterizandi, seignandi, purgandi, sangsuandi, ventousandi, scarificandi, purgandi, taillandi, coupandi, trepanandi, brulandi, uno verbo: selon les formes atque impune occidendi per totam terram.) Ganz schlau also, daß sie Schweninger als ein lächerliches Scheusal hinstellen, dessen Unwissenheit und Verruchtheit nicht erst ausführlich nachzuweisen sei. Auf die Dummen, die stets die Mehrheit haben, kanns wirken. Nur: durch das lichterfelder Krankenhaus gehen alljährlich ungefähr zweitausend Menschen. Die haben Verwandte und Freunde, erzählen, wies ihnen ergangen ist, und zerstören auf die Dauer selbst das dichteste Fabelgespinnst. Auch dagegen läßt sich Einiges versuchen. Kleine, verkümmernde Medizinmänner, denen der große

Kollege höchst unbequem ist, hetzen die entlassenen Kranken auf: Sie sind ja ganz falsch behandelt worden! Ihr Geschwür ist viel zu langsam, Ihre Bruchstelle nicht spurlos verheilt! Der alte Kniff, den Jeder aus Sprechstundenerlebnissen kennt; der vorige Doktor hat immer falsch behandelt. Dem Armen, der keinem Doktor so recht über den Weg traut und das Krankenhaus meist für einen Ort hält, wo ihm das vom Schicksal geschundene, von Lebensnöthen weich geklopfte Fell über die Ohren gezogen werden soll, leuchtet solche selbstlose Empörung besonders leicht ein. Beißt der Geköderte an: flink den „neuen Fall" in die Zeitung; ein Bischen à la mode ausgeputzt natürlich noch, wie der Preßkomfort der Neuzeit es verlangt. Von den Lesern sah Keiner den Kranken, kennt Keiner die Gründe, die des Arztes Handeln bestimmten; doch was gedruckt ist, muß wahr sein. Und wenn man dem Geheimrath durch Häufen des Aberwitzes das Dasein verleidet, wird er aus dem Lande der teltower Rübchen endlich vielleicht in das heißere Klima flüchten, wo der Pfeffer wächst.

Welche Verbrechen hat der von nie ermüdender Wuth Befehdete nun eigentlich begangen? Ich weiß: vor dreißig Jahren ist er mit der in Bayern ausreichenden knappen Mehrheit — in Preußen wäre Freisprechung erfolgt — verurtheilt worden; von streng katholischen Richtern, die den jungen Anhänger Döllingers vielleicht nicht ohne Vorurtheil sahen; wegen eines Vergehens, das einem Arzt schwer zuzutrauen ist, weil er in aller Bequemlichkeit doch auch die verfänglichsten Besuche zu Hause empfangen kann. Zwar kommt es nun vor, daß Zeugen Falsches beschwören; zwar wurde die mitangeklagte Frau nach der Verhandlung die Gattin des Rechtsanwaltes, der sie vertheidigt hatte und ihre Schuld oder Unschuld deshalb besser als Andere kennen mußte; zwar haben später der alte Kaiser und der alte Kanzler, die Beide in solchen Dingen keinen Spaß verstanden, nachdem sie die Akten gelesen hatten, dem Verurtheilten gern und dankbar die Hand gereicht, — einerlei: pikanten Klatsch, namentlich, wenn er einen durch hohe Gunst Ausgezeichneten trifft, läßt man sich nicht wieder rauben. Habeant. War der Gerichtsspruch gerecht, so strafte er einen Jugendstreich, der die Ehre des Verurtheilten nicht befleckte (schon weil der Bereich der Ehre, nach einem berühmten Wort, erst über dem Nabel beginnt); und wer sich von Sexualsünde frei fühlte, mochte Steine werfen. Noch heute aber liest man, wie schändlich es war, daß der elende Kanzler einen notorisch unsittlichen Menschen armen keuschen Studenten als Lehrer aufzwang. (Den Sauberen ist offenbar nicht bekannt, daß auch von ihnen gefeierten „Autoritäten" Belästigungen hübscher Patientinnen nicht nur nachgetuschelt werden, sondern auch nachgewiesen werden könnten.) Immerhin hätte man Schweninger die alte Geschichte vielleicht gnädig verziehen. Aber er hat Bismarck, der von Frerichs und anderen Gildenmeistern aufgegeben war, gesund gemacht. Diese Thatsache, die, durch hundert Zeugnisse des Behandelten erhärtet, nicht abzuleugnen ist, sollte genügen, um den Arzt vor schnödestem Schimpf zu schützen; im Bannkreis liberaler Schwarzkunst wird sie zu den Todsünden gezählt. Fast noch schlimmer war, daß der junge bayerische Doktor die ihm angetragenen Orden und Titel ausschlug und als einzigen Lohn vor zwanzig Jahren die Möglichkeit forderte, auf der Hochschule der neuen Heimath für seine Reformatorengedanken ein Plätzchen zu finden; denn er wollte wirken, nicht glänzen. Ein Plätzchen nur; der Außerordentliche Professor, der nicht Examinator ist, muß ja durch persönliche Leistung die Hörer an sich locken; sonst spricht er vor leeren Bänken. Das Langen nach einem Dozentenstuhl wurde wie ärgster Frevel bezetert. Herr Omnis that, als lehrten an

der berliner Universität (deren medizinische Fakultät doch schon lange nicht allzu weithin leuchtet) nur Größen ersten Ranges und als komme der neue Mann aus der Baderpraxis eines entlegenen Dorfes. Ganz so lag die Sache nun nicht. Ernst Schweninger war Assistent Ludwigs von Buhl und Dozent an der münchener Universität gewesen, hatte als pathologischer Anatom zehn Jahre lang streng wissenschaftlich gearbeitet, unzählige Sektionen gemacht, war dem damals noch unbekannten X des Choleragiftes dicht auf die Spur gerückt und wäre, wenn Bismarck ihn nicht nach Berlin geholt hätte, auch in Bayern nicht später als in Preußen Professor geworden. Seine „Berichte über Leichenöffnungen", seine „Studien über Diphtherie und Croup" wurden von ersten Fachgelehrten als wichtig erwähnt; und als er 1875 „Ueber Transplantation und Implantation von Haaren" eine Arbeit veröffentlicht hatte, die, gegen Unklarheit und Anfechtung, die Lehre von der einheitlichen Abstammung der Gewebe zum Sieg führte, sprach Rudolf Virchow in seinem „Archiv" (Jahrgang 1880, Band 79, Seite 187, „Ueber Krankheitwesen und Krankheitursachen") rühmend von „der vortrefflichen Abhandlung des Herrn Schweninger." Und dieser Mann, der seitdem nicht müßig gewesen war, sollte nun plötzlich nicht fähig sein, in der langen Reihe berliner Dozenten sein Plätzchen auszufüllen. Im vorigen Jahr, als er den Lehrauftrag für Dermatologie abgab und „Allgemeine Pathologie" und „Ausgewählte Kapitel aus der Geschichte der Medizin" zu lesen begann, wiederholte sich das Spektakel. Wackere, im Dunkel frierende Kollegen, deren Einer „über Paracelsus" — eine schöne, lohnende Lebensaufgabe! — gearbeitet haben soll, ließen einen Bannbrief ins Land gehen, die Zeitungen, immer die selben, nahmen sich des casus an und wir vernahmen, Schmach, bitterste Schande sei über die holde berlinische Weisheitmutter gekommen, weil auf dem Ehrensitz der Virchow und Hirsch jetzt ein Schweninger schalte. Das stimmte zunächst nun nicht; denn Virchow und Hirsch waren die Ordinarien ihres Faches, sind als Ordinarien von Orth und Pagel (dem Lehrauftrag nach) ersetzt und Schweninger ist einer von vielen Dozenten, die der Student nur, ohne äußeren Zwang, aufsucht, wenn er bei ihnen nützliche Ergänzung der für die Examensstunde unentbehrlichen Ordinariatsgelehrsamkeit zu finden hofft. Daß der Bayer als Pathologe von Virchow geschätzt war, ist bewiesen; eben so, daß er die Geschichte der Diphtherie, Tuberkulose, Cholera, Syphilis, des Karzinoms, der Lehre von den Geweben und Geschwülsten und manches Andere durchaus studirt hat, mit heißem Bemühn; und wenn er die Geschichte der Medizin nicht durch die enge Schablone liest, haben seine Hörer nur Grund zur Freude. Warum also wird er, immer er, er allein als das räudige Schaf der reinen Heerde vorgeführt, als durch und durch unwürdig, wie es bei Molière heißt, intrare in nostro docto corpore? Weil er ein Ketzer ist, ein Apostat, der den Muth seiner Meinung hat. Hochmüthig soll er sein, nur sich selbst anerkennen. Alberne Erfindung. Er leitete seine erste Vorlesung über Pathologie mit einem Loblied auf Virchow ein, das Manchen allzu kritiklos dünkte. Er hat den Buhl, Billroth, Pettenkofer, Behring, Koch, Bergmann, Mikulicz, Forel, Rosenbach, Binswanger, Kassowitz — wer nennt die Namen? —, hat auch Männern wie Prießnitz, Hessing, Kneipp, trotz aller Verschiedenheit in Anschauung und Urtheil, nie die Reverenz versagt und streitet in seinen Kolloquien mit den jüngsten Studenten so sachlich, mit so vorbehaltloser Zuerkennung gleichen Rechtes wie mit der weltberühmten „Kapazität". Er ist duldsam und fordert auch für sein Denken und Wollen nur Duldsamkeit. Aber er sieht in seinem Beruf eine

Kunst, die nicht in Laboratorien zu lernen ist; er hat die Symptomkurirer verspottet, das Rezept dem Ablaßzettel verglichen, nicht zugestanden, daß jeder Doktor mehr leistet als der nicht diplomirte Arzt, gegen ärztliche Geschäftspolitik, gegen die Abhängigkeit vom Erwerbsbedürfniß der Apotheker und Droguisten gesprochen und allerlei Modemittel und Modekuren grausam gehöhnt. Manchmal in bajuvarisch burschikoser Rede, die böser Sinn leicht in eine Massenverdammung allen Arztbetriebes umzufälschen vermochte; und nicht zu leugnen ist ja auch, daß Schweninger besorgt und skeptisch auf das Wesen heutiger Medizinwirthschaft sieht. Das darf nicht geduldet werden. Sogar die Verschickung unheilbarer oder unbequemer Patienten, die Theilung der Beute zwischen Hausarzt und Badearzt hatte er getadelt. Wieder Einer, der Geschäftsleuten die Karriere verdirbt... Wer einträgliche Berufsgeheimnisse ausplaudert, darf sich nicht wundern, wenn Haß ihn ohne Ermatten verfolgt.

Nur sollte selbst Haß nie die Scham ganz verlernen. Seit neunzehn Jahren ist Schweninger in Berlin nun Außerordentlicher Professor. Niemand kann ihm nachweisen, er habe die Amtspflicht nicht erfüllt, nicht jeden Anspruch seiner Hörer befriedigt; seine Schüler hängen mit zärtlicher Liebe an ihm und der Ruf seiner Sonnabendkolloquien lockt graubärtige Aerzte herbei, die sich an der strömenden Gedankenfülle der Wechselreden und an dem herzlichen Ton frischer Kameradschaft freuen. Wo ist wohl noch ein weltberühmter Arzt, der an einem Abend jeder Woche sein Privathaus jedem Kollegen, jedem Studenten und sachlich interessirten Laien öffnet und sagt: Hier bin ich; seid meine Gäste; bestreitet mich; lehrt mich besseres Wissen und feinere Kunst; ich stehe Euch Rede; zeigt mir, drüben im Krankensaal, an den Sektionpräparaten, was ich falsch gemacht habe, — wo ist er? Dennoch wurde jede mögliche und unmögliche Gelegenheit zu einer Hatz wider den Erzfeind benutzt. In die Vorrede zu seinen „Gesammelten Arbeiten“ — die keiner seiner Kritiker zu kennen scheint — hat er vor achtzehn Jahren geschrieben: „Ich habe mich nie mit der Bekämpfung lästiger Symptome aufgehalten, sondern sie, wo es anging, als Wahrzeichen des zu Grunde liegenden Uebels bestehen lassen und nach dessen Beseitigung gesehen, wie die von ihm bedingten Symptome ohne besondere Nachhilfe verschwanden. Ich war mir bewußt, daß Medikamente — die ich aber nach Bedarf wählte — dazu oft wenig beitragen können. Nie habe ich mich gescheut, den — wenn auch langwierigen und mühevollen — Weg, vielleicht mit brauchbaren Abkürzungen, wieder zurückzulegen, auf dem die mir Zugeführten ihre Leiden aller Wahrscheinlichkeit nach erworben hatten... Mit Bier und Brot, mit Zucker und Fetten, mit viel und wenig Essen und Trinken kann man eben so gut dick wie dünn werden; es fragt sich nur, wie und wann.“ Die „Kur“, die man ihm zuschrieb, hat er „einen in jeder Beziehung raffinirten Betrug“ genannt. Alles umsonst: den lieben Feinden blieb er der Entfetter, der unwissenschaftliche Naturheilkünstler, der höchstens über Fettleibigkeit mitreden dürfe. Und da er sich gar entschloß, die Leitung des lichterfelder Kreiskrankenhauses zu übernehmen, brach das Ungewitter mit erneuter Wucht los. Man sollte meinen, der Arzt, der freiwillig den größten und werthvollsten Theil seiner internationalen Praxis opfert, um einer Idee zu leben, verdiene schon für so seltene Uneigennützigkeit Dank. Ist es nicht eine gute soziale That, daß Schweninger, der Jahrzehnte lang fast ausschließlich Potentaten, Fürsten, Millionäre behandelt hat, sich in einen berliner Vorort setzt und, gegen ein Jahresentgelt, das er auf Konsiliarreisen in drei, vier Tagen bequem verdienen könnte, seine ganze Kraft zum Wohl kleiner Leute

aufwendet, Arbeiter, Dienstmädchen, Kreisarme betreut? Die löbliche Absicht mindestens müßte man anerkennen. Nein. Winkelärzte, die weder in Wissenschaft noch in Praxis je Nennenswerthes geleistet haben, armsälige Dutzenddoktoren, die froh sein sollten, dem großen Arzt das Räuspern und Spucken abgucken zu dürfen, erdreisten sich, von oben herab den Mann zu schmähen, dessen Name vor fast dreißig Jahren schon von den ersten Vertretern wirklicher Wissenschaft rühmend genannt wurde und der in einer Riesenpraxis seitdem Erfolge hatte wie vor ihm kaum je ein anderer Arzt, — ihn wie einen elenden Stümper zu schmähen, als stünden sie hoch über ihm; und diese komischen Käuze finden unter Preßknechten willige Helfer. An Schweninger wenden sich der Sultan und der bayerische Prinzregent, Lord Rothschild und Fürst Donnersmarck in ihren Nöthen; Bismarck, Krupp Vater und Sohn thaten Lustren lang nichts ohne seinen Rath; russische und amerikanische Goldkönige suchen ihn auf; Cecil Rhodes und Alfred Beit fahren von Johannesburg nach Europa, um sich von ihm behandeln zu lassen. Das sind nur ein paar Beispiele. Und dieser Arzt soll weniger wissen und können als jeder Normaldoktor, soll, von der Höhe armer Vorstadtwinzigkeiten gesehen, nicht fähig sein, einem Kreiskrankenhaus vorzustehen? Eigentlich, liebe Leute, ist Eure Schlauheit doch ein Bischen zu dumm.

Ueber Schweningers Kunst und Wissenschaft (seine letzten, bei Rohde in Berlin erschienenen Jahresberichte seien, mit ihrer Fülle anregender, vorwärts zeigender Gedanken, auch Laien empfohlen) mögen Sachverständige urtheilen. Sie werden neben dem reichlichen Licht gewiß auch Schatten finden; doch Mancher, der das Gedruckte vorher für wahr hielt, wird, vom Augenschein besser belehrt, nach der Heimkehr aus dem Kreiskrankenhaus vielleicht ungefähr wiederholen, was Emil Behring nach einem Besuch in Großlichterfelde schrieb: „Schweninger und ich sind in vielen Fragen wissenschaftliche Antipoden. Das hindert nicht meine Hochschätzung des hervorragenden, erfahrenen, um das Wohl seiner Kranken besorgten Arztes.“ Wer darf ihm, den ich von einem seiner bekanntesten berliner Kollegen den „Arzt von Gottes Gnaden“ nennen hörte, verargen, daß er selbst sich das Ziel setzen will? „Er ist nun einmal nicht gemacht, nach Anderen geschmeidig sich zu fügen und zu wenden; es geht ihm wider die Natur, er kanns nicht.“ In seinem kleinen Reich fordert er den Herrscherplatz; keine Theilung der Gewalt und Verantwortlichkeit: er, der Arzt und Pathologe, der den ganzen Menschen sieht, die Leistungfähigkeit und Resistenzkraft dieses besonderen Menschen von Erfahrung wegen besser beurtheilen kann als der Messerspezialist, will im Rath der Kollegen allein entscheiden, wer operirt, wem Serum injizirt werden soll. Diese Doktorfragen hat der Laie nicht zu beantworten. Ich kann nur sagen: Schweninger lebt für sein Krankenhaus; ich habe ihn im Leidenszimmer Bismarcks nicht banger, nicht sorgsamer gesehen als am Bett eines Tagelöhners, eines Fabrikmädchens, eines auf Kreiskosten verpflegten Arbeiterkindes; unermüdlich ist er im Dienst dieser Armen, nicht um Haaresbreite unachtsamer, als ers im Palast eines Milliardärs sein könnte; und nie sah ich in einem Spital so heitere Mienen, noch ich so wenig höllische Latwergen und Leichenhausnachbarschaft. Diesem Arzt ists um die Sache zu thun, nicht um Prestige oder Geschäft; und wo eine ganz echte, ganz starke Persönlichkeit treu einer heilig gehaltenen Sache dient, da kann selbst der plumpste, der frechste Finger redlichen Wirkens Spur nie mehr völlig verwischen.

M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Berlin, den 25. April 1903.

Jena oder Sedan?

„Unverlöschlich ist der Name dieses Feldherrn in die Ehrentafel deutscher Heeresgeschichte gegraben, aere perennius. Als er geboren wurde, war in Preußen flaue Zeit. Heilige Alliance. Metternich und die Moskowiter redeten uns zu viel drein. Gneisenau verdächtig. Boyen und Grolman hatten Abschied genommen. Die Demagogenfrechheit war durch das verfehlte Experiment mit den Provinzialständen nicht kirr zu kriegen. Und die Armee, trotz Sieg über den Erbfeind, noch unsicher, immer noch mit Erinnerungen an Jena und Auerstädt behaftet. Wir habens nicht miterlebt und können uns schwer hineinversetzen. Lassen Sie aber den Blick zurückschweifen, Kameraden! Denken Sie an Münchengrätz und Gitschin! Der selbe Feldherr, der da mit Clam-Gallas gegen uns focht, griff vier Jahre später mehr als einmal entscheidend für uns ein. Wessen Herz schlüge nicht höher, wenn er der Tage von Saint-Privat, Buzancy, Nouart und des Sturmes auf den Mont Avron gedenkt? Alldeutschland in Frankreich hinein! Das war die Losung gewesen, der Jeder freudig folgte. Und daß wir die Kaiserkrone aus dem feindlichen Feuer geholt haben, kann uns Keiner bestreiten. Wir; nämlich die Armee, die, Gott sei Dank, auf dem Grundsatz der Kontinuität beruht und heute die selbe ist wie vor dreißig Jahren. Ganz die selbe. Lassen Sie sich durch kleine Verdrießlichkeiten nicht die Freude am Beruf nehmen! Aerger hat Jeder mal und Manches muß 'runtergeschluckt werden. Wer uns aber vorfaseln will, daß wir im Niedergang seien, eingeschlafen auf dem Lorber von 70, Der kennt uns nicht, hat von unserer Arbeit keinen blassen Dunst. Schlafen wir etwa? Wird nicht

mehr gearbeitet als je vorher? Staunen nicht selbst Veteranen, wenn sie hören, was Alles heutzutage von unseren Kerls verlangt wird und wie, vom Rekruten bis zum Kommandirenden, Jeder das Letzte hergeben muß? Ich betone diesen Punkt, weil gerade wieder versucht wird, uns das Handwerk zu verekeln. Sie werden von dem Schandbuch gehört haben, das ich meine. Das Zeug schmuggelt sich in den Farben ein, die uns die theuersten sind, und trägt hinter dem schwarz-weiß-rothen Deckel die Widmung: Dem deutschen Heer! Nichtsnutzige Heuchelei. Der Skribent, irgend so ein hergelaufenes Subjekt, dem im bunten Rock die Flötentöne beigebracht worden sind, rächt sich mit der wahnsinnigen Behauptung, die Reise gehe nicht nach Sedan, sondern nach Jena. Leider entschließt man sich jetzt zu schwer, solche Hetzschriften zu verbieten. Na, wir haben hier nicht Politik zu treiben und können nur dafür sorgen, daß bei uns wenigstens die Zügel nicht am Boden schleifen. Schließlich kommts auf eine sozialdemokratische Verhetzung mehr oder weniger auch nicht an. Wir sind nun mal der Knopf auf dem Kirchthurm und können das Dohlengeschrei aushalten. Denn wir wissen: es geht vorwärts und die Anderen können lange laufen, bis sie uns erreichen. Wir wissen: wer uns an den Wagen fährt, kann sich auf ein verdammt ekliges Sedan gefaßt machen. In dieser Zeit aber, wo wir, heimtückisch und mit offener Frechheit, verleumdet werden, wo jeder Quark breitgetreten wird und straffe Zucht, unnachsichtliche Bekämpfung aller Umsturztendenzen doppelt und dreifach nöthig ist, haben wir auch mehr noch als sonst die Pflicht, unserer großen Toten zu denken, selbst wenn sie nicht durch das Band persönlicher Beziehung an die Geschichte unseres Truppentheiles geknüpft sind. Und der Größten Einer, dessen Name fortleben wird, so lange die Erinnerung an Gravelotte und Sedan in deutschen Herzen ein Echo findet, wurde vor fünfundsiebenzig Jahren geboren. Eine lange Strecke liegt dazwischen; doch wir dürfen sagen, daß sie bis auf den heutigen Tag stets aufwärts geführt hat und daß wir mindestens die letzten vier Jahrzehnte nicht vertrödelt haben; Deubel noch mal! In diesem Sinn: dem Andenken des höchstseligen Königs Albert von Sachsen, des siegreichen Führers der Vierten Armee, ein stilles Glas!"

„Sherry-Brandy oder Curaçao orange extra?"

„Keinen grünen Chartreuse? Denen sperren die Pariser drüben ja die Bude; also muß man sich dranhalten. Nich zu machen? Ja, sagt mal, Kinder: aus welchem Dreckneſt habt Ihr denn Euren Kasinopapa bezogen? Curaçao allenfalls, wenn ich kleine Mädchen zu Besuch habe; nichts für feine Hunde. Alles da, Rinckwitz? Also 'ran; und ein Bischen plötzlich!"

„Sherry-Brandy! Bei S. M. beliebt.“

„Oller Streber! Davon giebts noch lange keine Karmesinbeine.“

„Mahlzeit! Seid friedlich, hochwohlgeborene Leute!“

„Finde den Alten etwas schleierhaft. Wozu buddelt er uns den Sächser aus? War auf den lieben Herrgott und solche Sachen gefaßt. Seit in der Zeitung stand, daß S. M. Karfreitag Halbmast geflaggt hat (Das Allerneuste! Noch nicht dagewesen!), sind sämmtliche Schuster ja noch frömmer geworden als vorher schon; und unser Wauwau schielt doch höllisch auf die Brigade. Wird auch Zeit; unseren Segen hat er bereits recht lange.“

„Am Ende will er ins Zwölfte oder Neunzehnte?“

„Stimmt. Klößchen, der Freigeist, bleibt ein Kindergemüth und riecht den Braten erst, wenn der von allein auf den geehrten Teller kraucht. Natürlich will er. Saht Ihr denn nicht den schweren Gardereiter hier'rumstiebeln? Canis finissimus. Sohn des Vetters der Chefeuse. Irgend ein Thier in Dresden. Da soll die Sache beim nächsten Schub gefingert werden. Hier sengerig geworden, seit die Dritte bei der letzten Besichtigung ihren Compagniekopp für sich hatte. Mit grünweißem Anstrich gehts eher. Deshalb das Gestrampel; Loblied auf Albertus wirkt drüben gut. Deshalb auch das Echauffement wegen des Romans. Die Geschichte spielt ja im Lande der hellen Sachsen. Wauwau tritt einfach geordneten Rückzug aus Preußen an. Daher der liebe Herrgott weniger strapazirt als sonst; drüben ist jetzt, von wegen des Luischenskandals, nämlich Aufgeklärtheit Mode, weil der Mob nach Kuttenparfum schnüffelt. Will Alles gelernt sein, Ihr Knaben!“

„Von was für 'ner Chose redete er eigentlich? Neue jüdische Sache gegen Armee? Keinen Schimmer; wenn wir jetzt auch noch diese Schweinereien lesen sollen, mag der Deibel gefälligst die rothe Jacke tragen.“

„Du ahnungloser Engel! Wird aber nicht verlangt; au controleur: verbotene Frucht. Uebrigens Blech. Roman nennt sichs. ‚Jena oder Sedan?‘ Verfasser ein unsicherer Franz Adam Beyerlein aus Meißen; weeß Kneppchen! Offenbar in Offiziersphäre 'reingerochen, denn Manches ist richtig. Aber ganz blödsinnige Generalisirung. Unsereins kennt ja die Verhältnisse bei der sächsischen Bombe nicht. Doch fühlt man mit dem Sabul, wie Alles verzerrt ist. Wüste Angelegenheit. Das Tollste eine syphilitische Lieutenantsfrau, angesteckt im ehelichen Verkehr, die mit einem dito Oberlieutenant ihre Männerchen macht, weil Beide — hören Sie zu, Stabsquacksalber! — bei dem kleinen Scherz nichts mehr zu risliren haben. Niedlich, was?“

„Sehr. Doch wenns weiter nichts ist... Glauben Sie, daß solche Fälle

von ehelicher Infektion Einem nicht mindestens alle paar Jahre aufstoßen? Trotzdem die Meisten sich an den Spezialpfuscher wenden, um nicht nach oben hin durchzuschwitzen. Nee, Minka, davon nach Neune. Wenn quecksilberne Tressen verliehen würden, sollten Sie Ihr blankes Wunder sehen."

„Persönliche Ansicht. Sie, verehrter Revierförster, kommen aus einer Gegend, wo die Füchse einander Gute Nacht sagen. Da mag Manches faul im Staate Dänemark sein; 'n Happen propprer sind wir Wilden immerhin. Doch das Beyerlein hat noch viel mehr auf dem Herzen. Die richtige Nummer für die rothe Schwefelbande. Alle Offiziere sind Lumpen oder Gecken. Alle Unteroffiziere Schinder, Säufer, Spieler, bestechliche Schweinehunde. In Kaserne gehts zu wie in Kaninchenstall. Famose Kerle sind nur zwei Sozialdemokraten; ein ausgepichter und ein angehender. Danke ergebenst!"

„Haben Sie das Buch gelesen, Feldhaus?"

„So weit die vorhandenen Kräfte reichten. Nach sechzig Seiten wurde mir übel; nach achtzig machte der Magen sich Luft, wie sonst nur nach Gurkenbowle. Dann aber, was Sachverständige darüber schrieben."

„Aha. Ungefähr so hatte ichs taxirt. Stelle aber anheim, auch die übrigen sechshundertfünfzig Seiten sich in Schlückchen zu Gemüth zu führen."

„Dienstlich, Herr Ober?"

„Nee; nur gehorsamstes Sentiment."

„Dann: danke für Backobst. Aber, Leute, sind wir zum Fachsimpeln hier? Habe von heute früh bis Mittag für König und Vaterland das Menschenmögliche geleistet. Dann noch Instruktion und Russisch gebüffelt; jetzt nicht mehr felddienstfähig. Als die Bengels partout die Knie nicht durchdrücken wollten, schwor ich im Stillen, mir abends die Nase zu begießen wie schon lange nicht. Was vorschriftmäßig geschehen soll, nachdem ich mich bei den Stabsonkels anderthalb Bierminuten zu schustern geruht haben werde. Erst Geschäft, dann Vergnügen. So gehört sichs. Wer kommt mit?"

„Was Beine hat. Klößchen: laßt endlich die verfallene Bowle steigen!"

„Und Perlwitz, das Kind, das wieder die leeren Gläser nicht sieht, muß nachher, wegen Verletzung der heiligsten Jüngstenpflicht, das Pilsener spendiren, das ihm vorgestern noch einmal gnädig erlassen wurde."

... „Die sind besorgt und aufgehoben. Nun können wir beiden Fremdlinge, für die hier nichts zu schnappen ist, einander mal in Ruhe beriechen... Kaffee? Passe. Alle Achtung vor Euren Kochkünsten; aber Kaffee lasse ich nur im Hause arbeiten. Lieber einen menschenwürdigen Tropfen, zur Feier des Wiedersehens. Was ist denn hier so das Feudalste? Heidsieck? Nicht mein

Fall. Wenn aber nichts Nobleres in Eurem Keller wächst: vorwärts; und so dry wie möglich... Du siehst blaß aus, Husarenseele. Vielleicht den kleinen Cohn bei Dir gesehen? Oder liebt sie mich wieder mit Schmerzen?"

„Ernsthaft, Walter, da wir schon einmal allein sind. Ein Bischen zerschunden; die Nerven brauchten frisches Futter. Und ein Schuß Ekel, der 'ner ganzen Schwadron den Magen verderben könnte. Geht wohl vorüber. Mit der Zeit gewöhnt man sich ja sogar ans Zahnplombiren... Was ich fragen wollte: Du, gelehrtes Haus, kennst natürlich den Roman, von dem sie sprachen. Als Rekrutenoffizier kommt man nicht dazu. Wirklich so schlimm?"

„Wie mans nimmt, mein Junge. Was von den verschiedenen geehrten Chargen darüber gesagt wurde, war weder gehauen noch gestochen. Leider, könnte Einer von Denen meinen, die immer die Melodie blasen: ‚Die Sache halten!' Eine Hetzschrift mehr hätte ja nichts zu bedeuten. Das Kommißgeschwätz trifft aber böse daneben. Prosit, Absalon! Was wir lieben; und überhaupt.. Sehr böse also daneben. Zunächst ungemein starke Talentprobe, trotzdem der zweite Band viel schwächer und man zwischen Banalität und Brutalität manchmal die Geduld verliert. Im Ganzen aber: Honneur! Beobachtung und Darstellung oft einfach prima; stark, schlicht und warm. Bei Zola in die Schule gegangen; nicht den langen Athem und die Wucht, doch viel echter als die Schreckenskammer der débâcle; auch viel lebendiger und darum kurzweiliger. Erschöpft weder Gegenstand noch Leser. Wer aber angefangen hat, kommt nicht wieder los, wenn er nicht gerade die Brechreizbarkeit des guten Feldhaus hat. Jedenfalls literarisch durchaus ernst zu nehmen, mindestens — meine Privatansicht! — eben so ernst wie Jörn Uhl, der mehr dichterische Qualitäten, aber weniger Perspektive hat. Und keine Spur von Hetzerei, Verzerrung oder gar Verleumdung. Nicht mal sozialdemokratisch; ich schätze den Herrn Beyerlein so ungefähr auf sanften Sozialismus von der nationalen Sorte. Auf den Großgrundbesitz hat ers scharf und träumt die alte Utopie: Bauernhof neben Bauernhof bis an die russische Grenze. Politisch sonst anodin; ohne vordringliche Tendenz. Wir kommen nicht schlecht weg. Die Behauptung, alle Offiziere seien da Lumpen, ist aus den Fingern gesogen; und aus unsauberen. Ein Idealoberst, geradezu aus dem Märchenbuch; ein famoser Kerl von Major; Batteriechef schneidig, aber gerecht und im Dienst I A; zwei Lieutenants, die noch in einer Ethischen Gesellschaft Musterexemplare wären; alle Uebrigen können sich sehen lassen; ein paar Bummler, ein harter Streber, der auf seine Art aber auch das Beste will. Keine einzige Karikatur; sogar das Kriegsgericht besteht aus wohlwollenden, gutmüthigen Leuten."

„Du schwärmst ja ordentlich; und machst sonst doch Alles madig. Willst Du den Mann vielleicht zur Dekorirung vorschlagen?"

„Pour le mérite! Sofort, wenn ich im Kabinet Einfluß hätte. Denn für mich ists einfach eine patriotische That, mehr werth als das Meiste, was heutzutage mit Eichenlaub und Schwertern belohnt wird."

„Spaß? Du sagtest selbst: wie mans nimmt!"

„Ernst! Gewiß: wie mans nimmt. Das sollte heißen: schlimm, weil zum Brüllen ähnlich, weil jeder Jahrgang es verschlingen und die Aehnlichkeit wittern wird. Kann für die Disziplin faule Folgen haben. Ist aber auch wieder nützlich, wie jeder nicht schmeichelnde Spiegel. Mord, Totschlag, Wahnsinn, Lues (besonders kindlich gesehen) drängen sich gegen Ende hin etwas unwahrscheinlich zusammen. Schwer zu vermeiden, wenn vollständiger Ausschnitt gegeben werden soll. Ist auch nicht Hauptsache. Die ist, daß uns ohne Retouche gezeigt wird, wies steht. Annähernd. Denn unter uns: ich sehe 'ne Nummer schwärzer als der fremde Herr aus Meißen. Der hat die Korruption der Unteroffiziere erkannt — die ewige Litanei an jedem Kasinotisch —, das Spielen, Saufen, die Weiberwirthschaft und Durchstecherei (an achtbaren Korporalen fehlts übrigens nicht), das glänzende Elend des Paradedrills, Zierbengelthum, Arbeiten für die Besichtigung und fürs Manöversommertheater, die allmähliche Verseuchung mit sozialdemokratischen Bazillen; und so weiter. Trifft verschiedene Nägel auf die Köpfe. Ist aber lange nicht Alles."

„Noch nicht? Du scheinst reif für Bebel, Majoratsherr!"

„Mir fehlt der Glaube, mein feiner Knabe; leider: sonst lieber heute als morgen. Kannst aber getrost Brief und Siegel drauf nehmen, daß ein preußischer Beyerlein noch mehr schwarze Farbe verpinselt hätte. Unter vier bis sechzehn Augen wird aus dem zarten Herzen ja auch bei uns keine Mördergrube gemacht. Der Wauwau hier ist längst nicht der Schlimmste; anständiger Durchschnitt und seine noch schlechtere Hälfte höchstens für ihn unerträglich. Traut ihm trotzdem irgend Einer mit Epauletten zu, er werfe nicht von früh bis spät mit der Wurst nach der Speckseite? Er thue was der Sache, nicht des Vortheils wegen? Keiner. Vor zehn Minuten probatum est. Und so ists überall. Darin hat der Alte Recht: die Anforderungen sind gestiegen, riesig; steigen von Monat zu Monat. Fragt sich nur, was und zu welchem Zweck gefordert wird. Ich bin ziemlich viel 'rumgekommen. Wo die Verhältnisse nicht zufällig sehr günstig liegen, netter Corpston von oben her, Vorgesetzte, die auf der Abzügeliste stehen und entschlossen sind, sämmtliche Augen zuzudrücken: überall das selbe Gestöhn. Unfreudigkeit, verzweifelte Stimmung in Kasino, Unter-

offiziermesse, Mannschaftstuben. Pst! Ich weiß: wir haben noch immer das tüchtigste Menschenmaterial; eine Menge ehrlicher, gescheiter, kreuzbraver Leute von besten Willen. Aber sogar Du Säugling klagst ja schon über Ekelanwandlungen und Nervenschwund. Warte mal! Wenn der erste Stern fällig wird und Du zu schnuppern anfängst, ob die Schererei am Ende mit dem Bezirksoffizier oder Distriktskommissar aufhören soll, wirst Dus noch anders in den Knochen spüren. Die ganze Gesellschaft ist neurasthenisch. Allgemeine Ueberreiztheit, daß es 'nen Hund jammern könnte. Kein Wunder. Jeden Morgen: Vordermann nehmen, — aufs Korn nehmen, mein Sohn, damit Platz wird. Nur daran denkt der echte Schuster bei Tag und Nacht; muß auch. Dazu das Mißtrauen. Man weiß, daß man selten ein wahres Wort zu hören kriegt, und ist heilfroh, wenn die Sachen äußerlich gedeichselt werden. Jeder Untergebene, der lausigste Gefreite, kann Einem in der entscheidenden Stunde das theure Spiel verderben; und ein leiser Rippenstoß kostet den Kragen. Die paar alten Stabskrüppel, die sich an die bewährte Schnur halten, bleiben nach und nach auf der Strecke und jeder neue Kommandeur kommt mit 'ner neuen Apotheke und vergiftet das letzte Bischen Lebenslust. Ohne den lieben Alkohol, ohne Karten und Meechen gehts kaum noch. Jeder soll das Unmögliche leisten und die Hacken zusammenschlagen, wenn eine Wuth, die er nicht verschuldet hat, an ihm ausgelassen wird. Und wofür? Damit ein neuer Griff klappt und beim Parademarsch die Scheiben zittern. Von früh bis spät wird Friede geblasen und Kriegsvorbereitung gespielt. Vier Armeecorps sollen diesmal Kaisermanöver haben. Théâtre paré nennts das berliner Hofküchenfranzösisch. Stell Dir mal vor, was da an Kraft und Schweiß vergeudet wird; und ists schließlich so weit, dann darf man an den Knöppen abzählen, welche Strategie gewählt werden soll. Der Schiedsrichter wird Euch schon sagen, welche von beiden Parteien gehorsamst ‚vernichtet' zu sein hat. Und die wachsende Schwierigkeit mit den Kerls, die auf blinde Unterwürfigkeit nicht mehr geaicht sind und eine sehr bösartige ‚Oeffentlichkeit' hinter sich haben; das Hinschwinden des passenden Offiziersersatzes; der Jammer, bis man einen halbwegs brauchbaren Dorflümmel zum Kapituliren beschwatzt und ihm alles Blaue vom Himmel versprochen hat, obwohl man selbst weiß, daß er, wenn seine zwölf Jahre 'runtergerissen sind, höchstens als Schutzmann ankommt ... Brr! Dabei kanns nur schlimmer werden. Die besten Leute geben wir jetzt schon vielfach an die Industrie ab. Natürlich: da weiß man doch, warum man wacht, steht nur für sich ein und braucht nicht zu zittern, wenn ein kassubisches Rindvieh bei der Besichtigung mit dem fal-

schen Fuß antritt. Wer hat denn Lust, schlecht geöltes Rädchen in einer Maschine zu sein, die für ihre eigentliche Bestimmung nichts leistet und nur an Sonn- und Feiertagen zu Schaustellungzwecken aus dem Schuppen gezogen wird? Dann lieber gleich Große Oper. Und die Himmelei, die zu unserem Metier paßt wie die Sau ins Judenhaus; die beständige Angst, schneidig genug zu sein und doch nicht als Messerscharfer Eins in die geehrte Konduite zu kriegen. Du machst Augen. Redet denn nicht Jeder so, wenn er sich vor Spitzeln sicher fühlt? Jeder, dem der Blaue Brief in die Suppenterrine gefallen ist? Mit einem Mal ist dann der Staar gestochen und das Jammern geht los: Hätte man doch als junger Kerl was Nahrhaftes gelernt! Gabs früher nicht. Aber die Leute wußten auch ungefähr, wie lange sie sich ohne Eis halten würden, und ahnten nichts von der modernen Massenmörderei."

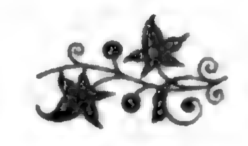
„Du glaubst also auch, daß es nach Jena geht?"

„Fällt mir nicht ein. Andere Zeiten, andere Fehler. Unsere Leute aller Chargen machen noch immer, was gemacht werden kann; und mehr. Sind vielleicht, wenn der Sakrifunke hinzukäme, heute noch unüberwindlich. Nee, mein Junge, gejenat wird nicht. Aber ich sehe die Unfroheit, fühle die Nervosität, höre die Flüche und weiß, daß es nur da noch leidlich geht, wo man in Allem, was nicht ‚auf Glanz gearbeitet' wird, Gott 'nen guten Mann sein läßt. Woraus ich mir zu schließen gestatte, daß der Apparat dem Bedürfniß nicht mehr entspricht, also modernisirt werden muß. Nämlich ... Na, welcher Landpastor kann denn da wieder die Luft nicht halten?"

„Der Generalstreber. Vierte Compagnie wird ja nächstens frei."

„... und so dürfen wir nicht auseinandergehen, ohne des Trauertages zu gedenken, an dem uns vor zwölf Jahren der große Marschall entrissen wurde. Sein Gedächtniß lebt unter uns fort und die Erinnerung an den Geist des glorreichen Schlachtendenkers ist die sicherste Schutzwehr wider die lächerliche Wuth der Neuerungen, die sich vermißt, erprobte Traditionen über Nacht wegzuschwemmen und die unerschütterte und unerschütterliche Schlagkraft, die fröhliche Zuversicht unseres Heeres zu beirren. Noch, Kameraden, heißt, deutsch sein, eine Sache um ihrer selbst willen treiben; und mit des Allmächtigen Hilfe wird dieser Satz gelten, so lange die deutsche Zunge ..."

„Na also! Wenn nur geredet und gedenktagt wird. Prosit Rest, holder Knabe! Und dann wollen wir in die Klappe gehen. Es hat Zwölf geschlagen."



Die Mission der Frau.

Die Frauenfrage, über die viel, allzu viel — und durchaus nicht immer gut — gesprochen wird, hat die Schlachtreihe der Männer, die für und wider die Rechte der Frau kämpfen, in so seltsamer Weise verwirrt, daß es beinahe aussieht, als seien sie zu ihrer Entscheidung nicht durch die ruhigen, leidenschaftlosen Erwägungen des unparteiischen Beobachters, sondern durch die flüchtigen und egoistischen Eindrücke höchst persönlicher Erfahrungen gedrängt worden. Die einfachste Logik würde uns sagen, daß alle Fortschrittsfreunde die vollständigste Emanzipation der Frau unterstützen, alle Konservativen dieser Bewegung sich entgegenstemmen müßten. Nun findet man aber Fortschrittler und Sozialisten, die Antifeministen, Konservative und Reaktionäre, die Feministen sind. Neben Achille Loria, dem wissenschaftlichen Sozialisten, der die Gleichheit von Mann und Weib proklamirt und die selben Rechte für beide Geschlechter verlangt, steht Cesare Lombroso, auch ein sozialistisch angehauchter Mann der Wissenschaft, der die Frau für dem Manne absolut untergeordnet erklärt und ihr aus diesem Grunde die gleichen Rechte weigert. Neben Ferdinand Brunetière, der auch in der Frauenfrage sich zum Paladin des Alten und Ueberlieferten aufwirft und daher wünscht, das Weib möge in ewiger Unmündigkeit verharren, steht Edouard Rod, ein Schriftsteller, dem man wahrhaftig keine umstürzlerischen Tendenzen vorwerfen kann und der, wie nur irgend ein Freidenker, gleiche Rechte für Mann und Frau heischt. Was bestimmt diese seltsame und unlogische Gruppirung der Männer gegenüber der Fauenfrage? Hängt sie etwa vom Gegenstande des Streites selbst ab und müssen wir erkennen, daß die Frau, wie sie uns im Leben so häufig unseren heilsamsten Ideen abtrünnig, gegen uns selbst inkonsequent macht, daß sie auch auf dem Felde der Theorie die ungeheure Kraft hat, die feste, starke Klinge wissenschaftlichen Denkens umzubiegen zum Widerspruch gegen sich selbst? Wer will entscheiden, ob in dem Antifeminismus der Einen nicht, als unbewußter Sauerteig, die Bitterniß unglücklicher Liebe gährt, in dem Feminismus der Anderen die nachsichtig stimmende, manchmal noch beseligende Erinnerung an das Glück vergangener Liebe?

Wenn es immer und in allen Fragen schwer ist, von der eigenen Person und den eigenen Erlebnissen zu abstrahiren, so ist es ganz besonders schwer in dem Problem der Frauenfrage, wo die feine Linie, die den Gedanken vom Gefühl trennt, kaum aufzuweisen ist und in die wir — ohne es zu wissen und zu wollen — den ganzen Wust von Haß und Liebe, von Hoffnung und Eifersucht, von großmüthigen Idealen und egoistischem Ehrgeiz hineintragen, den die Frau, die ewige Erweckerin, in unserem Wesen entfacht. Vielleicht müßte jeder Mann, wenn er aufrichtig sein wollte, ge-

stehen, daß jedesmal, wenn er über die Frauenfrage gestritten und für die Frau die ausgedehnteste Theilnahme am öffentlichen Leben, freien Zutritt zu allen Berufsarten und den Genuß aller Rechte, bis zum politischen Stimmrecht, begehrt hat, ihm als holde Widersacherin das Phantom der eigenen Frau vor das geistige Auge getreten ist, der Frau, die er über Alle und über Alles liebt; und der atavistische Instinkt männlicher Eigensucht, der das kostbare Juwel im Familienschrein verschlossen halten möchte, empörte sich in ihm, um wider die freie Ueberzeugung des modernen Mannes zu kämpfen, der fühlt, er müsse mindestens erlauben, daß die von seinem Juwel ausgehenden Lichtstrahlen auch Anderen erglänzen, und der weiß, daß er nicht zur Sklaverei eine Seele zwingen kann, die gleich ihm ein Recht an das reiche und verwickelte Leben der modernen Welt hat.

Doch auch abgesehen von diesen sentimentalen Erwägungen: ich glaube, daß der Widerspruch, auf den ich hindeutete und durch den Männer von entgegengesetzten Anschauungen und Parteien auf einmal sich vereinigen, um die Frauenbewegung zu bekämpfen oder zu begünstigen, von viel allgemeineren, tieferen, wichtigeren und wesentlicheren Motiven bestimmt wird. Hauptsächlich, meiner Meinung nach, durch die Thatsache, daß das Frauenproblem falsch gestellt worden ist. Bisher hat man geglaubt, der Kampf müsse um die Frage toben: Ist die Frau dem Manne untergeordnet oder überlegen? Damit wäre das Problem von Anfang an in die Zwickzange eines Dilemmas geklammert, wäre obendrein auch eine ganz zwecklose Frage gestellt.

In der Psychologie und in der Soziologie haben die strengen Gesetze der Arithmetik keine Bedeutung; und wenn es wahr ist, daß eine gegebene Zahl einer anderen entweder untergeordnet oder übergeordnet sein muß, so ist darum noch nicht wahr, daß auch ein gegebener Organismus einem anderen unter- oder übergeordnet sein muß: er kann einfach von ihm verschieden sein. Ein Arzt, den man fragen wollte, ob das Athmen oder die Ernährung wichtigere Funktionen für das Leben seien, würde antworten, beide seien gleich wichtig und gleich nothwendig. Und er würde zwischen ihnen keinen Vergleich anstellen können, um über ihre größere oder geringere Wichtigkeit zu entscheiden, weil nun einmal die absolute Nothwendigkeit des Lebens diese materiellen Gradunterschiede nicht zuläßt. Genau so verhält es sich mit unserem Problem. Die Frau ist dem Manne weder überlegen noch untergeordnet: sie ist anders. Anders und unvergleichbar und eben so nothwendig; da ja Mann und Frau die beiden Atome sind, die das Molekül des sozialen Lebens bilden, und da es kein Leben giebt, sobald eins von ihnen fehlt.

Und aus diesem Anderssein, das psychologisch wie physiologisch sehr tief geht, wird nicht nur der holde Wahnsinn, Liebe genannt, geboren, sondern ihm entspringen auch deutlich und klar die Gründe, aus denen die Frau

nicht gleiche, wohl aber den männlichen gleichwerthige Rechte haben muß. Nicht gleiche, denn sie ist anders; nicht geringere, denn sie ist nicht untergeordnet; aber gleichwerthige, denn ihr Platz in der Welt ist durch des Naturgesetzes Kraft auf der selben Höhe gesichert wie der des Mannes. Wäre das Problem so gefaßt, dann hätten wir in der Frauenfrage weder die pessimistischen Uebertreibungen gewisser Gelehrten noch die optimistischen Uebertreibungen Derer, die in Folge einer begreiflichen Reaktion den Glauben wecken möchten, die Frau lebe unter den selben sozialen Bedingungen wie der Mann.

Nehmen wir ein Beispiel. Die Physiologen haben in den Geweben der Frau, in ihren Blutkörperchen, in dem Entwickelungprozeß ihres Gehirns den Beweis dafür gefunden, daß sie physisch weniger entwickelt ist als der Mann. Und die Psychologen, die ihre Intelligenz und ihr Empfindungvermögen analysirten, haben die Frau einem Erwachsenen mit den Leidenschaften eines Kindes verglichen und sie, wie das Kind, definirt als einen Schwamm von großer Aufnahmefähigkeit. Aus diesen Untersuchungen — von denen ich die erste zum großen Theil als richtig anerkenne — haben einige Männer der Wissenschaft, von der Idee, einen arithmetischen Vergleich zwischen den beiden Geschlechtern ziehen zu müssen, blind besessen, hat namentlich aber die profane Menge, die das traurige Vorrecht hat, die Wissenschaft durch falsche Auslegung widerwärtig zu machen, die Konsequenz gezogen, die Frau sei an Werth geringer als der Mann. Aber ist etwa die Mission der Frau in der Welt die selbe wie die des Mannes? Und da sie es nicht ist: scheint es Euch logisch, zu fordern — bei Strafe, sie sonst mit dem Stempel der Inferiorität zu brandmarken —, daß die Frau, die eine andere Mission hat, die selben physischen und moralischen Eigenschaften besitze wie der Mann? Ist es nicht einfach absurd, zu verlangen, daß Menschen, die verschiedene Funktionen zu verrichten haben, die selben Anlagen haben sollen?

Das selbe Mißverständniß, das die unlogische Ansicht der Antifeministen hervorruft, ist auch Ursache der übertriebenen Meinungen der Feministen. Die Einen wollen die Frau dem Manne gleich haben, die Anderen wollen sie inferior, weil Niemand sich dazu herbeiläßt, sie als verschieden und unvergleichbar anzuerkennen. Und die Gleichheit erstreben sie nicht nur in der Erwerbung juristischer und politischer Rechte, sondern auch in dem Begehren, beide Geschlechter sozial der selben Moral zu unterstellen, der selben Freiheit auf dem Gebiete der Liebe. Obwohl nun diese Theorie mit viel Geist von meinem Freunde Jules Bois vertreten wird, nehme ich keinen Anstand, sie für eine Verirrung zu erklären, die gerade dem Mißverständniß entstammt, diese einfachste Wahrheit nicht erkannt zu haben: daß die Frau vom Manne verschieden ist und daher nicht gleiche Rechte mit ihm haben kann. Die Frau bedarf der Liebe weniger als der Mann und die Folgen

der Liebe sind bei ihr unendlich viel schwerer als beim Mann. Das sind unbestreitbare und zum Glück auch unbestrittene Thatsachen; also weiß ich nicht, welches logische Prinzip ihr die selbe Freiheit auf dem Gebiete der Liebe zuerkennen sollte.

Aber die Uebertreibung der Feministen führt noch zu anderen Irrthümern. Sie sind überzeugt, daß auf intellektuellem Gebiete die Frau Alles kann; was der Mann kann, wollten deshalb beweisen, daß sie sich, wenigstens intellektuell, auch ohne ihn zu behelfen vermag, und gelangten dahin, einen ausschließenden Feminismus zu schaffen, der nichts weiter ist als eine Form der ökonomischen Konkurrenz mit dem Manne. Das typischste und genialste Beispiel dieser Ausschließlichkeit ist La Fronde, die wunderschöne Zeitung der wunderschönen Madame Durand, ein Blatt, das ausschließlich von Frauen redigirt, gesetzt, gefalzt und expedirt wird, einem Heere moderner Amazonen der Feder, die, um ihren Werth zu beweisen, statt sich dem Mann zu verbünden und an seiner Seite zu kämpfen, ihn von sich stoßen und ihm den Krieg erklären; und auf diese Weise neben dem Klassenkampf, der leider so verhängnißvoll historisch begründet ist, noch einen Kampf der Geschlechter eröffnen, der, wie ich hoffe, nur eine kurze Episode in der Uebergangszeit, die wir durchmachen, bilden wird.

Während die Leidenschaft Freunde und Feinde des Feminismus zu Extremen fortreißt und Beide von der Fata Morgana einer mathematischen Gleichheit der Geschlechter, die absolut unmöglich ist, genarrt werden, haben nur Wenige erkannt, was wahrhaft groß und erhaben in der Frau ist: die Mutter; nur Wenige haben gefühlt, daß wir auf diese ihre geheiligte Funktion, die auch alle psychologischen Unterschiede der beiden Geschlechter erklärt, nicht nur unsere Bemühungen und Huldigungen — mit denen wir Männer verschwenderisch umgehen, denn sie kosten uns wenig —, sondern auch die Rechte der Frau zurückführen müssen, die wir nur langsam und spärlich anerkennen, denn sie würden unserem männlichen Egoismus theuer zu stehen kommen. Das oberste Recht der Frau, das durch das Naturgesetz selbst geheiligte — denn es verlängert moralisch die physiologische Funktion der Mütterlichkeit —, ist das Recht auf die Erziehung ihrer Kinder.

Wie stellen sich heute die Frauen zu diesem Rechte, das sich in ihnen veredeln und zu einer unverletzlich heiligen Pflicht werden sollte? Und was thun wir Männer, um unseren Frauen die Ausübung dieses Rechtes zu ermöglichen, um sie verantwortlich und würdig zu machen, es auszuüben? Muß man nicht zugestehen, daß neben diesem gewaltigen Problem, das die gesammte Zukunft der Gesellschaft im Keim umschließt, alle anderen juristischen oder politischen Forderungen der Frauen zu ärmlichen, nebensächlichen Fragen zusammenschrumpfen?

Für die Frauen, die eine Familie sich nicht gründen wollen oder können, für die Frauen, die, obgleich im Besitz einer Familie, Herz, Geist und materielle Mittel haben, um ihre Kraft auf einem weiteren Felde zu bethätigen, für sie giebt es ohne Zweifel andere Wege, reich an fruchtbaren Möglichkeiten, auf denen vielleicht das Licht eines glühenden Altruismus um so heller glänzt, wenn auch der Strahl innigen Empfindens minder warm leuchtet. So sehr ich aber auch die Frauen bewundere, die sich der Lösung von Problemen oder der Heilung sozialer Schäden widmen und die tapfer für ihre moralische und ökonomische Unabhängigkeit kämpfen: die oberste, weil normalste Funktion der Frau bleibt immer auf den Kreis der Familie beschränkt, einen engen Kreis, wie Manche meinen, und doch bildet er den Kern, von dem alle sozialen Kräfte ausstrahlen, die häufig verkannte und vernachlässigte Triebkraft, die durch Erziehung allen Formen des bürgerlichen Körpers Seele und Leben verleiht.

Die an der Spitze der Regirungen stehenden Männer kennen das Erziehungproblem nur unter der Form der Schule. Dafür ist Einiges geschehen, wenn auch die Schule noch immer das Aschenbrödel unter den sozialen Einrichtungen und der Wahn noch nicht ausgerodet ist, für die Größe des Vaterlandes sei es wichtiger, Gewehre und Kanonen, als Köpfe und Männer zu produziren. Nicht laut genug kann aber gesagt werden, daß die Schule nicht nur heute eine mehr lehrende als erzieherische Mission hat, sondern daß sie auch erst an zweiter Stelle kommt, wenn es gilt, das Kind zu bilden und zum Manne zu machen. Die erste und wichtigste Stelle ist die Familie: und der Schullehrer würde herzlich wenig über Herz und Hirn der Kinder vermögen, wenn die Mutter ihm nicht zu Hilfe käme und ihm den Boden bereitete.

Und nun fragen wir einmal, welchen Einfluß heute die Familie hat, was die Mutter für die Erziehung ihrer Kinder thun sollte und was sie in Wahrheit thun kann.

Eine der ernstesten und seltsamsten Erscheinungen in den gebildeten Klassen — und ich spreche von den gebildeten Klassen; denn es wäre grausamste Ironie, da von sozialen Pflichten zu sprechen, wo Unwissenheit herrscht und das tägliche Brot mangelt — ist die Disharmonie, der Mangel an intellektuellem Gleichgewicht zwischen Mann und Frau. Man könnte behaupten, daß die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern, die ich konstatirt habe und die das Geheimniß und den Zauber des Lebens ausmacht, künstlich und pathologisch gesteigert worden ist, bis sie zu einem Mangel und zu einer Gefahr ausarten mußte. In unseren oberen Klassen ist die Ehe, wenn sie stets auch ein physiologischer Organismus, manchmal ein psychologischer Organismus ist (falls die beiden Gatten einander lieben und die poetische Voraussetzung, zwei Körper und eine Seele zu sein, verwirklichen), doch fast

niemals oder höchst selten nur ein wirklicher und eigentlicher intellektueller Organismus. Denn die religiösen und politischen Ideen, die Ansichten über Erziehung weichen fast immer weit von einander ab. Sehen wir uns doch um, entfernen wir wenigstens für einen Augenblick die Patina von Heuchelei, mit der wir um des lieben Friedens willen unsere Reden bedecken, bekennen wir, daß in unseren Familien häufig die Einheit der Gesinnung, die intime, völlige, ehrliche Uebereinstimmung in Denken und Glauben zwischen Gatten und Gattin fehlt; gestehen wir, daß die Eltern nicht selten vor ihren Kindern das verderbliche Schauspiel von Streitigkeiten über die Grundsätze der Moral und des Lebens geben oder daß sie (was vielleicht noch schlimmer ist) sich in vorsichtiges Schweigen hüllen, das die Furcht verräth, über diese Probleme zu reden, weil man von vorn herein die Gewißheit hat, doch zu keinem Verständniß zu kommen. Ein schreckliches und beredtes Schweigen, das das Kind versteht, mit der unbewußten Klarheit der unberührten Seele sich auslegt und das es verwirrt; denn es erräth daraus die Unsicherheit, den Zweifel, den Widerspruch, die es später aus der Familie in die Schule und aus der Schule ins Leben begleiten werden. Hier liegt der erste Fehler der Erziehung: die schwankende oder widersprechende Grundlage der Ueberzeugungen der Eltern, die unausgesprochenen Meinungverschiedenheiten zwischen ihnen. Wie können die Kinder in diesem geistigen Nebel, der sie umgiebt und der nur ab und zu zerrissen wird durch den grellen Blitz eines Zankes, sich einen Glauben und ein Gewissen bilden? Und wie können wir uns beklagen, daß die Jugend wankelmüthig, skeptisch und pessimistisch aufwächst, wenn sie in der Familie, statt des sicheren Führers fester, von Vater und Mutter gleich freudig unterstützter Prinzipien, einen fühlbaren Gegensatz in der Leitung findet?

Dieser Gegensatz wird — wenigstens zum Theil — gewöhnlich durch ein bestimmtes System herbeigeführt. Der Mann überläßt zunächst die Erziehung der Kinder der Frau, gestattet ihr so, ihnen die Grundbegriffe ihres Glaubens und ihrer Anschauungen einzutrichtern, verzichtet, aus Gleichgiltigkeit oder aus Friedensliebe, auf seine Autorität und tröstet und beruhigt sich bei dem fatalistischen Gedanken, daß die Kinder später schon ihre Ideen wechseln und so werden würden, wie er selbst geworden ist. Und die Kinder ändern sich wirklich unter dem Einfluß ihrer Genossen, unter den Lichtstrahlen des Wissens, unter dem fortwährenden Stachel des Lebens, der nach und nach die ersten holden Illusionen, den unschuldigen Kinderglauben, verkümmert. Nun ist es aber nicht nur mühsälig und unverständig, die Kinder zunächst mit Ideen vollzustopfen, die sie später verleugnen müssen: in diesem System liegt auch eine ernste Gefahr; denn man glaubt zu Unrecht, daß die den Kindern eingeflößten ersten Ideen wie tote Dinge im Hirn und Herzen des Mannes für immer eingesargt werden könnten. Die haben eine ans Wunderbare

grenzende, auf einem physiologischen Gesetz beruhende Auferstehungskraft. Wir können das Gedächtniß für frische Thatsachen verlieren oder den Einfluß neuer geistiger Einwirkungen nicht mehr empfinden: aber wir verlieren niemals die Erinnerung an längst entschwundene Thatsachen, den Einfluß fernster Ideen. Während Falstaff nach einem ausschweifenden Leben in einer Schänke zu London stirbt, spricht er von den grünen Feldern seiner Kindheit, sieht er das Land, in dem er als Knäblein lachte. Und diese Rückkehr des Sterbenden zu den fernsten Erinnerungen seines Lebens ist nicht etwa ein poetischer Kunstgriff, eine geschickte sentimentale Erfindung. Das intuitive Genie des Dichters sah eben, lange vor dem Forscher, die Wahrheit, die nach Jahrhunderten Ribot wissenschaftlich so formuliren sollte: Die zuletzt entstandenen Ideen verkümmern am Schnellsten, die Empfindungen aber, die unseren kindlichen Organismus trafen, sterben niemals, sondern kehren gegen das Ende unseres Lebens dem Geist zurück. Dieses Gesetz bewirkt, daß wir so oft erleben, was Sergi den Dämmerzustand des Hirns nennt, das Wiederauftauchen und die Zwangsvorstellung von Ideen, die in Kindheit und Jugend die Grundlage der ersten geistigen Gewohnheiten gelegt haben und die eine oberflächliche Beobachtung beim erwachsenen Manne für immer beseitigt geglaubt hatte.

Meine Worte sollen nicht als eine versteckte Anspielung zu Ungunsten bestimmter Ideen und zum Preis anderer ausgelegt werden: ich entäußere mich für einen Augenblick meiner Eigenschaft als eines bescheidenen Positivisten, ich strebe danach, mich über alle intellektuellen Leidenschaften und Parteien zu erheben, und spreche nicht im Namen einer Doktrin, die, wie ehrlich sie auch bekannt, doch irrig sein kann, sondern im Sinn der Charakterbildung, der die größte Sorgfalt zukommen sollte und die leider am Meisten vernachläßigt wird. Gebt Euren Söhnen den Glauben und das Ideal, die Euch am Besten gefallen: jede Meinung hat ein Recht auf Achtung und ist eine lebendige Kraft in der Welt, wenn sie redlich empfunden wird; aber gebt ihnen nicht den Zweifel, trübt nicht das reine, klare Wasser kindlicher Begeisterung mit dem schlauen Gift Eurer Berechnungen, in der Hoffnung, entweder das Kind für immer an die Einflüsterungen der ersten Jahre zu verpfänden, oder im Vertrauen, daß es sie auf dem Weg skeptischer Erfahrung loswerden wird. Welche von diesen Hoffnungen sich auch erfüllen möge: beide werden schmerzliche Folgen haben; denn beide werden die Entwickelung des Charakters hemmen, nicht nur durch das Beispiel von Veränderlichkeit und Widerspruch, das sie geben, sondern auch, weil, wenn es schon an sich schwer ist, die Erziehung von vorn anzufangen, diese neugeregelte Erziehung vollends nutzlos wird, sobald im Alter das geschwächte Gehirn dem Elend des verhängnißvollen Dämmerzustandes verfällt.

Einheit in der Leitung, eine Umgebung mit festen Grundsätzen: Das

also ists, dessen das Kind vor Allem bedarf, damit seine Seele sich frei und würdig entwickeln kann. Und hier ist von der Emanzipation der Frau viel zu hoffen. Je mehr sie sich der Wissenschaft und dem Leben nähert, je mehr sie, ebenbürtig dem Manne, zur Helferin am Werk sozialer Reform wird, die sich uns heute von allen Seiten aufdrängt und aufzwingt, desto mehr wird sie auch für die Erziehung ihrer Kinder leisten. Für eine wirkliche Erziehung, die Charaktere bilden will und ihr Ziel am Besten erreichen wird, wenn sie die Kinder so lange wie irgend möglich vor der Uniformirung durch die Schule bewahrt. Kinder in zarter Jugend verpflanzen, heißt, ihre Entwickelung bewußt und absichtlich stören. Und die Schule wirkt mit all dem Neuen, was sie bringt, auf junge Gemüther noch öfter verwirrend als fördernd.

Für eine Mutter, die mit dem Tode ringt, ist der Gedanke, ihr Kind verlassen, es der Sorge Anderer, vielleicht fremder und unbekannter Personen anvertrauen zu müssen, sicher der grausamste Schmerz. Und doch: wie viele Mütter beschleunigen freiwillig den Anbruch der Stunde, wo sie sich von ihrem Kind lösen müssen, wie viele schicken es zu früh in die Schule und versetzen es so ohne Noth in ein ihm fremdes Milieu! Im tiefsten Innern fühlen sie wohl die Unnatur dieses Systems; so oft sie auch wiederholen, daß die Schule der nothwendige Weg ins Leben ist, so gern das Ahnen mütterlicher Liebe die kleinen blonden Köpfchen schon mit Ruhmeskränzen gekrönt sieht: der erste Schultag, der Tag der Trennung, naht nie ohne bitteres Leid. Der Schmerz geht ja vorüber: der kleine Schüler gewöhnt sich an die Schule, wie die kleine Waise sich an die neue Familie gewöhnt; aber dieser Schmerz ist das Symptom und der Triumph des gesunden mütterlichen Empfindens.

Und warum sollten wir unsere Kinder im zartesten Alter der Leitung eines Lehrers anvertrauen, der sich, im besten Fall, bemüht, sie zu belehren, statt sie zu erziehen, und der, statt sie zu entwickeln, sie ermüdet? Lassen wir unsere Kinder doch unter uns und mit uns leben! Lassen wir sie sich körperlich und moralisch bilden, bevor wir sie zwingen, sich mit Kenntnissen vollzustopfen! Die ersten intimen Lebensjahre, die das Kind in einer warmen Gemüthsatmosphäre verbringt, werden nicht nur ihm, sondern auch der Mutter zum Heil gereichen. Kein Lehrer erkennt so klar, wie ein Kind erzogen werden muß, wie die Mutter, weil die Frau instinktiv und intuitiv die Temperamente herausfühlt und Belohnungen und Strafen, Worte und Handlungen je nach der Nothwendigkeit dosiren kann, — wenn dieses Apothekerwort hier gestattet ist. Und wäre selbst einem Lehrer dieser weibliche Scharfblick verliehen, besäße er auch die spezifisch weibliche Fähigkeit, in der Tiefe der Seele zu lesen, aus einem einfachen Blick, einer Bewegung, einer Antwort das Geheimniß der kindlichen Psyche zu enträthseln: wie könnte er in einer Klasse mit zwanzig oder mit vierzig Schülern von dieser Fähigkeit Gebrauch machen

und jedes Kind individuell erziehen? Wir sehen ja täglich, welches Schicksal die schwer zu erziehenden Kinder, die zurückgebliebenen, die schüchternen, die verschlossenen, die der Freude und dem Leben unzugänglich scheinen, in der Schule haben. Sie sitzen hinten auf den letzten Bänken, werden kaum beachtet, oft gehaßt und nicht selten von übermüthigen Kameraden mißhandelt. In der Familie, ohne den demüthigenden Vergleich mit den Gefährten, ohne die kalte und ungeduldige Strenge des Lehrers, aber unter dem Auge mütterlicher Sorge, die sie wie eine Liebkosung umgiebt, könnten sie wieder aufblühen, wie eine schwache und verdorrte Pflanze sich wieder aufrichtet, wenn eine liebevolle und mitleidige Hand sie pflegt und der wärmenden, Leben spendenden Sonne und der stärkenden Luft aussetzt.

Diese erste mütterliche Erziehung, sagte ich, würde nicht nur dem Kind, sondern auch der Mutter Heil bringen. Das wiederhole ich. Für die Frau bedeutet die Beschäftigung mit ihrem Kinde — nicht eine sprunghafte Beschäftigung nach den hysterischen Launen eines zufälligen Triebes, sondern eine beständige und gewissenhafte — Arbeit an ihrer eigenen Vervollkommnung. Für die wenigen Dinge, die wir den Kindern beibringen: wie unendlich viel könnten sie uns lehren, wenn wir sie nur studirten und verstünden! Und wie wahr ist das Wort, daß, während wir sie zu erziehen trachten, sie es sind, die unbewußt uns besser machen und über uns hinausheben, wenn unsere Mühen von Liebe getragen werden!

In der Welt der Reichen und Gebildeten haben die Damen viele müßige Stunden, führen sie ein gekünsteltes Leben, das sie ermüdet und langweilt; und doch fühlt keine, merkt keine, daß sie dicht neben sich eine heilsame und gesunde Beschäftigung hätte, die sie retten würde, — und nicht vor der Langeweile allein. Sie sieht rund um sich Alles wandeln und begreift nicht, daß auch sie einige Gewohnheiten ändern müßte; sie läßt ihr Leben auch fernerhin von der Routine des Herkommens bestimmen und hat nicht den Muth, sich dagegen aufzulehnen, widmet sich lieber den Frivolitäten des Gesellschafttreibens als einem ernsten Gedanken, einem Glauben, der sich in einem wichtigen Werk, der Erziehung ihrer Kinder, verkörpern würde. Und sie entschuldigt sich vor sich selbst — denn im Grund ihrer Seele regt sich vielleicht doch das Gewissen — mit dem Vorwand, ihre weltlichen Pflichten nähmen sie so in Anspruch, daß sie auch nicht eine Stunde erübrigen könne. Wie viel ironische Wahrheit liegt in diesen Worten! Ganz gewiß finden nur viel und würdig beschäftigte Menschen die Zeit, sich auch noch mit anderen Dingen abzugeben. Wer nichts Werthvolles thut, hat nie zu irgend Etwas Zeit.

Was muß eine Mutter nun thun, um die Pflichten gegen ihre Kinder wahrhaft zu erfüllen? Sicherlich braucht sie nicht das Opfer vieler Stunden für den Spezialunterricht zu bringen, dem alle Mütter nicht einmal gewachsen

wären und den schließlich jeder Lehrer eben so gut geben kann. Das Gefühl ihrer Mission aber muß in der Mutter stets lebendig und wachsam, ihre Sorge darf nicht nur darauf gerichtet sein, ihre Kinder, sondern zunächst darauf, sich selbst zu überwachen. Sie soll das Kind leiten und es fördern durch das tägliche Beispiel, nicht mit hin und wider gesprochenen Worten. Erziehung ist eine ununterbrochene Kette von Suggestionen; und wer glaubt, es genüge oder es sei die Hauptsache, Moralmaximen zu lehren oder mit Worten Grundsätze zu predigen, Der irrrt gewaltig. Solche Worte und Sätze gleiten über den Spiegel der Kinderseele hin, ohne Spuren zu hinterlassen, wenn sie nicht durch das tägliche Beispiel unterstützt werden, das allein die Macht hat, dauerhafte Eindrücke in Gemüth und Herz zu graben.

Deshalb ist es zwecklos, dem Kinde die Pflicht der Wahrhaftigkeit und den Abscheu vor der Lüge zu predigen, wenn wir selbst — wie es nur zu oft vorkommt — in unseren Handlungen unaufrichtig, in unseren Reden doppelzüngig sind und wenn unsere häufigste und beliebteste Beschäftigung in hämischem Klatsch über Alle, vornehmlich über unsere Freunde, besteht. Wahrhaftigkeit muß mit Thaten, nicht mit Worten eingeimpft werden; und Wahrhaftigkeit ist die Hygiene der Seele. Niemals dem Kinde Etwas vorlügen; einfach und ehrlich mit ihm sein; ihm die eigene Unwissenheit nicht verhehlen, wenn eine seiner Fragen uns in Verlegenheit setzt; nicht glauben, wir seien es unserer Würde schuldig, uns auf eine ausgesprochene Meinung zu versteifen, wenn wir zufällig geirrt oder das zulässige Maß überschritten haben sollten. Ehrlichkeit ist eine sichere Waffe. Das Kind gewöhnt sich daran, klar in uns hinein zu sehen, und es wird später ein Mensch werden, wenn wir als Erzieher uns bestrebt haben, ihm gegenüber Menschen zu sein.

Wie die Gewohnheit der Redlichkeit die Hygiene der Seele ist, so die Gewohnheit der Arbeit — der Handarbeit — die Hygiene für Seele und Körper zugleich. Theoretisch halten wir Alle sehr viel von der Arbeit, aber in der Praxis schätzen wir die sozialen Klassen höher ein, die sich den Luxus leisten können, nicht zu arbeiten; und diese Schätzung schließt die Verachtung der Arbeit ein. Wie unser ferner Zukunftstraum für unsere Söhne darin besteht, sie lieber als Gelehrte und führende Geister uns vorzustellen denn als Männer, die als Beamte, als Kaufleute, als Landwirthe sich durch Entbehrung ein Gewissen und durch Anstrengung eine Position geschaffen haben: eben so ist unsere nächste Sorge bei der Erziehung unserer Söhne darauf gerichtet, sie lieber Griechisch und Lateinisch als ein Handwerk, früher die Feder als Hacke und Hobel brauchen zu lehren. Wir haben noch nicht, wie die Angelsachsen, den fruchtbaren Einfluß verstanden, den nicht nur physisch, sondern auch moralisch die Gewöhnung an Arbeit auf das Kind ausübt; und während wir für selbstverständlich halten, es lesen und schreiben zu lehren,

würden wir es für uns selbst und für das Kind demüthigend finden, wenn wir es anhielten, untergeordnete Dienste zu verrichten, neben seinen moralischen Fähigkeiten auch seine körperlichen zu üben, nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch zu sein. Und doch ist die Arbeit, wenn sie von Anfang an gelehrt wird, eine Zerstreuung; sie wird, wenn sie mit dem Studium abwechselt, eine Belustigung; und das Kind gewöhnt sich allmählich daran, sie nicht zu verachten, sondern zu lieben, weil sie ihm die gesunde Heiterkeit, die Befriedigung verschafft, die aus dem Gefühl, sich selbst zu genügen, stammt, aus der Freude, nicht wegen jeder kleinsten Mühe oder wegen der geringsten äußeren Unbequemlichkeit auf Andere angewiesen zu sein.

Wenn das Kind sich an diese Art der Arbeit gewöhnt, wenn es in der Familie gelernt haben wird, frei und offen zu sein, wenn sein Geist sich an Wahrheit, Einfachheit und praktischem Sinn — den wichtigsten Bedingungen für ein nützliches und werthvolles Leben — gestählt hat, dann erst kann der Einfluß der Schule heilsam werden, indem er die kindliche Psyche entwickelt und fördert, ohne fürchten zu müssen, sie zu ermüden oder zu verwirren. Und von der Schule sollte man nicht nur Resultate erwarten, die den geistigen Fortschritt bestätigen, sondern vor allen solche, die für den sittlichen Fortschritt sprechen. Der Unterschied zwischen der italienisch-romanischen und der englisch-amerikanischen Erziehung wird klar durch die Behauptung beleuchtet, daß bei uns ein Lehrer den Gipfelpunkt seiner Leistungmöglichkeit erklommen zu haben glaubt, wenn er den Eltern eines Schülers sagen kann: Euer Sohn ist gelehrig, folgsam und lernt Alles, worin ich ihn unterweise; während bei den Angelsachsen ein Lehrer seinen Stolz darein setzt, den Eltern sagen zu können: Euer Sohn giebt immer mehr Proben einer werdenden Individualität, er bevorzugt diese oder jene Studien, er zeigt, daß er eine Persönlichkeit sein will und auch sein kann. Wir erstreben im Allgemeinen eine graue Einförmigkeit, eine glückliche Mittelmäßigkeit, eine Heerde, die ohne Auflehnung dem Hirten folgt. Die Angelsachsen streben nach Individualität, die absprechend, aber reich an furchtbaren und kraftvollen Möglichkeiten ist, nach der Gestaltung eines freien und ungebundenen Volkes, das sich nicht in den stehenden Gewässern eines versorgenden Amtes behaglich fühlt, sondern kühn hinausschifft in das stürmische Meer des Kampfes ums Dasein. Kein Zweifel, daß dieses zweite Erziehungsystem das bessere ist: das bessere insbesondere heute und für unser Land, dem die Charaktere fehlen. Und wohl nicht ihm allein. Wir Alle leiden nicht an der großen Zahl unsittlicher und perverser Menschen — die gab es in jeder Zeit —, sondern an der Unzahl von Individuen ohne bewußte Verantwortlichkeit, an der Masse der Schwächlinge, die jeder Suggestion ihrer Umgebung erliegen. Unsere Gesellschaft stirbt dahin an der Schwäche und moralischen Unzuverläsigkeit ihrer Söhne, am

Versagen der Willenskraft. Fast ganz fehlen — die Politik lehrt es jeden Tag — die Männer, die Balzac hommes-chênes nannte; wir haben zu viel Unterholz, das sich nach der Seite biegt, aus der gerade der Wind weht.

Zweifellos ist es die Civilisation, die uns so heruntergebracht hat; unser intensiv überspanntes Leben und die unzähligen Versuchungen dieser Civilisation wirken unausgesetzt das traurige Werk der Degeneration auf unsere geschwächten Nerven. Aber es ist unsere Pflicht, zu reagiren; und wie der Arzt, wenn er den Kranken nicht aus der ihm schädlichen Umgebung entfernen kann, die schlimmen Wirkungen dadurch zu neutralisiren sucht, daß er den individuellen Organismus durch alle Mittel der Hygiene kräftigt: so müssen wir, nachdem wir die Gefahren unserer Epoche erkannt haben, versuchen, ihre schlimmen Wirkungen dadurch zu neutralisiren, daß wir unseren Charakter durch geistige und moralische Hygiene stählen. Wenn man Alles gethan hat, um beim Kinde den Charakter zu formen, wenn man aus dem weichen Material der Menschennatur das Gebild eines redlichen Mannes geknetet hat, so werden die Stürme des Lebens einen solchen Mann vielleicht manchmal beugen, aber schnell wird er die Stirn wieder erheben, wie der gesunde Baum seinen stolzen Wipfel wieder gen Himmel reckt, wenn der Orkan vorübergerast ist.

Dieses hohe Werk der Charakterbildung muß das wichtigste Ziel aller Erziehung, aller Frauenarbeit sein. Schule und Leben dienen dazu, die individuellen Bestrebungen auf das eine oder das andere Ideal zu richten, den sprudelnden Quell des jugendlichen Enthusiasmus, der sonst in Fluthen endloser Wünsche und Träume ausströmen würde, zu kanalisiren, wenn ich mich dieses Ausdruckes bedienen darf. Die Familie aber hat die Möglichkeiten solches Enthusiasmus zu schaffen und durch feste Charakterbildung das Kind in den Stand zu setzen, später mit Wahrhaftigkeit und Hingabe der Idee zu dienen, die es mit leidenschaftlicher Ueberzeugung einmal ergriffen hat.

Ein Philosoph hat gesagt: Was immer eine Nation ist, Das schuldet sie ihren Müttern. Die Wahrheit dieses Ausspruches wurde besiegelt zur Zeit der Wiedergeburt Italiens, als jeder Märtyrer und jeder Held mit seinem Leben für den patriotischen Glauben zeugte, den die Mutter ihm eingepflanzt hatte. Und ich prophezeie, daß die Wahrheit des Wortes wiederum von der kommenden Generation besiegelt werden wird, die durch Euer Verdienst, Ihr Frauen, Ihr wahren Erzieherinnen, dem nationalen Leben bringen soll, was heute noch so selten ist: ein zuverlässiges, gläubiges, unbeugsames Gewissen und einen Charakter, der die schwachgemuthen Kompromisse schlauer Streber verachtet und mit ganzer Schaffenskraft den friedlichen Triumph der Idee zu sichern sucht.

Rom. Professor Dr. Scipio Sighele.

Ketzergedanken.

Es war eine schöne Zeit, die Zeit unserer Mütter. Ich sehe sie vor mir, diese Frauen mit der ruhevollen Mutteratmosphäre, die sie um sich verbreiteten, mit ihrer leisen Hand in dem stillen und doch von so vielen Empfindungen bewegten Krankenzimmer, in dem Gedräng des Haushaltes mit seinen tausend kleinen thatsächlichen Anforderungen, in der Heilheit und Ganzheit ihrer Naturen, mit ihrem wundervollen Mangel an moderner Frauenpersönlichkeit, ihrer stummen, so fraglos bereiten Hingebung, — und ein sehnsüchtiger Seufzer steigt in mir auf. Ich weiß: man wird lächeln, daß ein denkender Mensch solcher Selbsttäuschung verfallen, Ausnahmefälle als Typ nehmen und hieraus eine allgemeine Sehnsucht formen will. Von links wird man — kampfbereit und siegesgewiß — mich an die Enge, die Begrenztheit, die mit Alledem verbunden war, erinnern. Nun möchte ich nicht leugnen, daß, wer solches Ideal so heiß in der Seele trägt, ein bestimmtes Bild stets vor Augen hat, das mit nie verklingendem Zauber in ihm wirkt. Aber trotzdem bleibe ich dabei: es ist eine Zeit, die dabei vor mir aufersteht, ein Frauentyp, eine Frauengeneration, deren Macht in ihrer Begrenztheit mir gerade heute fühlbar wird.

Denn wir, die Frauengeneration, die um 1870 geboren ward, besitzen diese letzte Einheitlichkeit der Persönlichkeit nicht mehr, besitzen nicht mehr diese schöne Fähigkeit zur Konzentration, diese ungebrochenen, sicheren Empfindungen. Zu viel ist dazu an uns in jedem Sinn gerührt, zu viele Saiten sind zum Klingen gebracht worden, die man einst in ruhevollem Schlummer ließ. Gewiß: wir haben viel eingetauscht für Das, was uns verloren ging. Nur ein Thor würde leugnen, daß die Weiten des Lebens sich uns erschlossen. Aber seien wir einmal ehrlich, wir, die „wirs dann zuletzt so herrlich weit gebracht“, so müssen wir zugeben, daß ein klaffender Riß durch uns Alle geht. Eingestanden oder nicht: die Frau als Persönlichkeit und die Frau als Mutter mit all den furchtbaren Anforderungen, die das „Jahrhundert des Kindes“ an diese Aermste stellt, sie liegen tief innerlich im Streit. Eine Zeit ist gekommen, die zugleich ein Erwachen der Frau, ein Anruf zu tausend frischen, anspruchsvollen Lebensmöglichkeiten für sie ist und die auf der anderen Seite „das Kind“ als Herrscher, als Gebieter, nein: als Despoten aufgestellt hat. Und wer ist der Träger all dieser neuen Pflichten gegen das Kind, die eine vertiefte Psychologie, eine weisere Pädagogik, eine entwickelte Gesundheitlehre, eine ins Leben eingreifende Schönheitsehnsucht aufbürdet? Die Mutter, die Frau.

Nun kann man wohl einwenden, daß gerade die Gleichzeitigkeit des Erwachens der Frau zur Persönlichkeit und der Erkenntniß neuer Erziehungpflichten die Möglichkeit für die Erfüllung dieser Pflichten biete und eine wunderbare Harmonie ergebe. Und sicher sind diese Pflichten so komplizirter und schwieriger Natur, daß nur ein durchgebildeter Mensch, eine gereifte Intelligenz ihnen gerecht werden kann. Aber harmonischer Einklang ist deshalb nicht gegeben. Gewiß: die Mutter im idealsten Sinn verlangt den fähigsten Menschen. Aber ist es ehrlich, ist es wahr, zu behaupten, daß auch die entwickelte Frau nun wirklich ihre ganze, letzte Befriedigung in der Erfüllung dieser Pflichten findet? „Auf der Stirn des hohen Uraniden leuchtet ihr vermählter Strahl“; und thöricht und eng wäre

es, diesen herrlichen Ausnahmen, vor denen wir das Knie beugen wollen, die Existenzmöglichkeit abzusprechen. Diese Ausnahmen aber als Regel zu nehmen, wäre unehrlich. Die Frau von heute ist, wenn sie auf die Mittagshöhe ihrer physischen und psychischen Kraft gelangt, noch viel zu sehr mit sich beschäftigt, um restlos dem Kinde leben zu können. Das ist kein Vorwurf, aber es ist eine Thatsache, mit der wir zu rechnen haben.

Die Frau ist mit sich beschäftigt, mit den Quellen ihres eigenen Innern, mit tausend Sehnsüchten, tausend Kräften in sich, die ihr jeder neue Tag neu entschleiert. Sie weiß vielleicht noch gar nicht, wohin sie eigentlich will. Da ist keine gradlinige Chaussee, auch kein gut eingetretener Weg, zu dem ihr Verlangen führt. Aber sie fühlt dunkel, daß da Etwas in ihr ist, ein ganz Eigenes, Persönliches, das sich nicht tottreten läßt. Und sie hat auf die Stimmen in sich horchen gelernt, auf diese Stimmen voll süßen Reichthums und qualvoller Gefahr. Da ist kein Moralkodex von einst, der das Alles im Keime erstickte, es nur in unterirdischen, schon vor der Geburt verurtheilten Trieben hinsterben ließe. Nein: die Frau darf heute Ja zu diesen Trieben sagen; sie schaut ihnen frei ins Angesicht. Und sie werden groß und mächtig, breiten ihre starken Arme aus und erwürgen in übermächtiger Sehnsucht, was sich im eigenen Innern ihnen hemmend entgegenstemmt. Die Frau als Persönlichkeit: kein leeres Wort, kein toter Begriff, sondern eine furchtbar lebendig gewordene Macht.

Und von einem Menschen, den man den Respekt vor seinem Eigenen, Eigensten gelehrt hat, der die Achtung vor seiner Seelen- und Geisteskraft, vor den Wünschen seiner eigenen Brust gewonnen hat, der sich selbst entdeckt hat, erwartet man nun, er werde ganz in dem Aufleben einer anderen Individualität aufgehen können? Ja, wenn die Frau zur Zeit, da sie Erzieherin wird, schon am Ende wäre, ruhevoll in milder Abgeklärtheit auf ihre Erlebnisse zurückblickte! Aber sie ist ja noch jung. Ihre eigene Entwickelung ist vom Abschluß noch weit entfernt, ist in bewegten Phasen; tausend Einflüsse drängen auf sie ein, tausend Eindrücken ist sie preisgegeben. Und ihr Ich regt sich mit immer stärkeren Athemzügen ...

Und nun sehe man das Gegenbild. Das, was heute im Interesse des Kindes gewünscht, nein: gefordert wird. Mir scheint auf dem Gebiete der Erziehungfrage eine Arbeitstheilung höchst unglücklicher Art zu bestehen. Die darüber reden, haben nicht die eigentliche praktische Erfahrung und die wirklich Erfahrenen haben bei all diesen Diskussionen keine oder nur eine ganz vereinzelte Stimme. Wohl weiß ich, daß eine Reihe trefflicher Pädagogen, die oft auch als Erzieher und Lehrer Erfahrungen sammelten, nicht mit einem dreisten Wort abzuthun sind. Aber für Das, was ich im Auge habe: wie sich Alles, was im Interesse des Kindes von den verschiedensten Seiten gefordert wird, mit dem täglichen, dem praktischen Leben einen läßt, hat selbst ihre Ansicht nur einen bedingten Werth. Urtheilsfähig sind hier im Grunde nur Solche, die täglich und stündlich diese Forderungen in Einklang mit einander zu setzen haben, die von diesen an sich gewiß berechtigten theoretischen Forderungen den Weg zur Praxis, zur wirklichen Praxis zu finden haben: die Mütter. Eine junge Frau sagte mir einmal ganz verzweifelt: „Es ist wirklich schrecklich! Die Zeit ist nun schon so über und über besetzt: geistig soll nichts vernachlässigt werden; über-

anstrengt dürfen die Kinder nicht werden; etwas Sport muß man doch auch treiben; und nun noch" — sie faltete kläglich ihre hübschen, gepflegten Hände — „die ‚Kunst im Leben des Kindes'!"

Was hier in drastischer Form sich äußerte, ist eine im Kern tief berechtigte Klage. Ich zweifle keinen Augenblick, daß jede dieser pädagogischen, ästhetischen, hygienischen Forderungen — oder wenigstens die meisten von ihnen — ihren vollen Werth und ihre tiefe Berechtigung haben. Nur kranken wir an ihrem Uebermaß. Wir werden erstickt von ihrer Fülle. Es ist, als sei in ein zu enges Zimmer eine Schaar Menschen eingepreßt: Alle an sich werthvoll und berechtigt, dort zu sein; aber der Raum genügt nicht. Keins kann in voller Kraft sein Wesen entfalten und die Wirkung all des Drängens, Zerrens, Pressens ist eine unharmonische, unästhetische, ungesunde und qualvolle. So auch auf dem Gebiet, auf das ich anspiele; über zu vielem Wollen und Erstreben geht das Beste, eine friedvolle Harmonie und Stetigkeit der Lebensführung, verloren und nervöse Unruhe wird gezüchtet. Beschränkung auf das Nothwendigste müßte die Losung sein, nicht neue, immer neue Forderungen in der billigen und so unwahren Einkleidung, sie ließen sich „so leicht" in die Praxis übersetzen.

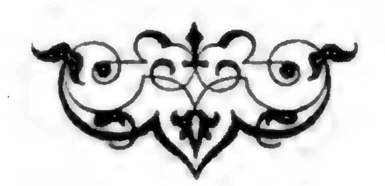
Doch ich sehe: ich bin selbst im Begriff, an einem „Allheilmittel" zu scheitern. Aber im selben Augenblick, da ich es zu denken wage, taucht schon wieder das Bewußtsein von den Schranken seiner Macht vor mir auf. Und wie immer ich wünsche, daß man sich der begrenzten Kraft und Zeit jedes Menschen bei der Aufstellung neuer Anforderungen erinnere und seine Augen auf das drangvolle praktische Leben richte: ein dunkler Rest, ich weiß es, wird bleiben. Er muß bleiben in unserer Zeit. Mutter und Kind sind heute in einer „jener Kreuzstellungen", über die nur eine unendlich persönliche Liebe mit den Engelsflügeln der Gnade hinweg trägt, für die aber keine rettende Formel, kein Rezept meines Erachtens zu finden ist.

Und wenn ich sagte, daß mein sehnsüchtiger Seufzer in die Vergangenheit geht und ich mit stiller und tiefer Bewunderung vor dem Bilde jener Frauen verweile, so ist es, weil sie in wundervoller Ganzheit und Unzerrissenheit uns ein Ganzes und Unzerrissenes geben konnten. Ich weiß, man wird mir entgegenhalten, sie seien nur die „Mütter der kleinen Kinder" gewesen, den „großen Problemen" des Lebens hätten sie fern, kühl, verständnißlos gegenüber gestanden und all die Fragen, ob man das heranwachsende Kind so oder anders zum Kampf mit dem Leben ausrüsten solle, hätten sie nicht durchwühlt. Gewiß nicht. Aber haben diese Frauen in ihrer scheinbar vegetativen Art nicht vielleicht ein Besseres gegeben, als all unser dünkelhafter Verstand ersinnt? Können wir heute unseren Kindern die stille, harmonische Atmosphäre bieten, in der wir aufwuchsen und in der vielleicht das Beste in uns sich ruhevoll entwickeln durfte? Sehen sie, wie wir es sahen, das Bild einer Hingebung und Aufopferung, die ihr Alles als ein Selbstverständliches an das Vollbringen der einen großen Aufgabe setzte und gar nicht der Frage nachgrübelte, ob es ein Ich mit eigenen Forderungen und Wünschen gebe? Und wissen wir, in wie vielen Menschen diese Saat reiche Früchte trug, wie vielen in den schicksalsschweren Stunden ihres Lebens jenes stumme Bild als ergreifende Mahnung vor die Seele trat?

Eine Entwickelung läßt sich nicht aufhalten. Tausend neue Lichter sehe

ich aufgesteckt, wenn die Gestalt der modernen Frau vor mein inneres Auge tritt. Aber auch der Schatten, den die Persönlichkeit wirft, ist unverkennbar. Die Luft, die bewegt ist von tausend Wünschen und Sehnsüchten, ist nicht die ruhe- und friedvolle Atmosphäre von einst. Und der Mensch, dem eben in sich das Hohelied des Eigenlebens erklungen, ist nicht am Besten geschaffen, sein Alles an ein Anderes, für ein Anderes hinzugeben. Dies Drama spielt nicht auf den Brettern, die die Welt bedeuten, aber heute in stilleren oder vernehmlicheren Tönen in dieser Welt selbst. Und wir, die wir stündlich fühlen, was wir nicht mehr zu geben vermögen, können uns nur mit dem wehen Trost begnügen, daß, was das heranreifende Kind einbüßt, dem herangereiften zu Gute kommen wird. Ihm können wir vielleicht einst in den dunklen Stunden seines Menschendaseins ein besseres, aus den Leiden eines eigenen reicheren und bewegteren Lebens geschöpftes Verstehen entgegenbringen; wären nur nicht „Worte, vielleicht eines Lebens Gewinn, Schall nur für Dich und für mich nur voll Sinn“.

Adele Gerhard.



Pilgerfahrt.

Mag man die künstlerische Bedeutung unserer modernen Frauendichtung hoch oder gering anschlagen: um neue Nuancen in den Beziehungen zwischen Mann und Weib hat sie die Literatur sicher bereichert. Hier hat das fast leidenschaftliche Suchen nach Eigenart und Selbständigkeit, das die Schriftstellerinnen der Jahrhundertwende so bezeichnend von all ihren Vorgängerinnen abhebt, neue Probleme gestellt, unerkannte Tiefen entschleiert, unverstandene Feinheiten aufgespürt. Und als Dokumente einer bedeutsamen Krisis, in der die Frau sich ein neues, ein volleres und tieferes Weibesschicksal zu erschaffen strebt, sind ihre dichterischen Bekenntnisse oft reizvoller und fesselnder als durch die künstlerische Bewältigung ihres Gehaltes. Jedenfalls gehören die interessantesten Frauenromane des letzten Jahrzehntes nicht ausschließlich der Literatur an, sondern auch — vielfach gewiß in noch höherem Maße — der Geschichte des Menschen und der Gesellschaft.

Eine Frage, der die Lebensprogramme der Gegenwart, die individualistischen und die sozialen, eine Mittelpunktsstellung gegeben haben, hat in einem neuen Frauenroman eine neue Antwort gefunden. Ich meine das bei Paetel in Berlin erschienene Buch von Frau Adele Gerhard: „Pilgerfahrt“. In feinen Strichen, die dem Auf und Ab eines reichen, tief angelegten, stark pulsirenden Menschenlebens zart und sicher folgen, zeichnet Adele Gerhard ein in vollstem Sinn modernes Frauenschicksal. In ihrer Heldin eint sich das gefestigte Selbstbewußtsein eines Menschen, der geistig gearbeitet hat, mit der Eindrucksfähigkeit und dem Lebensdurst der Künstlerin. Mit allen Sinnen ist Magdalene Witt in den Stimmungzauber eines oberitalischen Frühlings versenkt, als ihr der Mann

naht, der ihr Schicksal werden soll. Seine starke Männlichkeit, eine glänzende gesellschaftliche Kultur, die ihn befähigt, sich allen, auch den frauenhaft weichen Seiten ihres Wesens anzuempfinden, geben ihm den Sieg über sie. Die volle Hingabe an ihn ist ihr der innerlich nothwendige, natürliche Ausdruck für die stolze Bedingungslosigkeit ihrer Liebe; ihm, der das Opfer annimmt, erscheint es nachher doch wie ein Fehltritt, der nur durch die schleunige Erfüllung der konventionellen Forderungen nothdürftig legitimirt werden kann. Diese Art, das Geschehene zu betrachten, die ihr Handeln erniedrigt und in den Schmutz zieht, öffnet ihr die Augen über die Kluft zwischen ihrem und seinem Empfinden. Sie bricht mit ihm. Sie meint, frei von der Vergangenheit, ein eigenes Leben mit ihrem Kinde, für ihr Kind führen zu dürfen; aber dies Leben wird ein leidvolles Ringen mit dem Unmöglichen. Die Vergangenheit läßt sich nicht auslöschen; der Vater, von dem sie sich losgerissen hat, ist doch stets gegenwärtig: er lebt in seinem Kinde. Das Kind stirbt an einem in des Vaters Familie erblichen Lungenleiden: die Natur drückt ihr letztes Siegel unter die Offenbarung ihres Willens, ihrer unumstößlichen Gesetze, in diesem Menschenschicksal.

Adele Gerhard hat dieses Schicksal mit überzeugendem persönlichen Leben erfüllt. Die künstlerische Eigenart des Buches liegt in dem auch die kleinsten und letzten Geschehnisse kräftig durchfluthenden Strom seelischen Lebens. Besonders stark spüren wir seinen Pulsschlag, wo seelische Vorgänge mit der Natur, der Umgebung zu fein nuancirten Stimmungsklängen zusammenfließen. Wie ein nach Lösung, nach Erfüllung rufender Septimenakkord liegt der bange, schwellende südliche Frühlingszauber über dem ersten Begegnen der Beiden, mit grausamer, quälender Helle die sommerliche Nordseestrandstimmung über ihrer Trennung; und in goldenen Dämmertönen ersteht das alte, heilige Köln, wo die Sehnsucht nach der friedevollen Kindergeborgenheit von einst in der Heldin mächtig wird. Dieses im engsten Sinn dichterische Element des Buches wird ergänzt durch eine strenge künstlerische Bildung, die in einer konsequent durchgearbeiteten Technik des Aufbaues, einer sorgfältigen Abtönung der Gestalten gegen einander, in einer wählerischen, ästhetisch feinfühligen Formgebung zum Ausdruck kommt. So ist die künstlerische Seite des Buches weniger durch kühne Initiative als durch Innerlichkeit und wohlthuende Reife gekennzeichnet.

Rücken wir diesen Frauenroman in die große Debatte um neue Lebensideale, so antwortet er auf die brennende Frage nach dem Wesen der Ehe. Ist der Dauerwerth der Ehe aus einem fein durchgebildeten Individualismus heraus zu bejahen? Oder ergiebt sich aus der steigenden Kultur des Persönlichen wirklich die Nothwendigkeit einer durch nichts beschränkten erotischen Freiheit? An einer Stelle des Romans werden diese Für und Wider unmittelbar konfrontirt. Magdalene Witt kehrt nach dem Erlebniß mit Rumann in einen literarisch-philosophischen Kreis zurück, der diese Freiheit zum Prinzip erhoben hat. Dort will man sie feiern als Märtyrerin der neuen Adelsmoral, die kommen soll. „Die höchste, nie endende Wahl ist die höchste Reinheit. Die höchste Verfeinerung." Sie ist die Reine, Freie, Große. Und sie selbst? „Ein entsetzliches Wehgefühl ward übermächtig in ihr. Nein: diese Menschen ahnten nicht den Abgrund ihrer Leiden, — ihnen bedeutete nicht die letzte Hingabe von Seele und Leib, was sie ihr bedeutete. Irgend Etwas in ihnen mußte längst stumpf

geworden sein ... ‚Seine Lehre leben!‘ Ja, es klang hübsch. Ein tönender Stammbuchvers für Erwachsene. ‚Die höchste, nie endende Wahl ist die höchste Reinheit, die höchste Verfeinerung?‘ Wirklich? Aber wußten sie, was es heißt, seiner Persönlichkeit letzte Schleier zu heben, sich betasten zu lassen?“ Die Stelle ist in gewissem Sinn der Kern des ganzen Romans. Ja, Adele Gerhards Heldin ist sich selbst treu geblieben, sie hat im Sinn dieser sogenannten Freiheit gehandelt, handeln müssen, weil sie in einer engsten Lebensgemeinschaft keine Abzüge von den innerlichsten Forderungen ihrer Persönlichkeit ertragen konnte. Aber dabei hat sie erfahren, daß es nicht nur die äußerlichen Fesseln der Konvention waren, sondern eine andere, tiefere Gebundenheit, die sie zerriß. Sie hat erlebt, daß Hingabe von Seele und Leib dem Weibe mit feinem individuellen Empfinden und hohen individuellen Ansprüchen nichts Momentanes sein kann. Etwas, das sich vergessen und auslöschen läßt, wenn das Bedürfniß der „nie endenden Wahl“ auf Neues führt. Sie weiß nun, daß solche Hingabe dem feinfühligen Menschen ein letztes zartes Vertrauen bedeutet, dessen Verletzung, wie sie auch geschähe, tiefe, unheilbare Wunden reißt. „Ein Prinzip aus sich machen lassen“, weil Einem diese Wunden geschlagen wurden, ein Prinzip aus sich machen lassen, weil man sie lieber ertragen als eine Lebenslüge auf sich nehmen wollte, einem Programm eingliedern, was ein schmerzvoll persönliches Schicksal war, seine Dornenkrone tragen wie einen Orden: Das ist „widersinnig, verrückt, beleidigend.“ Und so erscheint die verachtete Konvention in anderem Licht. Freilich bindet sie Vieles äußerlich, was in Wirklichkeit längst weltenweit sich schied. Dann ist sie Lüge; und feig ist, wer sich ihr beugt. An sich aber ist sie der Ausdruck einer unumstößlichen Gesetzmäßigkeit, ist sie die soziale Verkörperung einer untilgbaren Grundthatsache der Menschenseele.

Noch von einem anderen Ausgangspunkt führt Adele Gerhard zu derselben Folgerung. Von dem Kinde aus. „Menschen, die Kinder haben, sind nie ganz tot. Irgend Etwas von ihnen lebt noch in irgend einer Ecke, untilgbar, unzerstörbar. Und die Gemeinschaft lebt in jedem Blick, in jeder Bewegung des Kindes.“ Eine leidenschaftliche Verirrung ist das Programm von dem „Recht auf ein Kind“, das man für die Frau aufgestellt hat, eine Verirrung, bei der man der Natur unerbittliche Gesetzmäßigkeit vergaß. Das Kind ist ja doch nicht einfach neues Menschenmaterial, das nach Gefallen gestaltet werden kann von Dem, der es sich aneignet. Es ist „geprägte Form“; diese Form schufen Beide, Vater und Mutter; damit sie „lebend sich entwickle“, damit sie die ganze Fülle ihres Persönlichkeitwerthes erreiche, bedarf es des dauernden Einströmens individueller Geisteswerthe aus beiden Quellen.

Je höher die Menschheit steigen wird in der Richtung wachsender Individualisirung, je mehr sich das Gefühl verfeinern wird für die von der Natur bestimmten, aller menschlichen Willkür entrückten Imponderabilien des Persönlichen, um so unantastbarer wird ihr die Zusammengehörigkeit von Mann und Weib und Kind erscheinen. Mag die Zukunft die äußeren Formen dieser Gemeinschaft wandeln: lösen wird sie den Bund nicht, sondern ihn über alle Zufälligkeiten gesellschaftlicher Krisen, über alle Willkür sozialer Programme erheben.

Halensee. Gertrud Bäumer.

Unser Kunstgewerbe.

Fast ein Jahr ist vergangen, seit ich hier vom Krach des deutschen Kunstgewerbes sprechen und einen Weg zur Heilung vorschlagen durfte. In dieser für eine Entwickelungperiode langen Zeit ist nichts Positives geschehen; eine Reihe öffentlicher Veranstaltungen gab aber die Gelegenheit, den Stand der Dinge zu prüfen. So mag noch einmal ausgesprochen werden, was ist.

Zwei große Ausstellungen haben das qualitative Verhältniß der deutschen zur ausländischen, der künstlerischen zur industriellen Produktion gezeigt. In Düsseldorf trat das deutsche Kunstgewerbe nur in Konkurrenz mit dem österreichischen: kein ernsthafter Beurtheiler hat Oesterreichs Ueberlegenheit zu leugnen versucht. In Turin gab es internationalen Wettbewerb. Deutschland hatte Raum genug, hatte von allen Seiten her große Zuschüsse bekommen; und das Ergebniß war gleich Null. Kein Fachmann konnte den Mißerfolg beschönigen. Auch den materiellen Ausgang kennen wir jetzt. Der Gesammtumsatz betrug ungefähr hunderttausend Mark. In diese Summe sind alle Pflichtkäufe, vermuthlich auch all die Gegenstände eingerechnet, die zur Ausstellung nur geliehen und schon vorher bestellt waren. Die deutsche Kritik, heißt es nun in offiziösen Notizen, habe das Geschäft verdorben. Das ist lächerlich. Das internationale Publikum einer turiner Ausstellung kauft, was nach Geschmack, Ausführung und Preis einen Ankauf in der Fremde lohnt. Und die Italiener lesen wahrhaftig unsere Kunsturtheile nicht. Den ersten Preis aber gab die internationale Jury Olbrich, dem deutschen Künstler, den die seltsame Methode des deutschen Arbeitausschusses gezwungen hatte, außerhalb der offiziellen deutschen Abtheilung auszustellen.

Auf beiden Ausstellungen traten die von mir hier gerügten Mängel ans Licht: ungenügende Schulerziehung, Abenteurerei der großen, „modernen“ Firmen, vom Künstler kaum zu überwindende Schwierigkeit, seinen Entwurf unter eigener Aufsicht ausführen zu lassen, willkürliche, unkontrolirbare Preisbildung. Seitdem hat sich ja in Berlin Mancherlei zugetragen. Otto Eckmann, der Einzige, der an der Spree dekorativen Geist und dekorative Phantasie gezeigt hatte, ist gestorben. Patriz Huber, eine Hoffnung, nahm sich das Leben; nicht, weil er keinen Erfolg hatte, verzweifelt über seine materielle Lage als „Innenarchitekt“ war. Persönliches Schicksal trieb ihn zum Selbstmord. Aber drei Tage vor seinem Tode war er bei mir gewesen und hatte gestöhnt; über die berlinische Hast und die Unternehmer, denen man ausgeliefert sei. Eckmanns Stelle an der Kunstgewerbeschule erhielt nicht ein moderner Lehrer. Die Reichsdruckerei, die versucht hatte, sich der Zeit anzupassen, entließ all ihre modernen Helfer und kehrte, auf hohen Befehl, zur alten Wirthschaft zurück. Das war um so befremdlicher, als die Erfolge

des Buchdruckes, der neuen Schwarzweißkunst sehr groß waren; besonders groß auf der pariser Weltausstellung der Erfolg des von den modernen Leuten der Reichsdruckerei hergestellten Kataloges. Wertheim eröffnete seine lange vorbereitete Wohnungausstellung. Die Absicht ist zu loben; daß ein Waarenhaus, seiner organischen Bestimmung nach, in die Entwickelung des Kunstgewerbes einzugreifen sucht, muß Jeden freuen; doch nur Weniges gelang und gerade die Hauptlinien sind falsch. Und schließlich: Keller & Reiner, bisher der Hort der Modernen, rufen zur Besichtigung historischer Möbel, französischer Stilkopien. Die Unternehmer haben gute Ohren. Sie dienen dem Publikum. Die Inserate sprechen nur aus, was die Käufer verlangen. So ists überall. Kündigt Borchardt asiatische Vogelnester an, so bedeutet Das: Meine Kunden gelüstets danach. Und füllt Keller & Reiner sein Lager mit Rokokonachahmung, so darf man sicher sein, daß der Snob, die Mode — ich weigere mich noch, zu sagen: die Entwickelung — Rokoko verlangt.

Die historischen Möbel und Dekorationen sind schnell wieder in die Mode gelangt. Als ich vor einem Jahr die Befürchtung aussprach, es werde so kommen, erwiderte mir einer der ersten Architekten, ich hätte nur die obligaten Ueblichkeiten nach allzu reichlichem Genuß moderner Formen. Andere meinten, eine Rückkehr zu alten Formen sei ausgeschlossen, und führten mich, zum Beweis, vor die Schaufenster der billigen Großlager, die schon angefangen hatten, auf ihre Art mit den neuen Linien und Farben sich abzufinden. Könne, fragte man mich, eine Bewegung so kläglich enden, die so rasch in breite Schichten gedrungen sei? Und im Herbst wies man auf Wertheim. Die neue Ausstattung des wertheimischen Möbellagers war auch wirklich ein für Berlin wichtiges Ereigniß. Dort konnte man die suggestive Gewalt des Waarenhauses, dieser neuen wirthschaftlichen Macht, kennen lernen. Tausende, die nie zu Keller & Reiner oder zu Hirschwald gegangen wären, standen nun vor diesen leibhaftigen Zeugnissen einer neuen Kunst und waren rasch bereit, sich zu dem modernen Dogma bekehren zu lassen. Für die Leute vom Fach war es ja allerdings, wenn nicht vor der Eröffnung, so doch nach der ersten halben Stunde klar, daß in diesen Räumen keine neue Aera der Wohnkunst eröffnet werde. Außer dem Schlafzimmer von Trost, dem Herrenzimmer von Sepp Kaiser und einer geistreichen Phantasie von Baillie-Scott war nicht viel da, das der Rede lohnte. Die Eingeweihten wußten Gründe für solches Mißlingen; mir scheinen alle besonderen Fehler, die gemacht wurden, unwesentlich gegenüber der Methode, das Kommission- und Sortimentsgeschäft, das für die übrigen Rayons möglich war, auf das Kunstgewerbe zu übertragen, wo es, auch in England hat mans eingesehen, eben nicht möglich ist. Die Inneneinrichtung soll sich dem Bewohner anschmiegen und muß, um es zu können, nach Maß gearbeitet sein. Ferner: die Skizze, die der Architekt von

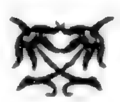
einem Interieur oder einem einzelnen Stück anfertigt, ist, bei der jetzt üblichen Trennung von Werkstatt und Atelier, oft so verschieden vom ausgeführten Werk, daß der Entwerfer selbst staunend sieht, was aus seiner Arbeit geworden ist. Und schließlich: die Preise wachsen ins Unerreichbare und das Verhältniß des Materialwerthes zum Kaufpreis wird ungerecht. Alle Mängel einer zersplitternden Großorganisation werden fühlbar, ihre Vorzüge aber fehlen; insbesondere ein billiger Preis, der durch die Massenerzeugung möglich würde. Auch Wertheim kann nicht billiger sein als die Snobbazare, denn auch er hat weder sichere Leitung noch eigene Werkstätten. Wenn das einfache Schlafzimmer von Trost, ohne Teppiche, Vorhänge, Beleuchtungskörper, 3000, ein kleines Sofa mit zwei Kästchen in gebeiztem Holz 870 Mark kostet, so lehren die beiden Ziffern schon, daß von dem Versuch, einen Volksstil zu schaffen, nicht die Rede sein kann. Die hohen Preise sind nicht auf unreelle Gebahrung oder Profitsucht zurückzuführen; ich glaube sogar, daß Wertheim trotz diesen Preisen und selbst nach Verkauf sämmtlicher Gegenstände noch ein beträchtliches Defizit haben wird. Die Anlage ist falsch, im Hause wird nicht gearbeitet: daher die großen Kosten.

Trotz Alledem — daß die Preise, wie mir erzählt wird, in diesem Rayon nicht fest sind, will ich nicht glauben — trotz Alledem muß ein großer Theil unserer kunstgewerblichen Hoffnungen sich an Wertheim knüpfen. Ganz Berlin wandert durch dieses Waarenhaus; hier ist Wirkung ins Weite möglich. Wenn die Besitzer, statt sechs oder sieben Zimmer von mehr oder minder geschickten Zeichnern entwerfen und da oder dort ausführen zu lassen, in jedem einzelnen ihrer Betriebe auf gute neue Muster, einfaches Material und sauberste Ausführung hielten, könnte von der Leipzigerstraße aus für die künstlerische Kultur Berlins viel geschehen. Bei dem großen Angebot, das die Produzenten ihm machen, könnte Wertheim die einzelnen Firmen leicht zwingen, die Muster anzufertigen, die er braucht, die sein künstlerischer Beirath ihm empfiehlt und den Fabrikanten nachweist. So könnte dieses Waarenhaus durchsetzen, daß endlich anständiges Tafelgeschirr, brauchbare Gardinen, Vorhänge, Ofenvorleger u. s. w. in den Handel kommen. Das wäre ein Ausweg, so lange wir nicht eine Organisation haben, die durch Betheiligungen die Gewerbekünstler am Umsatz interessirt und in einzelnen, streng vom Künstler beaufsichtigten Werkstätten alle Gegenstände selbst herstellt. Von den besonderen Möglichkeiten eines Geschäftsunternehmens sprach ich hier so ausführlich, weil die Fachleute wohl nicht mit Unrecht von den Neubauten dieses Waarenhauses, die im nächsten Jahr bevorstehen, eine Umgestaltung nach der angedeuteten Richtung erhoffen und weil Wertheims Bedeutung für Berlin weit über die eines privaten Geschäftsunternehmens hinausgeht.

Während bei Keller & Reiner versilberte Salons und vergoldete Bou-

doirs zu sehen sind, die Imitation herrscht und die Zeiten des Silber- und Goldlacks — zehn Pfennig das Fläschchen; bronzire Dein Heim! — wiederkehren, hat die Jubiläumsausstellung des Deutschen Kunstgewerbevereins uns den Versuch einer kleinen Künstlergemeinde, der Steglitzer Werkstätten, gezeigt, von denen man viel zu wenig weiß. In diesen Steglitzer Werkstätten herrschen ein paar junge Leute, die allerlei Kunstgewerbliches, besonders typographische Arbeiten versuchen. Sehr junge Menschen, die noch jüngere Schüler und Schülerinnen haben; über ihrem Thun liegt ein wohlthuender Hauch von Frische. Noch sind ihre Leistungen nur Ansätze; aber wieder ersteht das Bild Dessen, was werden könnte. Nur eine große, moderne, verständig geleitete Organisation könnte das Heil bringen. Darin sind alle Sachkenner einig. Das nöthige Kapital aber scheint noch nicht zu finden. Und doch: das Handwerk stirbt aus, muß aussterben. Stimmungen, Sentiments helfen dagegen nicht. Die Maschine kommt und erst mit ihr die wirkliche großgewerbliche Anlage. Erst sie ermöglicht die Herstellung billiger und guter Wohnungtypen, wohlfeilen Kulturgeräthes. Werden die Beamten und Delegirten, denen vom Deutschen Reich die Sorge für die kunstgewerbliche Ausstellung in Saint Louis anvertraut ist, diese Möglichkeit klar erkennen und falsche Wege meiden, die wieder nach Turin führen könnten? Leider hört man noch nicht einmal, daß die Kommission einer sachkundigen Jury — am Besten wäre ein Einzelner, der natürlich selbst nichts ausstellen dürfte — das Recht eingeräumt habe, die Arbeiten zu vertheilen, für ausreichende Ueberwachung zu sorgen und ihr nicht Genügendes unbedingt abzulehnen. Der Minister sollte diese Gelegenheit zur Gründung einer staatlichen oder doch mit dem Staat und, was wichtig ist, den Kunstgewerbeschulen in Verbindung stehenden Organisation benutzen, an der ja die einzelnen Firmen betheiligt sein könnten. Dann wäre man wenigstens vor schleuderhafter Fabrikation sicher, die in Turin so schädlich wirkte. Besonders schlimm wird es wieder um Berlin bestellt sein. Das Deutsche Haus wird vom Herrn Bruno Schmitz als eine ärmliche Nachahmung des charlottenburger Schlosses erbaut und mit allerlei altem Kram angefüllt. Die Amerikaner werden Augen machen, wenn ihnen, als Muster deutscher zeitgenössischer Kunst, das Tafelsilber des Hofes gezeigt wird, das vor so und so vielen Jahren als verschnörkeltes Hochzeitgeschenk der deutschen Städte dem Kaiser (damaligen Kronprinzen) dargebracht wurde. Und wie wird das berlinische Kunsthandwerk vertreten sein? Die süddeutschen und rheinischen Städte haben sich vereinigt und aus Dresden, Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt, vielleicht auch aus Weimar wird Anständiges kommen. Die einzelnen Städte haben den Ausstellern große Zuschüsse gegeben und man hat beschlossen, daß aus den Fonds des Reichskommissars jeder einzelnen Künstlergruppe eben so viel gegeben werde, wie ihre Stadt ihr

giebt. Und Berlin, das „Kulturcentrum"? Hier ist nichts bewilligt worden; gar nichts. Irgendwo in einer Kneipe oder einem Atelier sitzen ein paar Architekten und Künstler und raisonniren, laufen auch wohl von jenem Geheimrath zu diesem Professor: Geld ist nicht da. Die Kunstgewerbeschule, das Kunstgewerbemuseum haben abgelehnt, sich um die Sache zu kümmern. Das Kultusministerium hat mit dem Kunstgewerbe nichts zu thun; über Bilder und Skulpturen ließe sich eher reden. Das Handelsministerium sieht in den großen Industriefirmen die Vertretung des Kunsthandwerkes. Warum steht in der berliner Stadtverwaltung nicht ein Herr auf — vielleicht Herr Reicke, der aesthetische Bürgermeister — und sagt: Wenn Dresden dreißigtausend Mark giebt, darf Berlin sich nicht lumpen lassen? . . Müssen die Künstler auch diesmal wieder bei den Firmen herumhausiren und froh sein, wenn sie für die Ausführung ihrer Skizzen nicht noch aus eigener Tasche draufzuzahlen haben, werden wieder nutzlose Empfangsräume und unmögliche Wohnzimmer ausgestellt, dann wird unser Kunstgewerbe aus Amerika nicht besseren Ertrag heimbringen als aus Italien und vom Rhein. W. Fred.



Selbstanzeigen.

Das Papstthum und Byzanz. Die Trennung der beiden Mächte und das Problem ihrer Wiedervereinigung bis zum Untergang des byzantinischen Reiches (1453). Berlin, B. Behrs Verlag. Sechzehn Mark.

Ich betitle diese Untersuchungen „Das Papstthum und Byzanz" und nicht etwa „Die Beziehungen der römischen und griechischen Kirche". Durch die Wahl dieses Titels möchte ich betonen, daß ich das Verhältniß jener beiden Mächte herauszulösen gedenke aus der ausschließlich religiösen Betrachtungweise, die allein es bis auf die Gegenwart erfahren hat. Dieser rein religiöse Standpunkt läßt sowohl den Ursprung des Schismas als auch vornehmlich die Versuche des Mittelalters, es wieder beizulegen, in ihrer wahren Bedeutung verkennen. Das Wesen insbesondere der Uniongeschichte des Mittelalters möchte ich vielmehr nicht in den unfruchtbaren, auf eine Idealunion hinzielenden theologischen Disputationen, sondern in den Versuchen der Lateiner, Konstantinopel zu erobern, und den Unionbestrebungen der griechischen Kaiser sehen. Auf diesem Wege allein ist es zu realen Zusammenfassungen der byzantinischen Welt mit der abendländischen gekommen. In den Vordergrund des Interesses treten danach, statt der abendländischen und morgenländischen Kirche, das Papstthum und Byzanz: jenes als Spitze der abendländischen Staatenwelt, dieses als Sitz der Rhomäerkaiser. Das heißt: neben und vor dem kirchlichen Moment wird das weltlich-politische, als das Moment der lebendigen Entwickelung in der Uniongeschichte, den Gegenstand der Untersuchung bilden müssen. Hierdurch wird, wie ich glaube, neues Licht

auf die imperialen Bestrebungen des mittelalterlichen Papstthums fallen, ihr Widerstreit mit dem deutschen nicht nur, sondern auch dem griechischen und französischen „Imperialismus“, insbesondere dem Karls von Anjou ersichtlich werden. Wir werden das Papstthum als Vormacht des Latinismus auftreten sehen, aber es wird sich uns auch in der Rolle einer über die spezifisch lateinischen Interessen erhabenen Universalmacht zeigen; dabei wird uns dann der Occident als die Schaubühne eines tragischen Konfliktes zwischen der Eigensucht der abendländischen Nationen, die die Griechen bekämpften oder ihrem Schicksal überließen, und dem völkerverbindenden Universalismus der Kurie erscheinen. Im byzantinischen Reich aber werden wir auf kleinerem Schauplatz einen Konflikt zwischen Staat und Volksthum sich abspielen sehen. Die Kreuzzüge finden naturgemäß in diesen Untersuchungen vielfache Würdigung, doch berühre ich sie nur, so weit sie für das mich hier beschäftigende Problem in Frage kommen, in der Hoffnung, über diesen Gegenstand noch einmal für sich zu handeln. Eben so mußte die Handelspolitik insbesondere der Republik Venedig weitgehende Berücksichtigung erfahren. Ihr Schwanken zwischen einer Okkupation byzantinischen Landes und der bloßen Eröffnung des byzantinischen Reiches für ihren Handel bietet eine Parallele zu der päpstlichen Doppelpolitik, aber auch einen mittelalterlichen Prototyp des modernen Kolonialproblems. Endlich werden aus den vielfachen Wechselfällen der Beziehungen des Abendlandes zu Byzanz, die es im Lauf dieser Untersuchungen zu behandeln galt, die Ursachen für den Untergang des byzantinischen Reiches im Jahre 1453 erst recht klar werden.

Dr. Walter Norden.

❦

Das Wesen des Mitleids. F. Dümmlers Verlag. Preis 1,50 Mark.

Diese Schrift ist eine weitere Ausführung meiner Anschauungen vom Wesen des Mitleids, die ich in meinem Werk „Kritische Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft“ (Berlin 1897) dargelegt habe. In der neuen Schrift wird das Wesen des Mitleids nicht nur, so weit es in der Ethik, sondern auch, so weit es in der Aesthetik eine Rolle spielt, beleuchtet. Nach einer kurzen Einleitung, die eine historische Uebersicht über die wichtigsten Grundprinzipien der Ethik giebt, suche ich im ersten Theil die Unhaltbarkeit der bisherigen Erklärungen des Mitleids nachzuweisen, um dann im zweiten Theile das wahre Wesen des Mitleids darzulegen. Dieses Wesen finde ich in dem allmählich genetisch entstandenen verletzten Gefühl der Zusammengehörigkeit mit allen anderen beseelten Wesen gegenüber den schädlichen Eingriffen der gesammten objektiven Außenwelt ins psychische Leben. Der Schluß enthält eine kurze Zusammenfassung der Ergebnisse.

Dr. Wilhelm Stern.

❦

Katharina. Das Leben einer Färberstochter. Berlin, 1902. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.

Das Handwerkerkind, die ungelehrte Tochter des Volkes, von der dieses Buch berichtet, hat vor mehr als fünfhundert Jahren gelebt und ist eine Heilige gewesen. Manchen Leser schreckt diese Thatsache. „Nein“, sagte mir einer, „zu solchem mittelalterlichen Stoff habe ich kein Verhältniß und mag davon über-

haupt nichts lesen." „Wie können Sie etwas so Frommes schreiben!" meinte ein Anderer. Und der Nächste: „Eine so frivole Arbeit hätte ich Ihnen nie zugetraut. Sankta Katharina von Siena, die holdeste, frommste aller Heiligen, verleumden Sie und können sich nur darauf gefaßt machen, auf den Index gesetzt zu werden." Solche einander widersprechende Kritiken sind für den Autor unendlich lehrreich. Und gegen Vorwürfe wie den ersten mindestens vermag er sich zu vertheidigen. Die Zeit von vor fünfhundert Jahren liegt nicht gar so fern; wir sind seitdem nicht so „anders" geworden. Frauen, die mehr vom Leben begehren als glückliche Liebe oder die, weil sie dieses Glück nicht fanden, für die Armen, für die Rechte ihrer Schwestern sich ganz aufopfern: solche Frauen und Mädchen giebt es heute wie im vierzehnten Jahrhundert. Wenn aber eine opferfreudige Seele heute sich erkühnt, auch politisch wirken zu wollen — wie es jene Katharina that, die den Papst aus dem Exil nach Rom zurückführte —, wenn eine Frau heute vor Fürsten und Völkern den Frieden predigt, dann lacht man sie aus. Damals ward sie für eine Heilige gehalten. Das scheint mir der ganze Unterschied. Fast zugleich mit Katharina hat ihre Vorgängerin auch in einem Novellisten ihren Biographen gefunden. Das Buch von Werner von Heidenstamm: „Die Pilgerfahrt der Heiligen Brigitta" ist mir in deutscher Uebersetzung neulich erst in die Hände gekommen. Die schwedische Fürstentochter ist, wie das Färberkind von Siena, erfüllt von der großen Sehnsucht, die Welt zu verbessern. Diese Sehnsucht kann nicht veralten. Und würden die Menschen auch noch so weise, noch so kühl vernünftig und praktisch: immer wieder wird es Feuerköpfe geben, die davon träumen, auf ihre Weise ihren Mitmenschen zu helfen, und die dann, am Schluß ihres leidvollen Ringens, wie Katharina auf ihrem Totenbett, zu der bitteren Erkenntniß gelangen, daß die Menschheit ihren Weg geht, auf dieser runden, sich im Kreislauf drehenden Erde, ihren Weg, den die schwache Hand des Einzelnen weder vorschreiben noch abändern kann.

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

Die Fürsorge für die Handlungsgehilfinnen. H. Burdach, Dresden, 1903. Preis 40 Pfg.

Ein Vortrag, den ich zuerst in Dresden hielt und der nun, in wesentlich erweiterter Form, seinen urspüglichen Zweck erfüllen soll: die bisher unserer Sache noch fern Stehenden für sie zu interessiren und ihnen mitzutheilen, was in manchen deutschen Städtchen schon für die Ladnerinnen gethan worden ist, zugleich aber auch darauf hinzuweisen, wie dringend nöthig es ist, daß noch mehr helfende Kräfte sich in den Dienst dieser Arbeit stellen und zur Besserung der materiellen und moralischen Lage der Handlungsgehilfinnen beitragen.

Dresden. Dora Vollmoeller.

William Shakespeare und Käthchen Minola. Dresden, E. Pierson.

Käthchen Minola ist die Heldin in Shakespeares „Zähmung der Widerspenstigen." Lange Zeit konnte ich selbst diesem Werk nicht die rechte Freude abgewinnen, bis mir vor vielen Jahren einmal das Lesen des Originals eine den bis jetzt hergebrachten geradezu entgegengesetzte Anschauung von dem Werk

brachte, bei der ich zu vollem Genuß gelangte. Nach einigem Suchen fand ich literarhistorische Belege, die mir meine Auffassung unwiderleglich bekräftigten. Literaturdenkmäler, die trotz dem Fleiß unserer Philologen bisher merkwürdiger Weise wenig, zum Theil auch gar nicht benutzt worden waren. Daß ich jedoch nur auseinanderfaltete und nicht meinen Sinn hineinlegte, wurde mir erst zur Gewißheit, da mir aus anderen Werken Shakespeares sich seine Persönlichkeit offenbarte, als deren eine Ausstrahlung die „Zähmung" in meiner Auffassung erschien, und da ich bei Shakespeare die Wesenszüge fand, aus denen sein Käthchen entstanden sein mußte. In Shakespeares Zeit erwuchsen — vielleicht zum ersten Mal — selbst in der bürgerlichen Enge weibliche Einzelpersönlichkeiten. Es ist ein Zeugniß für seine Hellsichtigkeit, daß er als erster aller Dichter dieses Seelenleben — nicht etwa das mit ihm geborene soziale Problem — gestaltete. Ihm stand als Künstler die Frage für und wider das Eigenleben der Frau völlig fern; er sah mit Freuden und mit Schmerzen nur die Herzenszuckungen, die in Einzelnen die Wandlung erregte. Die innerliche Tragoedie, die entstehen mußte, sobald ein Mädchen von sonderer Eigenheit an einen Mann kam, der die Persönlichkeit einer Frau noch nicht zu erfassen vermochte, hat Shakespeare in der „Zähmung" nach außen projizirt. Die Auffassung seines Käthchens habe ich zunächst aus dem Kunstwerk selbst zu entwickeln, mit den literarhistorischen Belegen zu beweisen und aus der uns in seinen übrigen Werken, besonders den Sonetten, entgegenleuchtenden Persönlichkeit Shakespeares zu erklären versucht. Ich wollte die Freude an einem Kunstwerk und seinem Schöpfer erhöhen und stärken; meine schwierigste Aufgabe war daher, die von mir aus den Materialien gewonnene Auffassung wieder in künstlerischer Form zu geben. Werthvoll dünkt mich der hierbei am Beispiel der „Zähmung der Widerspenstigen" erbrachte Nachweis, daß Shakespeare die Zote nicht als Zugeständniß an den Volks- und Zeitgeschmack bot, sondern als Kunstmittel gebrauchte. Da ich hierauf eingehen und diese Stellen wiedergeben mußte, habe ich sie in der Ursprache angeführt, um den Gebrauch dieser Zusammenstellung ad usum Delphini nach Möglichkeit zu erschweren. Ich schätze die deutschen Uebersetzungen, insbesondere die von Herwegh, im Gegensatz zu unseren landläufigen Bühnenbearbeitungen, sehr hoch.

Dresden. Dr. Hermann Jacobson.

Magerkohlenzechen.

In den kontradiktorischen Verhandlungen über das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat sind auf beiden Seiten über Magerkohlenzechen Worte gefallen, die geeignet sind, im Publikum falsche Vorstellungen vom Wesen dieser wichtigen Kohlengruppe zu erzeugen. Nur ein Theilnehmer wäre in der Lage gewesen, wenigstens über die wichtigsten Punkte Aufklärung zu geben: der Bergwerksbesitzer Hugo Stinnes. Dieser Herr, der umfangreiche Fettkohlenzechen besitzt, ist nur am Besitz einer wirklichen Magerkohlenzeche betheiligt, daneben aber auch Vertreter des legitimen Kohlengroßhandels. Im Grunde waren die Magerkohlenzechen in der Konferenz also überhaupt nicht vertreten.

Behauptet wurde: 1. Die Magerkohlenzechen haben ihre früher so wesentliche Bedeutung verloren; erst nach ihrem Eintritt in das Syndikat haben sie Aufbereitungen und Briquettefabriken gebaut. Ein großer Theil des Absatzes vollzieht sich im Landdebit. Die Magerkohlengruppe hat in den Syndikatsversammlungen meist Preiserhöhungen gefordert und den beantragten Ermäßigungen Widerstand entgegengesetzt. (Referent: Regirungrath Dr. Voelcker). 2. Herr Geheimrath Kirdorf sagte: „Aus dem Vortrage des Herrn Referenten ersehe ich daß von der mageren Seite (Heiterkeit), von den Magerkohlenzechen ziemliche Beschwerden über das Syndikat geführt sind, und ich bedaure wirklich, daß die Herren, die diese Beschwerden haben, damals dem Syndikate beigetreten sind. Wir haben sie gar nicht so gern in unserer Mitte gesehen. Die immer so klagen, die Magerkohlenpartei, würden allein sich wohl nur sehr schlecht helfen können."

Bevor die Unrichtigkeit dieser Behauptung nachgewiesen wird, ist es wohl angebracht, zunächst den Begriff „Magerkohlenzechen" zu definiren. Dem geologischen Alter, der Entstehungzeit nach rangiren die Kohlengruppen: 1. Magerkohle, 2. Eßkohle, 3. Fettkohle, 4. Gasflammkohle, 5. Gaskohle. Die Magerkohlenflötze streichen — unter dem gesammten Steinkohlenbecken — unter die Eßkohlen-, Fettkohlen-, Gasflamm- und Gaskohlenflötze. Eine neue Gaskohlenzeche baut daher zuerst die oberen Gaskohlenflötze ab; dann folgen im Abbau, nach Erschöpfung der jüngsten Kohlenflötze, die übrigen bis zu den Magerkohlenflötzen als der am Tiefsten gelagerten Partie. Die größte Kohlengruppe bilden die Fettkohlenzechen; sie werden daher nach und nach zuerst Eßkohlenzechen. Das heißt: sie fördern dann eine Kohle, die zwar nicht mehr kokt, aber noch mit langer Flamme brennt und daher für Kesselfeuerung geeignet ist, und werden zuletzt Magerkohlenzechen. Das heißt: sie fördern eine Kohle, die weder kokt noch flammt, sondern nur glüht. Die Magerkohle hat in der Erde in den ungeheuren Zeiträumen den Entgasungprozeß durchgemacht, wie in einem kurzen Zeitraum der Koks sich aus der Fettfeinkohle in den Koksöfen bildet. Je mehr die Magerkohlenflötze sich der Tagesoberfläche nähern, um so besser ist dieser Entgasungprozeß gelungen und um so werthvoller ist auch die geförderte Kohle. So kommt es, daß auch bei den Magerkohlenzechen sich Nuancirungen bilden, so daß man unterscheiden kann: $^1/_4$, $^1/_6$, $^1/_8$, $^1/_{10}$ fette (bitumenhaltige) Magerkohlen. Geht der Bitumengehalt auf die Hälfte dessen der Fettkohlen herunter, so heißt die Kohle schon Eßkohle oder halbfette Kohle; sie ist das Mittelding zwischen Magerkohle und Fettkohle. Die ganz magere Kohle kennt der Verbraucher allgemein unter dem Namen „Anthrazitnüsse" als bestes Material für amerikanische Regulirfüllöfen und für die in Berlin so verbreiteten Cadé-Oefen. Für diesen Verwendungzweck, den die anderen Kohlengruppen nicht kennen, ist die Eßkohle nicht oder nur zur Aushilfe zu verwerthen; man sieht aber schon hieraus, zu welchen falschen Schlußfolgerungen es führt, wenn man die Eßkohlen- und Magerkohlengruppe stets in einem Athem nennt, statt sie streng auseinanderzuhalten. Noch richtiger würde man von der Magerkohlengruppe die Anthrazitkohlenzechen, als Gruppe für sich, abzweigen. Mit dieser für das größere Publikum nicht zu vermeidenden Auseinandersetzung ist aber schon ein Theil der Behauptung ad 1 des Herrn Referenten widerlegt. Wir werden im Gegentheil sagen müssen: „Die Magerkohlenzechen haben ihre früher so unwesentliche Bedeutung verloren und gelangen zu immer größerer Bedeutung."

Die Verwendung der Anthrazitnüsse für Hausbrand (als billigstes Heizmaterial, selbst wenn der Preis den der Fettnüsse ums Doppelte übersteigt, weil es doppelt so lange brennt) ist so allgemein bekannt, daß man füglich von einem Rückgang der Bedeutung der Magerkohlenzechen nicht reden kann. Nachdem die Anthrazitnüsse sich von allen Kohlensorten wohl den größten Markt erobert haben, findet in neuerer Zeit auch das Produkt unter 6 mm (Anthrazitfeinkohle) die selbe Verbreitung für Hausbrandzwecke. Ich denke an das neue belgische Centralheizungsystem, das durch Verwendung der Magerfeinkohle außerordentliche Erfolge erzielt. Aber auch für industrielle Zwecke ist die Magerkohle heute kaum noch zu entbehren; ich erinnere nur an den Siegeszug der Sauggasgenerator-Anlagen, wie sie die deutzer Gasmatorenfabrik auf der Ausstellung in Düsseldorf vorführte. Das beste Material für diese Sauggasanlage ist die Anthrazit-Nuß III von 12 bis 25 mm; es erzielt überraschende Ersparnisse gegen die bisher übliche Krafterzeugung durch Dampf. Es ist auch nicht richtig, daß ein großer Theil des Absatzes sich im Landdebit (durch Abfuhr per Karre direkt ab Werk) vollziehe. Das trifft nur bei den einzelnen Zechen zu, die an einer großen Stadt liegen. Die Magerkohlenzechen haben auch — Jeder kann sich wohl der Zeit noch erinnern, wo die Regulirfüllöfen aufkamen — lange vor Gründung des Syndikates Aufbereitungen und Briquettefabriken gebaut; die meisten anfangs der achtziger Jahre. Der Briquetteverkaufsverein bestand vor dem Syndikat; unter den Gründern waren die Fettkohlenzechen in der Minorität.

Ferner wird behauptet, die Magerkohlenzechen hätten meist Preiserhöhungen gefordert und den Ermäßigungen Widerstand entgegengesetzt. Das ist falsch; die Magerkohlenzechen haben zur besseren Verwerthung ihres Feinkohlenerzeugnisses von 6 mm abwärts in eine Herabsetzung des Preises (Verrechnungpreises) von 7 (1901) auf 5 (1902) und zuletzt auf 3,50 Mark (1903) pro Tonne ab Zeche gewilligt; keine andere Kohlengruppe hat eine solche Herabsetzung von 50 Prozent aufzuweisen. Auf der anderen Seite haben sie sich bei Preiserhöhungen, wie sie jede Konjunktur mit sich bringt, der Majorität, die sich wiederum aus allen Zechengruppen bildete, angeschlossen. Es folgt dann die Körnung Nuß IV von 6 bis 15 mm für Kesselfeuerung, die stets um 5 Mark pro 10 Tonnen niedriger stand als Fettnuß IV; und die Hauptsache: die Körnungen über 12 mm stehen trotz dem Syndikat heute noch im freien Wettbewerb, weil über die Hälfte dieser Erzeugnisse von inländischen, belgischen und englischen Werken auf den Inlandsmarkt gebracht wird. Das Syndikat beherrscht dadurch gar nicht den Inlandsmarkt in Anthrazitnüssen, wie in den anderen Kohlensorten. Recht hätte der Referent, wenn er, statt Magerkohlenzechen, „kleinere Zechen“, nämlich solche von 120 bis 180 000 Tonnen Jahresförderung sagte. Vor der Syndikatszeit glichen die kaufmännischen Leiter dieser Kleinbetriebe ihre höheren Selbstkosten (die Generalunkosten pro Tonne sind bei ihnen naturgemäß höher als bei den Großbetrieben) durch detaillirteren Verkauf ihrer Produkte aus, wobei sie die höchsten Preise erzielten. Ein solcher Leiter verkaufte direkt an Private, Kleinhändler und Fabriken; er vermied ängstlich den Großhandel, den Vertreter mit Provision, den der große Kohlenbetrieb nicht vermeiden konnte: er spielte eben selbst den Händler. Das hörte nach dem Eintritt ins Syndikat mit einem Schlage auf; die Syndikatshändler traten an seine Stelle und damit fiel auch sein Mehrpreis

gegen früher. Ist es nicht natürlich, daß eine solche Kleinzeche den Mindererlös beim Syndikatshändlervertrieb durch Forderung eines höheren Verrechnungpreises im Syndikat auszugleichen suchte? Die Mehrzahl der Magerkohlenzechen gehört nicht zu diesen Kleinzechen und kann den Kohlengroßhandel nicht entbehren.

Aus allen Syndikatsverhandlungen, auch aus den öffentlichen, von denen wir hier reden, hört man die Unzufriedenheit mit einer Gruppe der Syndikatszechen heraus, die unter den Allgemeinbegriff „die Magerkohlenzechen" gebracht werden. Das liegt lediglich an der Art, wie der Vertrag zu Stande kam. Die Majorität, die hierbei voranging, schnitt ihn nach ihren Verhältnissen zu und die Minorität kam nicht auf ihre Kosten; es hieß einfach: Annehmen oder ablehnen! Beim Entwurf des Vertrages ging man ursprünglich allerdings von der Annahme aus, daß die Magerkohlenzechen dem Syndikat nicht beitreten würden. Man hatte daher eine Betheiligung von nur 95 Prozent der Zechen des dortmunder Oberbergamtsbezirks zur Bedingung gemacht, weil man glaubte, daß alle großen Zechen den Vertrag annehmen würden. Bald zeigte sich aber, daß große Zechen Outsiders bleiben wollten, zunächst Mont Cenis, dann auch die Gruppe Thyssen. Um die 95 Prozent zu erreichen, mußte man also noch die Magerkohlenzechen hinzunehmen. Als auch mit ihnen noch nicht der gewünschte Prozentsatz erreicht wurde, weil die große Magerkohlenzeche Langenbrahm draußen blieb und bis heute geblieben ist, hing das Gelingen des Vertrages lediglich von dem Beitritte der noch außenstehenden Zeche Mont Cenis ab. Die Verhandlungen wurden damals — es war der sechzehnte Februar 1893 — auf eine halbe Stunde unterbrochen und in dieser Zeit spielte der Telegraph zwischen dem Hauptinteressenten, der Harpener Bergbau-Aktiengesellschaft, und dem Vorsitzenden der Gewerkschaft Mont Cenis. Die harpener Gesellschaft gab von ihrer hohen Betheiligungziffer 360000 Tonnen an Mont Cenis ab und nun erst war der Syndikatsvertrag perfekt.

Die Entstehungsgeschichte dieses Vertrages beweist, daß die Magerkohlenzechen sich durchaus nicht aufgedrängt haben, daß sie vielmehr mit allen Mitteln von den großen Zechen damals zum Beitritt gedrängt worden sind. Ich muß annehmen, daß Herrn Geheimrath Kirdorf, dessen Syndikatsleitung ja von allen Seiten anerkannt wird, die einzelnen Phasen dieser Geschichte, wenigstens, so weit die Magerkohlengruppe in Betracht kommt, unbekannt geblieben sind; er hat auch selbst bei Syndikatsverhandlungen mehrfach zugegeben, die Verhältnisse dieser Gruppe seien ihm nicht so geläufig. Der schmerzliche Ausruf: „Wir haben sie (die Magerkohlenzechen) gar nicht so gern in unserer Mitte gesehen" mag wohl heute zutreffen, weil der Vertrag nicht auf sie paßt; jedenfalls traf er zur Zeit der Gründung des Syndikates nicht zu. Der folgende Satz „Die immer so klagen, die Magerkohlenpartei, würden allein sich wohl nur sehr schlecht helfen können", trifft aber auch heute noch nicht zu. Sonst hätte man wohl bis auf den heutigen Tag nicht so eifrig und zäh daran gearbeitet, die Outsider-Zeche Langenbrahm zum Beitritt zu bewegen. Diese Zeche hat sich während der Syndikatsjahre sehr gut zu helfen vermocht und wird es sicher auch künftig aushalten können. Und die übrigen Magerkohlenzechen sind in ähnlicher oder gleicher Lage. Ihre Haupterzeugnisse kommen gar nicht in Wettbewerb mit denen der anderen Kohlengruppen. Die Magerkohlenzechen sind aber auch viel früher dem Syndikatsgedanken näher getreten

als die Fett- und Gaskohlenzechen. Schon früh — das erste Syndikat der essenwerdenschen Zechen war schon vor siebenzig Jahren in Kraft — nach dem Zusammenbruch der Konjunktur fing man, um das Jahr 1873, an, lose Verkaufsvereinigungen zu schaffen, die nur kurze Zeit dauerten, aber doch den Kern für eine später zu schließende Vereinigung bildeten. Diese Bestrebungen führten zur Ziegel- und Kalkkohlenvereinigung, zur ersten geschlossenen Verkaufsvereinigung, die vortrefflich organisirt und auch von Dauer und Erfolg war; sie wurde nach fünfjährigem Bestehen durch das neue Kohlensyndikat aufgelöst. Diese Vereinigung umfaßte zunächst ein Produkt, in dem die Magerkohlenzechen besonders scharf mit einander konkurrirten: die Kohlen für Feldbrandziegelöfen und Trichterkalköfen, in denen bituminöse (Fett-) Kohle nicht zu verwenden war. Der Verkauf erfolgte von einer Stelle, der Absatz war kontingentirt, Umlage erhob man nicht — sie beträgt beim Syndikat heute 6 Prozent —, die geringen Unkosten deckte man durch Frachtenüberschüsse; die Zeche bekam also ihren ungeschmälerten Kartellpreis. Dieser festen Kartellirung für das eine Produkt Ziegel- oder Kalkkohle gliederte man in vorsichtiger Weise nach und nach losere Verkaufsvereinigungen für die vielen Hausbrand- und Mischkohlensorten an, um zunächst Erfahrungen zu sammeln, ehe die feste Kartellform gewählt wurde. Auch diese Vereinigungen erwiesen sich von Bestand und sollten gerade in die straffere Kartellform gebracht werden, als der Syndikatsvertrag für alle Zechen auftauchte.

Die Magerkohlenzechen sind so ganz vom Syndikatsgedanken durchdrungen, daß sie, sollten wider Erwarten die außenstehenden großen Fettkohlenzechen dem neuen Vertrage nicht beitreten, sofort ihre kleine Gruppe zu einem Magerkohlen-Syndikat vereinigen würden. Diesem Syndikat, das den Verhältnissen der Spezialkohle im Vertrag gerechter würde als in dem jetzigen Syndikatsvertrag, würden auch die bedeutenden Outsiders beitreten. Noch ist es Zeit, zu erwägen, ob nicht die Magerkohlengruppe, wie der Briquetteverkaufsverein und das Kokssyndikat, eine Unterabtheilung für sich in dem neu zu schließenden Vertrag bilden könnte. Daß die Magerkohlengruppe bei dem heutigen Zustande ihre Rechnung nicht findet, beweisen die folgenden Zahlen aus dem soeben erschienenen Jahresberichte des Kohlensyndikates. Die nachstehende Tabelle zeigt das Verhältniß zwischen Betheiligung, Förderung, Absatz und Selbstverbrauch der Syndikatszechen nach Qualitätgruppen getrennt:

	Fettkohlen			Gas- u. Gasflammkohlen			Eß- u. Magerkohlen			Insgesammt	
	1902 t	% der betr. Bet.-Ziffer	gegen 1901 %	1902 t	% der betr. Bet.-Ziffer	gegen 1901 %	1902 t	% der betr. Bet.-Ziffer	gegen 1901 %	1902 t	gegen 1901 %
Betheiligung .	35080309	58,03	+ 4,90	17653175	29,20	+ 9,48	7718038	12,77	+ 1,48	60451522	+ 5,78
Förderung . . .	28859853	59,37	− 1,11	13912654	28,62	− 6,22	5837138	12,01	− 8,67	48609645	− 3,58
Absatz	28932399	59,37	− 0,61	13965016	28,65	− 5,44	5840106	11,98	− 7,90	48737551	− 2,95
Versand	18834466	52,12	+ 0,34	13091489	36,23	− 4,94	4208137	11,65	− 7,02	36134092	− 2,52
Selbstverbrauch	10097933	80,12	− 2,35	873557	6,93	− 12,32	1631969	12,95	− 10,11	12603459	− 4,17

Die einfachste Lösung wäre: den Magerkohlenzechen nach Ablauf des bestehenden Syndikatsvertrages die Syndizirung selbst zu überlassen, da sie ja doch nicht gern in der Mitte der Großzechen gesehen werden.

Franz Werder.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Berlin, den 2. Mai 1903.

Eduard der Eroberer.

Froude macht seine Sache nicht schlechter als Montjarret. Selbst ein Piqueur ist heutzutage nicht mehr unersetzlich. Languet hat seine besten Wagen und Pferde geschickt; es roch ein Bischen nach geborgten Hochzeitkutschen, sah aber gut aus. Und wir, à la Daumont, wie mans nur wünschen kann. Vier Mann ist für einen Wagen etwas reichlich, doch gönnte ich Monson und Dubois die Freude. Sir Edmund strahlte. Und auch ich fühlte mich, trotz der Müdigkeit, noch höher gestimmt als in Lissabon und Rom. Dabei hatte ich mich vor diesem Einzug geängstigt. Nicht vor üblem Empfang; ein paar Pfiffe sind leicht zu ertragen und ein verständiger Gentleman lächelt freundlich, wenn man ihm Grobheiten zuruft. Nur ists nicht immer bequem, ses premiers amours wiederzusehen. In so veränderter Position. Auf Schritt und Tritt sind lästige Begegnungen möglich; Leute, denen man in irgend einer Theatergarderobe mal die nicht sehr ausführlich gewaschene Hand geschüttelt oder auf dem bal des quat'-z'-arts Sekt in den nackten Hals gegossen hat. Und mit diesen Sansculotten darf der Gast nicht umspringen wie weiland mein Ahn Heinz mit Sir John. Unsinn. Könige haben höchstens die baren Schulden aus ihrer Kronprinzenzeit zu zahlen; Aergerliches kommt nicht bis an sie heran. Jede Straße hat hier Erinnerungen. Aber man fährt zwischen Kürassieren und ist Großbritanien, nicht mehr Wales. Die sechshundert Bittschriften, darunter mindestens vierhundert Weibernamen, geniren nicht; der Sekretär mag sehen, wie er damit fertig wird. Herr Loubet scheint ein sehr ordentlicher Mensch und giebt sich offenbar Mühe, die Formen zu wahren; für einen

Bürgermeister von Montelimar über Erwarten korrekt. Auch wohnt sichs in der Botschaft würdiger als im Grand Hotel und bei Ritz. Pauline Bonaparte-Borghese hatte Geschmack und hielt auf Fassade. Alles ungemein ehrbar und ernst hier; besonders draußen. Die schöne Maria Pauline... Plon-Plon wußte tausend Anekdoten von ihr. Ein Luderchen. Leclerc und Camillo Borghese mögen geschwitzt haben. Die verlor ihre Zeit nicht und war mit ihren Reizen noch weniger sparsam als die Frau des Claudius, meines armen Vorgängers im Weltimperium. Merkwürdig, daß Bonaparte gerade in diese Schwester so vernarrt war. Oder auch nicht. Er liebte eigentlich nur den Typus Josephine und hat — in dieser Parvenufamilie war Alles möglich — in den berühmten Armen der Schwester vielleicht Trost nach Niederlagen gefunden. Später nannte der Hofwitz sie ein Werkzeug des Caesarismus; denn sie infizirte con amore den ältesten Adel. Und nun wohne ich in ihrem Palast.

Kein Wunder, daß der Präsidentenposten alle politiciens reizt. Zwölfhunderttausend Franken Gehalt, militärischer Hofstaat, wenig zu thun, die besten Jagdreviere im Reich und freie Wohnung im Elysée. Der vergoldete Saal wirkt noch immer. Die Pompadour hatte doch eine andere Tatze als das korsische Paulinchen. (Es muß an der Luft liegen, daß all diese Frauenzimmer, die man bis auf den Namen vergessen hatte, Einem hier plötzlich auferstehen; im Mai hatte ja auch Brown-Sequard stets die niedrigsten Einnahmen.) Ganz unwahrscheinlich ist die Haltung der Leute. Man sollte glauben, der Verkehr mit einem König von Gottes Gnaden müsse ihnen unbehaglich sein. Zut! Scheint Parole. Wenn ihre Windeln mit goldenen Lilien bestickt gewesen wären, könnte ihr Benehmen nicht ungenirter sein. Als ob sichs von selbst verstünde, daß sie in den historischen Räumen hausen, wo Ludwig der Fünfzehnte Cercle hielt, der erste Napoleon die Abdankung unterzeichnete, der dritte seinen kleinen, aber geräuschvollen Staatsstreich machte. Wie viele Veränderungen habe ich hier erlebt! Die Leute aber sehen kaum anders aus als früher; sprechen und bewegen sich ungefähr eben so wie bei Louis. Allerdings wird dieses Land seit hundertundzehn Jahren fast nur von Abenteurern regirt. Am Eingang flüsterte Monson, hier habe ja auch Wellington einmal gewohnt; die Erinnerung half über den etwas steifen Besuch hinweg. Der gute Loubet hat nicht das Plaudergenie Gambettas. Das sprudelte und blitzte; ein Frühstück mit dem größten aller Tartarins lohnte allein schon die Reise. Er hatte alle Register; und wenn er sich, nach Tisch bei Larue, herabließ, de parler femmes, charmirte er selbst verbitterte Legitimisten. Herr Loubet ist nicht sehr amusant; gar nichts Pariserisches. Seine Bemerkungen

in der Comédie von ehrbarster Banalität; als wollte er die mangelhafte Moral des Stückes von Donnay entschuldigen. Ich mußte mich zusammennehmen, um bei dem braven Bourgeois neben mir nicht durch lautes Entzücken Anstoß zu erregen. Wie spielt dieses Volk! Die Bartet ist noch heute die feinste Dame, die je eine Bühne betrat; allerliebst und wirklich jung die Kleine, die ihr Herz an den Freund der Mutter verliert. Schade, daß man solche Knospe nicht in der Nähe sehen kann. Es waren doch schöne Zeiten. Ich glaube, schon der Geruch hinter den Coulissen würde mich verjüngen. Eine Cigarette rauchen, während ein hübsches Mädchen sich umkleidet, das kleine Eisen für die Nackenhärchen über die Spiritusflamme halten, beim Pudern der Schultern die Garderobiere vertreten und sich nachher durch das Gewühl der Theaterarbeiter und Choristinnen drängen: solche Wonnen haften in müden Nerven. Vorbei. Für den ersten offiziellen Besuch durfte ich mir nicht einmal Operette bestellen. Wäre Futter für böse Zungen gewesen. Unser Beruf fordert Opfer. Pour la couronne. Ich bin zum schwersten bereit.

Und es giebt Entschädigungen, die auch süß schmecken. Die Fahrt durch die geschmückten, illuminirten Straßen war ein Triumph. Ueberall britische und französische Fahnen; elektrisch beleuchtete Pylonen; E. R., Welcome und God save the king. Der Pariser bleibt der beste Dekorateur der Welt; und das Freudengeschrei! Mehr hat man für Niki auch nicht gethan. Nur Narren können den Völkern Undankbarkeit nachsagen... In der Rue Royale leuchtete mir Maxim's Bar entgegen. Da giebts heute eine große Nacht; drei Schritte, nur um die Ecke. Aber man ist nicht mehr Prinz und hat an ganz andere Frühjahrsparaden zu denken. Sonst ... Freitag, jour du bois. Thee im Pavillon d'Armenonville, mit Rundblick auf das theuerste Fleisch von Paris. Abends vielleicht bei Cubat, im Haus der unersetzten Zauberin Paiva; ein Halbdutzend geistreicher Bummler aus der Grande Bohême, ohne Beschränkung durch Herkunft und Stand. Palais-Royal, Folies-Bergère oder Montmartre. Der Nachtrest ist Schweigen. Das kommt nicht wieder. Schließlich ist man ja auch älter geworden und entbehrt leichter, was man nicht haben kann. Wenn nur dieser pariser Mai nicht alle Säfte aufsteigen ließe. Doktor Laking wird ein linderndes Pulver wissen. Und dann zu Bett. Die erste Nacht als König in Paris. Ob Pauline Borghese in diesem Zimmer schlief? Kokett genug siehts aus ... Pauline ... Viens, poupoule ...

* *
*

Heute war ein anstrengender Tag. Aber ich kann zufrieden sein. In Vincennes Soldat unter Soldaten, im Hotel de Ville schlicht bürgerlich, in Longchamps Sportsman wie jeder andere. Die Truppen hielten sich wirklich gut, der Gemeinderath war sehr artig und mein Einfall, dem Rennen als Gast des Jockeyklubs zuzusehen, hat Wunder gewirkt. Arenberg strahlte; und die Zurufe klangen noch herzlicher als gestern. Man hat nicht umsonst dieses Pflaster studirt. Das war die Klippe: der alte prince de Galles, der hier wie jeder Kavalier gelebt hatte, durfte nicht als stocksteifer Potentat auftreten; für eine Stunde wenigstens mußte er sich menschlich geben. Der Erfolg übertraf die Hoffnung. Monson rechnet auch auf politischen Ertrag und die Regirung ist sicher guten Willens. Wieder ein Beweis, daß man nicht auf die Unken hören soll. Wenn ich den eigensinnigen Salisbury nicht vor der Krönung noch rasch abgehalftert hätte (er hat inzwischen wohl bereuen gelernt, daß er mir die Titelliste vorschreiben wollte), wäre die Reise nicht durchzusetzen gewesen. Noch jetzt machten allerlei sehr Ehrenwerthe bedenkliche Mienen. „Die schlimmsten proburischen Schimpfereien kamen aus Paris. Ihre Majestät wurden täglich pöbelhaft beleidigt. In jedem Cabaret sang man Spottlieder gegen uns. Herr Leyds war der Held der Boulevards. Kein verantwortlicher Staatsmann kann für den Erfolg der Reise bürgen. Ein leidenschaftlicher Artikel Rochefort oder Millevoyes: und es kann zu gefährlichen Demonstrationen kommen". Immer die alte Leier. Die Leute können sich den Dünkel nicht abgewöhnen, eben so klug zu sein wie Unsereins; am Ende gar klüger. Dabei ahnen sie nicht, welchen Schatz an Popularität ich hier gesammelt habe. Publicité ist keine unerschwingliche Waare. Und es war längst klar, daß Frankreich nach einer passenden Gelegenheit zur Versöhnung suchte. Wir haben viel Geld ins Land gebracht und man hats, hier und an der Riviera, gespürt, als wir nicht mehr kamen. Schneider und Putzmacher, Theater und Restaurants, Luxushändler und Mittelrentiers wünschten sich die Engländer schon lange zurück. Solcher Stimmung muß die Presse sich fügen. Der Krieg ist aus, Burenverherrlichung kann uns heute nicht ärgern und das schlechte Verhältniß zu Deutschland ist hier von nicht zu unterschätzendem Werth. Hauptsache ist und bleibt aber das Geschäft. Geht das nicht, dann hält sich auf die Dauer keine Partei am Ruder. Ein Franzose hat das Lied erdacht, in dem es heißt, man merke: quand en soi-même on rentre, que tout est sur ou dans ou par ou pour le ventre. Auch Nationalisten wollen Geld verdienen. Und man hat endlich eingesehen, daß die Goldminen jetzt bessere Chancen bieten als vor dem Krieg. Eins kommt zum Anderen. Hirsch hätte es eine

Konjunktur genannt ... Ein Glück übrigens, daß die alte Canaille tot ist. Wäre nicht abzuschütteln gewesen und meine Freunde vom Jockeyklub hätten sich erinnert, daß er ihnen das Haus wegkaufte, um sich für die schwarzen Kugeln zu rächen. Der Tod hat mir überhaupt freundlich vorgearbeitet. Felix Faure wäre nicht ganz bequem gewesen und nach einer Begegnung mit Herrn Zola hätte man das dumme Zeug aufgewärmt, das in Nana über mich steht. Ohne das Talent, Glück zu haben, bringt Keiner durch. Ich muß an Papa denken. Der wußte, worauf es ankommt, und schärfte mir früh ein, die wichtigste Königspflicht sei, das Geld in Umlauf zu bringen. Hier wird in diesen Tagen enorm verdient. Alle Hotels sind überfüllt. Paris träumt sich in die Zeiten zurück, wo es in jedem Monat mindestens einen Monarchen bewirthen durfte. Man hofft wieder und besinnt sich darauf, daß der Prinz von Wales tausendmal der pariserischste aller Pariser genannt worden ist.

Parade und Rennen wurden mir nicht so schwer wie das Galadiner und die Galavorstellung. Ueber hundert Menschen am Tisch und Militärmusik ist für abgenützte Nerven keine Kleinigkeit. Und Theater macht mich hier jedesmal melancholisch. Hübsch war wieder die Fahrt. Eine Blumenfülle, daß Kalchas Angst bekommen hätte. Ganz taktfest ist aber der esprit gaulois auch nicht mehr; der Gedanke, den Vendomeplatz, der doch nun einmal Bonaparte gehört, mit Trophäen im Stil Ludwigs des Vierzehnten zu putzen, wäre früher ausgelacht worden. Am Ende bin ich wirklich der letzte Pariser. Deshalb kamen mir in der Oper auch alle Gesichter so bekannt vor; auf der Bühne und in den Logen. Was hat man in diesem Hause mitangesehen! Vor fünftausend Jahren, als es noch Mode war, auf die Opernbälle zu gehen. Die arme Eugenie, die sich so drauf gefreut hatte, mußte fort, ehe Garnier fertig war. Sehr schön und würdig war unser Empfang. Den Krönungmarsch von Saint-Saëns genoß ich hier eigentlich zum ersten Mal; denn in Westminster hatte ich, bandagirt, für Musik keine Ohren. Das Ballet (mit der Zambelli) schien mir zurückgegangen, die Gesangsleistung nicht gerade aufregend; und die Konversation mit Herrn und Frau Loubet erleichterte die Sache nicht. Zum Glück war das Programm (nur Französisches) nicht allzu lang. Ich wurde das Gefühl nicht los, unter Gespenstern zu sitzen. So haben die Frauen vor dreißig Jahren auch ausgesehen: die selben Büsten, der selbe Schmuck; viel mehr wird an großen Opernabenden dem Auge ja nicht gezeigt. War nie die stärkste Seite von Paris. Wir haben besseres Menschenmaterial und werthvollere Juwelen. Was hier einzig ist, darf ich nicht aufsuchen. Morgens, wenn die Armee der Putzarbeiterinnen vom

Montmartre herunterklettert, und gegen Abend der lange Zug aus der Rue de la Paix, aus dem Geschäft ins Vergnügen: da sind Perlen zu fischen. Da lernt man das nationale Genie schätzen. Das giebts nirgendwo sonst.

Wenn ich gesund genug würde, um nach Indien zu reisen! Auch da wächst Apartes. Man sehnt sich doch recht nach den harmlosen Freuden der Jugend. Die Rothhaarige vorn links erinnerte mich an das Modell (nur für Hals und Brust, denn sie hinkte), um das sich unter Thiers ein Jahr lang Alle rissen ... Einerlei: ich kann mit meinem Tagwerk zufrieden sein.

* * *

Der letzte Tag. Morgens Politik. Somaliland, Mandschurei. Von Weitem sieht Alles gefährlicher aus; in Kopenhagen wird Zeit sein, darüber zu reden. Einstweilen dürfen wir aufathmen. Azincourt, sagte mir heute früh ein ehrlicher Mann, war nicht mehr werth als dieser unblutige Sieg; und ein anderer meinte, nun könnten die Tage wiederkehren, in denen die Losung hieß: Gesta Anglorum per Francos. Egypten, Transvaal, Marokko, Faschoda, Siam, Paris: Grund genug zur Freude. Und Jedem ist anzumerken, daß er mit dem Herzen bei der Versöhnung ist. Das Frühstücksgespräch bei Herrn Delcassé war sehr animirt; und das Abschiedsmahl hier in der Botschaft hatte bessere Stimmung als gestern das Galadiner. Man ist eben doch das mächtigste Reich der Welt. Auch sind die Leute ausgehungert. Immer Skandale, Hetzereien, dazwischen die abgestandenen Gerichte vom Tisch der nation amie et alliée. Nach langer Entbehrung schmeckts doppelt gut. Wir haben sehr ernsthaft gesprochen und in den oberen Regionen ist Alles überzeugt, daß es zwischen den beiden großen Völkern im Grunde keinen Interessenzwiespalt giebt. Vereinzelte Ausbrüche feindsäliger Gesinnung zählen nicht. Die Schwenkung der Wilden muß doch vorbereitet werden. Offenbar mehr Wärme als am ersten Tag. Darauf kommts an. Genau wie in Lissabon und in Rom.

Als wir über den Konkordienplatz fuhren, setzte mon président die Republikanermiene auf. Die großen Errungenschaften von 1789 sollten mir einleuchten. Zut! Wenn Ludwig Capet nicht von Gottes Gnaden König gewesen wäre, könnte man ihn einen Esel nennen. Ein Bischen mehr Geschäftsklugheit: und er brauchte den Kopf nicht zu verlieren. Unbegreiflich, daß all die Leute mit einem Volk von so monarchischen Instinkten nicht auskommen konnten. Oder doch begreiflich; seit Ludwig dem Vierzehnten wußte Keiner es zu nehmen. Auch Onkel und Neffe Napoleon nicht. Man muß ihm Etwas bieten. Gloire ist gut, doch die Masse verblutet sich dran. Abwechselung ist besser. Eugenie mit dem ewigen Cancan war auf dem richtigen Weg, wollte dann

leider nur Semiramis spielen. Die legitimen Herren hatten gelangweilt, die illegitimen litten an unberechenbarem Ehrgeiz. Thun, als ob man nichts thäte, für Feste sorgen, das Derby gewinnen und moralische Eroberungen machen. Papas Programm. Ein hübsches Wort: moralische Eroberungen. Ich glaube, ich habe das Rezept. Das älteste eigentlich: Brot und Spiele. Der angestammte Monarch hats ja leichter. Aber selbst der fremde ... Ich war hier immer beliebt. Völkertemperamente sind gar nicht so verschieden, wie Unmoderne behaupten. Nirgends ists schwer, König zu sein.

Und schön ists; hier und überall. Wenn ich morgen nach Cherbourg fahre, kann ich mir sagen: Das waren, quand même, meine herrlichsten pariser Tage. Macht ist eben doch süß. Namentlich, wenn man älter wird, nicht mehr gut verdaut und Madame Venus zu hitzig findet. Man arbeitet, sorgt für Millionen und hat das Bewußtsein, den Weltfrieden zu fördern. Wirksamer als die weisen Minister mit ihren Reden und Noten. Sogar unser Joë könnte etwas bescheidener werden. Ich bringe ihm Portugal, Italien und Frankreich mit und habe im Vatikan unzweifelhaft Eindruck gemacht. Meine Herren Vettern werden staunen; hielten mich für eine pompöse Null, nur für Kravatten, Westen und Maskenaufzüge noch interessirt. Und nun der Jubel der Lateiner, die uns ganz entfremdet sein sollten. Ich hätte mirs selbst kaum zugetraut, als der Bischof mich salbte und ich Mühe hatte, ohne Stock auf den Thron zu klettern. Es liegt doch was Geheimnißvolles in solcher Weihe. Freilich muß man die Tradition haben. Moralische Eroberungen! Wir sind von der Vorsehung berufen, Europa für uns arbeiten und fechten zu lassen; dafür geben wir Europa von Zeit zu Zeit reichlich zu verdienen. Das ist britische und koburgische Tradition. So war es immer und so solls bleiben, wenn Gottes Gnade mir noch Lebensfrist schenkt.

* * *

„Voll freudiger Genugthuung, meine Herren, blicke ich auf die Tage zurück, die ich in diesem gastlichen Land, in der geistigen Heimath aller civilisirten Menschen verleben durfte. Mehr noch als alle Pracht, die ein unvergleichlicher Geschmack aufgeboten hatte, beglückte mich die herzliche Wärme des Empfanges und der zwanglose Verkehr mit allen Schichten des Volkes. Wie ein theures Pfand wird ganz Großbritanien diese Erinnerung bewahren. Und wenn jemals wieder versucht werden sollte, zwei große Nachbarnationen, die kein Gegensatz der Interessen trennt, feindlich gegen einander zu stimmen, dann ..."

Mystik der Weltgeschichte.*)

Als das Volk Israel aus Egypten zog, regirte dort ein Pharao der achtzehnten Dynastie. Mit dieser Auswanderung beginnt die Gründung des kleinen Staates Palästina, von dem Europa seine Kultur bekommen sollte, nachdem die griechisch-römische einmal ausgeblüht, verwelkt war und sich als Streubett unter die neue Saat gelegt hatte. Im selben Jahr — die letzten Forschungen nennen 1350 —, erzählen die dunklen Sagen, sei eine gewaltige Expedition von Hellas ausgerüstet worden, um unbekannte Länder im Norden und Nordosten zu suchen. Diese Auswanderung ist in der Sagengeschichte unter dem Namen Argonautenzug bekannt. Das ist doch recht sonderbar. Und als ob sich ein unermeßliches Erdbeben ohne bekannte Ursache in einer bestimmten Richtung fortpflanzte, soll zur selben Zeit die assyrische Sagenkönigin Semiramis nach Indien gezogen sein, wo eine ungeheure Bewegung anhub, da die Hindus auch einen Auszug nach Osten unternahmen; zwei Volksstämme stießen in Kämpfen, die im Mâha Bhârata geschildert werden, heftig zusammen. Die Bewegung dringt weiter nach Osten, wo in China die Dynastie Yn regirte. Da herrschte großer Unfriede und Stämme aus dem Süden drangen nach Norden; Kämpfe um die Thronfolge rasten, der Regent verlegte die Hauptstadt abermals von Chen-Si nach Ho-Nan und später wieder zurück, ganz wie Moses das Lager des Volkes Israel in der Wüste verlegt. Nun fragt sich: ist es die selbe Bewegung, die sich vom Delta des Nils zu den Deltas der Donau, des Euphrats, des Pendschabs und des Hoanghos fortpflanzt? (Deltas sind es auch!) Oder entstanden diese Erschütterungen zu gleicher Zeit an mehreren isolirten Punkten aus der selben unbekannten Kraftquelle? Und wenn diese erdstoßähnlichen Volkszüge auf sogenanntem natürlichen Wege durch eine Anfangsbewegung vom Nil aus entstanden sein können: schwerer zu erklären sind die gewaltigen Erschütterungen, die zur selben Zeit im Seelenleben der damals bekannten Welt fühlbar wurden.

Wenn Moses vierzig Jahre in der Wüste umherzog, statt in vierzig Tagen den direkten Karawanenweg nach Palästina zurückzulegen, so hatte er damit eine bestimmte Absicht, die wir kennen. Und als Einleitung zu seiner — bewußten oder unbewußten — weltgeschichtlichen Epopöe besteigt er den Sinai (der, nebenbei bemerkt, mit egyptischen Tempeln bebaut war und bearbeitete Kupfergruben besaß). Auf dem Sinai tauscht er die noachidischen Gesetze gegen die Zehn Gebote aus. Das erste dieser zehn Gebote spricht,

---

*) Im Lauf des Sommers soll bei Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig unter dem Titel „Der bewußte Wille in der Weltgeschichte" eine von Emil Schering aus dem schwedischen Manuskript übersetzte Brochure Strindbergs erscheinen, aus der ein Fragment hier schon jetzt veröffentlicht wird.

richtig verdolmetscht, das große Geheimniß des Monotheismus aus, die Einheitlehre, den Monismus: Ein Gott, Aller Vater, in dessen Namen einmal alle Völker zu einem vereinigt werden sollen. Auf fast den selben Zeitpunkt hat die Tradition die Wanderung des Kekrops aus Egypten nach Griechenland verlegt, die Samen für Bildung mitbrachte. Die Gelehrten haben Kekrops gestrichen, aber er mag gern bestehen bleiben, da er den Argonautenzug ergänzt und in unserem vorliegenden Falle als Erklärung dienen kann. Sicher ist dagegen, daß genau gleichzeitig mit der Ausgabe des mosaischen Gesetzes die Inder ihre Vedabücher erhielten, besonders den Rig-Veda. In dieser Gesetzessammlung ist auch der Monotheismus verkündet, denn die Inder erklären ihre vielen Abgötter nur für Symbole. „Es giebt nur einen Gott“, sagen die Vedas an vielen Stellen: „den höchsten Geist, den Herrn der Welt.“ Und dieser Zeitpunkt in der Geschichte der Inder ist, als der Uebergang von der Naturreligion (Indra) zur Gedankenreligion (Brahma) geschah. (Im Gegensatz zu der mosaischen Lehre vom auserwählten Volk haben die Vedas jedoch erklärt, „daß alle Religionen Gott gleich angenehm sein müßten, da er sonst nur eine Religion gestiftet hätte“.)

Das geschah in Indien im dreizehnten Jahrhundert vor Christus, in das die Kaschmire die Geburt Buddhas verlegen, während Chinesen und Japaner als Geburtjahr 1000 und andere 600 oder 650 angeben. Sollte das erste richtig sein, dann wird die Sache desto merkwürdiger, da der Buddhismus vor dem Christenthum Versöhnung durch Leiden und Entsagung lehrt und Nächstenliebe gebietet. Diese Menschenliebe, die man für ein spezifisch christliches Gebot ausgeben will, finden wir in allen Religionen, auch bei Israel, im Alten Testament. Denn im dritten Buch Mose heißt es ausdrücklich (Kap. 19, Vers 17 ff.): „Du sollst Deinen Bruder nicht hassen. Du sollst Dich nicht rächen. Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst ...“

Was geschah dann im äußersten Osten, in China? Im Jahr 1324, also als Moses fünfundzwanzig Jahre lang in der Wüste gewandert war, regirt Wu Ting, der mitten in allgemeiner Auflösung auftritt, Sitten reformirt und Gesetze giebt. Dieser Kaiser suchte lange vergebens einen tüchtigen Minister, bis er in einem Traum Den sieht, den er suchte. Nach seiner Beschreibung läßt er ein Portrait machen, mit dessen Hilfe man schließlich den Auserwählten findet, wie Samuel seinen David fand. Es war ein Zimmermann, der eine Schleuse baute. Er wurde zum Kaiser geführt, der ihn im selben Stil anredete wie David den Nathan. „Mein lieber Fu-Yue, Dich hat der Himmel gewählt, um mir zu helfen. Ich betrachte Dich als meinen Meister. Betrachte mich als ein ungeschliffenes Spiegelglas, das Du poliren, oder als einen Schwachen, am Rand eines Abgrundes Schwankenden, den Du leiten, oder als eine unfruchtbare Erde, die Du bebauen sollst.

Schmeichle mir nicht; schone nicht meine Fehler." Der Zimmermann wurde ein großer Minister, der sein Volk rettete, ganz wie Moses.

Aber in diesem Jahrhundert fing man, nach den Angaben einiger Gelehrten, auch an, den chinesischen Schi-King, das Buch der Lieder, das dritte von den Heiligen Büchern, zu schreiben. Dieses Buch enthält Alles und kann zuweilen in gewaltigem Stil mit dem Alten Testament wetteifern. Denkt man nun noch an Zoroasters Auftreten, das nach den Sachverständigen zwischen 1700 und 1200 vor Christus fällt, so will es scheinen, als ob auf einen Schlag die ganze gebildete Welt zu bewußter Erkenntniß der großen gemeinsamen Ziele und Aufgaben der Menschheit erwacht oder als ob die Weltseele auf einmal in das Bewußtsein der Massen gedrungen sei, sich offenbart und nach der Fähigkeit eines jeden Volkes im Auffassen und Ausdrücken umgebildet habe. Wie Das zugegangen ist, wissen wir nicht; Denker haben auf zwei verschiedenen Wegen die Erklärung gesucht. Einige meinen, daß Wille und Bewegung von Anfang an in der Menschenseele wohnten (Immanenz), Andere, daß diese Seele von außen beeinflußt und als Werkzeug für einen außer uns befindlichen Willen geschaffen ist (Transszendenz), der von oben die Geschicke leitet, des Volkes und des Einzelnen, zu einem Ziel, das nur der Leiter vollständig kennt. Dieser zweiten Ansicht möchte ich mich anschließen, nachdem ich sie auf meinen Streifzügen durch die Weltgeschichte bestätigt gefunden habe. Wenn wir, zum Beispiel, die Ankunft und den Eintritt des Christenthumes in die abendländische Bildung betrachten, so erscheint dieses weltgeschichtliche Ereigniß als eine geplante Handlung oder ein wohlberechneter Feldzug, der nach allen Regeln der Taktik und der Strategie ausgeführt ist. Der Grundgedanke des Christenthumes, die „Versöhnung", war, wie wir gesehen haben, nicht neu; nicht einmal die stellvertretende Versöhnung oder das Leiden für Andere. Die Inder hatten sie in der Askese und den Opfern, Israel in den Versöhnungopfern; in China beichtete und büßte der Kaiser für das ganze Volk, wenn das Land großes Unglück erlitt, das den Sünden des Volkes zugeschrieben wurde. Kodros, der letzte König von Athen, gab sein Leben für das Volk hin und Kurtius weiht sich dem Tode, ehe er sein Leben für den römischen Staat opfert.

Augustinus, der Kirchenvater, erklärt offen: „Was man in unseren Tagen Christenthum nennt, existirte schon bei den Alten und hat nie zu existiren aufgehört, von der Entstehung der Menschheit bis zu Christi Ankunft, wo man die wahre Religion, die schon vorher gelebt hatte, Christenthum zu nennen anfing . . . Christi Wahrheiten sind nicht abweichend von den alten, sondern die selben, nur entwickelter."

Aber, wendet man ein, zwischen den Völkerschaften gab es damals ja keine lebhaftere geistige Verbindung. Das Alte Testament kennt nicht Homer

und die griechische Philosophie; und die Griechen sprechen niemals von Moses oder den Propheten, obgleich sie benachbart waren und Alexander Indien kannte. An einzelnen Stellen kommt im Alten Testament der Volksname Javan vor, der die Griechen bedeuten soll: mehr weiß man nicht; Israel und seine Literatur scheint den griechischen Tragoedien wenigstens unbekannt zu sein. Eine einzige Stelle in Aeschylus soll deuten auf . . . ja, auf Christi Ankunft und ist auch von christlichen Schriftstellern als Prophetie benutzt worden. Im „Gefesselten Prometheus" lesen wir die wunderbaren Worte:

Prometheus.
Doch meinem Leiden ist erst dann ein Ziel gesetzt,
Wenn Zeus einmal vom Herrscherthron gerissen ist.
Jo.
Soll also Zeus verlieren die Alleinherrschaft?
Prometheus.
So will ich Dir verkünden, daß es einst geschieht.
Jo.
Doch wie? Kannst Du es ohne Schaden, sag' es mir!
Prometheus.
Die Ehe, die er eingeht, ists, die er bereuen wird.
Jo.
Soll diese Gattin stürzen ihn von seinem Thron?
Prometheus.
Den Sohn gebiert sie, der dem Vater über ist!

Wenn wir die Orakelsprache übergehen, in der Prometheus erklärt, daß dieser Sohn aus Jos Stamm geboren werden soll, da Jo eine mythische Figur ist, die sich später in Isis verwandelte, so bleibt die Hauptsache bestehen: Prometheus verkündet, daß Zeus von einem Sohn gestürzt werden wird, der mächtiger ist als er. Wenn wir nun, ohne der Mythen zu achten, die Wirklichkeit und die Erfahrung fragen, wer Zeus stürzte, wer ihn aus Herz und Sinn der Menschen rodete, so wird uns die Antwort: Christus, der im Bewußtsein des Volkes Zeus nachfolgte; denn die griechische Mythologie spricht wohl davon, wie Zeus Kronos stürzte, aber dann wird sie stumm und berichtet nichts weiter vom Schicksal des Zeus, der wie Rauch verdunstet.

Nun hat sich wohl Mancher die Frage gestellt: Was sind Götter? Wer war Zeus, wer Jehovah? Haben diese Götter als objektive Persönlichkeiten gelebt oder sind sie Schöpfungen der Vorstellungen oder Einbildungen des Volkes? Die zweite Annahme herrscht heute ziemlich allgemein und wir sehen, wie Einbildungen zu riesigen Akkumulatoren anwachsen können, aus denen ganze Nationen Kraft holen; Mächte, die, einmal heraufbeschworen, sich schließlich lenkend und richtend über ihre eigenen Schöpfer stellen. Angenommen nun, die „Götter" hätten wirklich gelebt — Das haben alle Völker geglaubt, so lange eine gewisse Glaubensform erhalten war —: in welchem

Verhältniß standen sie zu einander? Das Alte Testament führt eine Quellenschrift, „Jehovas Kämpfe“ genannt, an, die andeutet, daß man nicht glaubte, Jehovah existire allein; und wenn das mosaische Gesetz gebietet: Du sollst keine anderen Götter haben neben mir, wird indirekt ja zugegeben, daß „andere“ existiren. Die Griechen kannten unter Kronos mehrere Usurpatoren, deren einer Zeus war. Eine gnostische Schrift, Pistis Sophia, Weisheit des Glaubens, hat an Jehovahs Stammtafel und Geschlechtsableitung zu rühren und sogar die Frage aufzuwerfen gewagt, wer Zeus war. In dieser Pistis wird Jehovah „Der Vater aller unendlichen Paternitäten“ genannt. Aber Jesu Vater ist „des Lichtschatzes Vater“. Jesus selbst ist Aberamenthô. Und Zeus wird genannt: „Der kleine Zebaoth, der Gute“; und er war der fünfte Archont. Die fünf Archonten herrschen über die 360 Archonten, die über 1800 Archonten in jedem Aeon regiren. Wenn wir auch den Sinn dieser Worte nicht enträthseln können, so finden wir doch, daß Denker diese Schöpfungen der Einbildung als persönliche Wesen behandelt haben, wie sie ja in gewisser Weise genannt werden können, da sie für sie existirten; und als Zeus vor Christus weichen mußte, wars ein Kampf der Seelen, ein Ausrodungskrieg gegen Vorstellungen, der schließlich in offene Gewalt übergehen mußte.

Im Jahrhundert vor Christus kannte Europa eine einzige Bildung, die griechische, denn die römische war nur eine Kopie, Uebersetzung oder Nachklang. Doch schon vierhundert Jahre vorher hatten Dichter und Denker an den Göttern zu zweifeln begonnen; namentlich Euripides erhob sich in seinen Tragoedien gegen sie, die als lasterhafte Unterdrücker nicht werth seien, daß man ihnen diene. Einen seiner Helden läßt er sagen, die Menschen seien besser als die Götter. Sokrates nahm Gift darauf; und von da an datirt der Verfall des Olymps. Aber die Griechen taugten nicht zu Missionaren, denn die Nation war auch verfallen und ihre Kultur wurde, da sie ausgesogen war, zur Brache, während die Römer sich der Aufgabe unterzogen, Europa zu christianisiren. Die Römer eroberten Griechenland, aber sie verherten es auch. Mithridates und Sulla verwüsteten und zerstörten Tempel. Und als Die müde wurden, setzten die geheimnißvollen Seeräuber, von deren Ursprung man nichts weiß, das große Zerstörungwerk fort. Sie plünderten die größten Tempel, raubten Schätze und Weihgeschenke und plünderten Altäre. Da verstummten die Orakel; statt der Tragoedien wurden in den Amphitheatern Possen gegeben, Stierkämpfe und Gladiatorenspiele aufgeführt. Inzwischen machte Cäsar Gallien, Germanien und Britanien urbar, wo die grobe Arbeit für die künftige abendländische Kultur gethan wurde, die der Germanen und des Christenthumes, die auf den griechisch-römischen Wildstamm gepfropft wurde.

Aber die Zeit um Christi Geburt wird auch durch große Bewegungen

im Staaten= und Seelenleben bezeichnet. In Indien drangen die Skythen ein und töteten alle einheimischen Fürsten; danach wird das Land befreit und tritt in eine neue Zeit ein, die man die Saka=Aera nennt. Diese Bewegung scheint einen Anstoß nach Osten zu geben, denn mit Christi Geburt dringt der Buddhismus nach China vor. Das Christenthum kam allerdings nicht; statt seiner kam die Versöhnung= und Entsagunglehre des milden Buddha. Seltsam: in dem Jahr, wo Christus geboren wurde, trat der junge Hiao=Ping=Ti die Regirung an. Er wird in den Annalen „der Ergebene und Friedsame“ genannt und wird bald vergiftet. Unter dem Nachfolger Wang=Mang erschien ein Komet, im Jahr 16, und die Völker im Westen erhoben sich. Ming=Ti, sein Sohn, träumte von einem goldfarbigen Mann, dessen Kopf und Hals leuchteten. Er fragte seine Minister und sie antworteten: „Im Westen ist ein Genie oder übernatürliches Wesen, dessen Name Fo (Buddha) ist.“ Dies war Buddha, der fünfhundert Jahre vorher gestorben war und dessen Lehre nun vom Kaiser ins Reich geholt wurde.

China erhielt also seinen Messias, als das Abendland seinen bekam. Aber die Messiasidee soll nach der Ansicht Mancher schon bei Kung=Tse existirt haben, der schreibt, „der Heiligste Mann“ sei im Abendlande zu finden. Nun starb Buddha 550 vor Christus und Kung=Tse wurde 551 geboren; aber da beide Jahreszahlen unsicher sind, kann der chinesische Prophet sehr wohl von der Existenz des großen indischen Religionstifters gewußt haben.

Der Zend=Avesta kündet auch einen Messias an: Sosiosch, den Erlöser und Wiedererlöser, der die Toten auferwecken wird. Die Vedas verkünden ihren Krischna, der von einer Jungfrau in Kali=Yuga geboren werden soll, dem jetzigen Weltalter; und durch einen Mensch gewordenen Gott soll die Welt erlöst werden. Genug: in Indien war der Geist des Christenthums schon bei Christi Geburt vorhanden. Das fanden wir in dem Drama „Vasantasena“ (Das Thonwägelchen) bestätigt, das im selben Jahr wie Jesus ins Leben trat. Da sagt der Bettelmönch: „Zähme Deine Hand, lenke Deinen Mund, zügele Deinen Sinn und bekümmere Dich nicht um den Glanz der Königsmacht, denn Dein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Und an einer anderen Stelle: „Alles Irdische ist nur ein Schein; sammle gute Thaten. Welche Narrheit ists, mit rasirten Köpfen zu gehen! Euer Sinn, Euer Herz soll reingekratzt sein. Ist der Sinn gut gereinigt, so ists der Kopf auch!“

Was soll man nun von diesem Zusammentreffen entscheidender Umstände denken, die sich gesetzmäßig bei jedem größeren historischen Ereigniß zeigen? Ist die Kraft des Gedankens so unendlich, daß er Zeit und Raum trotzt, sich mit Augenblicksschnelle fortpflanzt und gleichgestimmte Seelen aus der Entfernung in ähnliche Schwingungen versetzt? Oder ist die Weltseele die Zusammenfassung aller Seelen und bildet die Menschheit nur ein einziges

Wesen, das in allen seinen Theilen wahrnimmt, wenn eine Bewegung in einem Theil entsteht? Oder steht der bewußte Weltwille über Allem, lenkend, ordnend? Diese Annahme wird wahrscheinlich, wenn man einen so wohlgeordneten Feldzug wie die Christianisirung Europas sieht, wo jede Truppenbewegung in einem Hauptquartier bestimmt zu sein scheint und die Befehlshaber ihre Ordres ausführen, ohne die Absicht des Ganzen zu kennen. Der Heide Caesar glaubte, Nordeuropa zu romanisiren, als er es auf Christus taufte. Die Horden der Völkerwanderung bewegen sich von Osten nach Westen, ohne zu wissen, warum, und sie zerstören die verfaulten Kulturen von Rom und Griebenland, während sie wähnen, Länder zu erobern und Schätze zu sammeln. Ganz unerklärlich aber ist das Auftreten der Hunnen; kein Gelehrter kann heute erklären, woher sie gekommen sind, und sie selbst wußten nichts von ihrer Herkunft, sondern fabulirten, sie seien „von Nixen in der Wüste“ geboren. Nur Atilla kannte seine Mission als „Gottes Geißel“.

Die große Aufgabe der Völkerwanderung war wohl auch, frischere Nachkommen hervorzubringen, da jede Eroberung von einer widerstandlosen Kreuzung der Rassen begleitet wird, die aufgehört haben, sich von gesunden Instinkten bei der Fortpflanzung des Geschlechtes leiten zu lassen. Und nach einer achthundertjährigen Kreuzung mit germanischem Samen kann man wohl kaum anders von Römern und Griechen sprechen als von einem historischen Begriff, da der Germane den Kaiserstuhl in Rom erbte.

Mit dem lichten Messias scheint ein neues Regime in die Weltregirung einzutreten; und das auserwählte Volk des blonden Mannes wurden die blonden Germanen. Die Welt freute sich bei der Geburt des Kindes und alle Völker erhielten Pathengeschenke: die Germanen Länder und Reiche, die Skandinaven Eisen, Runen und weisere Götter als früher, Indien erhielt Vasantasena, China erhielt den Geist des Christenthumes und das ferne, unbekannte Zipang, das jetzt Japan heißt, Reisbau und Schiffe (so erzählen die wortkargen Annalen). Der sehr kundige Sinologe M. G. Panthier, der besonders in der Geschichte Chinas die gesetzmäßige Bewegung in den Schicksalen des Menschengeschlechtes entdeckt hat, schrieb über die chinesische Philosophie die folgende merkwürdige Beobachtung nieder: „Meng-Tse wurde im vierten Jahrhundert vor Christus geboren und wirkte in China zu der Zeit, wo Sokrates, Xenophon und Aristoteles in Griechenland lehrten; Lao-Tse und Kung-Tse lebten zu Zeit gleicher mit Thales und Pythagoras. Diese Gleichzeitigkeit im Auftreten großer Männer, die die Welt aufklären sollen, läßt uns an das Dasein geheimer Vereinigungbänder denken, unbekannter Verkehrsmittel zwischen den Menschen, den Stämmen, die auf der Erde am Weitesten von einander entfernt sind; oder werden all diese Völker von der selben Intelligenz geleitet, eben so wie sie ja die selbe Sonne bescheint?“

Das nächste große Weltereigniß nach dem Christenthum und den Völkerwanderungen ist wohl das Auftreten Mohammeds. Daß er ein Mann der Vorsehung war, wie Atilla, daran zweifelten die Christen nicht. Das Christenthum war nämlich so verfallen, daß es schlechter als das Heidenthum war; die Bischöfe der Gemeinden thaten einander in den Bann, nachdem sie ein paar Jahrhunderte über die Gottheit Christi und den Platz des Heiligen Geistes in der Stammtafel gezankt hatten, und die Urkunde selbst oder das apostolische Bekenntniß (Symbolum) war gefälscht (und so ist es noch heute, da jede christliche Kirche eine verschiedene Version hat); die Bilderverehrung hatte sich so entwickelt, daß die Heiden die Christen für Götzenanbeter ansahen. Da kam Mohammed, der Araber, und erhob das Feldgeschrei: Es giebt nur einen Gott! Dieser Antichrist, der jedoch Christus liebte und schätzte, nahm den Mantel Israels auf und erhob wieder die Fahne des Monotheismus; und damit hob er gleichzeitig das unterdrückte Israel, das unter dem halbverborgenen Polytheismus der groben Dreieinigkeitlehre der Synoden und Kirchenversammlungen gelitten hatte.

Es war ein furchtbarer Augenblick für die Christenheit, als sie sich von ihrem Gott verlassen sah, und Mancher fragte sich wohl, ob er an eine Chimäre geglaubt habe. Mohammed vertreibt das Christenthum aus dessen und der Apostel Heimathländern Palästina und Kleinasien; und in Egypten, Persien, Babylonien und Arabien, die mit knapper Noth die christlichen Missionare aufgenommen hatten, fielen die Massen ab und schworen zum Islam. Der Gott der Heerschaaren schien auf der Seite der Mohammedaner gegen die Christen und seinen eingeborenen Sohn zu sein. Was sollte man glauben, was nicht glauben? Weder Atilla noch Alarich hatte eine Religion gestiftet oder eine Kultur aufgebaut, aber Mohammed that Beides und noch mehr; denn seine Schüler kamen mit Wissenschaft, mit Naturwissenschaft, die es seit Aristoteles und Plinius nicht gegeben hatte. Die Zeit des Christenthumes schien zu Ende zu sein und Rom zitterte. Da erweckte der Herr — um im Stil des Alten Testamentes zu sprechen — in Rom selbst einen Mann, der eine gewaltige Mauer gegen das christianisirte Heidenthum wurde. Dieser Mann war Gregor der Große.

Wie der Bischof in Rom zu der weltlichen Macht kam? Sehr einfach und logisch; sie beruhte durchaus nicht auf einem Schelmenstück. Als die Kaiser aus dunklen Ursachen nach Byzanz gezogen waren, wurden Italien und Rom sehr schlaff durch den Exarchen in Ravenna regirt. Als die Gothen und Hunnen Rom bedrohten, begehrten die Römer vergebens Hilfe von Byzanz. In ihrer Noth verlassen, mußten sie sich selbst vertheidigen und fanden tüchtige Heerführer in ihren Päpsten. Aus Dankbarkeit legten sie die Macht in deren Hände und befanden sich wohl dabei. Hundert Jahre später, als die Lango=

barden Italien einnahmen, begehrte der Papst Stephan III. Hilfe von Konstantin Kopronymos. Als Der sie weigerte, wandte sich der Papst an den Frankenkönig Pipin, der die Langobarden schlug und den Papst zum Statthalter in den eroberten Provinzen einsetzte. Die älteren Caesaren hatten sich auch zum Pontifex Maximus ernannt, aber der christliche Pontifex machte sich nicht zum Caesar, was eine leichte Sache gewesen wäre, sondern gab die weltliche Kaiserkrone den Herren dieser Welt, von Karl dem Großen an bis in die neuere Zeit hinein; und wenn die Päpste die Gewalt in der Stadt Rom und Umgegend behielten, so war Das ein Geschenk des Volkes an die Vertheidiger und Wiederaufrichter der ewigen Stadt nach den Plünderungen der Caesaren und Barbaren. Man muß im Allgemeinen nicht über Weltereignisse böse werden, am Allerwenigsten über solche, die so lange zurückliegen; wenn uns noch heute davor graut, daß die Päpste früher eine so große weltliche Macht hatten, obwohl sie schon von der Art der geistlichen Ueberlegenheit war, so können wir uns damit trösten, daß sie jetzt, als unnöthig, beseitigt ist. Gregor der Große war ein würdiger Zeitgenosse Mohammeds, dessen Triumphe er jedoch nicht erleben durfte. Er schuf Mohammeds Werk vor Mohammed. Er erhob sich gegen das Heidenthum in der christlichen Bilderverehrung, verbot die heidnischen Schriften — besonders haßte er, aus guten Gründen, Livius — und soll die palatinische Bibliothek verbrannt haben; Einzelne behaupten, Andere bestreiten es. Statt die Blicke nach Osten zu richten, sucht er eine Stütze im Westen, in Gallien, dem werdenden Frankreich, wo Römerbildung und Christenthum später eine europäische Kultur erzeugen sollten, die erste in Europa. Aber er sah auch nach Norden, denn er taufte England.

Sieht es nicht so aus, als ob der bewußte Wille in der Geschichte eben so gern seinen Freund Mohammed wie Gregor den Großen benutzte, um seinen für die Menschen unbegreiflichen Zweck zu fördern? Und als ob der selbe Wille Beiden das Ziel setzte? Italien, Gallien, Britanien, Germanien wurden vor Mohammeds Uebergriffen geschützt, aber Spanien wurde ihm geschenkt, doch erst hundert Jahre später. Die Vorarbeit wurde aber zu Mohammeds Zeit gethan, denn der Westgote Leovigild zerstörte damals die Macht der Sueven in Galizien; Reccared I. schmolz Gothen und Römer zusammen und die arianischen Gothen wurden Katholiken. Es ist, als habe ein Staatsmann über Plänen gesessen und die politischen Ereignisse kommender Zeiten ein Jahrhundert voraus entworfen.

In Griechenland werden zur selben Zeit die nationalen Angelegenheiten für die nahende Ankunft des Islams geordnet, denn dort dringen neue Halbwilde ein. Acht Jahre nach Mohammeds Geburt kommen die Slaven.

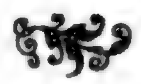
Das Morgenland erlebt große Ereignisse. Was das Christenthum

nicht gekonnt hatte, vermag nun der Islam: von heidnischer Abgötterei befreit er Araber, Perser und deren Nachbarn. Mohammed war, was man jetzt einen Synkretisten und Unitarier nennen würde. Im Koran schließt er einen Kompromiß zwischen Judenthum, Christenthum und abendländischem Monotheismus; darum gelang ihm die Gründung eines so großen Reiches, wie es Alexander nicht größer geträumt hatte. Aber während die Araber als Volk das Khalifat gründeten, wird fern im Osten für die Zukunft schon eine andere Macht geplant, mit frischen Kräften, von einer anderen ungebrauchten Nation, die, wenn die Zeit erfüllt ist, den etwas abgenutzten Beduinen nachfolgen soll. Die Türken erscheinen am Horizont, da, wo die Sonne aufgeht. Als diese Halbwilden aus ihren dunklen Verstecken am Altai heraustraten, ungefähr um Mohammeds Zeit, kamen sie zuerst mit den Chinesen in Berührung. China erlebte unter einem seiner größten Kaiser, Tai-Tsung, eine Renaissance. Eine unbestimmte Furcht vor etwas vom Westen her Eindringendem riß die Nation auf und die einigermaßen verblaßte Vernunftreligion Kung-Fu-Tses bekam neue Lebensfarbe. Man sammelte die kanonischen Bücher wieder und revidirte sie, errichtete eine Universität, gründete Schulen, — mit einem Wort: man waffnete sich gleichsam gegen den Islam, ohne ihn zu kennen. Und es sieht aus, als könne der Islam nach Indien, aber nicht nach China vordringen.

Und nun tritt China in Verbindung mit dem Abendland. Seine Chroniken erwähnen, zum ersten Male vielleicht, die christliche Religion, die man bewundernswerth findet, aber unnöthig, „da alle Religionen gut sind.“ Gesandte aus Byzanz werden in China aufgenommen und man hört von dem gewaltigen Siegeszug der Araber sprechen. Die Türken schicken auch einen Sendboten, nachdem sie versucht haben, nach Osten zu dringen, wo sie aufgehalten werden und von wo sie sich später langsam nach Westen wenden. Dort landen sie schließlich und halten Asien und Europa im Gleichgewicht. Wie Griechenland im römischen Reich einen Ableger hatte, so steckt nun auch China ein Pfropfreis in einen frischen Wildstamm. Das ist Japan. Hier wird nämlich zu Mohammeds Zeit chinesische Bildung, Schrift und der Buddhismus eingeführt, — offenbar als Waffen gegen den Islam.

Gleicht das Alles nicht der ungeheuren Schachpartie eines einsamen Spielers? Weiß wie Schwarz leitet er, ist völlig unparteiisch, nimmt, wenn genommen werden soll, macht Pläne für beide Lager, für sich und gegen sich, bedenkt Alles im Voraus und hat nur den einen Zweck im Auge: das Gleichgewicht zu halten, Gerechtigkeit zu üben und die Partie mit Remis zu enden.

Stockholm. August Strindberg.



Sondergerichte.

Wir leben trotz aller scheinbaren Gleichmacherei mehr denn je in einer Zeit der Sonderbestrebungen. Jedes Volkssplitterchen will eine „Nation", jede Mundart eine „Sprache" sein und jedes zwerghafte Staatswesen ein „Vaterland". In der Wissenschaft greift das Spezialistenwesen — auch eine Pflanzstätte der Sonderbestrebungen — mehr und mehr um sich; selbst der Dichter und Künstler muß seine „Spezialität" haben, und ist er etwa nur Artist, so tritt er gar selbst als eine solche auf, — und wäre es auch nur in der Schweinedressur.

Ob dieser „Sonderzug" die Menschheit schneller vorwärts bringen wird, mag abgewartet werden. Jedenfalls wäre es wunderbar, wenn nicht auch die Rechtsprechung mit der Zeit davon berührt worden wäre. Hier herrschte in einer nun abgelaufenen Periode noch durchaus der Grundsatz: „Sammt und sonders." Das heißt: für Alle ein Gericht, wo man „das Recht mag suchen in dem Streit." Die vielfachen Sondergebilde des Mittelalters verschwanden vor dieser Maxime; gutsherrliche und Patrimonalgerichte, standesherrliche, Adels- und Lehnsgerichte und so manches Andere, was man kaum noch dem Namen nach kennt: das Alles wurde mit dem „Sammethandschuh" weggewischt und durch einheitliche Landesgerichte ersetzt. Aber siehe: die Welle fluthet zurück und das Oberwasser haben wieder die „Sonderschwärmer"; sie spülen langsam ein Stück nach dem anderen von der Zuständigkeit der allgemeinen Gerichte ab und machen sich keine Gedanken darüber, ob sie nicht damit vielleicht auch die Grundlagen des Ganzen allmählich unterspülen könnten. Hat schon das Verwaltungstreitverfahren ein gutes Stück der streitigen Gerichtsarbeit an sich gerissen und dadurch bei der Unbestimmtheit der Zuständigkeitgrenzen zugleich den unerfreulichen Rattenkönig der Kompetenzkonflikte großgezogen, so haben in neuerer Zeit die Gewerbe- und Gewerbeschiedsgerichte noch ärgere Bresche gelegt und jetzt stehen uns gar noch die „Kaufmannsgerichte" bevor, denen fast sämmtliche Rechtsstreitigkeiten der Prinzipale mit ihren Handlungsgehilfen und Lehrlingen unterstellt werden sollen. Ein ständiger Vorsitzender — voraussichtlich meist ein Amtsrichter im Nebenamt oder ein besserer Kommunalbeamter mit einiger juristischer Vergangenheit — wird mit einem Stabe von mindestens vier Beisitzern im besonderen Forum über Kündigung, sofortige Entlassung, Lohnansprüche u. s. w. entscheiden. Der Stab, der zu jeder Sitzung besonders kreirt wird, ist aus Prinzipalen und Commis zu gleichen Theilen zusammengesetzt; nur den armen Lehrlingen hat man wieder einmal ihren Platz an der Sonne versagt; sie sollen wohl leiden lernen, ohne zu klagen.

Der Apparat ist, wie man sieht, nicht ganz klein. Bisher wurden die meisten der hier in Betracht kommenden Streitigkeiten von dem Amtsrichter allein — im Hauptamt! — entschieden; wird ers künftig im Nebenamt, unterstützt von seinen vier Berathern, deren zwei der Regel nach genau das Gegentheil von den beiden anderen anrathen werden, besser und schneller machen? Oder sollte das alte Sprichwort von den vielen Köchen, die den Brei verderben, vielleicht auch auf solche „Gerichte" nicht ganz unanwendbar sein?

Zugleich tritt uns hierbei wieder einmal ein anderer charakteristischer Zug der Neuzeit entgegen, unter dem gerade die Juristerei ganz besonders zu leiden

hat, nämlich das Eindringen der Laien in die Thätigkeitsphäre der Fachmänner. Es ist seltsam: je verwickelter die Struktur unserer Rechtsverhältnisse wird, je dunkler und vieldeutiger die Sprache unserer Gesetze und je umfangreicher die zu berücksichtigende Judikatur der höchsten Gerichtshöfe, desto mehr schätzt man den durch das Alles nicht beirrten Blick des Laien. Während der Staat auf der einen Seite die Anforderungen an die Ausbildung seiner Rechtskundigen immer höher anspannt, kann er auf der anderen gar nicht genug Richterstühle mit „Gevatter Schneider und Handschuhmacher" besetzen. Er spottet seiner selbst und weiß nicht, wie. In der Strafrechtspflege erfreuen wir uns schon seit längerer Zeit der Schwur- und Schöffengerichte und das unförmliche Gespenst der „großen Strafkammer" — zusammengesetzt aus drei Juristen und vier Laien — schwebt drohend über uns; ja, man empfiehlt sogar, für die viel umstrittene Berufung gegen die Strafkammer-Urtheile einen gleichartigen Gerichtshof zu schaffen, der dann naturgemäß noch stärker und komplizirter zusammengesetzt, also wohl als die „ganz große Strafkammer" zu bezeichnen sein dürfte. Und der Staat steht Alledem mit einem wohlwollenden Bülow-Lächeln gegenüber, denn: es kostet ja nichts! Eine Besoldung all der Laien, die man in so unabsehbarer Zahl zu der schwierigsten und zeitraubendsten Thätigkeit heranziehen will, hat noch Niemand vorzuschlagen gewagt; sonst hieße es: Quos ego! Denn mit dem Fiskus ist nicht gut Kirschen essen. Das wissen auch die kühnsten Reformer, namentlich die Beamten unter ihnen recht gut und halten es in dieser Beziehung mit dem Grundsatz: „Wir Deutsche fürchten nichts als Gott und die Oberrechnungskammer!" Wenn man aber im Gegentheil die Justizkasse noch durch wachsende Heranziehung unbesoldeter Richterkräfte entlasten und den Rest der Kosten — wie bei den Gewerbe- und Kaufmannsgerichten — auch noch auf die Gemeinden abwälzen will, dann mag man mit einigen veralteten Prinzipien, wie der staatlichen Justizhoheit, der Garantie für die sachgemäße Ausbildung und unbeeinflußte Unabhängigkeit der Richter, dem streng bis ins Einzelne geregelten Verfahren u. s. w., immerhin nach Belieben umspringen; mit solchen Imponderabilien nimmt es ja heutzutage im Deutschen Reich doch kein Mensch mehr so genau!

Während man nun in der Strafrechtspflege, wie erwähnt, die Laien direkt in die Richterkollegien der ordentlichen Gerichte hineindrängt und auf diese Weise einen ähnlichen Dualismus wie in der Verwaltung — Magistrat und Stadtverordnete, Landrath und Kreisausschuß u. s. w. — schafft, wenn auch schwerlich mit gleichem Recht wie dort, hat man im Civilprozeß einen anderen Weg eingeschlagen. Hier hat man es bei den längst bestehenden „Kammern für Handelssachen" — einem ziemlich unschädlichen Institut — bewenden lassen und läßt im Uebrigen die Herrn Juristen ruhig allein auf ihren Richterstühlen sitzen, zieht ihnen aber dafür ganz sacht und unmerklich mehr und mehr von ihrem Aktenmaterial unter der Sitzgelegenheit fort, bis sie eines Tages zu ihrer Ueberraschung kaum noch etwas Nennenswerthes darunter finden und nothgedrungen auch Schiedsrichter und Sühne-Kommissare werden.

Welcher von beiden Wegen der bedenklichere ist, wird nicht ganz leicht zu entscheiden sein; bleiben wir für diesmal bei den Sondergerichten. Was führt man eigentlich zur Begründung ihrer Nothwendigkeit an? Zunächst natürlich bei jeder Neuschöpfung dieser Art das „Bedürfniß einer wichtigen Bevölkerungs-

klasse", bei dem wir uns nicht weiter aufzuhalten brauchen, da ein solches Bedürfniß sich bekanntlich stets nach den verschiedensten Richtungen hin geltend macht, darunter auch nach der, wohin man es gerade gern führen will. Im Einzelnen pflegt sich nun dies Bedürfniß aus den Wünschen einer einfachen, schnellen und billigen, von der Kenntniß der „einschlägigen Verhältnisse" getragenen Rechtsprechung zusammenzusetzen, also Wünschen, die wohl Jeder, der nicht etwa von Natur ein ganz eingefleischter Tyrann ist, unbedenklich als berechtigt anerkennen wird. Nur ist nicht recht ersichtlich, weshalb sie nicht bei der einen Bevölkerungsklasse genau so berechtigt sein sollen wie bei der anderen und daher bei jeder Rechtsprechung zu berücksichtigen sind, ohne die Zerlegung in Sonderjustizen nöthig zu machen. Das hauptsächliche Paradepferd ist jetzt die Vertrautheit des Richters mit den „einschlägigen Verhältnissen" im Fach der Recht Suchenden; und eben auf dieses Pferd setzt man denn auch die Unzahl der Laienrichter in stattlicher Reihe, wie die „Haimonskinder", hinauf, um dem Berufsrichter die Zügel halten zu helfen. Was bedeutet nun aber die Vertrautheit mit den einschlägigen Verhältnissen in unserem Fall? Muß der Richter, um einem Recht suchenden Commis gerecht zu werden, selbst hinter dem Ladentisch gestanden und Heringe verkauft haben oder, um die Ansprüche der Fabrikarbeiter richtig zu würdigen, selbst, wie Goehre, sechs Monat Fabrikarbeiter gewesen sein? Dann müßte er freilich auch, um Prozesse aus Börsengeschäften sachgemäß entscheiden zu können, selbst einmal einige Zeit an der Börse gejobbert haben — was ja wohl leider auch vorkommt — und er könnte nicht einmal als Strafrichter die geeigneten Strafen verhängen, ohne in höchsteigener Person probeweise im Gefängniß und Zuchthaus gesessen zu haben, — was bisher wenigstens noch nicht üblich gewesen ist. Nein: die einschlägigen Verhältnisse interessiren nur, insofern sie die Grundlage für streitige Rechtsfragen abgeben; und so weit lernt jeder in der Praxis stehende Richter sie bald genug kennen, zumal ihm in zweifelhaften Punkten stets die Befragung von Sachverständigen zu Gebote steht; die rechtliche Beleuchtung aber wird nach wie vor Sache des juristischen Denkens sein und deshalb braucht der Richter das Urtheil des fachkundigen Laien nicht. Das heißt: der sachverständige Berather darf ihm nicht zum Urtheilsfinder werden. Je weiter man in der Einengung der Zuständigkeit durch Sondergerichte geht, um so mehr wird der Gemeinrichter den praktischen Ueberblick über ganze Rechts- und Wirthschaftgebiete verlieren.

Aber die Sondergerichte sollen auch einfacher, schneller und billiger arbeiten, als es den ordentlichen Gerichten möglich ist; und hier ist eigentlich der Kern des bereits zum Nilpferd oder Rhinozeros anschwellenden unförmlichen Sonder-Pudels. Seine Unförmlichkeit ist nämlich, genauer ausgedrückt, Formlosigkeit; und gerade in ihr liegt für Viele sein schönster Reiz. Denn wodurch erreicht man schon jetzt bei den Gewerbegerichten das beschleunigte und verbilligte Verfahren? Natürlich nicht dadurch, daß man viele Köpfe und Sinne zur Entscheidung beruft und dem juristischen Judiz die Unerfahrenheit der Laien als Hemmschuh an die Räder hängt, sondern einfach dadurch, daß man sich über zahlreiche Schranken einer schnellen Entscheidung, die man früher als Garantie einer sachgemäßen ansah, radikal hinwegsetzt. In besonderem Licht erscheint hierbei namentlich die Ausschließung der Parteivertretung durch Anwälte, die wohl als ein Hohn auf die Bezeichnung „Rechtsanwalt" empfunden werden muß, da sie den

„Anwalt", also Beförderer des Rechtes, direkt zu einem Hemmniß, einem Schädling für die Kultur der Sonderrechtspflanzen stempelt.

Keineswegs soll nun verkannt werden, daß unser ordentliches Verfahren, besonders im Amtsgerichtsprozeß, für Rechtssachen von geringerer Bedeutung und Schwierigkeit zu umständlich und daher, zumal gerade diese Sachen nach Beschleunigung und Verbilligung schreien, zum Theil unpraktisch ist. Folgt aber daraus, daß man, statt das Verfahren der ordentlichen Gerichte zu reformiren, diese selbst kalt zu stellen und außerordentliche zu schaffen hat? Nein: wenn irgendwo „Etwas faul ist im Staate Dänemark", so muß man nicht nach Schweden und Schleswig-Holstein auswandern, sondern mitten in Kopenhagen selbst reformiren; konkret gesprochen: man muß unser Prozeßverfahren umgestalten, namentlich aber, um die Verzögerungen gründlich zu beseitigen, mehr Richter anstellen, und zwar — das harte Wort muß heraus — auf Staatskosten.

Man denke sich nur einmal, wohin wir bei einem Weitergehen in der Richtung der Sondergerichtsbildung eigentlich gelangen werden, da jedes von ihnen nur eine Etape auf dem Wege bilden wird und ein Endpunkt überhaupt nicht abzusehen ist. Die Kaufmannsgerichte beginnen schon, ehe sie noch selbst untergebracht sind, zu weiteren Gründungen anzuregen: so plant die Stadt Frankfurt a./M. (das bekannte Versuchskaninchen für alle solche Neuerungen) die Schaffung von Schiedsgerichten für die Streitigkeiten der Miether mit ihren Hauswirthen unter dem wohlklingenden Namen der „Miethschiedsgerichte". Was der einen „wichtigen Bevölkerungsklasse" recht ist, muß auch anderen, nicht minder wichtigen billig sein. Warum sollen die Gewerbe- und Kaufmanns-Gehilfen und die Fabrikarbeiter ein Privileg genießen, das den Kellnern und ländlichen Arbeitern versagt bleibt? Warum sollen nicht die Angestellten und Arbeiter in zahlreichen anderen Berufen sich ihres Sondergerichtchens erfreuen können? Sind ja doch schon jetzt die Zuständigkeitgrenzen so schwer zu ziehen, daß die Gewerbegerichte einen großen Theil ihrer Thätigkeit auf die Frage, ob sie überhaupt zuständig sind, verwenden. Gerade darüber liefern sie ihre interessantesten Entscheidungen, mit denen sie ihre Zeitschriften füllen, und es ist auch gewiß nicht ganz leicht, einen Charakterkomiker, einen Bauchredner, selbst eine „Fesselkünstlerin" und Bärenbändigerin als Gehilfen im Gewerbe ihres Direktors — zu dessen Profession also auch das Bauchreden, Kettenbrechen, Bändigen von allerlei Unthieren und das Gebiet des höheren Blödsinns gehören muß — in einwandfreier Weise zu charakterisiren. Gerade hier wird aber der Ruf nach einem „besonderen Sondergericht" für Artisten wohl am Ehesten lautbar werden, da den braven Gewerbetreibenden, die dem Gericht beisitzen, die einschlägigen Verhältnisse der Komik, Bauchrednerei u. s. w. kaum hinreichend geläufig sind. Noch einleuchtender erscheint es, wenn die Künstler höherer Art und vorzüglich die Schriftsteller, denen beständig der Verleger an der Kehle sitzt, ihr Bedürfniß nach Standesgerichten geltend machen oder wenn die Privatlehrer ihren undankbaren Schülern im Sonderforum entgegentreten wollen. Und nun gar die zahlreichen höheren Dienstboten, die Haushälterinnen, Bonnen, Stützen der Hausfrau! Kurz, es ersteht hier vor unseren Augen „eine Fülle der Gerichte", die einen ehrlichen Sonderschwärmer wohl in „uferlose Begeisterung" zu versetzen vermag. Hat aber erst jeder Stand und Erwerbszweig sein eigenes Gericht,

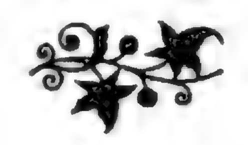
so hat auch Jedermann, der sonst kein Lump ist, Anwartschaft darauf, im Nebenberuf Richter zu werden; das Ideal, daß Jeder über Seinesgleichen das Recht spricht, wird erreicht und für den Berufsrichter zugleich der Kollegenkreis ins Unermeßliche erweitert, zumal, wenn man zur Förderung der Kollegialität auch den Laienrichtern ansprechende Titel, wie „Gewerbegerichtsrath", „Kaufmannschaftrath", „Miethschiedsgerichtsrath" u. s. w. verleiht.

Daß die konsequente Durchführung des Prinzips trotzdem noch ihre Schwierigkeit hat, wird auch von den Anhängern nicht verkannt werden. Zunächst wird streng darauf zu halten sein, daß die entsprechende Hälfte der Laienrichter auch stets genau der selben Stufe der Berufsklasse der Recht Suchenden angehört, daß also der in seiner Rechtssphäre beeinträchtigte Piccolo nicht von Oberkellnern abgeurtheilt wird oder gar, umgekehrt, die Stütze der Hausfrau nicht von Köchinnen und Kinderfräulein, sondern wiederum von „Stützen", der Handlungreisende nicht von Korrespondenten, Buchhaltern oder anderen seßhaften Bücherwürmern. Das wird die Besetzung der Gerichtshöfe im einzelnen Fall erschweren, selbst wenn man etwa für die schwer zu erlangenden Handlungreisenden „fliegende Gerichtshöfe" einrichten und für die Piccolos höhere Richterstühle anschaffen wollte, um die Würde des Gerichtes nicht zu beeinträchtigen. Auch wird die Schule — deren Programm ja noch immer so sehr der Vervollständigung bebedarf — nicht umhin können, einige der nöthigsten Kenntnisse des geschriebenen Rechtes, so weit sie für die unbefangene Urtheilsfindung nicht absolut schädlich sind, zu vermitteln. Dann wird es aber für das Recht suchende Publikum nicht immer bequem sein, unter den vielen Sondergerichten das zuständige herauszusuchen, zumal hier der Beirath des Rechtsanwalts ja grundsätzlich verpönt ist. Nehmen wir einen Großbuch- und Kunsthändler, der zugleich Verleger ist und auch Anstalten mit fabrikmäßigem Betriebe zur Herstellung der Druck- und Kunstwerke unterhält: mit seinen Commis setzt er sich vor dem Kaufmannsgericht auseinander, mit seinen Arbeitern vor dem Gewerbegericht, mit seinen Schriftstellern vor einem „Verlagsgericht" (wie wäre es mit der Bezeichnung „Goethebundesgericht"?), mit Künstlern vor besonderen Maler- und Bildhauerkammern. Seine Konkurrenten und Lieferanten verklagt er vor den ordentlichen Gerichten oder auch vor den Kammern für Handelssachen. Als Dienstherr wird er nebenbei den Gesindegerichten unterstehen, als Hausbesitzer den Miethschiedsgerichten. Ist er zugleich Reserveoffizier, so bekommt er es zur Abwechselung vielleicht einmal mit dem Militärgericht zu thun. Wünschen wir ihm nur, daß er durch besondere Verhältnisse nicht etwa auch in ein Verwaltungstreitverfahren hineingezogen wird! Mitunter werden sich bei den verwickelten Zuständigkeitbestimmungen gleich mehrere Gerichte auf einmal um ihn reißen, während ein anderes Mal wieder keins das richtige sein will und ihm der Identität-Unterschied zwischen Pontius und Pilatus zum Bewußtsein gebracht werden wird. Ueber die „Einheit der Rechtsprechung", die unsere Justizgesetze bisher so energisch betonten, wird er jedenfalls seine eigenen Ansichten haben. Und wird auch die Einheit des Rechtes selbst bei solcher Handhabung auf die Dauer gewahrt bleiben oder zur bloßen Formel herabsinken? Der Text der neueren Gesetze ist ja ohnehin kaum noch mehr als das Instrument, auf dem jedes Gericht seine eigenen Weisen spielt. Um so mehr sollte man sich hüten, die Zahl der „schlechten Musikanten" zu vergrößern, mögen sie auch sonst noch so gute Menschen sein!

Ist aber der Ausbau der Sondergerichte wirklich ein Zeitbedürfniß — nicht etwa nur ein Sondergericht für durchgegangene Prinzessinnen, das man ja als solches anerkennen muß, sondern auch für den schlichten Bürgersmann — und will man vor einer Mannichfaltigkeit der Rechtsprechung, wie ich sie eben angedeutet habe, nicht zurückschrecken, so mache man ganze Arbeit und bevorzuge nicht erst lange einzelne Klassen. Der Paragraph der preußischen Verfassung, nach dem Niemand seinem ordentlichen Richter entzogen werden darf, wird dann freilich neu redigirt werden müssen; etwa so: „Niemand darf seinen ordentlichen und seinen zehn bis fünfzehn außerordentlichen Richtern entzogen werden."

Aber wer wird dann noch der „ordentliche" sein?

Otto Reinhold.



Das Leben Hammurabis.

Wieder giebt uns ein neuer Fund in Susa hochinteressante Aufschlüsse über Hammurabi, den „König der Gerechtigkeit." Man hat eine Reihe von Thontafeln entdeckt, deren Inschriften, nach mühevoller Entzifferung, einen wahrhaft köstlichen Schatz zu Tage förderten: die Autobiographie des großen Königs. Sie ist auf sechs Tafeln eingegraben, die uns die verschiedenen Entwickelungphasen seiner Seele, seines Charakters schildern und von denen je zwei immer ein für sich abgeschlossenes Ganze bilden, genau den wichtigsten Lebensabschnitten angepaßt. Die beiden ersten Tafeln erzählen uns von dem Jünglings- und frühen Mannesalter, den ersten Jahren seiner Regirung. In den beiden nächsten spricht der gereifte Mann, der über das eigene Ich hinausgewachsen ist, der „König der Gerechtigkeit", der mit Seherblick in die Zukunft sieht, ohne darüber die Gegenwart aus dem Auge zu verlieren. Die beiden letzten Tafeln künden uns die Bestrebungen des weisen Gesetzgebers, seine Gedanken über die Menschheit und endlich seine letzten Lebensjahre.

Ein wahres Muster treffender Kürze, Klarheit und Schönheit des Stils ist diese Selbstbiographie, ein Meisterwerk in ihrer logischen Gliederung. Wir haben ihr nichts Aehnliches an die Seite zu stellen. Der Vergleich mit Marc Aurel drängt sich vielleicht auf, doch tritt uns Hammurabi aus seinen Schriften als Mensch ungleich näher. Er beschönigt nichts, giebt uns nicht nur abgeklärte Weisheit des Alters, sondern läßt uns in seinen Werdegang, in die wechselnden Stimmungen seiner Seele blicken. Betrachten wir die Tafeln näher:

Auf der ersten tritt uns der lebenskräftige, seiner selbst frohe Jüngling entgegen. Wir sehen ihn, wie er in seiner Vaterstadt Sippar der Anführer aller tollen Streiche ist, die ganze männliche Jugend beherrscht, die ihm Gehorsam leisten muß. Noch beschweren Regirungsorgen nicht seinen Kopf, erfüllt der Gedanke an das Wohl der Menschheit nicht sein Herz. Von Sinnenlust und Freudenrausch umwogt, die Brust geschwellt von der Vollkraft seiner Jugend,

seiner starken, großen Persönlichkeit, grub der Jüngling dieses gewaltige, uns fortreißende „Ich bin!" in die erste Tafel.

Er kam zur Regirung. Und über Nacht ist er zum Mann gereift. Von dem Ehrgeiz erfaßt, über ganz Babylonien zu herrschen, richtet er sein Augenmerk auf sein Volk, auf die ihn umgebenden Feinde. Mißtrauen gegen seine Umgebung ist erwacht, der Blick geschärft. „Du bist!" heißt es auf der zweiten Tafel. Darin wurzelt das Erkennen seines Feindes, sein Erkennen des Volkes.

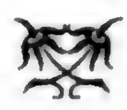
Eine ganz merkwürdige, wunderbare Wandlung macht Hammurabi in den nächsten Jahren durch, nach seinen siegreichen Kriegen. Eine Wandlung, wie sie nur bei einer außergewöhnlichen Natur möglich ist. Aus dem tapferen Krieger wird plötzlich ein hellsehender Prophet. Auch sein Charakter verändert sich vollständig. Er, der sich selbst den „Segen der Menschheit" nannte, fühlt jetzt nur die Nichtigkeit all seines Strebens, seiner Person und sieht ahnend voraus, daß einst ein Größerer, Mächtigerer kommen wird. Zum ersten Mal vertauscht er den festen Boden der Gegenwart mit der blauen Ferne der Zukunft. Selbst sprachlich kommt Das dadurch zum Ausdruck, daß er nur in diesem Lebensabschnitt von der ihm geläufigen Form abweicht. „Er wird sein!" grub Hammurabi mit fester Hand, in unvergänglicher Schrift, in die dritte Tontafel.

Dann erinnert ihn gerade dieser Blick in die ferne Zukunft wieder an seine Menschenpflicht. Er steigt hinab in die Niederung des Volkes, nicht mehr der erhabene, despotische Herrscher, sondern der gereifte Mann auf dem Königsthron, der sich Eins fühlt mit seinem Volk und demüthig eingesteht: „Wir sind!" Er schafft, lebt und wirkt mit den Bewohnern seines großen Reiches, pflegt Handel und Schiffbau, legt einen Kanal und Straßen an.

Mit den schmerzlicher Erfahrung entströmten Erkenntnißworten „Ihr seid!" schildert die fünfte Tafel die Zeitperiode, wo sein großes Gesetzwerk entstand, dessen Ueberlieferungen man als ersten Fund in Susa entdeckte. Nachdem Wohlstand und Friede im Reich eingekehrt waren, suchte Hammurabi die Zukunft dadurch vorzubereiten, daß er die Schöpfungen der Gegenwart festigte. Alles Persönliche ist hier aus seinen Aufzeichnungen geschwunden. „Ihr seid!" Keinen Widerspruch duldet der wuchtige Befehlston des strengen Gesetzgebers; er erkennt die Schwachheit der menschlichen Natur, die starker Stützen bedarf, um auf dem rechten Weg erhalten zu werden.

Vielfach zerstört sind die Zeichen der letzten Tafel, doch gelang es, ihren Inhalt festzustellen. „Sie sind!" heißt es da. Eine besondere Feinheit des Geistes Hammurabis zeigt dieser Schluß. Spricht hier der Weise mit berechtigtem Stolz von den gegebenen Gesetzen? Soll ein siegendes „Sie sind!" seinen Glauben an ihren dauernden Bestand ausdrücken? Oder stahl ein Zug von Pessimismus sich in sein Herz, der des schon weltabgewendeten Greises Gedanken an seine Unterthanen in solcher Erkenntniß gipfeln läßt? Ist es ein wehmuthvolles „Sie sind?".. Er läßt uns im Dunkel darüber. Weiteren Forschungen bleibt es vorbehalten, in diese wichtige Frage vielleicht noch Klarheit zu bringen.

Wien. Helene Migerka.



Deutsche Burenbegeisterung.

Zwei Hefte der „Zukunft" (Nr. 23 und 24) haben Erörterungen über die Buren und den Burenkrieg gebracht, denen ich wenigstens zum Theil am selben Ort widersprechen möchte. Ich sage: „zum Theil"; nicht etwa, weil nur ein Theil des dort Gesagten meinen Widerspruch herausforderte, sondern, weil es im Rahmen dieser Zeitschrift gar nicht möglich ist, all die Gründe und die feststehenden Thatsachen anzuführen, die fast jedem der Sätze des Herrn von Erckert entgegenstehen. In Nr. 20 und 21 der Zeitschrift „Südafrika" liefere ich den Beweis, daß das Urtheil des Herrn von Erckert über den Krieg die Erklärungen sämmtlicher Burenführer, die doch auch Etwas von der Sache verstehen und jedenfalls nicht einfach ignorirt werden dürfen, unbeachtet läßt und daß sein Urtheil über die Buren im Allgemeinen eben so wie das über Lord Roberts und Lord Kitchener mit den Thatsachen in unvereinbarem Widerspruch steht. Hier möchte ich nur zu zwei Punkten das Wort ergreifen: Zur Frage der kritiklosen Begeisterung für eine Sache, die unsere „deutsche Volksseele nur mittelbar berührte", und zur Beurtheilung der Persönlichkeit Krügers.

Die Beschuldigung der kritiklosen Burenbegeisterung habe ich schon oft, auch persönlich, gehört und mindestens ein Dutzend deutscher Zeitungen hat sich seit drei Jahren unablässig bemüht, die „chauvinistischen" Burenfreunde „aufzuklären". Aber wo eigentlich diese Chauvinisten, denen der Verstand mit dem Herzen durchgeht, sind, weiß ich bis heute noch nicht; ich habe im Gegentheil gerade im Bereich der lebhaftesten Burenbegeisterung sehr oft betonen hören, daß die Sache der Buren — entweder als eine Sache der Gerechtigkeit und Freiheit oder als eine eminent politische, soziale und handelspolitische Frage — ganz unabhängig von den — thatsächlichen oder behaupteten — menschlichen Schwächen und Gebrechen der einzelnen Personen zu betrachten sei, die diese Sache vertreten. Das Temperament spielt ja bei der Beurtheilung aller Fragen seine Rolle, aber davon abgesehen, war die Betrachtungweise der „extremen" Burenfreunde, so weit sie überhaupt öffentlich ihre Anschauungen vertraten und für die Oeffentlichkeit in Betracht kommen, in keinem Stück unkritischer, undurchdachter oder zielloser als die irgend eines ihrer Gegner; und die „besonnenen" Burenfreunde hätten viel mehr Grund, sich des Gemeinsamen mit ihren „Stiefbrüdern" bewußt zu bleiben, als das Gegensätzliche zu betonen.

Daß dieses Gemeinsame aber vorhanden ist, dafür liefert die „Zukunft" selbst den Beweis. Ihr Herausgeber war mit Hunderttausenden unseres Volkes zunächst darin einig, daß er den „wirksamen Einspruch einer Koalition" gegen Englands Vorgehen für nöthig und möglich erachtete. Er steht mit dieser Ansicht in schroffem Gegensatze zu Herrn von Erckert, nach dessen Ansicht die englische Kolonie Südafrika mehr „wirthschaftliche Aussichten" für Deutschland bietet, als sie „ein unter eigener Flagge vereintes Südafrika"*) geboten hätte

*) Diese Behauptung wirkt fast tragikomisch in dem Augenblick, wo die „Kolonie" Südafrika sich zu dem Zollbündniß mit England zusammenschließt, auf das wir seit Beginn des Krieges schon ohne Unterlaß warnend hingewiesen haben. Die erste That des freien Transvaal war der Handelsvertrag mit Deutsch-

und dem ein gutes Verhältniß zu England so sehr eine „Brotfrage" ist, daß eine politische Aktion, die auf die „Milliarden deutscher Werthe in der Welt der englischen Beziehungen" natürlich nicht ohne Rückwirkung bleiben könnte, einfach Selbstmord wäre. Damit ist doch jede Intervention für eine politische Dummheit erklärt, wozu noch kommt, daß sie auch unberechtigt gewesen wäre, denn Erckert erkennt ja ein moralisches, unbegreiflicher Weise nicht schon längst in Anspruch genommenes Recht Englands auf die politische Eroberung Transvaals an. Seine Einwürfe gegen irgend welche Aktion Englands würden auch durch den Hinweis auf die Internationalität dieser geplanten Agitation nicht gegenstandlos gemacht, denn für den Versuch einer Durchkreuzung seiner Absichten hätte sich England in seinen Kolonien — im Fall seines Sieges auch in den neu erworbenen Kolonien — doch nur an Dem wirthschaftlich rächen können, der mit ihm in diesen Kolonien wirthschaftlich rivalisirt. Und Das ist im britischen wie früher außerbritischen Südafrika nur Deutschland und in allen anderen Kolonien vornehmlich Deutschland. Was aber Erckert nicht bedacht hat, ist: Was England unserem wirthschaftlichen Wettbewerb in Südafrika schaden konnte, hat es seit 1896 mit Anspannung aller Kräfte gethan und seine gesammte Presse hat 1896 verrathen, daß man in England den Kampf um Südafrika als einen Konkurrenzkampf mit Deutschland betrachtet hat. Daß auch die Buren die Sachlage so auffaßten, hat De la Rey in Vereenigung betont. Wir hatten hier also nichts zu verlieren, sondern nur zu gewinnen; und in allen übrigen Ländern hat sich der deutsche Export gerade im Kampf auf Leben und Tod mit England entwickelt. Wenn wir in Südafrika nicht schon längst aus unserer Vorzugsstellung verdrängt wurden, so hatten wirs den freundschaftlichen Beziehungen mit den Republiken, ja, der direkten Bevorzugung durch ihre Regirung — man denke an den Freistaat — zu danken. Das Alles scheint Herr von Erckert nicht zu wissen. Glaubt er vielleicht, daß England sein Reich oder seine „Einflußsphäre", wie es bei Südafrika früher immer sagte, vergrößert, um unserem Handel aufzuhelfen? Dann wüßten Englands Staatsmänner wahrhaftig nicht, wozu sie südafrikanische Politik trieben.

So weit Deutschlands südafrikanische Interessen in Betracht kamen, durfte man also wohl eine Veranlassung zum Einschreiten als gegeben erachten, ohne sich durch solche Anschauung den Vorwurf unpolitischen Denkens zuzuziehen. Aber die Gelegenheit zu einem Einspruch wurde nun einmal verpaßt. Das kann man beklagen, aber da man es nicht ändern kann, hat es auch keinen Werth, länger darüber zu reden. Das war der Standpunkt des Herausgebers der „Zukunft" im zweiten Stadium des Krieges; und hier findet er sich mit Herrn von Erckert zusammen. Es ist also eine praktische Erwägung, eine Ansicht über die politische Lage, die ihn nun von den „enragirten" Burenfreunden scheidet, nicht ein Prinzip. Nun fanden alle die großen Versammlungen, in denen politische Schritte gefordert wurden — abgesehen von den rein alldeutschen oder rein antisemitischen Ver-

---

land von 1885 gewesen, dem nach mehrjährigen Verhandlungen der ausdrücklich gegen Englands Ansprüche gerichtete Vertrag mit dem Freistaat 1897 folgte. Die erste That der Kolonie Südafrika ist die Zurückdrängung Deutschlands durch eine fünfundzwanzig Prozent betragende Zollermäßigung auf englische Produkte.

sammlungen —, in der Zeit von Dezember 1900 bis Dezember 1901 statt; sie schlossen mit einer von mindestens fünftausend Personen besuchten Versammlung in München, wo mit mir offizielle Abgeordnete aller Parteien (Sickenberger, Hammerschmidt, Vollmar, Quidde) die selben Forderungen stellten. Ende Mai 1902, auf dem Kongreß zu Vereeniging, erklärten sich alle Burenkommandos einmüthig bereit und im Stande, noch mindestens ein halbes Jahr den Krieg fortzuführen, wenn irgend welche Aussicht auf Intervention sei. Also war es im Dezember 1901 auch noch nicht zu spät, die Regirung zum Versuch, eine Koalition zum Schutz der Burenrepubliken zu bilden, aufzufordern. Für den Fall, daß Deutschland dabei allein bleiben sollte, haben wir nie bewaffnetes Einschreiten gefordert, wohl aber ein Abrücken von England, einen Protest gegen die Einführung völkerrechtswidriger Gebräuche in die Kriegsführung, gegen die Ausschließung ärztlicher Hilfe vom Kriegsschauplatz und gegen die Lieferung von Kriegsmaterialien. Für diesen Protest gab es allerdings nach unserer Anschauung keinen Augenblick, wo er zu spät gekommen wäre, und wir hielten diesen Protest für nothwendig im Interesse des Vertrauens von Volk zu Regirung, des Vertrauens von kleineren Völkern (Holland) zur deutschen Politik, mit Rücksicht auf die schlimmen Wirkungen, die eine Nichtachtung aller sittlichen Forderungen durch die Regirung auf das Volksleben üben mußte, und schließlich mit Rücksicht auf die Sicherheit der Nichtkombattanten im Fall eines Krieges, der ja auch über unser Volk kommen kann. Wir wollten keine auch nur stillschweigende Anerkennung von Grundsätzen, die uns selbst schädigen können. Ist Das nicht gesunder Egoismus und politischer Sinn? Wahrhaftig: der Burenkrieg berührte uns nicht nur „mittelbar“, wie Erckert sagt; rechtlich, religiös, ethisch griff er Hunderttausenden ans Herz. Wir sagten uns zugleich: Selbst wenn die Bewegung erfolglos verlaufen sollte, so werden doch durch die Begeisterung für das Ideal der Gerechtigkeit und der Freiheit die guten Geister im eigenen Volksleben gestärkt und Kräfte ausgelöst und aufgespeichert, ohne deren lebendige Mitwirkung jeder Reformarbeit, sei es auf welchem Gebiet immer, die Schwungkraft fehlt. Wir konnten so hoffen, daß, wenn nicht uns, so anderen edlen Bestrebungen nach uns Helfer erstehen würden aus den Reihen Derer, die wir zum großen Theil überhaupt erst zur Mitarbeit an den großen Volksfragen heranzuziehen und zu sammeln unternahmen. Ich glaube nicht, daß von diesem Gesichtspunkt aus der Herausgeber der „Zukunft“ unsere Thätigkeit anders denn als erwünscht und nothwendig ansieht, selbst wenn er Bedenken getragen hat, sich daran zu betheiligen.

Den Kampfesboden gegen ihn betreten wir erst, wenn wir ein Eintreten für die Buren auch um der Buren willen fordern. Hier habe ich die geschlossene Gegnerschaft des Herausgebers der „Zukunft“ und der meisten seiner bisherigen Mitarbeiter zu fürchten. Denn hierbei soll ja die „kritiklose Burenbegeisterung“ besonders klar hervortreten. Wie liegt die Sache? Wenn wir einen Protest gegen die Verletzung internationaler Rechtsgebräuche forderten, mußten wir beweisen, daß solche Verletzungen auf englischer Seite — und zwar nicht durch Zufall, sondern als Folge des Systems — vorlagen. Und da die englischen Publikationen regelmäßig und ausnahmelos alle solche Fälle leugneten und dafür die Buren der schwersten Verbrechen bezichtigten — Erckert behauptet, die Menschlichkeit der burischen Kriegführung sei auch vom Feinde anerkannt; ich will ihm

gern tausend Belege bringen, daß während der Dauer des Krieges diese Anerkennung überall und mit Erfolg unterdrückt wurde —, so mußten sich die Burenfreunde allerdings in einer Weise mit Einzelheiten abgeben, die den Anschein erwecken konnten, als sei es ihnen nur darum zu thun, die Buren zu verherrlichen. In Wirklichkeit war ihre Vertheidigung nur Nothwehr. Ferner: eine Reihe von hervorragenden Engländern gab allerdings die Gewaltthat zu, die im Kriege gegen Transvaal lag, entschuldigte ihn aber damit, daß er doch schließlich eine Kulturthat bedeute und die Ersetzung eines rohen barbarischen Volkes durch ein Kulturvolk zum Ziel habe. So erfand man oder glaubte man Schauergeschichten, die die Buren jedes Mitleids und jeder Sympathie für unwürdig erscheinen lassen mußten. Selbst wer aus deutschem Interesse für die Buren kämpfte, mußte Dem gegenüber, um das Volk auf seiner Seite zu behalten, beweisen, daß die Buren auch um ihrer selbst willen die Erhaltung ihres Volksthumes verdienten. Eine Einigung in diesem Punkt ist schwer zu erzielen; sie würde gemeinsame Beobachtungen, Empfindungen und soziale Anschauungen und schließlich eine über den Rahmen dieser Zeitschrift hinausgehende Auseinandersetzung erfordern. So bleibt uns denn nichts übrig, als einander zu glauben, daß Jeder von uns ehrlich die Wahrheit sucht. Das schließt eine Kritik Dessen, was der Andere gefunden zu haben glaubt, nicht aus; nur muß man dann statt Aperçus Gründe ins Feld führen.

Ich komme zu Paul Krüger. „Den Starrkopf im Haag" nennt ihn Erckert, obwohl Krüger nur einmal ein paar Tage im Haag war. Wenn Das Erckert nicht mehr wußte, konnte ers wenigstens aus Krügers „Lebenserinnerungen" sehen. Daß ers nicht weiß, läßt erkennen, mit wie wenig Achtsamkeit und Kenntniß er Krügers Kundgebungen verfolgte. An dem wirklichen Ort seines Aufenhaltes hat Krüger nämlich wiederholt feierlich erklärt, daß er die Entscheidung über Krieg und Frieden in die Hände der Männer gelegt habe, die nun den Streit führten. Nur hatten er und Präsident Steijn beim Abschied einander das Wort gegeben, keinen Vertrag zu unterzeichnen, der die Unabhängigkeit preisgiebt, sondern im schlimmsten Falle lieber sich bedingunglos zu ergeben. An Dem, was Erckert über den Empfang der Generale durch Krüger erzählt, ist nicht ein wahres Wort. Vielleicht nimmt sich Herr von Erckert die Mühe, da er meine mit Krügers Zustimmung noch im Juni veröffentlichten Erklärungen nicht gelesen hat, einmal die Seiten 238 und 289 der „Lebenserinnerungen" Krügers nachzulesen.

Der selbe „olle Krüger" soll nach der Ansicht vieler Buren sie nur in den Krieg „hineingerissen" haben. Giebt es etwas Tolleres als eine solche Behauptung? Man braucht nur bei Rompel nachzulesen, der zur Zeit der Verhandlungen mit Milner als Berichterstatter mit in Bloemfontein war — und Rompels Buch „Siegen oder Sterben" ist mitten im Kriege geschrieben —, um zu wissen, wie verzweifelt Krüger sich gegen den Gedanken eines Krieges wehrte. Wollte er nicht sogar mehr geben, als die englische Regirung verlangt hatte, — allerdings gegen die Zusicherung, daß England künftig keine weiteren Rechte in Anspruch nähme, als ihm durch den Vertrag von 1884 gewährt seien? Hat er nicht durchgesetzt, daß Mitte 1899 die Sitzung des Volksrathes aufgehoben und jeder Abgeordnete verpflichtet wurde, sämmtliche Bürger seines Distriktes zu Besprechungen einzuladen, ihnen die Nothwendigkeit von Zugeständnissen

darzulegen und ihre Zustimmung zur Aenderung der Verfassung in dem von der englischen Regirung gewünschten Sinne zu erstreben? (Nebenbei ein Beweis für Krügers „Despotismus"! Krüger hat immer betont, daß das Volk die „Königsstimme" habe, und das Volk hat über den Krieg wie über den Frieden bestimmt.) Hat hier nicht das Volk, als es seine Zustimmung nach vielen „Wenn" und „Abers" endlich gab, ausdrücklich erklärt, es setze aber dabei voraus, daß man über die bereits in Aussicht gestellten Zugeständnisse nicht hinausgehe? Selbst ein so milder Mann wie De la Rey hat damals energisch das „unwürdige Zurückweichen" vor Englands Drohungen bekämpft; andere Abgeordnete brachten Briefe ihrer Wähler zur Verlesung, in denen mit Revolution gedroht wurde. Ohne Widerspruch zu finden, haben Schalk Burger und Lukas Meyer in Vereeniging betont, daß das Volk gegen jedes weitere Nachgeben sei und bei den fortgesetzten englischen Eingriffen den Führern gegenüber auf eine Lösung des Streites durch das Schwert dränge. Und Alledem gegenüber hat der „Reaktionär" Krüger die Nothwendigkeit weiterer Zugeständnisse siegreich verfochten. Wie hat er dabei auf den Volksrath eingeredet, um eine einstimmige Gutheißung zu erreichen! „Die Feinde der Republik wünschen nichts sehnlicher als Grund und Geschrei zu Reklamationen zu finden", rief er den noch widerstrebenden Abgeordneten am achtzehnten Juli zu; „die Republik muß ihre Unabhängigkeit dadurch beweisen, daß sie aus sich selbst heraus in ehrlichem und gerechtem Sinn handelt." So brachte er bis auf fünf damals alle Abgeordneten auf seine Seite; und nun hat er die ihm blind vertrauenden Buren in den Krieg „hineingerissen".

Die Verbindung Krügers mit den angeblich verschwundenen goldenen Zeigern der „Dopperkirche" in Pretoria, die, notabene, zum größten Theil von Krügers Gelde gebaut ist, übergehe ich. Dafür sollte doch auch dem Gegner diese Persönlichkeit zu hoch stehen. Daß solche „Scherze" in Pretoria gemacht werden, ist sehr leicht möglich — man muß nur den spottsüchtigen „Stadtbur" kennen —, aber könnte denn Jemand verlangen, ernst genommen zu werden, wenn er Biographien von Fürsten nach dem Hofklatsch oder die Geschichte Mac Kinleys nach amerikanischen Zeitungen schriebe, in denen Bezeichnungen wie „Betrüger" und „Gauner" noch Kosenamen waren? Nun nehme man erst noch die familiäre, überfreie, aber trotz der respektlosen Form nicht böse gemeinte Art, wie der Bur zu und von seinem Präsidenten zu reden gewöhnt ist! „Der alte Kerl" hieß er allgemein, der Mann, vor dessen Persönlichkeit sich jeder Bur beugte. Und diesen „alten Kerl" — in der Burensprache klingen diese Worte ganz anders — hat eine zügellose Presse seit zwei Jahren mit dem Sack auf dem Buckel dargestellt, in dem er die Schätze Transvaals hinwegschleppt. Krüger hat sich nie gegen Verleumdungen gewehrt, niemals eine Berichtigung erlassen. Die Burengenerale erst mußten kommen, damit auch die größere Oeffentlichkeit — wenigstens so weit sie Berichte wie die über die Versammlung in der berliner Philharmonie gelesen hat — erfuhr, daß Krüger nicht Geld von seinem Staat genommen, sondern noch 800000 Mark von ihm zu fordern hat.

Im Kriege soll Krüger eine unglückliche Rolle gespielt und den Gang der Ereignisse nur aufgehalten haben. Dieser Vorwurf hat seinen einzigen Anhaltspunkt an der Thatsache, daß der Ausführende Rath und damit der Präsident manchen unfähigen General ernannte, aber nicht den Muth oder die Energie

besaß, einen solchen General aus einer verdienten Familie abzusetzen. So bedauerlich Das ist, ist es doch aus Verhältnissen zu erklären, die auch der genialste Mensch nicht mit einem Schlage ändern konnte, und es handelte sich hier immer um Männer, die einen großen Anhang hatten und, nach der Verfassung, eigentlich gar nicht ohne die Zustimmung ihrer „Bürger" abgesetzt werden konnten. Im Uebrigen sind, zum Beispiel, alle Erlasse Krügers seit der Aufgabe von Pretoria gesammelt und veröffentlicht und sie beweisen, daß er sich in keiner Weise in die Kriegsoperationen eingemischt hat, daß er nur die Kommandos besuchte, um ihnen Muth zuzusprechen, bei seinen Besuchen dem Kriegsrath beiwohnte und dort sein Votum abgab, Rathschläge gab, sich über den Stand der Dinge informirte und in Telegrammen nach allen Orten des Kampfes moralisch auf die Bürger einzuwirken versuchte. Die letzte Entscheidung über den Kriegsplan hatte der Generalkommandant — wenigstens in der Theorie; in der Praxis konnte jeder Kommandant oder General Schwierigkeiten machen —, die über Einzeloperationen der lokale Kriegsrath. Im Uebrigen hatte Krüger mehr als genug zu thun, um die Verwaltung und Gerichtspflege des Landes in diesem Zustande der Auflösung zu leiten. Keiner außer ihm hatte Zeit oder Autorität genug, um die nöthigen Anordnungen zu treffen. Er widersetzte sich auch keiner Neuerung.

Krüger hat den Krieg nicht bis zu Ende mitgekämpft. „Oft ist gefragt worden, weshalb er gegangen ist", — gefragt nämlich von Denen, die trotz dem hundertfach veröffentlichen Beschluß des Ausführenden Rathes vom zehnten September 1900 immer noch nichts von den geschichtlichen Vorgängen wissen. Am zwanzigsten März 1900 wurde unter Krügers Mitwirkung von dem vereinigten Kriegsrath in Kronstad der Beschluß gefaßt, allen Train abzuschaffen. Damit begann die neue Epoche des Krieges. Es dauerte noch fast ein halbes Jahr, bis dieser Beschluß allgemein zur Durchführung kam; aber als auch Transvaals Hauptstadt erobert war, hätte auch Krüger keine andere Wahl gehabt, als sich einem der „fliegenden Kommandos" anzuschließen. Nun denke man sich den alten, damals kranken und halb blinden Mann, der kein Pferd reiten und den kaum ein Pferd tragen konnte, in einem fliegenden Kommando! Braucht es da des Gedankens einer „Abschiebung", der Abschüttelung einer Last, der Beseitigung „reaktionärer" Elemente? Man ließ Krüger schweren Herzens gehen, denn man wußte, was sein Name bedeutete, und befürchtete einen schlechten Eindruck auf die Bürger; aber wie die Proklamation vom zehnten September 1900 verkündete, mußte man ihm sechs Monate Urlaub nach Europa geben, damit er dort „im Interesse von Land und Volk" thätig sei, da ihm „das hohe Lebensalter unmöglich mache, ferner den Kommandos zu folgen." Um ganz klar zu erkennen, daß dieser Abgang Krügers in gar keiner Weise etwas Merkwürdiges ist, braucht man nur sein Gegenstück dazu zu betrachten. Präsident Steijn zog in Dewets Abtheilung mit, aber obwohl er für den General ein unersetzlicher Rathgeber war, sah sich Dewet gezwungen, sich von Steijn zu trennen. Denn das Kommando, bei dem die Engländer den Präsidenten wußten, hatte Tag und Nacht keine Ruhe. Man bot Alles auf, ihn zu fangen, und eine solche Hetzjagd konnte selbst Dewet nicht aushalten. Er hat es zweimal probirt, aber es war unmöglich und so blieb Steijn nichts übrig, als mit einer Leibwache von ausgesuchten Kämpfern (erst sechzig, später dreißig) und Pferden seinen Regirungsgeschäften

nachzugehen. Dieses Leben hat ihn zu dem Krüppel gemacht, der er heute ist; und er war ein Riese an Kraft und stand in der Blüthe seiner Mannesjahre. Nun denke man sich Krüger an seiner Stelle . . . Steijn hat Krüger immer sehr vermißt. Er hat sich schon damals, als Krüger ging, durch ganz Transvaal den Weg gebahnt, um sich mit dem scheidenden Kollegen über die ferneren Maßnahmen zu besprechen. War nun Steijn auch eins der reaktionären Elemente? Und zu welchem Zweck machte er den kühnen Zug, dessen Gefahren selbst einen Dewet schreckten, wenn Krügers Abreise nur die Einleitung zu einer bisher durch ihn verzögerten Reform war? . . Nach diesem Tage hat Krüger nur einmal noch in die Kriegsereignisse eingegriffen. Es war im Juli 1901, als er, um seinen Rath befragt, gemeinschaftlich mit der Deputation nach Südafrika telegraphirte, man solle nicht nachgeben, ehe das letzte Widerstandsmittel erschöpft sei, und solle nichts ohne den Freistaat thun. Dieses Telegramm war eine rettende That. Hätten die Transvaaler damals ohne die Freistaater — in der Anfrage an Krüger stand, daß man keine Aussicht mehr habe auf Sieg, daß aber Steijn nicht nachgeben wolle — Frieden gemacht, so wären heute in bitterem Haß Transvaaler und Freistaater einander entfremdet und die Zukunft des Burenvolkes wäre damit preisgegeben gewesen. Der „alte Mann" war also auch hier wieder der Retter.

Diese einzige Thatsache zeigt auch schon, wie Krüger darauf bedacht war, das ganze Burenthum zusammenzuhalten. Und doch soll er ein „ausgesprochener Partikularist" gewesen und „dem Reichsgedanken fremd, ja, feindlich gegenübergestanden" haben. Unglaublich! Er war genau so ein Gegner des vereinigten Südafrikas wie Bismarck ein Gegner der Einigung Deutschlands. Er wollte keine unzeitgemäße, keine erzwungene und keine das Volksthum aufopfernde äußere Einigung. Er hat einst gekämpft für Wessel Pretorius, der beide Staaten unter seiner Führung vereinigen wollte, aber ihm auf Grund seiner damaligen Erfahrungen von allen weiteren Schritten nach dieser Richtung abgerathen. Wer war es aber dann, der erfolgreich Bündnißverhandlungen mit dem Freistaat anknüpfte und dieses Bündniß immer enger und fester zu schließen wußte, bis es 1897 sein letztes Gepräge erhielt? Das war Paul Krüger, der Partikularist, und er erklärte bei dem Verbrüderungfest in Bloemfontein, dieses Bündniß solle gegründet sein auf den Satz „Recht ist Macht"; und weil ein solches Bündniß dem heiligen Rechte des Volkes entspreche, darum habe es auch Niemand verhindern können. „Selbst wenn Präsident Steijn seine Bürger davon zurückzuhalten versucht hätte, so hätte es Gott doch zu Stande gebracht." Krüger wollte eine Vereinigung, die immer sein Ziel war, erst und nur dann, wenn sein Volksthum stark genug wäre, um sich nach seiner nationalen und ethischen Eigenart auch in engerer Verschmelzung mit noch viel gemischterer Bevölkerung behaupten zu können. Sein Staat mußte erst selbst Etwas sein, ehe er mit anderen, länger kultivirten sich zusammenschließen konnte; sonst war er nur der empfangende und damit der demüthige, unterwürfige, dienende. Eine frühere Vereinigung mußte Südafrika englisch machen: das nationale Bewußtsein, dessen schwache Entwickelung früher den Einheitstaat zur Gefahr für das Burenthum machte, hat jetzt der letzte Krieg gebracht — wenn auch in anderer Weise, als Krüger es sich dachte — und damit ist gerade Das vorhanden, was er als die Vorbedingung

einer Vereinigung stets bezeichnet hat. Dem oberflächlichen Betrachter kann allerdings Krügers Politik gegen eine Vereinigung mit der Kapkolonie, die thatsächlich Transvaal zu einem Anhängsel der Kolonie gemacht hätte, als prinzipielle Abneigung gegen ein vereinigtes Südafrika erscheinen. Krüger selbst hat aber in seinen „Lebenserinnerungen“ auf die tieferen Gründe seines Verhaltens hingewiesen und erklärt, warum er speziell mit Rhodes nicht zusammenarbeiten konnte. Damit aber Niemand denke, daß ich mit ex eventu korrigirten Auffassungen arbeite, will ich auf Krügers längst vor dem Krieg gehaltene und veröffentlichte Reden verweisen. 1887 — von diesem Jahr an wurden die Vereinigungbestrebungen lebhafter, weil ganz Südafrika an dem neuentdeckten Reichthum Transvaals Theil haben wollte — sagte er in Bloemfontein, man rede jetzt viel von einem „Vereinigten Südafrika“ und seine Reise werde so ausgelegt, als sollten die entscheidenden Schritte dazu gethan werden. Er begreife Das nicht und halte es für „voreilig“; denn „wie sollte man dazu gelangen?“ „Die Königin werde sich hüten, ihre Flagge einzuholen“, und die Flagge der Burenstaaten wehe auch trotzig im Wind. Also sei nur eine kriegerische Lösung möglich; und da müsse er denn doch betonen, daß seine Regirung mit der englischen ja allerdings „Differenzen“ gehabt habe, aber sie seien ausgeglichen und er stehe mit England jetzt „auf dem besten Fuß“. Hier merkt doch wohl Jeder, warum Krüger von der Losung eines Vereinigten Südafrika nichts wissen wollte. Sie mußte Englands Verdacht wecken. Das betonte er auch 1892. Krüger wußte, daß die Vereinigung einst kommen müsse, aber er wollte sie nicht erzwingen: sie sollte werden, geschichtlich, von innen heraus. Zwanzig Jahre lang hat er Zeit zu gewinnen gesucht, damit der „Traum des Afrikanderthumes“ sich zu einer lebensfähigen Idee ausreifen könne. Mehr Zeit hätte auch ein Größerer nicht gewinnen können; wer die innere Geschichte Transvaals nicht kennt, hat keine Ahnung davon, wie Krüger in all dieser Zeit sich bemühte, seinem Volk einzureden, daß England sein Freund sei, — Alles, um einen unzeitgemäßen Ausbruch einer nationalen Erregung zu verhindern. Aber da waren auch Rhodes und Chamberlain. Sie brauchten Südafrika für ihre Reichsidee. Nun hatte der deutsche Staatssekretär am dreizehnten Februar 1896 im Reichstage sich auf die „unbedingte Selbständigkeit“ Transvaals berufen. Diese selbständige Republik schloß Anfangs 1897 ein Schutz- und Trutzbündniß mit der unbezweifelt freien Republik „Freistaat“. Wo blieb da der Traum des englischen Südafrika? Jetzt wurde Milner ernannt; und von diesem Tage an warf England — scheinbar ganz unvermittelt — die Frage der Suzeränetät auf. Als Suzerain verschob es — und zwar bis heute — die Bezahlung der versprochenen Entschädigungsumme für die Unkosten, die Jameson verursacht hatte. Dann kam die Swasilandfrage; Krüger bändigte den nationalen Unwillen. Danach die Stimmrechtsfrage; Krüger gab nach, weiter, als ein Mensch vermuthen konnte. Und an dem Tage, wo Krüger seine Zusagen gab, um so den englischen Unterthanen eine entsprechende Vertretung zu schaffen und jeden Anlaß zu einem Eingriff der englischen Regirung zu beseitigen — unter dieser Begründung hatten Milner und Chamberlain die Zusagen gefordert —, erklärte Milner, man solle aber ja nicht denken, damit sei nun Alles erledigt. Die Quälerei sollte also nicht aufhören. Das allein war es, was Krüger zwang, den von ihm so ge-

fürchteten Kampf aufzunehmen. „Unter dem Bann von Majuba" soll Krüger dabei gestanden haben. Weiß denn Erckert nicht, daß Krüger über den Freiheitkrieg von 1881 nie sprach, ohne zu betonen, daß ohne besondere Hilfe die Buren verloren gewesen wären, so daß sie sich also kein Verdienst zuschreiben dürften? Weiß er nicht, daß gegen den Friedenstraktat von 1881 in seiner definitiven Form fast der ganze Volksrath protestirte und daß Krüger erst in achttägigen, zum Theil geheimen Berathungen seinem Volk die Zustimmung abrang, nur auf friedlichem Wege die Erfüllung der im Waffenstillstand gegebenen Zusagen zu suchen?

Wenn er diese Lücken seines Wissens ausfüllt, findet Herr von Erckert vielleicht auch, daß der Mann, der seit seinem zehnten Lebensjahr um eine Heimath gekämpft hat und nun heimathlos in der Fremde weilt, doch eine tragische Gestalt ist und daß seine „Starrköpfigkeit" nicht „vorsintfluthliche" Rückständigkeit, sondern die geschichtlich nothwendige Kraft zur Erziehung eines Volkes war. Krüger hat kaum eine Rede gehalten, ohne die Nothwendigkeit des Fortschrittes zu betonen, aber er war kein Reformer wie Joseph II. oder Peter, der Zar. In seiner polternden Art trat er dem Neuen, das ihm von anderer Seite entgegengebracht wurde, gegenüber und zwang so Den, der Etwas wollte, klar darzulegen, wie und warum er es wolle. Aber er prüfte ernstlich, und wenn er Etwas für gut befunden hatte, ließ er auch nicht mehr los, denn er wußte, daß seine Landsleute genau die selben Empfindungen hatten wie er — denn ein Bauer war er geblieben —, daß es bei ihnen nur länger dauerte, bis die Ueberzeugung die Empfindungen überwand. In dieser Hartnäckigkeit und Energie war er unersetzlich. Man sehe nur als Beleg dafür die Entwickelung des Schulwesens, die ich seinen „Erinnerungen" beigegeben habe.

Heute soll sich das Volk von Krüger „völlig abgekehrt" haben. Ich weiß von fast allen hervorragenden Führern der Buren persönlich und aus anderen Dingen, über die ich hier nicht reden kann, daß genau das Gegentheil der Fall ist. Allerdings: die Tausende, die sich von Botha, Dewet und De la Rey abgewendet haben, sind auch von Krüger abgewendet. Das aber war nie anders. Die Stadtbewohner haben schon 1877 die Annexion durch England empfohlen; in „Centren wie Johannesburg, wo niemals Mangel an unruhigen Elementen ist", hat man ihn bekanntlich nie geliebt oder auch nur verstanden. Aber auf diese Leute kommt es hier nicht an; und daß über die Gesinnung der eigentlichen Bauern Jemand, der zufällig ein paar Wochen nach Südafrika kommt, Etwas erfahren kann, bestreite ich entschieden. Der Bur ist ein verschlossener Mensch; Der dem er nicht aus besonderen Gründen sein Herz öffnet, kann Jahre lang neben ihm im täglichen Verkehr hergehen, ohne seine Empfindungen auch nur zu ahnen. Das Köstlichste auf diesem Gebiet ist ja, daß Chamberlain uns von seinem „Freunde" De la Rey zu erzählen weiß. Nun bedenke man dazu, daß heute noch jeder Angriff auf die Regirung — und ein Bekenntniß zu Krüger wäre ein solcher Angriff — mit schwerer Strafe bedroht ist und daß der Bauer, der eben eine neue Heimstätte sich gründen muß, zu politischen Gesprächen gar keine Zeit hat. Von Dem aber, was die Kenner ihres Volkes über die Gesinnung der eigentlichen Buren beobachten — ich habe eine sehr große Privatkorrespondenz mit Südafrika —, berechtigt nichts zu der Behauptung, daß man sich von Krüger und seinen Ideen abgekehrt habe. Im ganzen Krieg hat kein Bur: „Hurra

Botha!", Hurra Dewet!" gerufen. Das macht man da nicht; so ruft auch heute Niemand: „Hurra Krüger!" Aber sein Gedächtniß ist nicht zu verwischen.

Möchten die Leser der ‚Zukunft' aus der Behandlung dieser einen Frage ersehen, daß weder in ihrer Vereinzelung noch in ihrer Verknüpfung zu einem sachlichen Gesammturtheil die Sätze des Herrn von Erckert auf der Höhe historischer Forschung stehen. A. Schowalter.

Herr von Erckert hat nicht das Bedürfniß, auf die Kritik zu antworten, die der in der Burensache so oft bethätigte schöne, uneigennützige Eifer des Herrn Pfarrers Schowalter ihm hier angedeihen läßt. Er hat Eindrücke gezeigt, die er vom Ort des schlimmen Geschehens mitbrachte; Herr Schowalter hat alles über die Geschichte des Burenkrieges Gedruckte gelesen, wie es scheint, auch Alles geglaubt, was mit seiner vorgefaßten Meinung übereinstimmte; und er urtheilt als Ethiker, nicht als Politiker. Unter solchen Umständen wäre eine Verständigung nicht zu erreichen. Dem mündigen Leser kann es, denke ich, nur angenehm sein, wenn ihm die Dinge von zwei Seiten beleuchtet werden: so vermag er frei sich den Standpunkt zu wählen. Auch ich möchte die Polemik nicht fortschleppen. Herr Schowalter müßte ein redliches Stück Lebensarbeit als zwecklos geleistet erkennen, wenn er zugäbe, daß er die Buren aus einem von allzu zärtlichem Vorurtheil geblendeten Auge sah; und dazu entschließt ein Mensch von lebhaftem Temperament sich schwer. Ganz natürlich also, daß der Pfarrer überlegen lächelt, wenn er Chamberlain von seinem Freunde De La Rey sprechen hört; der Gedanke, der starke und kluge Brite könne triftige Gründe zur Anwendung des Wortes friend haben (das im Englischen übrigens viel leichter wiegt als unser „Freund"), naht ihm gar nicht erst. Ganz natürlich auch, daß er sich den Krüger seiner Illusionen nicht rauben lassen will. Ich habe viele Briefe aus Südafrika bekommen, auch viele Deutsche und Briten, die dort gelebt haben, kennen gelernt und immer wieder behaupten gehört, die Familie Krüger habe sich auf unerlaubte Weise bereichert. Obs wahr ist, weiß ich nicht. Thatsache ist aber, daß der urchristlich fromme Krüger Millionen erworben hat; sonst wäre er ja auch nicht in die Lage gekommen, dem Transvaalstaat achthunderttausend Mark zu leihen. Der alte Mann hat sich gewiß große Verdienste um sein Vaterland erworben; aber er hat einen Krieg, der nur mit der Vernichtung des selbständigen Staatswesens enden konnte, nicht vermieden, ist im Augenblick der Gefahr aus dem Lande gegangen und hat die Zeit seiner kaum der Form nach beschränkten Herrschaft benutzt, um Millionen zu häufen. Ein Staatschef, der so handelt und stets einen Bibelspruch auf der Lippe trägt, ist mir keine rein tragische Gestalt. Thatsache ist ferner, daß in der berliner Philharmonie Louis Botha nur gesagt hat, das — alberne — Gerücht, Krüger habe den Kriegsschatz gestohlen, sei unwahr; er sprach keine Silbe gegen die Behauptung, Krüger sei geneigt gewesen, sich und den Seinen auf Wegen, die auch einem weniger frommen Vertrauensmann des Volkes gesperrt sein sollten, Vermögensvortheile zu suchen; und der selbe Mann, der in heller Begeisterung vom Präsidenten Steijn redete, hatte für den Ohm Paul nur kühle Worte. Doch wozu weiterstreiten? In solchen Gefühlsfragen überzeugt man einander nicht. Der Standpunkt des Pfarrers Schowalter ist gut, auf beliebtem Hügel, gewählt; und wer ihn, theologischen Vertrauens voll, erklimmen kann, mag oben selig werden.

Die Trusts.

Die Trusts und die Zukunft der Kulturmenschheit. Sechster Band der „Kulturprobleme der Gegenwart“. Johannes Räde, Berlin.

Statt über mein Buch zu reden, möchte ich es selbst sprechen lassen: ich gebe als Probe größere, einigermaßen zusammenhängende Bruchstücke aus dem achten Kapitel, in dem ich von „Der Gefahr, die uns droht“ spreche.

.. Weshalb fürchtet ein Volk die Eroberung seines Landes, die Niederlage im Kampf mit einer anderen Nation? Dreierlei will es nicht tragen. Die Schmälerung seines Besitzes und die Benachtheiligung im Erwerb den Fremden gegenüber, die dann Herren im Lande sein werden. Die Bedrohung seiner eigenen Art, weil nicht mehr auszeichnen wird, was früher im Kreise der Volksgenossen ausgezeichnet hat, weil nicht mehr für Recht erkannt werden wird, was als solches im Gefühl der Volksgenossen wurzelt. Schließlich aber — und Das ist das Wichtigste und Höchste — den Verlust eigener Kultur. Nun wohl: die vollkommenste Unterjochung, eine Eroberung, daß keine Stelle mehr in Deutschland wäre, die der Fuß des Feindes nicht als der des Herrn betreten hätte, die Verjagung aller Fürsten, die Zerschmetterung all unserer Heere, eine blutige, rücksichtlose, Jahrhunderte dauernde Säbelherrschaft würde uns nach keiner der drei Richtungen mit so gänzlicher Vernichtung bedrohen wie der Sieg der Rockefeller-Trusts. Welchen Einfluß hatte denn eine Eroberung alten Stils, eine sogenannte Unterwerfung eines besiegten Volkes, auf die Besitzverhältnisse, auf die Erwerbsfähigkeit, auf die höhere oder niedere Lebenshaltung, auf die materielle Lage der Unterworfenen?... Für die breite Masse des Volkes schmälert ein verlorener Krieg, eine vollkommene Unterjochung Besitz und Erwerbsmöglichkeit nicht allzu schwer; getroffen werden nur ganz wenige bevorzugte Kreise: die Väter und Söhne der mitherrschenden Familien stehen nicht mehr an der Staatskrippe, wenn sie nicht zum siegreichen Feinde übergehen, was sie in löblicher Anerkennung der nun von Gott gewollten Ordnung gewöhnlich thun. Alles in Allem: die Sache ist, was Besitz und Einkommen angeht, heutzutage erträglich. Wie aber, wenn sich die Herrschaft Johanns des Ersten, Rockefellers von Amerika, auch über Europa, auch über Deutschland erstreckt?

Unsere deutschen Kartelle mögen wollen oder nicht: sie werden sich zu Trusts zusammenschließen müssen, wenn sich die Trusts auch nicht Trusts nennen. Das hat zunächst die Folge, daß die Betriebe vereinfacht, weniger rentable geschlossen, Tausende brotlos werden. Denn wo wäre die Branche heute, die Alle aufnähme, die in einem anderen Geschäftszweig überschüssig werden? Die völlig unbeschränkte Gewalt aber der deutschen Trustleiter über die zum Trust gehörigen Unternehmer, namentlich aber über ihre eigenen Angestellten und vor Allem ihre Arbeiter, wird absolut. Denn der Arbeiter hat nur noch einen Arbeitgeber. Versagt ihm der Trust die Arbeit aus irgend einem Grunde, den er nicht anzugeben braucht, so kann der Mann in ganz Deutschland sein Gewerbe nicht mehr üben. Das ist ungefähr, wie wenn vor Jahrhunderten die freien Bauern einer ganzen Provinz leibeigene Knechte eines einzigen riesigen Großgrundbesitzers und der von ihm eingesetzten Vögte geworden wären. Es ist noch schlimmer geworden, denn der alte Graf oder Herr durfte seine leibeigenen Bauern wenigstens nicht

verhungern lassen. Das ist aber nur der Anfang des Elends. Eines Tages beginnt zwichen den deutschen Trusts und dem Rockefellers der Kampf um die Märkte. In diesem Kampf siegt, wenn man der Entwickelung Lauf läßt, nur, sicher nur, ausschließlich nur das größere Kapital; und das hat Rockefeller. Oeffentlich oder nicht öffentlich: die deutsche Industrie wird Rockefellers Wink gehorchen. Wer kann kontroliren, wie viele Antheile der künftigen Allgemeinen Deutschen Stahl-Industrie-Aktien-Gesellschaft in deutschen, wie viele in fremden Händen sein werden? Oder, wenn sie legaliter in deutschen Händen sein müßten: wer von diesen „Deutschen“ wirklicher, selbständiger Besitzer und wer Strohmann ist? Einst wird kommen der Tag, da hängen Hunderttausende von Deutschen, unzählige deutsche Familien in ihrem Wohl und Weh, in ihrer gesammten Existenz von dem bon plaisir Johanns des Ersten ab. Das heißt: alle großen Erwerbsprovinzen mit allen ihren Leibeigenen gehören einem fremden Herrn, der auf den König pfeift und mit „seinen Leuten“ macht, was er will, der die hier Entbehrlichen von dem Rhein vielleicht ins Polareis nach Klondyke oder von Schlesien unter die Tropensonne, etwa auf die kubanischen Plantagen seines Zuckertrusts verschickt. Den günstigsten Fall vorausgesetzt: daß er sich überhaupt um sie bekümmert. Vielleicht überläßt er die „Entbehrlichen“ — wie es unsere Staaterhaltenden von Rechts und Geschäfts wegen ja auch thun — einfach der Armenpflege und überantwortet sie dem Verkommen und Aussterben. Warum denn nicht? Braucht das Rheinland so bevölkert zu sein wie Sizilien, als Großgriechenland in Blüthe stand? War Berlin vor tausend Jahren nicht schon einmal ein Fischerdorf? Haben die amerikanischen und die paar deutschen Inhaber der Trustcertifikate irgend ein Interesse daran, Deutsche in Deutschland zu „füttern“, wenn es vortheilhafter ist, Chinesen in Afrika oder Negern in Sibirien die „Arbeit zu geben“? Fragen sie etwa, wer für die Dividende schwitzt oder wo er dafür schwitzt, wenn die Dividende nur hoch genug ist? Na also! Die Bevorzugten, also die an den deutschen Trusts betheiligten Großkapitalisten und die wichtigen Leiter gehen über und bleiben an der Krippe; das deutsche Volk aber, die Arbeiter, die Angestellten, die Beamten, die Chemiker, die Ingenieure u. s. w., die unzähligen von ihnen lebenden Geschäftsleute stehen mit Besitz und Einkommen durchaus schutzlos fremder Willkür gegenüber, leben unter der Hungerpeitsche anonymer Ausländer, unter fremden oder deutschen, sicher aber und nothwendig erbarmunglosen Vögten.

Ohne die Befreiungskriege, in politischer Abhängigkeit von Napoleon und den Napoleoniden verharrend, wären wir zwar ganz zweifellos nicht zu der politischen Weltmachtstellung, zu dem großen Ansehen gelangt, das wir auf der ganzen Erde einige Jahrzehnte genossen haben, würden aber in unserer Art fast unverändert geblieben sein: Bauern- und Bürgerstand, die Kreise der Gebildeten und Gelehrten, unser Landadel, wäre im Wesentlichen eben so gut deutsch geblieben mit oder ohne napoleonische Oberherrschaft. Ich möchte nicht mißverstanden werden; ich bin leider ein viel besserer Patriot, als mir gesund ist, und ich halte eine solche andauernde Fremdherrschaft für ein furchtbares Unglück. Die kurze Franzosenherrschaft war ja auch unseren Vorvätern — die sich noch nicht mit der geschäftlich rentablen Vaterlandliebe begnügten — völlig unerträglich. Ich sage nur: Die deutsche Art war von diesen Dingen niemals so ernst-

lich bedroht wie heute. Die napoleonische Schmach war Kinderstubenschimpf gegen die Gräuel, die uns die Weltvertrustung bringen wird. Unglückliche Kriege, Niederlagen und selbst Unterjochung zerstören das innere Wesen eines widerstandsfähigen Volkes nicht völlig, vernichten nicht die Eigenschaften, die sein Rasseneigenthum ausmachen. Wenn wir damit vergleichen, was in den letzten fünfundzwanzig Jahren die von Amerika ausgegangene Bewegung, die Uebertragung des Strebens, sämmtliche Mitbewerber zu vernichten, und der dazu gehörigen Kampfmittel auf alle Gebiete menschlicher Bethätigung, angerichtet hat, so können wir nicht einen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß das „deutsche Wesen", von dem wir uns immer eingebildet hatten, daß an ihm dereinst noch „die Welt genesen" sollte, bereits in der furchtbarsten Weise verhert und in seinem Restbestande mit völligem Untergange bedroht ist. Nicht nur auf dem Gebiete der Industrie schließen sich die Gruppen zusammen, um alle anderen umzubringen, nein: bis in die Tagespresse, bis in die Publizistik, bis in die Wissenschaft, ins Theater, in die Kunst, bis in die Literatur hinein herrschen die Monopolisten. Jeder wissenschaftliche, jeder künstlerische, jeder literarische Wettstreit hört auf. Auch auf diesem Gebiet wird nur noch mit materiellen, mit geschäftlichen, mit geldlichen Machtmitteln bekämpft. Wer nur einigermaßen in das Getriebe gesehen hat, weiß, daß es niemals, einfach niemals, selbst zu den Zeiten der Inquisition, unter der unbedingten Herrschaft der katholischen Kirche, unter napoleonischem Säbelregiment, eine solche Knechtung des Geisteslebens gegeben hat wie heutigen Tages. Was sind Torquemada, Peter Arbues, Ketzerrichter aller Art, Metternich und alle Schurken der Welt gegen die Angst vor der Konkurrenz und die Macht der alleinseligmachenden Rentabilität!

Vor dem dummen Pöbel, namentlich dem Pöbel des großen Portemonnaie, die freche Lüge mit allerlei Kunst- oder doch „Richtung"-Idealen, mit Patriotismus, Sittlichkeit, Königthum oder mit Fortschritt und Freiheit. Und hinter Allem doch nur ein einziger Zweck: die Bilanz, und zwar nothwendiger Weise die Bilanz. Denn überall droht dem Großen ein Größerer, enger schließen sich die Gruppen: Geld verdienen, sofort Geld verdienen, genug Geld verdienen! Morgen oder übermorgen wird Rockefeller die Kontrole durch Morgan oder einen Anderen „in die Hand nehmen" und diktiren, was das Volk der Denker und Dichter denken und dichten soll. Denn er wird durch seine Leute bestimmen, was in den „großen" und also allen anderen Zeitungen stehen soll, welche Bücher darin besprochen, welche Autoren noch Verleger finden und wirken werden, was auf der Bühne gezeigt werden darf und was nicht. Man regt sich auf über Theatercensur und Preßprozesse. Totschweigen und Verhungernlassen in den verbindlichen Formen tadellosen geschäftlichen Verkehrs wirken besser als Kerker und Scheiterhaufen. Die Entwickelung, die nicht etwa erst von fern heranzieht, sondern in der wir schon mitten drin stehen, bedroht uns aber auch mit dem Verfall und schließlich mit dem Totalverlust unserer Kultur. Uns wird übler mitgespielt werden als je einem Volke, das seine Freiheit, seine nationale Existenz verloren hatte. Die Römer standen im zweiten punischen Kriege dicht am Rande des Abgrundes; wäre Hannibal nicht von den eifersüchtigen Krämerseelen seiner Vaterstadt im Stich gelassen worden, hätten die Träger der griechischen Kultur, der syrische Großkönig, der makedonische zweite Philipp, die Bundesgenossenschaften der

griechischen Kantone, den genialen staatsmännischen Rath Hannibals befolgt und damals in die italienischen Ereignisse eingegriffen, Rom wäre vernichtet gewesen. Der Zusammenstoß zwischen der römischen und der hellenischen Welt mußte kommen und kam, sobald Karthago niedergeworfen und die Herrschaft über das westliche Mittelmeer ins Roms Händen war: einzeln wurden nun die Staaten geschlagen, die gemeinsam Rom hätten bezwingen können. Hannibal hatte sich vergiftet, Antiochus war besiegt, Philippos von Makedonien war unterlegen. Die Römer hatten Glück gehabt: Philippos hatte sie unterschätzt. Begreiflich: er stand an der Spitze des erfolgreichsten Militärstaates und vertrat die ruhmreichste Tradition, die je die Erde gesehen hat. Griechische Kriegskunst, griechische Literatur beherrschten die Welt. Der elegante Philippos, tapfer, im Krieg erfahren, hochgebildet, kunstbegeistert und dichterisch begabt, hatte, als er den Kampf zu spät begann, noch nicht Alles, was in ihm war, aufgeboten und dadurch den Krieg verloren. Dann erst besann er sich auf sich. Sein Beispiel ist lehrreich. Hätte er sich einige Jahre früher mit seiner ganzen Persönlichkeit eingesetzt, hätte er es wenigstens gethan, als er den Kampf aufnahm: Rom hätte das stolze Erbe Alexanders des Großen nicht vernichtet. Die Rockefeller und die Römer haben immer Glück: sie sind auf ihrem Wege nicht behindert durch den Ballast irgend eines höheren Zweckes. Kretins der Wissenschaft und Barbaren der Kunst gegenüber, werden sie nur von dem einen Gedanken getrieben, ihren Besitz zu mehren. Endgiltig gebrochen war das Hellenenthum noch nicht nach dem ersten makedonischen Kriege. Rührig und ohne Unterlaß sammelte Philippos Vorräthe, Waffen, Geld. Vorbereitet wollte er sein, wenn wieder einmal im Durcheinander der politischen Interessen ein Moment gekommen wäre, der Aussicht böte, Rache zu nehmen an Rom. „Noch ist die letzte Sonne nicht untergegangen", das Wort das Thukydides, schrieb er dem achäischen Bund, der frech geworden war nach seiner Niederlage. Hätte er seinen Tag erlebt, vielleicht hätte er die Welt noch anders gewandt. Rom hatte Glück: er starb. Die Erziehung seines legitimen Sohnes und Erben hatten sich die Römer ausbedungen. Man hatte einen jungen römischen Aristokraten und Gardeoffizier und einen Bewunderer römischer Größe aus ihm gemacht. Der Erfolg ist die größte Suggestivkraft, die es giebt. Das Parterre deutscher Könige hat es an Napoleon gemerkt; und die Nachfahren der alten Hansen, der Fugger, der Welser und die Parvenudynasten der Industrie werden es an Rockefeller merken. Man erinnert sich des fanatischen Hasses, den das preußische Junkerthum, der preußische Militäradel gegen den großen Korsen hegte; im Wesen ganz ähnlich geartet, sammelten sich die makedonischen Edlen um Philipps anderen Sohn Perseus und der entartete Demetrios fiel von patriotischer Hand. Perseus aber, der Römerhasser, trat das Erbe Alexanders des Großen an. Wie sein Vater, sammelte er eifrig und verbissen Vorräthe auf Vorräthe und häufte Schätze auf Schätze. Als es dann wieder zum Zusammenstoß kam, hielt er die Schätze leider gar zu sehr für die Hauptsache. Roms Konsul war Einer von Denen, die man gute römische Art nennt: aus einer Familie, die durch Jahrhunderte harter, blutiger Zucht zur Furchtlosigkeit erzogen war, durch Gladiatorenspiele und Kriege abgestumpft gegen Blut und Wunden, einer jener granitenen Männer, wie sie Roms wetterharte und sieggewohnte Legionen führten. Dieser Konsul Roms hat bekannt, gezittert zu haben, als die Phalanx der

makedonischen Garde, dreitausend Söhne des stolzesten Kriegeradels der Welt, in rasselndem Waffenlauf heranstürmte auf die römischen Schlachtreihen, sie durchbrach, zersplitterte und vor sich hertrieb. Schon war der Sieg in des Königs Hand: warf er in diesem Augenblick seine Reiterei auf die verwirrten, in Unordnung gerathenen, schon fliehenden römischen Haufen, zog er seine frischen Reserven heran, so war der Tag sein. Er that es nicht; die Reserven und die Reiter bewachten ja die Schätze. Allerdings hielt er die Schlacht schon für gewonnen durch den glorreichen Siegeslauf seiner Phalangiten; sah er doch den Feind in voller Flucht. Die Zähigkeit der römischen Veteranen besann sich aber auf sich selbst: hinter der siegreichen Phalanx schlossen sich die römischen Manipe und Kohorten wieder zusammen und fielen ihr in den Rücken. Von hinten angegriffen, war sie so gut wie wehrlos; der Fehler ihres Königs machte ihr Tapferkeit unnütz. Die dreitausend Edlen aber hoben ihre Sarissen nicht, um Gnade flehend, die Sarissen, vor denen die Welt gebebt hatte: kein Einziger ergab sich, kein Einziger wurde gefangen; Mann für Mann ließen sie sich niederhauen und mit ihnen sank die hellenische Freiheit. Was noch kam, war nicht der Rede werth. Mit Entsetzen hatte Perseus erkannt, was er versäumt hatte, — aber zu spät. Und wie er das Unglück sah, befahl er den Rückzug in die Berge, voll Angst um seinen Kriegsschatz. Nach kurzer Jagd verlor er seine Schätze, sein Reich und sein Leben. Rom hatte die Herrschaft auch über die griechische Welt. Und nun begann der Raub. Was an Kunstwerken aufzutreiben war, wurde nach Rom geschleppt. Die griechischen Städte und Kantone verarmten und verödeten; was schön war, Vasen, Gemälde, Bronzen, Statuen aus Erz und Marmor, schmückte das goldene Rom und die Villen seiner senatorischen Familien. Das literarischste und künstlerischste Volk verlor, was es in den Jahrhunderten seiner Blüthe geschaffen hatte. Der Römer aber fühlte sich als Erben der griechischen Kultur, mit Ehrfurcht und scheuer Bewunderung stand er ihr gegenüber, beugte sich vor ihr und zu ihren Füßen begann er, zu lernen. Was wir an lateinischer Kultur, an lateinischer Kunst und Literatur kennen, ist aus griechischer Wurzel gewachsen. Rom unterwarf Griechenland, das Griechenthum aber unterwarf den Römergeist ... Und wir? Schon heute vergiftet amerikanischer Geist die Wurzeln unserer Art im Leben, in der Kunst und in der Literatur. Wir werden umgestaltet und gewandelt. Uns „erzieht“ der Yankee; er wird uns zurechtknuffen — box into shape, sagt er —, damit wir in der neuen Welt einigermaßen zu brauchen seien. Und was wir an Kunstschätzen, an wirklichen Kunstschätzen besitzen, fängt schon leise zu verschwinden an und sammelt sich drüben: Bilder, Bronzen, alte Schmiedereien, Spitzen, Gobelins, Schmuck, seltene Bücher und Handschriften. Der Raub hat andere Form, als da man Griechenland plünderte: Rockefellers Mann Morgan bezahlt Alles, gleichviel, wie hoch; bezahlt er doch mit dem Gelde, das Rockefeller an seinen deutschen Kunden ehrlich verdient hat, und wird er doch auch das Geld, das er heute bezahlt, morgen oder übermorgen ehrlich wieder zurückverdient haben. Fünfundzwanzig Jahre so weiter und wir werden Reste deutscher Kunst in Deutschland so vergeblich suchen wie der trauernde Hellene unter den Trümmern Korinths die Spuren der griechischen. Trust ist Trust und Rockefeller ist sein Prophet. Eine deutsche Kultur aber war einmal.

Theodor Duimchen.

Balkanmanöver.

Wenn der Frühling naht, steht der Balkanbarometer fast jedesmal auf Sturm. Die interessanten Länder, die früher von der Zeitungdiplomatie gern der Wetterwinkel Europas genannt wurden, sollte man jetzt, weniger tragisch, das Quartier Latin der Alten Welt nennen. Von allen Seiten strömen die bohèmes dorthin: Leute, die Thatendurst mit Faulheit vereinen, große Pläne aushecken und selig sind, wenn sie ein Bischen Verschwörer spielen dürfen. Ernst wirds selten; wenigstens bis zu dem Augenblick nicht, wo eine Großmacht Lust bekommt, eine von den seit Jahrzehnten da unten gelegten Minen springen zu lassen. Das ist aber, da die Wirkung unübersehbar wäre, eine gefährliche Sache, vor der Jeder doch im letzten Moment zurückschreckt; und so bleibts meist bei der Gewitterneigung ohne Niederschläge. Und weil Jeder an den fünf Fingern abzählen kann, daß die europäischen Großmächte alles Interesse daran haben, den vorlauten Gesellen in Makedonien, Bulgarien und Serbien, wenn sie es allzu arg treiben, ordentlich auf die Finger zu klopfen, ist an der Börse mit Balkanalarmen kaum noch Schrecken zu erregen. Kaum. Ganz ohne unbehagliche Stimmung gings diesmal nicht ab. Da war der Eintagsstaatsstreich des sonderbaren Schwärmers, der in Belgrad die Krone Miloschs trägt. Man fragte nicht lange, ob der gekrönte Alkoholiker selbst auf den großartigen Gedanken gekommen war oder ob Madame Draga hinter der Szene die Drähte lenkte; ein Land, das eine alternde Courtisane regirt, ist ja nicht besser dran als eins, dessen König stets kindisch bleibt. In Frankreich, namentlich aber in Deutschland liegen Millionen serbischer Rente, die goldsicher sein sollte. So las man vor Tische. Jetzt sieht man die Bescherung. Verloren ist ja noch nichts. Wozu aber pumpten wir unser gutes Geld einem Lande, in dem dieser Alexander nach Lust und Laune schalten kann? Heute hebt er die Verfassung auf, morgen verleiht er sie wieder in Gnaden; und man merkt keinen wirksamen Widerspruch. Wer unter solchen Umständen noch an ein Erstarken der serbischen Wirthschaft glaubt, muß so guter Hoffnung sein, wie Draga sein möchte. Läßt man den König fortwursteln, dann ists klar, daß dem Land wirthschaftliche Machtfaktoren fehlen; und kommts noch zu Ausbrüchen, dann kann der entsetzte Kapitalist erleben, daß auf den Trümmern der Obrenowitsch-Herrschaft sich eine Regirung einrichtet, die sich von allen vor ihrer Zeit übernommenen Schuldpflichten lossagt. Von solchen Möglichkeiten ist in Serbien und Bulgarien schon mehrfach ganz offen geredet worden; kein Wunder also, daß selbst abgebrühte Börsianer nervös werden, wenn hinten weit in der Türkei der Lärm gar zu laut wird.

Auch Rumänien ist kein rocher de bronze. Mehr als einmal habe ich hier von dem rumänischen Finanzwesen gesprochen; der Schluß war immer die Mahnung: äußerste Vorsicht! Noch neuerdings mußte ich erzählen, in wie auffälliger Weise der rumänische Anleiheprospekt von der Diskontogesellschaft in die Welt gesetzt worden war. Inzwischen haben wir erfahren, warum es so eilig gemacht werden mußte; hätte man gewartet, dann wäre der letzte Vertrauensrest geschwunden, den die Börsenpresse dem Reich Karols liebevoll aufgespeichert hatte. Böse Dinge sickerten durch. Bei der Zeichnung der Anleihe sollte es

nicht gerade korrekt zugegangen sein. Ein berliner Rechtsanwalt, den man der Mitwirkung an Erpressungversuchen beschuldigte, wurde verhaftet. Das selbe Schicksal hatten mehrere höhere Beamte des bukarester Finanzministeriums. Bei der Vernehmung behaupteten sie, nicht freiwillig den Weg der Fälschung und des Betruges beschritten zu haben: angefangen habe Herr Sturdza, der Ministerpräsident, der schon früher, um das Vermögen einer patriotischen Stiftung zu mehren, als Minister gegaunert habe. Das klang unglaublich und man durfte zunächst noch hoffen, es mit den Ausreden abgefaßter Verbrecher zu thun zu haben, die in der Verzweiflung nach einem Strohhalm griffen. Die Hoffnung trog: die Offiziösen des Herrn Sturdza leugnen gar nicht, daß Fälschungen vorgekommen sind. Rententitel der Nifonstiftung sind vom Minister „für amortisirt erklärt worden". Da dieses Papier an der Börse auf ungefähr 94 stand, brachte die Pari Auslosung einen ganz stattlichen Gewinn. Was der Ausdruck „für amortisirt erklärt" bedeuten soll, braucht uns nicht mehr zu kümmern; wichtig ist nur und zugegeben wird: Fälschung der Zeichnungresultate auf Anordnung des Ministerpräsidenten. Hat Herrn Sturdza nicht doch etwa ein Feind ein Kukuksei ins offiziöse Nest gelegt, so ist alles je gegen die rumänische Wirthschaft Gesagte weit übertroffen und man mußte, nicht in dem Sinn freilich, den es in Goldbergers Mund für Nordamerika hatte, das Wort vom Lande der unbegrenzten Möglichkeiten auch auf Rumänien anwenden. Auch sonst gehts da hoch her; die schon ans Licht gebrachten Finanzmanöver würden erklären, wie ein Sturdza entstehen und sich halten konnte, ohne von einem Sturm wilder Empörung weggefegt zu werden. Man sollte jetzt einmal die Lobgesänge nachlesen, die zur Zeit der rumänischen Konversion durch die Börsenblätter schallten; die Finanzen, hieß es, seien in bester Ordnung, die Schatzscheine eine vorzügliche Anlage, in den Staatskassen große Bestände. Mißtrauische Leute meinten, die Kassenbestände würden wohl nur zur Beruhigung des Auslandes gezeigt. So wars. Jahre lang hatte man die Gläubiger nicht bezahlt, wollte sie auch jetzt nicht bezahlen; dafür stolzirte man mit zwanzig Millionen Francs Ueberschuß ins Etatsjahr 1901/2. Jetzt, nachdem die Konversion gelungen ist, schlagen die Minister vor, die „Ueberschüsse" für das Heer, für öffentliche Arbeiten und zur Bezahlung der Gläubiger zu verwenden, die seit neun Jahren auf ihr Geld warten. Wird man nach Alledem noch behaupten, die Angriffe auf die rumänische Lotterwirthschaft gingen nur von verärgerten Juden aus? Und wird die Diskontogesellschaft, die für die Rumänenemission verantwortlich ist, sich gütigst entschließen, die Vorgänge, von der Nifonfälschung bis zur dreisten Täuschung der Schatzscheinzeichner, bündig aufzuklären? Schweigt sie noch länger, dann wissen wir jedenfalls Bescheid. Die Rumänen selbst haben im Grunde ja nichts zu fürchten und können sich auf ihre Schwindeleien noch was einbilden. Wer A gesagt hat, muß auch B sagen. Und wer naiv genug war, sein Geld nach Serbien zu tragen, muß jetzt, um das Land nicht dem Zusammenbruch auszusetzen, neues Geld nachschütten. Ob Sturdza gestohlen hat oder weiter stiehlt: aus Angst für ihren Beutel werden die europäischen Kapitalisten ihm auf Wunsch sogar Schmiere stehen.

Plutus.

La Traviata.

Im Theater des Westens hörte ich neulich La Traviata. Nicht ohne Bangen hatte ich mich hingewagt; und am Eingang noch warnte es: Bleib draußen! Der Verdi des Troubadourjahres, der „Realist", den die Jungen damals zum König, zum Gegenkaiser wider Meyerbeer kürten, die Alten, als einen Ketzer, aus ehrwürdigen Opernhäusern wiesen: da drohte eine Enttäuschung. Fast immer droht eine, wenn man nach langer Pause eins der Programmwerke wiedersieht, in denen der Weg einst in neues, vorher nicht beschrittenes Land abbog. Solche Biegung hatte La Traviata gebracht: die Biegung aus dem Romantischen ins Bürgerliche. Seit zwanzig Jahren thronte der große Giacomo in greller Glorie und unermüdlich schleppte sein Scribe Zündstoff herbei, auf daß den Altären Bals das Opferfeuer nie fehle. Der durch die Liebe geläuterte Satanssohn, die Bartholomäusnacht, die Gräuel der Wiedertäuferei: Das prasselte nur so. Die Feinsten überliefs. Nur im Cirkus wollte Schumann die Hugenotten wiedersehen, nur zu Kunstreiterspielen diese Musik hören, in der er nichts als „Gemeinheit, Verzerrtheit, Unnatur, Unsittlichkeit" fand; Berlioz nannte Meyerbeers Große Oper eine Encyklopädie aus den Werken Anderer, Rossini den Hexenmeister einen Heuchler; Felix Mendelssohn schalt die erklügelte Gewaltsamkeit dieser Musik; und Richard Wagner erhob sich in blinder Wuth gegen den Mann, dem er zehn, acht Jahre vorher als „innigst verehrten Herrn und Meister" gehuldigt hatte. Noch aber blieb die an Victor Hugo und Delacroix erzogene Menge ihrem schwächlich brutalen Bändiger treu; ihr behagte die kluge Synthese von Rossini und Spontini, die Fülle aufrüttelnder Effekte, das Aeugeln mit den Leidenschaften der erwachsenden Demokratie, der Parvenuglanz des Orchesters, der bunte Wechsel sinnlich reizender Ausstattung. Und nun kam der vierzigjährige Verdi mit einer einfachen Bürgergeschichte, die ihm, auf sein Verlangen, Piave aus der „Kameliendame" des jungen Dumas zurechtgeschnitten hatte. Wenig Chor. Nur drei gute Rollen; zum Gastiren nur eine. Kleider, die man auf jeder Straße, in jedem Ballsaal sah. Keine blendende Dekoration, keine verblüffende Massenwirkung. Eine schwindsüchtige Courtisane liebt einen hübschen Jungen, lügt ihm, um das Brautglück seiner Schwester zu retten, schmählichen Trug vor und stirbt in der Stunde, die ihn die sittliche Größe dieses schwersten Frauenopfers erkennen lehrt. Vier stille Akte. Zu still für den nach stärkerer Sensation lüsternen Geschmack der Venezianer. Nach den ersten zwei Aufführungen schrieb Verdi, am achten März 1853, an seinen Freund Luccardi: „Es war ein vollständiges Fiasko; reden wir nicht mehr davon." Und nun, fünfzig Jahre später, redet man noch immer davon. Die Ganzmodernen, die nicht hinters Heilsjahr 1890 zurückdenken können, grinsen freilich spöttisch, wenn ihnen gesagt wird: Damit fing einmal ein Neues an. Damit, Sie Schäker? Mit diesem süßen Gedudel? Ja. Die Musikgeschichte wird länger bei dem Verdi des Don Carlos, der Aida, des Falstaff verweilen; als Theaterereigniß aber bleibt La Traviata merkenswerth. Die traurige Mär von der Entgleisten eroberte der ins Schwabenalter gewachsenen Bourgeoisie die Opernbühne, auf der so lange Priester und Könige, mythische Helden und mittelalterliche Ritter geherrscht hatten. Tell, Masaniello, Florestan selbst waren Dulder grasser Staatsaktionen gewesen. Agathes kleines Geschick entschied sich erst, als ein Fürst, ein Eremit und eine ganze Höllenprovinz mobil gemacht waren. Heiling und der Holländer stöhnten ihr Leid ins romantische Nebelreich der Elementargeistersagen.

(Die Geschichte der opera buffa füllt ein anderes Buch.) So neu, so kühn schien damals der Versuch des Lombarden, auf dem Opernschaugerüst Alltagsvorgänge zu zeigen, daß Hans Bülow — der in anderer Stimmung den „Atilla der Kehlen“ als den Zerstampfer rossinischer Saaten schalt — an Liszt schrieb: Verdi, l'adversaire de Jacques (Meyerbeer), doit servir la musica dell' avvenire. Das klingt uns, da Verdis Bekehrung zum Wagnerstil erst nach Jahrzehnten sichtbar wurde, wie ein Prophetenwort. Wir schätzen Aida, Othello, schätzen namentlich das unbegreiflich holde Falstaffwunder höher als die Jugendwerke des Mannes von Busseto. Und doch: Manrico und Violetta packen uns immer wieder und der Rausch der Sinne verhallt nicht vor dem letzten Ton. Wie reich war dieser Mann, der in einem Jahr den Troubadour und die Traviata zu schaffen und als Greis noch die feinste italische Musikkomoedie zu gestalten vermochte, — die einzige, die in der Nachbarschaft des Schusters von Nürnberg nicht wie fahler Coulissenspuk wirkt! Und wie thöricht wars, von diesem strotzenden Lenz Enttäuschung zu fürchten!

Eine anständige Aufführung, besser als manche, die uns die Hofoper erdulden ließ. Violetta: Frau Lilli Lehmann. Daß die Gesangskunst dieser merkwürdigen Frau mit jedem Jahr firner wird, braucht nicht bewiesen zu werden. (Ich bin auch nicht sachverständig; aber Primadonnen von Weltruf reisen ihr nach, um sie zu hören, in ihrer Schule zu reifen.) Sie kann so ziemlich Alles, was sie will; vielleicht, weil sie nur will, was sie kann. Ihre Technik wurde immer gerühmt; nur fand man sie ein Bischen kühl und sagte, mit zweideutigem Lob, sie „stehe über ihrer Aufgabe“. Herr Omnis wehrt sich nicht nur in Schauspielhäusern hartnäckig gegen starke Intelligenzen. Dumm will er den Künstler, dessen Kraft nicht anmaßend über die Bewußtseinsschwelle hinausgucken soll. Das junge Fräulein Lehmann hatte in Berlin nicht den Platz, der ihr gebührte; trotz ihrer Kunst, trotz ihrer Schönheit nicht. Fräulein Tagliana, eine niedliche Mittelmäßigkeit, deren Weibchenkünste den Männern warm machten, war eine Weile beliebter. Fräulein Lehmann ärgerte sich nicht, sondern arbeitete. Fast zwei Jahrzehnte lang glänzte sie als star in Amerika und blieb dennoch in ihrer Kunst sauber und verschmähte jede Konzession an den Massengeschmack. Kühl kann sie heute Keiner nennen. Von ihrer Lippe klingt das kleinste Lied wie ein Erlebniß. In den kurzen Pausen, die in ihren Konzerten die einzelnen Lieder trennen, gehts wie ein Leuchten bald und bald wie ein Beben über die großen Züge des herrlichen Hauptes hin und ein scharfes Auge merkt: jetzt sammelt die Seele den ganzen Gefühlsinhalt Dessen, was die Kunst nun in Tonformen binden will. Sie hat Anmuth und Würde, kann ein Schelm und ein Dämon scheinen. Von ihrer Rheintochter — und von der ihrer Schwester Marie, die eine Meisterin des Koloraturgesanges war und jetzt nur noch als Lehrerin wirkt — schrieb Richard Wagner: „Wer sah und hörte je Anmuthigeres?“ Und von ihrer „vom Ozean des Leidens aufgeschleuderten“ Brünhilde könnte man sagen: Wer sah und hörte je gewaltigere Ausbrüche weiblichen Jammers? Könnte so fragen, trotzdem ihr die äußerste Heroinenkraft fehlt. Der Wille zwingt die Materie; und nie braucht der Hörer vor dem Krampfkeuchen zu zittern, das an des Vermögens Grenze verröchelt. Aber La Traviata? Der köstlichste Besitz der Lehmann ist: Gesundheit, Vornehmheit, priesterlicher Ernst der Kunstübung. Norma, Fidelio, Isolde sind ihre größten, Mozarts Gräfin und Lortzings Baronin ihre liebenswürdigsten Gestalten. Violetta darf nicht gesund, nicht vornehm, nicht priesterlich sein. Auch nicht behäbig hausmütterlich wie die Sembrich; doch der

exotische, pafurmirte Reiz der Patti drängt sich ins Gedächtniß. Und alles Bürgerliche, Robuste, Echtnatürliche im Wesen der Frau Lehmann scheint sich gegen die Aufgabe zu sträuben. Sie sieht nicht schwindsüchtig aus und es kann ihr ergehen wie der üppigen Signora Salvini-Donatello, die am Abend der ersten Vorstellung in Venedig ausgelacht wurde, als der Arzt von ihr sagte, sie habe höchstens noch eine Stunde zu leben. Frau Lehmann wird auf jeder Bühne die Vornehmste sein und sich nie für eine Deklassirte ausgeben können... Da ist sie. Jung, schön, aber, trotz dem rothen Messalinenhaar, keine Courtisane. Der ehrenwerthe Herr Germont wagt nicht, sie schlecht zu behandeln, muß auf den ersten Blick erkennen, daß er eine Dame, nicht eine Cocotte vor sich hat. Die Krankheit wird nur da markirt, wo Verdi es vorschreibt; und auch dann nur pro forma, als wollte die kluge Sängerin sagen: Ich bemühe mich nicht erst lange, denn an meine Phthisis werdet Ihr doch nicht glauben. Unter Alledem leidet das Drama zunächst. Wer es nie sah und den italienischen Text nicht versteht, wird kaum fassen, warum diese fürstliche Frau, vor der Jeder sich ehrfürchtig neigt, ihren kleinen Alfredo nicht behalten soll. Aber es geht auch so. Sie singt zum Entzücken; und jede Bewegung labt das vom Elend undisziplinirter Theaterspielerei geärgerte Auge. Das Weh des Abschiedes vom Liebsten würden wir tiefer empfinden, wenn Violetta nicht so offenbar stärker wäre als der fiebernde Knabe; auch „liegt" die komplizirte Gefühlswirrung der Frau Lehmann nicht. Ganz wundervoll aber ist das Wiedersehen; das Bewußtsein der Erniedrigung und der blinde Drang, sich, um den theuersten Preis, aus dem Leben des geliebten Jünglings zu löschen. Und dann das große Sterben. Nicht eines verlorenen Kindes, dem die letzte Zähre über bemalte Wangen rinnt. Der Kampf einer vom Leid rasch gereiften, gebrochenen Frau, der das trotz allem Leid heiß geliebte Leben entweicht. Hier wehte Tragoedienluft, wenn auch nie ein Alfredo mit gierigem Arm in dieses Schicksal gelangt hätte. Süßes und bitteres Erinnern tritt ins Auge und durch die welkenden Züge flüsterts, wie durch rothe Blätter im Herbst, unter dem tröstenden Blinken der Abendsonne. Arme Violetta! Wir glauben Dir nicht, daß Du den Leib verkauft und Kavalieren das Lager gewärmt hast, glauben kaum, daß der junge Buhle Dir Lebensinhalt war. Du warst immer einsam, auch wenn Du die Salongrimasse mitmachtest. Du warst zu echt, zu unbequem menschlich für diese geschminkten Welten sozialer Heuchelei. Du konntest Dich niemals mit dem Leben, nie mit dessen tausend kleinen Kompromißnothwendigkeiten abfinden. Und Du warst ein Weib ... Wer denkt vor solcher Tragik noch an die diva Adelina? Wer an Piave, an Dumas selbst? Seit Sarahs Phaedra konnte man in Berlin nicht mehr so stark empfinden, was große Spielkunst vermag.

Manchmal ists also doch gut, wenn man sich in alte Stücke hineinwagt, an denen die nachschaffende Kunst des vorigen Brettergeschlechtes sich erproben kann. Das hatte noch Handwerkerstolz und Handwerkergeduld, glaubte noch nicht, neue Welten finden zu können, ohne vorher was Rechtes gelernt zu haben. Gut ists; aber nicht tröstlich. Man denkt an die musikalischen Beamtinnen des Hofopernhauses, in das Frau Lehmann lange schon nicht mehr geladen war, und lernt wieder das Fürchten vor den neuen Mimengenies, die der nächste Herbst uns entdecken wird.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Berlin, den 9. Mai 1903.

Beleidigung und Duell.

Das Bürgerliche Recht und der Civilprozeß sind wesentliche Bestandtheile des Kulturlebens und können nicht aus ihm hinweggedacht werden,*); die Strafjustiz dagegen beruht auf einem Gewebe irriger Vorstellungen, die das durch Erfahrung erleuchtete und gereifte Denken der heutigen Zeit nahezu überwunden hat, und würde im Idealstaat anderen Einrichtungen weichen. Ob es je einmal dahin kommen wird, wissen wir nicht; aber um die Uebelstände einer Institution, die als ein Nichtseinsollendes, streng genommen, irreformabel ist, wenigstens zu mildern und einigermaßen erträglich zu machen, muß man bei Reformversuchen die vernünftigen Einrichtungen des Idealstaates im Auge haben. Einige Mängel unserer Strafjustiz habe ich früher dargestellt; heute möchte ich von einem Uebelstand sprechen, den fast jeder Tag uns vors Auge führt und an dem weniger die Justiz als ein herrschendes Vorurtheil schuld ist.

So oft die Duellfrage aufs Tapet kommt, sagen die Vermittelnden: Ja, das Duell könnte abgeschafft werden, wenn nur die Ehre durch strengere Strafbestimmungen besser geschützt wäre. Das fehlte gerade noch! Ohnehin gleicht schon das liebe Deutsche Reich einer Stube voll verzogener Kinder, in der alle Augenblicke ein Balg heult: Mutta, der Karlchen hat mich ge-

*) Als gute Einführung in das Verständniß der Bedeutung dieses Kulturelementes kann man Solchen, die zum Studium umfangreicher Werke keine Zeit haben, die vortreffliche Schrift empfehlen: Das römische Recht, das deutsche Recht und das Bürgerliche Gesetzbuch, eine Vergleichung der rechtlichen, ethischen und wirthschaftlichen Grundgedanken. Vom Dr. J. Schwering, Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht in Hamm. Verlag von J. P. Bachem, Köln.

schumpfen, Vata, der Willy hat mich geschupst! Der Herausgeber der „Zukunft“ hat vor einiger Zeit an den Cyniker Krates erinnert, der an sein geohrfeigtes Gesicht ein Täfelchen mit der Inschrift: „Das hat Nikodemus gemacht!“ befestigte, und von Ihering erfahren wir, daß bei den Römern, die doch ein mannhaftes und ehrliebendes Volk gewesen sind, eine Ohrfeige nur zwei Groschen kostete. Unser Ehrgefühl ist nicht feiner, sondern es ist krankhaft und verschroben. Die Ehre eines Menschen kann durch Niemand geschädigt werden als durch ihn selbst, durch seine unehrenhaften Handlungen; durch Andere nur insofern, als sie die falsche Meinung verbreiten, er habe unehrenhaft gehandelt, also durch Verleumdung. Beleidigungen, also Schimpfreden und Mißhandlungen, schädigen niemals die Ehre des Leidenden, sondern immer nur die des Thäters.

Der durchschnittliche Mensch ist ein geplagtes Vieh, und wie der Hund heult, wenn er geschlagen wird, wie das noch nicht gebändigte Pferd ausschlägt und beißt, wenn man es peinigt, so schimpft der Mensch und schlägt um sich, wenn er sich gequält fühlt. Schimpfen und Schlagen ist also im Zustande des Schmerzes, des Aergers, des Zornes Bedürfniß, und zwar nicht nur ein psychologisches, sondern auch ein physiologisches, weil es, wie das Schreien und Weinen, wirklich erleichtert; und es ist nicht nur bildlich, sondern buchstäblich zu verstehen, daß Einer an verhaltenem Schmerz und Grimm ersticken könne. Wenn der alte Benedikt in Breslau einen Bauern operirte, der den Schmerz zu verbeißen suchte, so sagte er ihm: Schrei er doch, alter Esel! Und der Gipfel des Raffinements der Grausamkeit war es, wenn in der berühmten guten alten Zeit der Folterknecht seinem Opfer die eiserne Birne in den Mund steckte. Kann der Gequälte oder Zornige den Urheber seiner Erregung nicht treffen oder darf er, als moderner Kultur- und Gesellschaftmensch, ihn nicht treffen, so entlädt sich die Spannung auf einen Unschuldigen. Statt des Brotherrn prügelt der Arbeiter sein Weib und für den stärkeren Mann ohrfeigt das Weib die Kinder. Schimpfwörter sind die selbstverständliche Begleitung der Armbewegungen. Gebildete Gatten beschränken sich auf Worte, die bei den ganz Gebildeten mehr spitz als grob ausfallen, und nicht selten wird auch der Hausrath in Mitleidenschaft gezogen. Der wüthend gewordene Mann aus dem Volk schlägt Alles kurz und klein; aber auch ein Napoleon, ein Bismarck kann sich unter Umständen nicht enthalten, wenigstens eine Vase zu zertrümmern. Professor Schmoller hat das unveräußerliche Menschenrecht aufs Schimpfen. feierlich proklamirt. Beim Althoff-Essen am fünften Januar 1902 hat er gesprochen: „Raisonniren über Vorgesetzte ist ein psychologisches Bedürfniß in den meisten Ständen: der Beamte, der Offizier, der Professor muß sich so Luft machen. Wer die Dinge von außen und von unten sieht, wer gar noch gehorchen muß, Der

muß auch schimpfen dürfen. Friedrich der Große verstand Das; er sagte: ‚Raisonnirt, so viel Ihr wollt, aber gehorcht!'" Diese paar Worte des hochangesehenen Nationalökonomen sind verdienstlicher und ehren ihn mehr als alle seine Werke; denn diese könnte auch jeder andere fleißige und gescheite Professor schreiben, aber ein so mannhaftes, kühnes Wort, ein so dringend nothwendiges Wort öffentlich aussprechen: Das kann nicht jeder beliebige Professor und Geheimrath; dazu fehlt den meisten die Courage. (Wie mir die Courage fehlt, richtig „der Courage" zu schreiben). Das „in den meisten Ständen" ist Schmoller unbedachtsamer Weise entfahren. Hätte er sich die Sache überlegt, so hätte er gefunden, daß alle Stände das Bedürfniß haben, zu schimpfen; die geplagtesten empfinden es natürlich am Meisten.

Das Schimpfen und Zuschlagen ist also die Entladung einer Spannung, eine Bethätigung der irascibilitas, deren Art und Stärke den Erzürnten charakterisirt, nicht aber den Gegenstand seines Zornes. Der Ehre eines Erwachsenen thut die erlittene Beschimpfung so wenig Abbruch wie der des unschuldig gemißhandelten Kindes, des geprügelten Hundes, der zertrümmerten Vase. Wenn ein Wüthender eine schöne Kristallschale an die Wand wirft, so sagt man nicht: Welche häßliche Schale, sondern: Welch roher Mensch! Und so ists in allen ähnlichen Fällen. Daher haben die Beleidigungprozesse gar keinen Sinn; die Ehre der Beleidigten ist nicht verletzt und braucht nicht wiederhergestellt zu werden. Wenn überhaupt die Ehre eines Menschen dadurch verletzt ist, so ist es die des Schimpfenden oder Mißhandelnden; wenigstens setzt sich ein solcher Mensch in den Augen aller Vernünftigen herab; und auf die Meinung der Unvernünftigen kommt doch nichts an. Schimpfen ist Menschenrecht; Einem dieses Recht nehmen, ist Grausamkeit. Aber Selbstbeherrschung ist Menschenpflicht, und wer sein Entladungbedürfniß am ungeeigneten Ort, zu ungeeigneter Zeit, an ungeeigneten Personen und ohne Maß befriedigt, offenbart dadurch einen Charakterfehler und Bildungmangel. Zu den ungeeigneten Personen gehören in erster Linie die unschuldigen. Man sollte daher dem gemeinen Mann ausdrücklich sagen: Mache Deinem Grimm Luft nach Herzenslust, schimpfe auf Deinen Brotherrn, auf die Polizei, auf den Bürgermeister, auf den Landrath, auf den König, so viel Du willst — ihnen schadet Das gar nichts; eine versalzene Suppe bereitet ihnen weit mehr Unbehagen —, aber prügle nicht Dein Weib und Deine Kinder!

Und hat denn jemals ein Strafprozeß die angeblich verletzte Ehre des Beleidigten wiederhergestellt? Handelt es sich um Zänkereien zwischen Privatpersonen, so kümmert sich kein vernünftiger Mensch darum. Mag den braven Herrn Meyer der böse Schulze einen Esel oder einen Spitzbuben geschimpft haben: für seine Bekannten bleibt er der brave Herr Meyer, und Die ihn nicht kennen, geht die Sache nichts an. Die Richter mit solchem Quatsch

belästigen, ist wirklich Grober Unfug. Vor einem Jahre ließ sich ein breslauer Vereinswühler allerlei anfechtbare Praktiken zu Schulden kommen und die Blätter und Blättlein der Provinz berichteten natürlich darüber. Da verklagt der Kerl ein Dutzend Redakteure und es muß nun wirklich in so und so vielen Gerichtsverhandlungen untersucht werden, ob diese Berichte auch allesammt vollkommen wahrheitgetreu gewesen, ob nicht die Grenzen der berechtigten Kritik überschritten worden sind und ob nicht hier und da ein beleidigender Ausdruck eingeflossen ist. Welcher Unsinn! Sind es aber Leute feindlicher Parteien, Klassen oder Konfessionen, die mit einander raufen, dann ist der Prozeß erst recht zwecklos, denn die Verhandlung mag an den Tag bringen, was sie will, das Urtheil mag ausfallen, wie es will: an dem Urtheil der Freunde und der Gegner des Beleidigten wird dadurch nicht das Mindeste geändert; für Jene bleibt er das schuldlose Lamm oder der Held, für Diese der Uebelthäter. Nicht Wiederherstellung der gar nicht gekränkten Ehre ist der Zweck der Klage, sondern Befriedigung des Rachegefühles durch die Verurtheilung; als Werkzeug zur Befriedigung einer schlechten Leidenschaft sollte sich aber doch der Richter nicht gebrauchen lassen. Wo allenfalls von einer Minderung der Ehre gesprochen werden könnte, da kann das Gericht meistens beim besten Willen nichts thun. Wenn mich Einer Ochs, Esel, Schuft, Lump, Betrüger schimpfte, so würde mich Das so wenig berühren, wie den Mond das Mopsgebell berührt. Wenn mir dagegen Herr Franz Mehring in Zeitschriften nachsagt, ich wagte mich an Aufgaben, denen ich nicht gewachsen sei, schriebe über Dinge, die ich nicht ordentlich verstünde, und hätte ein vollkommen überflüssiges Buch herausgegeben, so ist Das geeignet, mich in den Augen des Publikums herabzusetzen. Aber da der genannte Herr ein viel zu erfahrener Journalist ist, als daß er seine Kritik in rohe Worte kleiden sollte, so würde ich mit einer Klage gegen ihn von jedem Gericht abgewiesen werden. Damit will ich nicht etwa andeuten, daß ich den Wunsch hegte, ihn zu verklagen; Gott bewahre mich! Dank meiner jesuitischen Erziehung ist mir die Nichtigkeit des geltenden Ehrbegriffes schon in jungen Jahren klar geworden. Ich bin daher unempfindlich gegen sogenannte Ehrenkränkungen und außerdem sage ich mir: Du hast in Deinem Leben aus Unverstand, Uebereilung und Leidenschaft so manches Unschöne gesagt und gethan, was nicht öffentlich bekannt geworden ist; daher mußt Du Dir es als einen Akt ausgleichender Gerechtigkeit gefallen lassen, wenn einmal in der Oeffentlichkeit ein hartes Urtheil über Dich gefällt wird, das Du nicht zu verdienen glaubst. Sozialdemokratische Zeitungen berichten oft über Beleidigungprozesse, die nach folgendem Schema verlaufen. Ein Blatt hat berichtet, in der Fabrik des Herrn X. seien so und so viele jugendliche Arbeiter so und so oft über die gesetzliche Zeit beschäftigt worden. Der Wahrheitbeweis wird der Hauptsache nach erbracht,

aber die Zahl der Fälle ist um eine Kleinigkeit zu hoch angegeben; deshalb und weil in dem Bericht beleidigende Worte vorkommen, wird der Redakteur zu einer Geld- oder Gefängnißstrafe verurtheilt. Solcher Prozeß verläuft zwar nach dem Buchstaben des Gesetzes vollkommen korrekt und die Richter können gar nichts Anderes thun, als die Klage annehmen und die Verurtheilung aussprechen, aber mit der Ehre des Fabrikbesitzers haben sie nichts zu schaffen; die ist in den Augen seiner Standesgenossen nicht geschädigt. Die Häufung solcher Klagen soll den Blättern der Gegenpartei das Leben sauer machen und die Veröffentlichung von Fabrikgeheimnissen erschweren. Diese Auffassung von der Verwendbarkeit der Justiz für Klasseninteressen ist einmal im preußischen Herrenhause offen ausgesprochen worden. Die Parlamente haben den vernünftigen Ehrbegriff anerkannt; sie verzichten darauf, Strafanträge zu stellen, wenn sie beschimpft werden. In dem genannten Hohen Hause aber ist es einmal vorgekommen, daß einer der Herren sich etwa so äußerte: Ich schlage vor, in diesem Fall von der hergebrachten Praxis abzugehen, weil es sich um ein sozialdemokratisches Blatt handelt; unserer Ehre vermag ja natürlich ein solches Blatt nicht Abbruch zu thun; aber wir dürfen keine Gelegenheit versäumen, die Partei durch Verurtheilung ihrer Führer zu Geld- und Gefängnißstrafen zu schwächen. Die sogenannte Beleidigung wird also als Vorwand benutzt, die Strafjustiz zur Bekämpfung politischer Gegner und zur Unterdrückung der unbotmäßigen Arbeiterklasse zu mißbrauchen.

Berechtigt ist die Verwendung der Justiz nur bei Verleumdung. Auch hier wird freilich der Zweck meist nur sehr unvollkommen oder gar nicht erreicht, denn semper aliquid haeret; aber das Mittel ließe sich immerhin etwas wirksamer gestalten, wenn man statt der Verhängung eines „Strafübels“ die Wiederherstellung der Ehre des Geschädigten als Zweck im Auge behielte. Man würde dann etwa so verfahren. Dem Gerichtshof wird ein Erkundigungbureau beigegeben. Ueber einen Kaufmann ist ein Gerücht verbreitet worden, das seinen Kredit erschüttert. Das Erkundigungbureau hat nun festzustellen, ob das Gerücht begründet ist, und wenn nicht, in welchem geographischen Bezirk der Kaufmann seinen Kredit braucht und welche Zeitungen in diesem Bezirk erscheinen. Auf den Bericht des Bureaus verfügt dann der Gerichtshof: Dieser Bericht wird den genannten Zeitungen als Inserat zugeschickt und in sieben auf einander folgenden Nummern abgedruckt; die Kosten der Insertion und der Erkundigung hat der Verleumder zu bezahlen. Eine andere Strafe, eine, die blos Strafe ist, ohne dem Geschädigten zu nützen, wäre nicht nöthig. In Fällen, wo es sich nicht um die Ermittelung von Thatsachen handelt, sondern um subjektive Urtheile, etwa über den literarischen oder wissenschaftlichen Werth von Geisteserzeugnissen, ist nichts zu machen; da muß Einer die Leute reden und schreiben und das Ungemach über sich ergehen

lassen wie einen Regensturm; als Waterproof schafft sich der Vernünftige für solche Naturereignisse ein gutes Gewissen und ein dickes Fell an und bloßes Geschimpf, wie gesagt, empfindet er gar nicht.

Also unbeschränkte Schimpffreiheit wäre das Ideal? Ja: Das ist es. Und wird sie eingeführt, so wird des Geschimpfes nicht mehr, sondern weniger werden. Denn zunächst fällt der Anreiz weg, der im Verbot und in der Gefahr liegt. Und dann: unser Volk ist bis in die tiefsten Schichten hinunter sehr ehrliebend und eitel; es gehört zu den nicht gerade unerwünschten Wirkungen der fiktiven Rechtsgleichheit, daß jeder Straßenkehrer als Herr und jede Dienstmagd als Dame angesehen und behandelt werden will, was ihnen die Pflicht auferlegt, sich auch, so gut sie es fertig bringen, danach zu benehmen. Wird nun von den Vernünftigen dem Volke klar gemacht, daß Schimpfen nicht den Beschimpften, sondern den Schimpfer beschimpft, so werden die Leute das Aeußerste an Selbstbeherrschung aufbieten, die Spannungen ihres geärgerten Gemüthes in einer Weise verpuffen zu lassen, die ihre Herren- und Damenstellung nicht gefährdet; und unsere Presse nimmt sich wohl jetzt schon den österreichischen Reichsrath nicht zum Vorbilde.

Damit wird zugleich eine ganze Gattung von Duellen beseitigt sein. Wenn ein roher Mensch im Kaffeehaus seinen Tischnachbar insultirt, so wird sich Dieser nicht verpflichtet fühlen, ihm seinen Sekundanten zu schicken, sondern er wird den Wirth und die Ohrenzeugen bekunden lassen, daß sich der Herr Studiosus oder Referendar X. rüpelhaft benommen hat, und diese Thatsache wird am anderen Morgen als amtliche Verkündigung in den gelesensten Blättern stehen; dem Rüpel wird die Rechnung zugeschickt. Anders liegt die Sache, wenn einem Manne vor Zeugen unehrenhafte Handlungen vorgeworfen werden. Wer nicht zum Lumpenproletariat gehört, darf Das, wenn er sich rein fühlt, nicht auf sich sitzen lassen; und für einen Offizier ist es geziemender, sich selbst seiner Haut zu wehren, als zum Kadi zu laufen. Es ist wahr: die Beschuldigung wird dadurch nicht widerlegt, daß er den Verleumder totschießt oder sich von ihm totschießen läßt; aber sein Stand legt ihm die Pflicht auf, seine Ehre höher zu schätzen als sein Leben, und er darf den Verdacht nicht aufkommen lassen, er fürchte sich vor der Erfüllung dieser Pflicht. Auch ist es richtig, was man zur Rechtfertigung des Offizierduells gesagt hat, daß der Mann, der berufen ist, seine Mitbürger mit der Waffe zu schützen, wenn er angegriffen wird, nicht von einem Anderen Schutz erbitten darf, sondern sich seiner Haut selbst wehren muß. Das Rechtfertigungverfahren durch einen Prozeß mag ja daneben seinen Lauf nehmen. Ist aber die Beschuldigung begründet, so findet die Schuld in jedem Fall ihre Sühne, entweder durch den Tod des Schuldigen oder durch das vernichtende Bewußtsein, einen Anderen ungerechter Weise ermordet zu haben.

Dieser Andere nun ist deshalb nicht zu bedauern, weil er ja wußte, welcher Gefahr er sich durch das Aussprechen der Beschuldigung aussetzte. Wer sich diesem Brauch nicht fügen will, Der soll eben nicht in den Offizierstand eintreten, wie der Herausgeber der „Zukunft" einmal richtig bemerkt hat. Wenn sich die Philister über den Brauch furchtbar aufregen, so ist Das lächerlich. Sie werden ja durch ihn nicht gezwungen, ihre Haut zu Markte zu tragen, und wenn es der Offizier will, — was geht es sie an? Jeder Stand hat das Recht, seine Lebensweise nach seinem Geschmack zu ordnen, so weit er dadurch nicht in die Rechte Anderer eingreift, und Das geschieht nicht durch den Duellzwang, der sich ja auf seine Mitglieder beschränkt. Das Neue Testament kann gegen den Duellzwang nicht angerufen werden, weil es kein Staatsgrundgesetz ist und auch niemals Bestandtheil eines solchen werden kann. Die christliche Religion und der Staat haben verschiedene und zum Theil entgegengesetzte Aufgaben. Wenn einmal in einem Staate die Zahl der wahren Christen groß werden sollte, was sie bisher noch in keinem Staat gewesen ist, so würde die christliche Gesinnung dieser großen Zahl gewiß auch Einfluß auf die Gesetzgebung üben; aber daß je einmal das Gesetz des Evangeliums und das Staatsgesetz zusammenfielen, ist undenkbar; der christliche Staat ist eine contradictio in adjecto. Auch der Hinweis darauf, daß der Duellzwang als Standesprivilegium mit der Gleichheit Aller vor dem Gesetz im Widerspruch steht, hat nichts zu bedeuten, denn diese Rechtsgleichheit ist — man kann es nicht oft genug wiederholen — Fiktion und Illusion. In keinem Staate der Welt wird sie thatsächlich anerkannt und durchgeführt. Weil die herrschenden Stände nicht den Muth haben, die thatsächliche Rechtsungleichheit als Gesetz zu proklamiren und jedem Stande sein eigenes, das seiner Natur zukommende Recht zu schaffen, müssen sie zu solchen Mitteln wie Mißbrauch der Strafjustiz ihre Zuflucht nehmen, das Koalitionrecht der Arbeiter durch den sogenannten Schutz der Arbeitwilligen entwerthen, die Klagen der Arbeiter über ungesetzliche Zustände in Werkstätten, Fabriken und Gruben durch Beleidigungprozesse unterdrücken, und was dergleichen Mittelchen mehr sind. Eine dritte Klasse von Duellen würde besser durch die Einrichtung der Staaten des klassischen Alterthumes ersetzt, daß es dem beleidigten Ehemann erlaubt war, den in flagranti ertappten Ehebrecher niederzustechen. Insulten Berauschter sollten nie Duelle herbeiführen; der Berauschte ist ein Thier und ein Thier kann nicht beleidigen.

Neisse. Karl Jentsch.

Erkenner und Bekenner.

Dem unaufhebbaren Gegensatz von Verstand und Gefühl entspricht innerhalb der philosophisch wirksam gewesenen Systembildungen ein Doppeltypus von Denkern: subjektive Symptom- oder Temperament-Denker und objektive, Zusammenhänge erfassende Verstand-Denker. Die Einen philosophiren gleichsam mit Herz und Gemüth, die Anderen nur mit dem Kopf. So sind Mystiker und Romantiker durchweg Temperament-Denker. Gefühlsüberschwang und volle Entfaltung der Persönlichkeit sind ihnen zum Leben unentbehrlich. J'étouffe dans l'univers, schreibt der Erzromantiker Rousseau; und er läßt seinen savoyischen Vikar sagen: „Ich entdecke Gott überall in seinen Werken; ich fühle ihn in mir. Aber sobald ich ihn an sich selbst betrachten will, sobald ich frage, wo und was er, welches sein Wesen sei, dann gelingt mirs nicht." Nach Rousseaus Geständniß sind seine Werke recht eigentlich nur Siegelabdrücke seiner Persönlichkeit. Etwas Aehnliches deutet Fichte, der Titan unter den Idealisten, mit dem Wort an: Welche Philosophie Einer hat, hängt ganz davon ab, was für ein Mensch er ist. Eben so muß das von Windelband ein „glänzendes Mosaik" genannte, von Kuno Fischer als künstlerische Konzeption aufgefaßte System Schopenhauers als starker Ausdruck seiner Persönlichkeit begriffen werden. Nietzsche, der letzte Ausläufer der Romantik und vollendete Typus eines Temperament-Denkers, sagt es mit dürren Worten: „Meine Schriften reden nur von meinen Ueberwindungen" „Mihi ipsi scripsi". Er nennt seine Bücher Erlebnisse, die „erlebtesten" Bücher. „Ich mißtraue allen Systematikern und gehe ihnen aus dem Wege. Der Wille zum System ist ein Mangel an Rechtschaffenheit." Nietzsche sieht vielmehr in jeder großen Philosophie „nur das Selbstbekenntniß ihres Urhebers und eine Art ungewollter und unvermerkter mémoires."

Dieser Bekenntnißphilosophie steht nun seit Sokrates, Plato und Aristoteles eine Erkenntnißphilosophie gegenüber, die nicht dem überfluthenden Drange nach Offenbarung der eigenen Persönlichkeit, sondern dem Trieb nach Erkennen, dem bewundernden Anstaunen (ἐπὶ τὸ θαυμάζειν) der gesetzmäßigen Zusammenhänge in Natur und Geist entspringt. Jene deuten das All in ihr Ich hinein. Diese lassen das eigene Ich ins All aufgehen. Den Romantikern ist das Individuum Alles, die Gattung nichts; den Idealisten bedeutet die Gattung Alles, das Individuum nichts. Jene stellen ihre Persönlichkeit so sehr in den Vordergrund, daß ihr Ich ihre Werke vollständig überschattet. Diese lassen die Persönlichkeit vollkommen hinter die Werke zurücktreten. Den Bekenntnißphilosophen ist es in erster Linie um eine Analyse ihrer eigenen Person, den Erkenntnißphilosophen nur um Sinn und Deutung des Weltzusammenhanges zu thun. Und der gute Melanchthon meint des-

halb, jeder denkende Mensch müsse genau so Anhänger eines vernünftigen philosophischen Systems wie jeder civilisirte Mensch Bürger eines bestimmten Staates sein. Doch hat unter den reinen Verstand-Denkern, die, wie Descartes, Spinoza, Hume, Berkeley oder Kant, ihre Persönlichkeit in ihre großen systematischen Werke nur selten redend einführen, für die Leidenschaftlosigkeit des wahrhaft philosophischen Stiles Niemand so scharfe Merkworte gefunden wie Spinoza, der selbst die menschlichen Affekte, in denen ja das eigene Wohl und Weh mit zum Ausdruck gelangt, zu behandeln sich vornimmt, als wenn er es mit „Linien, Flächen und Figuren" zu thun hätte.

Wie Schelling der Philosoph der Romantik war, so ist der Temperament-Denker Nietzsche der Neoromantiker unserer Tage. Gefühle, Energien, Neovitalismus, Zweckbetrachtung, Unbewußtes, Spiritismus, Okkultismus, Wille zum Leben, Wille zur Macht, — kurz: Mystizismus in allen Formen und Tonarten steht wieder einmal im Mittelpunkt literarischer Erörterung, während logisch-mathematisches Denken, strenger Ordnungsinn, anders ausgedrückt: das Bewußtsein und seine nothwendigen Gebilde, als blasse Schatten und leere Schemen denunzirt werden. Der „letzte Rauch der verdunstenden Realität" sind in Nietzsches Augen jene allgemeinen Begriffe, die der menschliche Intellekt im Interesse der Selbst- und insbesondere in dem der Arterhaltung zu bilden strebt. Was der Geist als „Ursache an sich" herausdüftelt, ist in Nietzsches Augen das „Dünnste und Leerste"; denn „die scheinbare Welt ist die einzige, die wahre Welt ist nur hinzugelogen". „Unsere Sinne lügen überhaupt nicht. Was wir aus ihrem Zeugniß machen, Das legt erst die Lüge hinein, zum Beispiel die Lüge der Einheit, die Lüge der Dinglichkeit, der Substanz, der Dauer u. s. w." Die mit Schopenhauer einsetzende Unterschätzung des Logischen wird von Nietzsche auf die Spitze getrieben. Die Vernunft ist ihm nur noch ein grammatisches Vorurtheil. Der Sensualismus kommt wieder obenauf. Nicht Ideen, Gattungen, allgemeine Begriffe, logische Gesetze künden uns die Wahrheit, sondern Empfindungen, Instinkte, Triebe. Der Nominalismus erhebt sich wieder einmal gegen den Realismus. Hie Aristipp, hie Plato; hie Hume und Condillac, hie Spinoza, Leibniz und Kant; hie Czolbe, Feuerbach und Strauß, hie Lotze, Fechner und Wundt; hie Avenarius und Mach, hie Renouvier, Dilthey, Cohen, Natorp; hie Herbert Spencer, der Erkenner, hie Friedrich Nietzsche, der Bekenner.

Die Erkenntnißdenker forschen nach den letzten Gründen alles Denkens und Seins, suchen jedes Einzelgeschehen in den großen Weltzusammenhang gesetzmäßig einzuordnen und bevorzugen deshalb kausale Erklärungen, die jede Abbiegung von der ewigen Weltordnung oder Abirrung von der regelrechten Entwickelunglinie ausschließen. Die Bekenntnißdenker dagegen fühlen sich nur heimisch in der Welt der Zwecke und Werthe. Ihr Problem heißt nicht:

Erkennen, sondern: Handeln. Mit Nietzsche verlangen sie vom Philosophen, daß er Werthe schaffe; denn sein Erkennen sei ein Schaffen. Der Philosoph ist ihm Befehlender und Gesetzgeber; sein Wille zur Wahrheit ist am letzten Ende Wille zur Macht. Hier sieht man im Philosophen „den nothwendigen Menschen des Morgens und Uebermorgens“, dessen Feind jedesmal das Ideal von heute ist. Zarathustra drückt die Hand auf Jahrtausende wie auf Wachs. Was Rousseau einst gegen Voltaire und die einseitige Verstandeskultur der Aufklärer vorbrachte, führt Nietzsche gegen Straußens Bildungphilisterium, gegen wissensstolzen Historismus, philologischen Dünkel und Intelligenz-Hochmuth ins Treffen. Wie sich zu allen Zeiten die Mystik gegen die Logik, das Gefühl gegen den Verstand, die Romantik gegen den Rationalismus, der Geist gegen den Buchstaben, das Leben gegen die Theorie, die Persönlichkeit gegen die Gesammtheit, Religion gegen Philosophie, Kunst gegen Wissenschaft auflehnte, so stemmt sich in Nietzsche wieder einmal die Bekenntnißphilosophie der Erkenntnißphilosophie trotzig entgegen.

Der triebhafte Drang zur philosophischen Weltbegreifung, den Kant ein untilgbares metaphysisches Bedürfniß der Menschennatur, Schopenhauer den „Willen zum Erkennen“, Nietzsche den „Willen zur Wahrheit“ oder den „Willen zur Macht“ nennt, ist im Grunde nichts Anderes als: Wille zur Ordnung. Unser Ich, dessen Grundfunktion die Vereinheitlichung des Mannichfachen innerhalb der uns gegebenen Erlebnisse bildet, nöthigt uns zunächst die eigene Einheit auf und borgt sie dann gewissen Erlebniß-Komplexen, die eine Regelmäßigkeit aufweisen, sei es des Neben-, Nach- oder Durcheinander. „Sein“ heißt, vom Standpunkt unserer heutigen Erkenntnißtheorie betrachtet, kein Erkennen von absoluten Gegebenheiten, sondern nur ein Erkennen von konstanten Beziehungen innerhalb unserer Erlebnisse. Die Zusammenfassung aller Mannichfaltigkeit zur Einheit des Ich ist eine die Art erhaltende Funktion, der wir die Herrschaft auf unserem Planeten verdanken. Die Erkenntnißdenker decken nun diese festen Beziehungskomplexe auf. Ihr Wille zur Ordnung kommt darin zum Ausdruck, daß sie die ewigen Gleichförmigkeiten im Ablauf unserer Bewußtseinsphänomene in mathematisch-logische Formeln umsetzen. Sie deuten die angenommene Einheit ihres Ich in das Universum hinein. Ihr Ordnungsinn ruht nicht eher, bis alles Naturgeschehen restlos erklärt, also auf oberste Beziehungsgesetze zurückgeführt ist. Deshalb lehnen sie sich instinktiv gegen alle Finalität (End- oder Zweckursachen) in der Natur auf, weil die Zweckbetrachtung ihrem mythologisch-personifizirenden Ursprung nach zwar älter ist als die kausale, aber auch lückenhafter und willkürlicher. Zweckursachen haben noch stark anthropomorphen Beigeschmack; sie generalisiren meist Motive und Handlungen von Menschen, nicht unpersönliche Zustände und konstante Beziehungen des Naturgeschehens.

Anders die mechanische Kausalität, bei der das Persönlichkeitmoment so weit ausgeschaltet ist, wie es uns Menschen, die wir das Anthropomorphisiren nie bis auf den letzten Rest zu tilgen vermögen, nur irgend möglich ist.

Jetzt versteht man auch, warum Erkenntnißdenker die mechanische Welterklärung und die mathematische Methode bevorzugen, während die Bekenntnißdenker meist zur teleologischen hinneigen und biologische Argumente ins Feld führen. Jene wollen eben Ordnung in das Sein und Denken, Diese Ordnung in das Handeln deuten; Jene treibt der immanente Ordnungsinn, den wir uns im Kampf ums Dasein als tauglichste Waffe angeeignet haben, zu Naturgesetzen oder, was auf das Selbe hinausläuft, zu ewigen Ideen; Diese drängt das eben so immanente Persönlichkeitbedürfniß zur Frage nach dem Sinn des Lebens, dem Werth des Daseins und dem Zweck aller Kultur. Die Erkenntnißdenker suchen daher vorwiegend den Zusammenhang des Universums, die Bekenntnißdenker den Sinn der menschlichen Kultur zu ergründen; jene forschen nach letzten Kausalerklärungen sub specie aeternitatis, diese nach Zwecksetzungen sub specie vitae.

Zur Klärung der Geister und zur Beschwichtigung der durch unsere Gefühlsphilosophen leidenschaftlich erregten Gemüther brauchen wir dringend eine Psychologie der philosophischen Systembildung. Der immanente Ordnungtrieb der Menschennatur, der das Dasein einer Philosophie als ordnender Begreifung aller Zusammenhänge in Natur und Geist erklärt und eben damit teleologisch rechtfertigt, darf vor der Persönlichkeit der Philosophen selbst nicht Halt machen. Die einzelnen Systeme dürfen nicht mehr als plötzliche Eingebungen, willkürliche Konstruktionen, gleichsam als aufleuchtende Gedankenmeteore oder psychologische „Wunder“, als übernatürliche „Inspirationen“ aufgefaßt werden. Auch für dieses „Wunder“ gilt Spinozas Wort, es sei, wie aller Zufall, ein „asylum ignorantiae“. Wir sehen vielmehr das Wunder aller Wunder nur darin, daß es für uns kein Wunder mehr giebt. Wir suchen zu zeigen, wie der Ordnungsinn logisch-mathematisch angelegter Naturen sich im Erkenntnißdenken offenbart, während der Abwechselungtrieb des gefühlsmäßigen Denkens in Fragmenten, Aperçus und Aphorismen sich zu entladen pflegt, eben damit aber das Bekenntnißdenken zu Tage fördert. Der Nachweis eines festen Rhythmus der philosophischen Systembildung durch Erkenntnißdenker und Bekenntnißdenker läßt sich philosophiegeschichtlich führen. Ein umfassender Ueberblick über alle großen Systembildungen zeigt den stetigen Pendelschlag des Gedankens zwischen Nominalismus und Realismus, zwischen Kausalität und Finalität, zwischen Mechanismus und Dynamismus, zwischen Materialismus und Energetik, zwischen Sensualismus und Idealismus. Beobachtet man dieses regelmäßige Hin und Her, so schwindet der Wunderglaube aus der Philosophiegeschichte

und macht der Periodizität philosophischer Systembildungen Platz. Wie jedes Lebewesen das Erzeugniß von Klima und Bodenbeschaffenheit, von Wasser, Luft, Licht und Nahrung, von ererbten Instinkten und erworbenen Anpassungen an die Umgebung ist, so wird eine einstweilen nur als pium desiderium vorhandene Milieutheorie in der Philosophiegeschichte die einzelnen Philosophen und ihre Systeme aus natürlichen psychologischen Bedingungen abzuleiten suchen. Erst dann kann Hegels Behauptung an den philosophiegeschichtlichen Einzelthatsachen wahr werden: „Nichts ist verloren, alle Prinzipien sind erhalten"; so daß uns die Geschichte der Philosophie nicht mehr als verwirrende Galerie von Willkürlichkeiten, Schrullen und Irrthümern abschrecken, sondern als Pantheon ewiger Gedanken anziehen wird.

Wir erfüllen nur eine unausweichliche Forderung unseres immanenten Ordnungsinnes, wenn wir, wie in Natur und Geist, so auch in Theorien und System der Denker Zusammenhang deuten. Gelingt es uns auch nicht, wie Hegel einst kühn geträumt hat, strenge logische Gesetzmäßigkeit innerhalb der einzelnen Systembildungen lückenlos und ungezwungen aufzudecken, so wollen wir wenigstens einen Anlauf nehmen zur Feststellung von naheliegenden Periodizitäten, zur Registrirung von Rhythmen in den philosophischen Systembildungen. Alle „Gesetze" sind anfangs ja ganz bescheiden von solchen Gleichförmigkeiten ausgegangen. Alle begannen ihre Laufbahn als beobachtete Regelmäßigkeiten: als Gleichmäßigkeiten im zusammenhängenden Nebeneinander, im Bewegungrhythmus der Aufeinanderfolge des Geschehens, als Typen, Arten und Gattungen in den übereinstimmenden Lebensäußerungen der organisirten Materie. Haben Naturgesetze die Zweckbestimmung, uns über alles Geschehen um und in uns an der Hand kausaler Erklärungen zu orientiren, so bedarf es einer orientirenden Wegleitung für die Welt ewiger Gedanken.

Die hier versuchte Klassifizirung der Systeme nach dem (etwas groben) Grundschema von Erkenntniß- und Bekenntnißdenkern, von Verstandes- und Gefühlssystemen, und die Ableitung dieses Schemas aus dem zum Zweck der Orientirung im Universum von uns ausgebildeten Ordnungsinn läßt uns vielleicht einen ersten, zaudernden Schritt zu einer Psychologie philosophischer Systembildungen wagen. An großen Gedankendichtungen fehlt es uns wahrlich nicht. Der Erkenntnißdrang sollte sich daher heute weniger darin äußern, daß er sich verleiten läßt, zu tausend vorhandenen Systemen noch eins hinzuzufügen. Vielmehr sollte man auf Grund der philosophiegeschichtlichen Forschung die schon vorhandenen Systeme so zu rubriziren und zu klassifiziren suchen, daß ihre tieferen psychologischen Triebfedern offenbar werden. Heute nur ein bescheidener Ansatz zu solcher Psychologie der Systembildung: stark entwickelter Ordnungsinn bildet Erkenner, stark entwickeltes Temperament und lebhafter Persönlichkeitdrang prädestiniren zum Bekenner.

Bern. Professor Dr. Ludwig Stein.

Malwida von Meysenbug.

Ein Leben, reich an wirkender Kraft, fast unerschöpflich in innerlichster Antheilnahme an allen die Zeit bewegenden Vorgängen, voll opferwilliger Hingebung an ideale Lebenszwecke, hat in der ewigen Stadt seinen Abschluß gefunden: die bekannte Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin", Malwida von Meysenbug, hat ihre müden Glieder — sie war sechsundachtzig Jahre alt — zur ewigen Ruhe gebettet. Ich bin der Verstorbenen sehr früh auf ihren Lebenswegen begegnet, habe mit ihr vielfach persönlich und mündlich und bis in ihre letzten Lebensjahre hinein wenigstens noch brieflich verkehrt und beherberge daher in meinem Gedächtnißschrein von ihr ein Bild, dessen Farben noch heute nicht verblaßt sind.

Als ich mit dem Fräulein von Meysenbug zuerst zusammentraf — es war im Jahre 1851 in der kleinen mecklenburgischen Wasseranstalt Stuer —, hatte gerade eine schwere Lebensstunde für sie geschlagen. Der, dem sie ihre Herzensneigung zugewandt hatte, von dem sie sich geliebt glauben durfte, Theodor Althaus, der Sohn des detmolder Superintendenten, ein ungewöhnlich begabter, hochstrebender junger Mann, der die Theologie mit der politischen Publizistik vertauscht hatte, war anderer Anziehungskraft unterlegen. Der Herzensbund hatte sich gelöst, aber die geistigen Beziehungen der beiden eng verbundenen Menschen dauerten fort. Wie schwer die Verstorbene unter diesem Schlage gelitten, hat sie in ihren „Memoiren einer Idealistin" in lebhaften Farben geschildert. Daß sie dabei dem Sachverhalt wohl nicht ganz unparteiisch gerecht wurde, darf man ihrem Empfinden nachsehen.

Ungefähr um die selbe Zeit hatte sich noch eine tief einschneidende Bewegung in ihrem Leben vollzogen. Ergriffen von der mächtigen freiheitlichen Strömung der Zeit, die religiös und politisch wider das Bestehende anbrandete und in die der Freund die junge Aristokratin eingeführt hatte, trennte sie sich von ihrer Familie, die bei den Anschauungen ihres Standes verharrte. Um eine neue Selbständigkeit zu gewinnen, war sie als leitende Kraft in Fröbels damals gedeihlich sich entwickelnde, später der Reaktion erlegene Hochschule für das weibliche Geschlecht in Hamburg*) eingetreten. Damit war ihr auch ein ausgedehnter Wirkenskreis in der mit der Hoch-

*) Diese Hochschule zeichnete sich vor allen ähnlichen Instituten (Lyzeen u. s. w.) durch ihre demokratische Grundtendenz aus. Es war ein einzig dastehendes Zusammenwirken geistvoller Männer und begeisterter Frauen, die Alle von dem selben Streben erfaßt waren, durch redliche Bildungarbeit an sich und Anderen sich zu den höchsten Zielen menschlich vollendeten Daseins durchzuarbeiten, alle Rang- und Standesunterschiede thunlichst hinter sich zu lassen und eine Gemeinschaft der im Geist Verbundenen zu gründen und unablässig zu pflegen.

ch ule eng verbundenen, später unterdrückten Freien Gemeinde eröffnet. Doch war dieses Wirken von verhältnißmäßig kurzer Dauer. Als Fräulein von Meysenbug sich zu ihrer Erholung nach Stuer begeben hatte, war das hamburger Unternehmen schon in seinem innersten Kern durch die Maßregeln der Behörde erschüttert; und als sie nach Hamburg zurückkehrte, stand es vor seinem Ende, das bald darauf durch freiwillige Selbstauflösung erfolgte. Mit ihm verschwand auch die Freie Gemeinde und der besonders kräftig entwickelte „Arbeiterbildungverein", der von der Regirung als „Eiterbeule der Gesellschaft" bezeichnet worden war. Die Reaktion machte eben überall reinen Tisch.

Ich traf Fräulein von Meysenbug in Berlin wieder: in tiefer Trauer um den inzwischen einem unheilbaren Leiden erlegenen Jugendfreund. Sie wohnte auf dem Monbijou-Platz in dem eleganten Quartier, das die Romanschriftstellerin Frau von Paalzow ihrer mit Fräulein von Meysenbug befreundeten Pflegetochter hinterlassen hatte. Mir war die eigenthümliche Aufgabe zugefallen, ihren Staatsschatz zu verwahren: den ihre Lieblingskorrespondenzen enthaltenden Briefbeutel, von dem sie sich, echt weiblich, nicht zu trennen vermocht hatte, als sie nach Berlin ging. Der Inhalt der Briefe, die zum großen Theil an notorische Häupter der Bewegungpartei gerichtet waren oder von ihnen herstammten und der Agitation dienten, war ganz danach angethan, sie, die ohnehin auf der Liste der verdächtigen Persönlichkeiten stand, in die unangenehmsten Händel zu verwickeln. Um Dem vorzubeugen und eine mögliche Beschlagnahme zu verhindern, wurde der Schatz mir anvertraut, der ich als harmloser angehender junger Student einem Verdacht nicht wohl unterliegen konnte. Das Fräulein war mir an Jahren weit voraus, an Erfahrung, an Talenten und Ausbildung wesentlich überlegen. Dennoch fühlte auch ich eine gewisse Ueberlegenheit ihr gegenüber: ich war kritischer veranlagt. Manches, was sie enthusiastisch ergriff und alsbald zum Stichwort ihres ganzen inneren und äußeren Menschen machte, wollte mir allzu ungeprüft und zweifelhaft erscheinen. Aber wenn hierin ein gewisser intellektueller Abstand zwischen uns waltete, so fühlte ich mich um so mehr von der sittlichen Seite ihres Wesens angezogen. Zwei Charakterzüge, die sie im Leben nie verließen, erweckten schon damals meine Bewunderung: sie bewährte in schweren Lebenslagen stets einen ernst gefaßten und beharrlichen Sinn. Der Verlust hrer Liebe, die Trennung von Familie nud Standesgenossen, das überzeugte Festhalten an einer Partei, deren Schicksal für die nächste Zeit mindestens aussichtlos schien: Das waren schwere Erprobungen ihres inneren Werthes und ihrer Charakterstärke. Bezeichnend für diesen Wesenszug sind die Worte, die sie damals an ihren Bruder, der in Berlin Gesandter war, richtete, als er noch einmal versuchte, sie auf die von ihr verlassenen Wege zurückzuführen.

Nach einer langen Unterredung brach sie in Thränen aus und sagte zum Schluß: „Ich weine, weil ich sehe, daß Ihr unfähig seid, die Toleranz zu üben, die uns allein in der alten Liebe über dem Abgrund vereinen könnte, den unsere Ansichten zwischen uns gegraben haben. Denn wisse: mein Glück kann ich Euch opfern und meine persönlichen Wünsche, aber nichts wird meine Ueberzeugungen ändern. Ich erkenne mir das Recht zu, solche zu haben, und selbst wenn ich sie ändern wollte, würde ich es nicht können, denn ich kann meine Vernunft nicht zwingen, falsch zu finden, was sie für recht erkennt." Die ganze Persönlichkeit der Idealistin spricht aus diesen schlichten Worten.

Bald darauf mehrten sich die Anzeichen einer drohenden politischen Verfolgung. Die Wohnung der jungen Revolutionärin wurde durchsucht, ihre Korrespondenz beschlagnahmt, eine Untersuchunghaft konnte folgen. Um ihr zu entgehen, kürzte sie ihren berliner Aufenthalt ab. Sie kehrte nach Hamburg zurück und ging von dort, dem großen Zug der politischen Flüchtlinge und Emigranten folgend, nach England. Ueber ihren londoner Aufenthalt, der bis 1859 dauerte, hat sie sich ausführlich in den „Memoiren einer Idealistin" ausgesprochen, die sie zuerst in die literarische Welt einführten und deren Entstehen sie mir im Oktober 1858 aus London meldete. Sie erholte sich damals von angestrengten literarischen Arbeiten auf der Insel Wight und schrieb mir über diese Herbsttage:

„Ich traf es herrlich, denn außer der schönen Natur, außer den stärkenden Wellen hatte sich durch Zufall dort ein reizender Kreis von Bekannten zusammengefunden, unter Anderen auch Bucher, in dessen Artikeln in der Nationalzeitung über die Isle of Wight Sie Anklänge jener Stunden finden werden, die wirklich fast zu sehr sich auf unser individuelles Leben beziehen, um allgemein ganz verständlich zu sein. Da haben wir Seefahrten im Mondenschein gemacht oder bis Mitternacht am Strand gesessen, wenn der breite Silberstrom in den Wellen blinkte, und deutsche und englische Lieder gesungen und geplaudert. Alle Bekannte gingen früher weg als ich und ich blieb noch ein paar herrliche Wochen ganz allein, lag buchstäblich den ganzen Tag am Ufer mit meinem Schreibzeug und Papier und schrieb. Ich will Ihnen auch anvertrauen, was: mein eigenes Leben. Erschrecken Sie nicht über diese Impertinenz! Ich würde es nicht wagen, wenn ich nicht einen allgemeinen Zweck dabei hätte, nämlich: die Entwickelung der Zeit in einem individuellen Rahmen wiederzugeben, den wirklich meine innere Entwickelung bilden mag. Doch sind freilich Schwierigkeiten bei der Publikation, die mich zweifeln machen, ob ich sie schon bald unternehmen darf, weil eben Verhältnisse berührt werden müssen, über die schwer zu sprechen ist. Jedenfalls nenne ich keine Namen und halte das Ganze so, daß man es auch für eine Erzählung nehmen kann."

In der That erschien das Buch zuerst anonym und, um es noch etwas dichter zu verschleiern, in französischer Sprache. Auch durch die Anknüpfung von Beziehungen zu dem russischen Flüchtling Alexander Herzen wurde die

londoner Zeit von entscheidender Wichtigkeit für die ferneren Schicksale der „Idealistin“. Sie hatte Jahre lang schwer mit den materiellen Verhältnissen zu ringen. „Ich bin keine vornehme Lady“, schrieb sie mir damals, „die willkürlich ihre Zeit zwischen Lesen und Schreiben theilt; als ich meiner Ueberzeugung folgte, brachte ich auch das Opfer, das Ueberzeugungen gewöhnlich erheischen; ich bin eine Proletarierin und arbeite, angestrengt, unausgesetzt um mein tägliches Brot. Jetzt thue ichs mit Schreiben und habe dabei schwache Augen und angegriffene Kopfnerven“. Und an einer anderen Stelle: „Wer von Stundengeben lebt wie Kinkel, Althaus und Andere, muß von Morgen bis Abend auf den Beinen sein und oft viele Meilen weit zu den Stunden reisen, die selten mehr als das tägliche Brot bringen.“ Diesen Schwierigkeiten, für die ihre körperlichen Kräfte auf die Länge kaum ausgereicht haben dürften, ward sie entrückt, als sie bei Herzen, dessen Frau gestorben war, die Erziehung seiner verwaisten Kinder übernahm. Dieses fruchtbare Wirken, das für eine Weile leider unliebsam unterbrochen wurde, sicherte ihr einen dauernden Boden für ihre ferneren Lebensjahre, auch nach Herzens Tode. Einige in den „Memoiren“ mitgetheilte, zwischen ihr und Herzen gewechselte Briefe zeugen für die schöne Intimität ihrer geistigen Beziehungen.

Manche Menschen flieht die Einsamkeit; zu diesen — soll man sagen: bevorzugten? — Sterblichen gehörte Fräulein von Meysenbug. Man staunt über die Fülle von Namen bedeutender Persönlichkeiten, die in die Blätter dieses Lebens eingezeichnet sind. Die alleinstehende, mittellose, von keinem Familieneinfluß gesellschaftlich geförderte Frau hält sich überall im Mittelpunkt der interessantesten Kreise. Wo Anderen der Zutritt erschwert und verwehrt ist, da öffnen sich ihr alle Thüren. So ist es nicht nur in London, wo ja die Zugehörigkeit zur internationalen Emigrantenschaar, der die hervorragendsten Geister angehörten, vielseitige Berührungen wie von selbst entstehen ließ, sondern auch später in Italien, wohin sie übersiedelte, um die Erziehung der jüngsten Tochter Herzens (jetzt Frau Olga Monod) zu vollenden. Waren es in London vor vielen Anderen Kinkel, Herzen, Mazzini, Kossuth, Louis Blanc, Garibaldi, Pulsky, Schurz, Löwe, Orsini, mit denen sie sich intim berührte, so waren es in Italien Ruggiero Bonghi, Giovanni Morelli, Francesco Brioschi, Minghetti, „die zweite Schicht der hervorragenden Männer der italienischen Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts, Männer der klugen, berechneten That, der Praxis und des Erfolges.“ Dazu traten aber noch mannichfache Berührungen, die nicht auf oberflächlichen Ver-[illegible]hr beschränkt blieben, mit Liszt, der Fürstin Wittgenstein, Richard Wagner, un[illegible]sche und dem ganzen Kreis der zu dieser Gruppe gehörigen Personen. Die [illegible]örperlich und geistig ungemein leistungsfähige Konstitution überwand er noch [illegible] vielen gesellschaftlichen Beziehungen unvermeidlich verknüpften An-

strengungen. Sie hatte eine echt weibliche Fähigkeit, sich überall zu akklimatisiren; nach einander vermochte sie sich für Feuerbach, Schopenhauer, Wagner, Nietzsche zu begeistern und fand leicht die Fäden, die diese verschiedenen Denker und Künstler mit ihrem persönlichen, immer auf das Bedeutende der Erscheinung gerichteten Interesse verknüpften. Neben dieser vielseitigen Aufnahmefähigkeit warb noch ein Anderes ihr aufrichtige und treue Freunde: die große Selbstlosigkeit ihres Wesens, die Reinheit und Treue ihres Empfindens. Sie hatte die ganz selten nur zu findende Eigenschaft, sich an eine Sache hingeben zu können, von der persönliche Vortheile nicht zu erwarten waren. Das war vielleicht der sichtbarste Zug ihres Wesens. Und mit solchen Gaben konnte sie überall unter bedeutenden Menschen Freundschaft gewinnen.

In den langen Jahren, die sie in Italien verlebte, hat sie sich noch vielfach literarisch, auch als Romanschriftstellerin, bethätigt. Ich gehe auf diese Schriften nicht näher ein; ihr Hauptwerth beruht darin, daß sie Bekenntnißschriften eines reichen Gefühlslebens edler Weiblichkeit sind. Erwähnenswerth bleibt die sie beglückende Fügung, die ihr durch ihren Roman „Phaedra" die persönliche Bekanntschaft mit einer der ihrigen verwandten Natur, dem inzwischen verstorbenen österreichischen Generalkonsul Alexander von Warsberg, vermittelte. Dem reichen Inhalt dieses ideal verklärten Verhältnisses, das den Spätherbst ihres Lebens schmückte, hat sie einen eigenen Abschnitt in dem zweiten Band ihres „Lebensabend einer Idealistin" gewidmet. Diese 1898 in zwei Bänden erschienene Schrift nennt sich einen Nachtrag zu den „Memoiren einer Idealistin", hat aber nicht die Frische der Erstlingsschrift. Eine gewisse Weitschweifigkeit der tagebuchartigen Aufzeichnungen, Gedanken, Aphorismen u. s. w. verräth das Alter der Schriftstellerin. Immerhin ist auch dieses Buch reich an mancherlei interessanten Mittheilungen und von hohem Werth für die näheren Bekannten der seltenen Frau. Eine Tagebuchstelle lautet: „Eben schrieb mir mein alter, zweiundneunzigjähriger Freund über das schmerzliche Ach am Ende des räthselvollen Lebens. Mein schmerzliches Ach wird nur der Einen gelten, in deren Leben mein Scheiden die tiefe Lücke reißt. Sonst freue ich mich des Endes. War es der Zufall, der das bunte Wechselspiel des Daseins veranlaßte, so habe ich ihm getrotzt, indem ich mir ein Ziel vorsetzte und muthig nach einer vernünftigen Ordnung der Lebensaufgabe strebte; und ist im Grunde der Schöpfung ein erhabenes Geheimniß, so habe ich mich vorbereitet, es zu verstehen." In dieser sich selbst genügenden Ueberzeugung hat sie ein werthvolles Leben abgeschlossen, das beinahe das höchste Maß menschlicher Daseinsdauer erreichte.

Niederlößnitz. Dr. Julius Duboc.

Jena oder Sedan?

Wenn ich mich hier gegen einen Theil meiner Kritiker wende, so geschieht es nicht um meiner selbst, sondern um der Sache willen. Als ich den Roman „Jena oder Sedan?" schrieb, wußte ich natürlich, daß dieses Buch nicht eitel Wohlgefallen erregen werde. Ich habe darin deutlich und scharf auf die Schäden im deutschen Heer hingewiesen, die ich nach reiflichem Erwägen und nach sorgfältigem Studium der rücksichtvollen Andeutungen in der mir zugänglichen Fachliteratur erkannt hatte. Solcher Tadel findet selten eine freundliche Statt. Doch könnte man meinen, die unendlich vielen Kritiken, die in der Armee von oben nach unten gehalten und ohne jeglichen Widerspruch ertragen werden — ertragen werden müssen —, hätten allmählich abstumpfend gewirkt. Das thun sie auch. Aber dafür wird dann ein Tadel, der nicht aus dem Heer selbst, sondern von außen kommt, dreifach unwillig aufgenommen.

Mein Buch hat in der Presse ungewöhnliche Beachtung und die allerverschiedenartigsten Urtheile gefunden. Ich schrieb es ausländischer Unkenntniß zu, daß ich in der Daily Mail ein Sozialist genannt wurde. Ich las mit Achselzucken, daß im Gil Blas ein Herr Lang, der, wie ich höre, Lehrer an der Kriegsschule von Saint-Cyr ist, das blindwüthig chauvinistische Meisterstück leistete, alle irgendwie tadelnden Sätze aus dem Zusammenhang zu reißen und in tendenziöser Uebersetzung seinen Lesern vorzureihen.*) Ich freute mich, als ein redlicherer Franzose im Gaulois sagte: C'était une inspiration noble et patriotique, qui a créé le roman. Ich mußte über die lustige Verwechselung deutscher und norwegischer Zustände lächeln, als im „Morgenbladet" von Christiania angebliche Rücktrittsabsichten des Kriegsministers von Goßler mit dem Roman in Verbindung gebracht wurden. Aber natürlich mußte mir das Urtheil der deutschen Presse das wichtigste sein. Es lautete nicht weniger verschiedenartig. Daß die jeweilige politische Richtung der Blätter nicht ohne Einfluß auf die Kritiken blieb, konnte mich, bei der Rolle, die die Heereseinrichtungen im politischen Leben spielen, nicht in Erstaunen setzen. Freilich schrieben zum größten Theil Offiziere über das Buch; und Offiziere, auch solche a. D., bleiben, wie immer sie politisch denken mögen, in erster Linie doch stets Offiziere. Selbst diese Fachleute sind sehr getheilter Meinung. Einige stimmten meiner Darstellung kummer- und sorgenvoll zu und gingen auf die Sache ein. Detlev von Liliencron, der Hauptmann a. D., schmetterte eine frische Husarenfanfare. Und von der rechten Seite her, von den Konservativen, kamen harte Anklagen, die mir tendenzöse Mache und Sensationsucht vorwarfen.

So weit diese Vorwürfe mich oder den romanhaften Theil meiner Arbeit treffen sollen, nehme ich sie geduldig auf meinen breiten Rücken. Freilich: ganz und gar ohne Tendenz wird kaum irgend ein Zeitroman sein, falls er nicht von vorn herein den für seine Art nothwendigen Nebenanspruch aufgiebt, ein kultur-

*) Wie er verfährt, mag ein einziges Beispiel zeigen. Im Roman singt ein Lieutenant nach dem Liebesmahl das schmachtende „Behüt' Dich Gott" aus Neßlers „Trompeter von Säckingen". Das nennt Herr Lang: „chanter des obscénités"! Auf diesem Weg ist viel zu erreichen.

geschichtliches Theildokument zu liefern. Und Sensation? Niemand kann mir bestreiten, daß die geschilderten Vorgänge im Getriebe unseres Heers recht gut möglich sind. Diese kleinen Tragoedien der Unteroffiziere und Mannschaften dringen selten bis zu den Ohren der Vorgesetzten; ein scharfes Auge aber sieht sie unter der glatten Oberfläche des regelmäßigen Dienstes entstehen. Für Kinder habe ich nicht geschrieben; und wenn man mir vorwirft, daß in meinem Buch Geschlechtskrankheiten erwähnt werden, so antworte ich mit dem Wunsch, daß sie recht bald aus der Armee verschwinden mögen. Mein Ziel konnte nur sein, im Rahmen des typisch Möglichen wahrscheinlich zu bleiben. Im Uebrigen mag man den Roman nach Herzenslust tadeln. Wenn sich die Vorwürfe tendenziöser oder sensationeller Verzerrung aber gegen das Sachliche meines Buches richten, muß ich mich wehren, — um der Sache willen.

Die beiden Hauptschäden, an denen meines Erachtens das deutsche Heer leidet, hängen eng zusammen. Ein Satz im Roman lautet: „Mit blinden Augen ging dieses Heer, dem die überzeugte Begeisterung für einen Kampf mehr und mehr mangelte, das immer weniger zum Krieg, immer mehr zur Parade erzogen wurde, seinem Verderben entgegen.“ Das will sagen: der heutige militärische Dienstbetrieb vermag die Mannschaften nicht zu einem überzeugten Patriotismus zu erziehen; in der Sorge für unwichtige Aeußerlichkeiten, die noch dazu den Dienst verleiden, wird in der Friedensausbildung der einzig vernünftige Zweck der ganzen Einrichtung, die Vorbereitung für den Krieg, vernachlässigt.

Wer nur von dem Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen spricht, sagt nicht genug, bringt immerhin aber schon einen Beweis. Denn dieses reißende Wachsthum ist nicht so sehr aus dem Abschwenken älterer Wähler zur Sozialdemokratie als daraus zu erklären, daß von der alljährlich wahlmündig werdenden Bevölkerungquote ein immer größerer Prozentsatz von vorn herein der antipatriotischen Partei angehört. Länger als drei oder höchstens vier Jahre hält also der — im besten Fall — beim Militär anerzogene Patriotismus nicht die Farbe. Insbesondere läßt sich aber aus der zunehmenden Verbreitung der Sozialdemokratie in den ländlichen Bezirken ohne Zwang folgern, daß nicht einmal die von Hause mitgebrachten patriotischen Eigenschaften des ländlichen Ersatzes sorgsam bewahrt werden; und von einem dauernden Einfluß auf die unsicheren Kantonisten des industriellen Ersatzes ist schon gar keine Rede. Ich gebe zu, daß diese Beweisführung mancherlei Modifikationen unterliegt und daß gerade hier ein Hauptgebrechen unserer Zeit, der Mangel an Voraussetzungen eines freiwilligen, vernünftigen Patriotismus, mitwirkt: im Kern aber halte ich sie aufrecht. Die Behauptung eines meiner Kritiker, auch „die verrufensten berliner Sozi würden in Königsberg oder Bromberg stramme Soldaten“, beweist nichts dagegen. Daß die in ihren Ueberweisungpapieren als Sozialdemokraten gekennzeichneten Rekruten meist sehr tüchtige Soldaten werden und nach ihren dienstlichen Leistungen oft vor anderen befördert zu werden verdienen, ist bekannt; möglich auch, daß sich eine gewisse Eitelkeit auf ihre Uniform bei ihnen einstellt: stramme Sozialdemokraten bleiben sie darum doch. Denn der geistige Entwickelungsgang eines zwanzigjährigen Industriearbeiters ist, wie der wirthschaftliche, beim Eintritt in das Heer in der Hauptsache abgeschlossen.

Der zweite Vorwurf, den ich gegen den heutigen Dienstbetrieb erhebe

— zu viel Drill, zu viel Parade —, ist mehr technisch-militärischer Art. Da ich nicht Offizier war, könnte meine Ansicht hier unmaßgeblich scheinen, wenn mir meine Kritiker nicht selbst den Befähigungnachweis für meine Anklage ertheilten. Sie zollen mir widerwillig und mit einem gewissen Ingrimm das Lob, ein scharfer Beobachter zu sein; in manchen Urtheilen drückt sich sogar ein ungläubiges Staunen darüber aus, daß Jemand, ohne Offizier gewesen zu sein, sich so in den fremden Stoff hineingearbeitet habe; und die größte Genugthuung war mirs, daß ein aktiver Major als der Verfasser meines Buches genannt wurde. Hoffentlich hat der Verdacht seinem Avancement nicht geschadet. Nach Alledem darf ich wohl behaupten, daß ich nicht ganz ohne Sachkenntniß geredet habe.

Eine Verurtheilung des Drills in Bausch und Bogen wird sich schwer aus meinem Buche nachweisen lassen. Im Gegentheil: die von mir geschilderten Kanoniere der Batterie Wegstetten ertragen ihn recht willig und haben nichts dawider zu murren, so lange er in vernünftigen Grenzen bleibt. Erst als sie eine übertriebene, dem Buchstaben nach richtige, dem Sinne nach aber verkehrte Handhabung des Drills erleben, ändert sich ihre Gesinnung. Und über dieses Uebermaß von Drill, das noch greller natürlich bei der Infanterie hervortritt, sind all meine Kritiker, mit einer einzigen Ausnahme, der selben Meinung wie ich. Sie sprechen zwar auch in dieser Beziehung von tendenziösen Schilderungen, geben dann aber mehr oder weniger offen zu, durch Uebertreiben des Drilles und durch Paradefexerei werde arg gesündigt. An manchen Stellen wurden sehr ernste Klagen darüber laut. Ein alter Offizier sagte in der „Deutschen Zeitung": „Jeder Compagniechef wird zugeben, daß unsere Ausbildung nicht gründlich genug für die Kriegsaufgaben ist; ihm wird nicht genug Zeit gelassen." Und das Schlimmste ist, daß Urtheile wie dieses, das sicherlich nach schwerem inneren Kampf und bei dieser Gelegenheit nicht zum ersten Male abgegeben wurde, ohne Echo verhallen, daß auch die Warnungen gewichtiger Autoritäten in den Fachblättern ungehört bleiben. Immer größer muß deshalb die Zahl der Warner werden, immer lauter muß die Klage klingen, damit das Uebel nicht den ganzen Organismus zerstört. Was in den Fachschriften richtig ist, kann weder durch populäre Darstellung noch durch unbequeme Folgerungen grundfalsch werden. Und wer mir eine „unvernünftig niederreißende Tendenz" vorwirft, hat — vielleicht gern — übersehen, daß ich den Weg zur Besserung zeige.

Vor Allem ist eine ernstere Auffassung des Offizierberufes anzustreben. In währendem Frieden ist der Offizier nicht im Stande, seinen eigentlichen Beruf ernsthaft zu bethätigen; er soll sich darüber hinwegzusetzen suchen in dem Bewußtsein, nach Treitschkes gutem Wort „ein Erzieher seines Volkes" zu sein. Für dieses verantwortungvolle Amt kann ihn würdig nur eine Vorbildung rüsten, die sich von Engherzigkeit und Vorurtheilen völlig frei hält. Ehe der Aspirant den Subalternoffizierdienst antritt, muß er die Leute, die er fürs Vaterland heranbilden soll, gründlich kennen lernen; nur dann kann er Einfluß auf sie üben. Es schadet ihm nicht, wenn er damit allein ein Jahr zubringt, wenn er gezwungen ist, in diesem Zeitraum, langsam bis zum Fähnrichrang vorrückend, die Anschauung- und Gefühlswelt der künftigen Untergebenen aus nächster Nähe, selbst mitten unter ihnen wohnend, eingehend zu studiren. Er wird dann nicht nur immer noch jung genug die Stellung erreichen, die ihm so hohe Ehren bringt —

allzu jugendliche Offiziere sind ohnehin oft das heimliche Gespött der Mannschaften —, sondern auch unendlich viel reifer sein, als ihn etwa noch ein weiteres Jahr Schulerziehung machen könnte. Und noch ein Vortheil: die Offiziere aus Sport oder Laune wird die Scheu vor solcher strapaziösen Laufbahn dem Heer fernhalten. Der preußische Lieutenant, den uns Niemand nachmachen konnte, hatte früher eine relativ leichte Aufgabe; im Wesentlichen kams darauf an, daß er seinen Zug richtig führte. Die Mannschaften kamen als gute Preußen zur Fahne und wurden als gute Preußen zur Reserve entlassen. Heutzutage ist die Aufgabe höllisch schwer geworden. Aber die Ausrüstung des jungen Offiziers für seinen Beruf ist unveränderlich geblieben, genau so dürftig, wie sie war.

Weniger Drill, weniger Paraden, mehr Ausbildung für den Krieg: Das ist schon sehr oft geheischt worden. Der Kriegsminister meinte, die Parade sei der Prüfstein für die gleichmäßige Ausbildung aller Truppentheile. Nun, bei einer Parade kann ein boshafter Zufall die glänzendste Truppe in den schlechtesten Ruf bringen; und welcher Unterschied zwischen den Paraden der Fußtruppen und denen der berittenen Truppentheile! Sind nicht die Schießergebnisse eher zum Prüfstein geeignet? An manchen hohen Stellen des Heeres scheint das Gefühl der Verantwortung abgeschwächt zu sein. Wie wollen sich, zum Beispiel, die Schiedsrichter, die in den großen Manövern die vielbesprochenen Kavallerieattacken als gelungen bezeichneten, verhalten, wenn ihr oberster Kriegsherr im Ernstfall anordnet, was er im Manöver, also unter „möglichster Annäherung an Kriegsverhältnisse“, als erfolgreich erprobt hat? Werden sie es machen wie Seydlitz bei Kunersdorf? Der gab einer Unüberlegtheit des momentan erschlafften Genies nach, — und die Schlacht wurde verloren. Werden sie es wie General Retzow machen, der sich kurz vor dem Ueberfall bei Hochkirch arretiren ließ, um nicht einen unmöglichen Angriff ausführen zu müssen? Arretirte Generale nützen dem Heer nicht mehr. Oder will mans mit einem Kompromiß versuchen und die höheren Kommandostellen all den Reibungen aussetzen, deren Gefahr schon im Generalstabswerk über den großen Krieg zu spüren ist? Nützlicher dünkt mich, so lange es Zeit ist, die Wahrheit zu sagen.

Auch ohne übermäßigen Drill ist es möglich, eine Truppe in der Stunde der Gefahr zusammenzuhalten. Das haben die Bayern, über deren minderwerthigen Drill und allzu gemüthlichen Dienstbetrieb vor 1870 mancher preußische Offizier lächelte, auf dem Rückzug von Orleans bewiesen. Prachtvoll hat das Corps Von der Tann in dieser wahrlich nicht ungefährlichen Lage zusammengehalten. Und niemals im ganzen Feldzug ist von den Franzosen eine heldenmüthigere Offensivschlacht gekämpft worden als bei Beaune, wo das zusammengeraffte Aufgebot der Republik, die südfranzösischen Marschbataillone und Mobilen vom Morgen bis zur Nacht im vergeblichen Ansturm gegen den Friedhof nicht ermüdeten. Das geschah freilich in einer Zeit, wo auf beiden Seiten das patriotische Empfinden bis zum Gipfelpunkt gesteigert war. Soll vielleicht jetzt der übertriebene Drill den weichenden Patriotismus ersetzen? Das wird kein Vernünftiger für möglich halten.

Es hat keinen Zweck, vorhandene Schäden abzuleugnen oder zu verbergen. Hat mein Buch sie erkennen gelehrt, so werden sich auch die Mittel zur Beseitigung finden. Und dann will ich zufrieden sein.

Leipzig. Franz Adam Beyerlein.

Selbstanzeigen.

Die Bekämpfung der Landstreicherei. Darstellung und Kritik der Wege, die zur Beseitigung der Wanderbettelei führen. Stuttgart, 1903. Verlag Robert Lutz. 5 Mark.

Durch Gorkis Erzählungen und sein Drama „Nachtasyl" haben Viele ein gewisses Interesse an den Menschen gewonnen, die in der Tiefe leben. Allerdings schilderte Gorki nur russische Verhältnisse, nur russische Menschen. Ich selbst begann schon vor sieben Jahren, mich mit den deutschen Landstreichern und Verkommenen zu beschäftigen. Mich interessirten sie nicht nur als Material für den Dichter. Es ist ja sehr hübsch, wenn man sein Mitgefühl poetisch ausklingen läßt und sogar noch Andere zum Mitfühlen zwingt. Aber das bloße Mitfühlen ist gerade nichts, womit man Schwachen und Geschwächten helfen kann. Es kommt darauf an, den Menschen wirklich zu helfen, im Nachtasyl ein Pilger Luka zu sein. Ich fragte also: Wie kann man Denen da unten helfen? Wie kann man sie heilen? Denn ich hatte bald gesehen, daß da allerlei Kranke neben Gesunden umherliefen. So betrachtete ich alle Anstalten und Fürsorgemittel: nicht als Parteimann, auch nicht als Missionar, der nur die „christlichen" Unternehmungen kennt. Sondern ich fragte, was wirklich nöthig sei und nützlich sein könne. Manches Wort, das ich sage, mag hart erscheinen. Aber ich habe Alles selbst in seiner Wirkung empfunden; ich habe selbst die Landstraßen abgetippelt, ehe ich anfing, meine Geschichten zu schreiben. Meine vor drei Jahren erschienenen „Vagabonden" zeugen dafür. Der Kranke aber sieht ein Mittel anders an als der Arzt. Besonders in diesem Fall, wo die Kranken nie nach ihrem Leiden, ihren Wünschen gefragt, sondern ihnen einfach bittere Arzeneien aufgedrängt wurden. Die Stimme dieser Kranken fehlte bisher, ihre Meinung, was ihnen helfen könne, war unbekannt. Diese Stimme soll in meinem neuen Buch sein; und dazu die sich ergebende Diagnose und alle bisher angewandten und angerathenen Heilmittel. So wendet das Buch sich an Alle, die von Berufs wegen mit dem Wanderleben zu thun haben: an Bürgermeister, Pastoren, Justizbeamte, Verwaltungbeamte höheren und niederen Grades, an die Organe der Gewerkschaften und Wohlthätigkeitvereine, an Politiker und Gemeindevertreter, doch auch an Jeden, dem irgendwann einmal ein Mensch die offene Hand hinhielt. Wer aber ist noch nicht von einem armen Reisenden angesprochen worden?

Groß-Lichterfelde. Hans Ostwald.

❦

Latein und Deutsch. Ein Beitrag zum zeitgemäßen Ausbau höherer Lehranstalten. Verlag von H. Hildebrandt, Stolp i. P. Preis Mark 1,50.

Gestützt auf eine mehr als vierzigjährige Erfahrung im lateinischen und deutschen Unterricht, prüfe ich zunächst eingehend die römische Literatur in ihren Vorbedingungen, ihren einzelnen Schriftstellern und Werken (Cornelius, Caesar, Sallust, Livius, Tacitus, Cicero, Ovid, Vergil, Elegiker, Horaz, Dramatik) und suche, unparteiisch abwägend, nachzuweisen, daß sie mit wenigen Ausnahmen minderwerthig ist, daß demnach die heute übliche ausgedehnte Beschäftigung mit

ihr sich nicht mehr rechtfertigen läßt. Nur für die formale Bildung hat das Latein noch einen gewissen — auch nicht unersetzlichen — Werth. Deshalb empfehle ich eine Beschränkung des lateinischen Unterrichtes unter Herabsetzung der Stundenzahl. Damit würde zugleich für das besonders im Gymnasium immer noch stiefmütterlich behandelte Deutsch der Raum gewonnen, der für die wichtigste Zeitaufgabe der höheren Schulen, die Pflege deutscher Sprache und Gesinnung, durchaus erforderlich ist. Demnach behandelt der zweite Theil meiner Schrift den deutschen Unterricht, mit Ausblicken auf Rechtschreibung, Grammatik, Pflege des mündlichen Ausdruckes, Aufsätze, Lecture der Hauptwerke deutscher Dichtung.

Stolp. ✱ Professor Albert Heintze.

Goethe. Brustbild-Portrait. Kunstverlag von G. Heuer & Kirmse, Berlin-Halensee. Preis 3 und 10 Mark, in Motivrahmen das Doppelte.

Das in meinem Kunstverlag erschienene Bildniß ist eine auf China-Papier gedruckte Kupferätzung (Photogravure) nach dem Kopf des wiener Goethe-Denkmals von Edmund Hellmer. Die Vorlage lieferte der Künstler selbst, und wie mir gewichtige Stimmen, darunter die des Direktors des weimarischen Goethe-Museums, Wilhelm Raabes und Björnsons, bezeugten, hat das Kunstblatt als solches ganz außergewöhnlich ansprechende Qualitäten. Björnson schrieb schlichtweg: „Das ist ja großartig meisterhaft!“ Das Bild zeigt in scharfem Profil und wirksamer Beleuchtung den alternden Goethe. Der hohe Ernst des Ganzen, die prachtvoll gemeißelte Stirn, die edle Nase, der schön geschnittene Mund und das energische Kinn zeigen einen Geistesadel, den man bei wenigen Goethebildnissen im selben Grade findet. So wird jeder Kunstfreund an Hellmers Goethe nicht geringere Freude haben als an dem früher in meinem Verlag erschienenen Bismarck-Brustbilde nach Franz von Lenbach; denn Hellmers Schöpfung entspricht in idealster Weise der Auffassung, die wir Alle von Goethe als der größten und universellsten deutschen Erscheinung im Herzen tragen.

Halensee. ✱ Otto Kirmse.

Der bewußte Wille in der Weltgeschichte. Skizze zu einem Buch. Leipzig, 1903, Hermann Seemann Nachfolger.

Wenn wir bei Beginn dieser schnellen Wanderung durch die Weltgeschichte kein Ziel sehen konnten, sondern nur dunkle Absichten spürten, so fing doch beim Ausgang des vorigen Jahrhunderts das Ziel, der Zweck, die Absicht durchzuschimmern an. Alle Länder der Erde traten in nähere Verbindung mit einander, die Völker schlossen sich in großen gemeinsamen Interessen zusammen, das Ungleichartige in Bildung, Herkommen und Sitte wurde ausgeglichen, ein Streben nach Homogenität, Gleichförmigkeit offenbarte sich auf allen Gebieten. Hatte doch so Herbert Spencer Gang und Ziel der Entwickelung angegeben: vom Heterogenen zum Homogenen; und dieses Streben ist es ja, das der Sozialismus entdeckt und dem er bewußt zu folgen suchen will. Aber Entwickelung, Vorwärtsbewegung, kann nur auf gegenseitige Wechselwirkung widersprechender Kräfte folgen; und wir sehen, daß alles bewußte Streben der Menschheit, selbst Homogenes zu schaffen, gescheitert ist. Es sieht aus, als habe der Geist der Geschichte die Universalmonarchien und Universalreligionen der Sterblichen ge-

haßt; und dennoch zeigt sich, daß Dies gerade das Ziel der Entwickelung war. Nicht über das Ziel also, sondern über die Mittel war man uneinig.

Man fragt sich doch mit Recht: wenn ganz Europa (außer Rußland) einmal eine christliche Gemeinde unter einem geistlichen Leiter, dem Papst in Rom, bildete, wozu geschah die Entzweiung durch die protestantischen Kirchen? Die Papstmacht war ja zu ihrer Zeit ein ausgezeichnetes Gegengewicht gegen die Kaisermacht und besaß deshalb eine schöne Berechtigung; trotzdem fiel sie aus der Geschichte der Nordgermanen fort. Karl V. hatte eine Universalmonarchie für ganz Europa im Sinn, Heinrich IV. wollte das Selbe und Napoleon hatte die Idee verwirklicht, aber jedesmal löste sich das begonnene Werk auf. Der Eine sammelt, der Andere sondert und umgekehrt; aber bei jeder Rückkehr zum Alten ist etwas Neues hinzugekommen. Diese Arbeit erinnert sehr an die chemische Analyse, bei der man eine Lösung fällt und dann die Fällung löst, um wieder zu fällen; in beiden Fällen weiß man gleich wenig über den Vorgang, denn nur die Resultate bekommt man zu sehen. Aber dieses Geheimnißvolle im Weltprozeß, das wir nicht erklären können, dieses unbewußte Streben des Menschen ohne die Kenntniß des Zieles, aber im Dienst des bewußten Willens, ist, was ich Mystik genannt habe, was ja der Name für alles — bis auf Weiteres oder für immer — Unerklärliche ist. Es ist uns unerklärlich gewesen, daß von zwei entgegengesetzten Ansichten alle beide Recht hatten, denn unsere begrenzte Vernunft war es, die die falschen Gegensätze aufstellte; es war uns unerklärlich, daß es viele Religionen geben mußte, da es nur einen Gott gab, denn wir können weder Religion noch Gott exakt definiren; es ist uns noch unbegreiflich, warum den Mittelmeervölkern die Rolle beschert wurde, die Welt zu civilisiren und zu theilen; wir ahnen nicht, warum Christus mit Zeus ein Ende machen und warum in Europa das Christenthum auf die Antike folgen mußte; aber das Faktum können wir nicht leugnen: daß es die Kathedrale war, die in Europa auf dem griechischen Tempel gebaut wurde, und nicht die Synagoge oder die Moschee. Wir sahen Staaten entstehen, mit Mühe und unter Kampf sich entwickeln und dann ganz schnell zu Grunde gehen, ohne daß wir den Sinn begreifen konnten. Wir sahen große Geister hervortreten, mit dem Beruf, neue Wahrheiten zu verkünden. Nach Kampf und Noth siegte die Wahrheit, um von der nächsten Generation widerlegt und aufgehoben zu werden. Das Menschengeschlecht wanderte in Wüsten zwischen Ruinen umher, ohne zu wissen, wohin die Reise gehe. Viele waren Wegweiser, aber das Ziel wußte Niemand. Einer glaubte, das Morgenland zu entdecken, als er nach Westen fuhr; Andere meinten, ihre Macht zu stützen, als sie sie untergruben; ein Mann des Geistes war gewiß, daß er eine neue Religion gründete, als er einen neuen Staat gründete. Die Sterblichen handelten unbewußt und ohne Kenntniß des Zieles, aber ein bewußter Wille benutzte alle widersprechenden Kräfte, den Höhenflug des Gedankens und das Erdstreben der Materie, das Gute und das Böse, die Selbstsucht und die Aufopferung, die Sonderung und die Sammlung; manchmal zeigte sich das Ziel im Gesichtskreis, verschwand wieder und tauchte dann von Neuem auf. Daß die Menschen nicht wissen, was sie thun, ist ihre Entschuldigung, sollte sie aber auch einsehen lehren, daß sie Werkzeuge in der Hand Eines sind, dessen Absichten sie nicht verstehen können, der aber ihr Bestes will.

Man hat lange geglaubt, entdeckt zu haben, daß der Gang der Geschichte von gewissen Gesetzen regirt wird, die den in den Reichen der Natur herrschenden gleichen. Man hat in der Geschichte Spuren des physischen Gleichgewichtgesetzes bemerkt (europäisches Gleichgewicht), der Attraktionkraft (Neigung größerer Staaten, die kleineren zu assimiliren), der Wahlverwandtschaft, der Substitution und so weiter. Und der organischen Welt hat man die Begriffe Zellentheilung, Segmentirung, Kampf, Auslese und ähnliche entlehnt. Aber der Gang der Geschichte zeigt eine solche Vereinigung von Freiheit und Zwang, daß man auf der einen Seite die Freiheit des menschlichen Willens bis zu einem gewissen Grade anerkennen, auf der anderen Seite das Dasein einer Nothwendigkeit zugeben muß, die nach den Umständen das Streben des Einzelnen begrenzt und die die Synthese ausführt. Der große Synthetiker, der die Gegensätze vereinigt, die Widersprüche löst, das Gleichgewicht aufrechterhält, ist kein Mensch und kann nichts Anderes sein als der unsichtbare Gesetzgeber, der in Freiheit Gesetze nach veränderten Verhältnissen ändert: der Schöpfer, der Auflöser und Aufrechterhalter, — er mag genannt werden, wie man will!

Stockholm, im Frühling 1903. August Strindberg.

Die Bagdad-Bahn.

Am siebenundzwanzigsten November 1892 sauste der erste Zug der Anatolischen Bahn in die Station Angora. Fast vier Jahre vorher war zwischen der türkischen Regirung und dem Vertreter der Deutschen Bank der Vertrag geschlossen worden, der einen der Schlüssel zu Asiens Pforten in deutsche Hände legte. Man nannte das neue Unternehmen damals kurz die Angora-Bahn und im großen Publikum glaubte wohl Niemand, daß es sich hier um ein weltbewegendes Projekt handle. Aus den Akten der Deutschen Bank wäre vielleicht festzustellen, wie sich im Kopf Georgs von Siemens, der den anatolischen Plan ersonnen hatte, die Entwickelung der Linie malte. Möglich, wahrscheinlich sogar, daß auch zu diesem Bahnprojekt, wie zu anderen, ihn zunächst der Ausblick nach neuen finanziellen Vortheilen angeregt hat; ganz sicher hat er bald aber erkannt, daß die Fortführung der Linie über Angora hinaus denn doch ungleich höhere Bedeutung habe als der Bau der Northern-Bahn und all der vielen kleinen und großen, rentablen und unrentablen Linien, die er diesseits und jenseits vom großen Wasser im Lauf langen Wirkens von eifrigen Konkurrenzbanken eröffnen sah. Seiner Klugheit ist zuzutrauen, daß er schon beim ersten Spatenstich wußte: nie vorher hat sich die Deutsche Bank so stark engagirt wie bei der Angoralinie, deren Weiterführung das eigenste Interesse der Bahn gebietet. Doch Siemens selbst wußte wohl nicht, wann es gelingen könne, den ganzen Riesenplan zu verwirklichen. Oft hat man uns erzählt, dieser Bankdirektor sei überschätzt worden; manche der Eigenschaften, die zum Wesen des großen Finanzmannes gehören, hätten ihm gefehlt. Mag sein; jedenfalls hatte er eine Haupteigenschaft der großen Strategen: er konnte warten. In seiner burschikosen Weise pflegte er zu sagen: „Für den Kaufmann ist der Körpertheil, den man nicht gern nennt,

sehr wichtig; er braucht ihn, um sich auf faule Geschäfte so lange zu setzen, bis sie gut werden." Für die Wahrheit dieses Wortes war er selbst das beste Beispiel. Er hat auf der Northern-Pacific-Bahn gesessen, die wiener Engagements lange bebrütet und bis zu seinem Tode auf die zur Weiterführung der Anatolischen Bahn günstige Stunde gewartet. Die Trace der Bahn wirkt, so wie sie jetzt aussieht, mit der gemeinsamen Strecke von Haidar Pascha nach Eskischehr und den Verzweigungen nach Angora und Konia, schon auf der Landkarte wie ein Torso. Sie endet im anatolischen Binnenland; man denkt an einen früher schiffbaren Fluß, der plötzlich im Wüstensand versickert. Auch so hat die Bahn schon Bedeutung; der Geschäftsbericht lehrt, daß sie bereits mehr als $1^1/_4$ Millionen Menschen befördert und Güter aller Art an den Bosporus transportirt hat. Immerhin ists eine wesentlich lokale Bedeutung, eben die eines Schienenstranges, auf dem Getreide aus den zu neuem Leben erweckten anatolischen Gefilden nach Europa gebracht wird. Das ungeheure Hinterland bleibt unerschlossen. Wie Moses von des Horebs Höhe das Gelobte Land sah, ohne es doch betreten zu können, so weisen auch die beiden Linien der Anatolischen Bahn nur dahin, wo ihr Kanaan liegt; über Angora und Konia kommen die Lokomotiven nicht hinaus, — und gerade dort erst begönne ihre Hauptaufgabe. Das Endziel des ganzes Projektes kann ja nur die Herstellung einer Verbindung zwischen dem Bosporus und dem Persischen Meerbusen sein. Bis man aber daran denken konnte, dieses Ziel zu erreichen, mußte man geduldig warten; denn in dem Augenblick, wo die Bahn über ihre mehr lokale Bedeutung hinauswuchs, war mit politischen Machtfaktoren zu rechnen. Natürlich entstand ein heißer Wettkampf; in Konstantinopel stritt der Rubel wider die Guinee, der Franc gegen die Mark.

Zunächst mußte Deutschland bei der Hohen Pforte ins Vordertreffen gebracht werden. Die Deutsche Bank hatte mächtige Verbündete. Siemens übernahm Reichsanleihen, frühstückte beim Kaiser und galt Vielen als Ministerkandidat. Für Orden und Titel hatte der Kluge sein Leben lang nie geschwärmt; sollte er sich plötzlich zum Hofschranzenthum bekehrt haben? Nein. Er dachte an Anatolien. Und seine Rechnung war richtig. Von der Orientreise brachte der Kaiser der Deutschen Bank den Hafen von Haidar Pascha als Geschenk mit. Noch wichtiger war aber, daß Wilhelm der Zweite seitdem der eifrigste Agitator für die große deutsche Orientbahn wurde. Wahrscheinlich wäre schon damals eine schnelle Weiterführung der Linie zu erreichen gewesen. Im August 1900 — die Konzession war schon im Dezember 1899 den deutschen Bewerbern ertheilt worden und man hatte sich nur noch über die Trace und die finanziellen Einzelheiten zu verständigen — empfahl der Kaiser in einer Depesche dem Sultan, den Bau der Bagdad-Bahn zu beschleunigen. Der erste der deutschen Bundesfürsten liebt ja die schnellen Tempi. Doch Siemens und seine Nachfolger blieben geduldig, auch als die Verlockung zu raschem Vorgehen sehr stark wurde. Der Orient war in Deutschland nämlich inzwischen Mode geworden. Der Admiral Hollmann, dem von der Vorsehung die Aufgabe gestellt scheint, zwischen den lange getrennten Welten des berliner Hofes und der Industrie Verbindungwege zu schaffen, ließ, als Präsident der Orientgesellschaft, Herrn Delitzsch Vorträge halten, Hammurabis Geist wurde citirt und die Erinnerung an die uralte Kultur heraufbeschworen, über deren einstigen Schauplatz die Gleise der Bagdadbahn hinführen sollten. Vorn heuchelten gelangweilte Hof-

chargen und geärgerte Hofprediger liebevolles Interesse; hinter ihnen horchte Alles, was immer dabei sein möchte, wenn in Bildung gemacht wird, scheinbar gespannt auf Delitzschs Rede; ganz hinten aber, in einem stillen Winkel, rieben die Direktoren der Deutschen Bank sich vergnügt die Hände: diese großartige Orientreklame mußte den Obligationen der neuen Bahn ja Käufer in Menge herbeilocken. Das nennt man: Glück haben. Fast wars des Segens schon allzu viel. Die Gegenden, die von dem Strang der Bagdad-Bahn durchquert werden sollten, rufen ohnehin ja schon Namen von suggestivem Klang ins Gedächtniß. Die Minarets von Bagdad und Basra leuchteten in unsere Kinderträume hinein und sind uns vertraut, seit wir mit heißer Stirn Harun al Raschid, den Großen Kalifen, begleiteten, wenn er vermummt seine Unterthanen belauschte. Später, als wir nicht mehr in kindlicher Ehrfurcht Haremsweiber anbeteten, hörten wir von Hannibal; nicht gerade viel, denn der Mann ist engherzigen Schulmeistern zu groß und zu wild, aber wir erfuhren doch, daß er auf einsamer Bergeshöhe bei Dakibyra zur letzten Ruhe bestattet wurde. Und wenn wir als Studenten vom Lamm zu Ninive sangen, wo das bare Geld des Zechprellers von Askalon draufging, umwehte uns im Spott noch ein Hauch asiatischer Kultur. Babylon, Mesopotamien: solche Namen lösten eine Fülle bunter Vorstellungen in uns aus. Und solche Assoziationen tragen dazu bei, Pläne, um die sich sonst kein Mensch kümmern würde, populär zu machen. Wir haben griechische Anleihen gekauft, weil wir Leonidas und Perikles liebten, und wir werden Bagdad-Obligationen kaufen, weil ... ja, weil wir eben „alte Schlösser und Basalte haben."

Auch moderner Sinn muß freilich den weitausschauenden Plan bewundern. Gelingt es wirklich, den Bosporus da zu überbrücken, wo vor einem Vierteljahrtausend Dareios mit seinen Persern über des Mandrokles kunstvolle Brücke schritt, dann führt ein Landweg von Kalkutta nach dem Atlantischen Ozean. Denn die Schienenstraße zwischen Haidarabad, Beludschistan, Basra wird über kurz oder lang ja sicher gebaut; und auch für die Zeit, wo man von Bombay noch zu Schiff durch den Persischen Meerbusen nach Basra fahren muß, wäre immerhin schon ein neuer Handelsweg eröffnet. Doch diese Ideenverbindungen schufen natürlich auch politische Schwierigkeiten. Rußland, das fürchten mußte, um die Frucht hundertjährigen zähen Mühens geprellt zu werden, und das, wegen seiner Wirthschaftschwäche, noch nicht wagen darf, mit den Waffen um die Vorherrschaft in Asien zu fechten, versuchte, zunächst einmal Persien zu umgarnen. England, das sich auch bedroht fühlte — denn was nützt ihm die Herrschaft über den Indischen Ozean, wenn die mit deutschem Kapital gebaute Bahn die Fahrt durchs Rothe Meer unnöthig macht? — schürte in Afghanistan sein Feuerchen und schien entschlossen, Alles aufzubieten, um die Bedeutung von Gibraltar und Suez für die Kontrole des Weltverkehrs nicht mindern zu lassen.

Mehr als alles Andere aber fürchteten diese Großmächte die Möglichkeit, die Bagdad-Bahn könne die Türkei wirthschaftlich gesund machen. Schon die bisher fertige kleine Strecke der Anatolischen Bahn hat nach dieser Richtung Wunder gewirkt. Die Statistik beweist, daß in den von der Bahn berührten Provinzen die Steuereinnahmen wachsen und die Rückstände geringer werden. Die Bahnverwaltung versucht auch alles Mögliche zur Hebung des Verkehres. Saatgut wird vorgeschossen und der alte Holzpflug durch modernes Geräth ersetzt; der Dampf der

Lokomotive verscheucht die Gespenster des Kismetglaubens, der die einst so blühenden Gefilde zu Unfruchtbarkeit und Erstarrung verdammt hat. Dieser Glaube, der Krupps Kanonen Stand hielt, wird vor dem Gedröhn der Eisenbahnzüge ins Dunkel weichen; und was der Kaufmannsegoismus in der berliner Mauerstraße ersann, wird hinten weit in der Türkei ein Volk beglücken. Eine Industrie können die Kulturbringer in Anatolien zum Glück nicht züchten. Zwar werden im Kohlenbecken von Eregli Proletarier in die Schächte hinabklettern, um das schwarze Gold, die Kohle, zu Tage zu fördern, und für die mesopotamischen Petroleumquellen werden Massen schlecht bezahlter Handarbeiter nöthig werden. Wichtiger aber bleibt dort stets die Seidenraupenzucht, der Bau von Wein, Weizen und Gerste. Schon hat die Bahn die Grundrente erhöht, der Weizenpreis steigt und es ist keine Utopie mehr, wenn man sich das Stromgebiet zwischen Euphrat und Tigris als die Kornkammer Europas denkt; es hat ja auch die alte Welt mit Getreide versorgt. In dieser Beziehung ist namentlich die Strecke Konstantinopel-Bagdad interessant. Sie wird nicht nur ein neues Industriegebiet erschließen, sondern kann unseren Getreidebedarf auch von Amerika unabhängig machen. Dann aber wäre deutscher Weltpolitik ein neuer Weg gewiesen: unsere Zukunft läge nicht mehr auf dem Wasser und die Würde eines Admirals des Atlantischen Ozeans wäre nicht mehr besonders werthvoll. Von der Erschließung Anatoliens wäre eine Epoche europäisch-asiatischer Politik zu datiren, deren erste Wirkung europäische Zollbündnisse sein müßten.

Die Bagdad-Bahn ist sicher ein Kulturwerk. Aber Kulturwerke verzinsen sich nicht immer gut und es wird sich deshalb empfehlen, die finanzielle Seite der Sache ohne alle Illusionen zu betrachten. Das haben die Leiter der Deutschen Bank bis jetzt gethan; sie haben gewartet, bis nach langwierigen Verhandlungen die türkische Regirung die gewünschten Kilometergarantien gewährte, und die internationale Finanzwelt zur Aufbringung der Mittel herbeigerufen. Jetzt aber stehen sie vor einer bedeutsamen Entscheidung: England will nicht mitthun und Frankreich erhebt, wohl unter dem Einfluß der russischen Diplomatie, den Anspruch auf eine Führerrolle. Schon mehren sich in der deutschen Presse die Stimmen, die fordern, Deutschland solle ohne und gegen England das Abenteuer des Bahnbaues wagen. Unklüger könnten wir nicht handeln. „Niemals, mein Sohn, gehe hin und mache ein Geschäft, um Deinen Nächsten zu ärgern; denn nicht Alles, was dem Nächsten schadet, nützt Dir." Also spricht der Weise. Ohne England kann die Türkei die Einfuhrzölle nicht erhöhen und ohne Erhöhung der Einfuhrzölle schweben alle türkischen Garantien in der Luft. Ferner: wenn die indische Regirung ihr nicht die Postbeförderung überläßt, wird die Bahn wenigstens in der ersten Betriebszeit schwerlich rentabel sein. England muß sich betheiligen; und es wird sich betheiligen, wenn Deutschland sich nicht von chauvinistischem Größenwahn blenden läßt. Unsere Finanzbeherrscher sind gewiß nicht so thöricht, zu übersehen, daß die Hetze gegen England zum großen Theil von den Leuten ausgeht, denen die Getreidezufuhr aus Anatolien höchst unangenehm sein müßte. Und die Leiter der Deutschen Bank, die in das Unternehmen schon Millionen gesteckt hat, wissen sicherlich, daß selbst ihre Kapitalkraft nicht ausreichen würde, um ohne starke Hilfen das Bagdadprojekt zu verwirklichen, und daß man sich auch an den größten Kulturwerken allmählich verbluten kann. **Plutus.**

⁂

Vier Briefe.

In ihrem Aufsatz „Ketzergedanken" beklagt Frau Adele Gerhard, daß der fortgeschrittenen Frau von heute die Einheitlichkeit der Persönlichkeit fehle, die einst den Zauber unserer Mütter ausgemacht habe. Und sie kommt zu dem Schluß, daß die nach vielen Seiten entwickelten, ihre Selbstliebe erhöhenden Fähigkeiten in der Frau unserer Zeit eine Zersplitterung und Theilung der Empfindungen hervorgebracht hätten, die es ihr unmöglich machten, sich mit opferwilliger Hingebung einem begrenzten Pflichtenkreis, vor Allem dem der Mutterschaft, zu widmen Also ein tragischer Konflikt zwischen Mutterschaft und geistiger Arbeit, geistiger Höhe soll sich da aufthun. Ich aber meine eher, daß nicht eine schon erreichte geistige Höhe solche Probleme und Konflikte geschaffen hat, sondern geistige Unreife und Unfertigkeit; daß ihre neu errungenen Bildungwerthe der Frau noch zu äußerlich anhaften, sich mit ihrem übrigen Wesen noch nicht innig genug verschmolzen haben, nicht Fleisch und Blut geworden sind. Wenn unser Wissen kein Scheinwissen, sondern ein Wissen um Wirklichkeiten ist, dann kann es nur eine Bestätigung unserer triebhaften Natur und unseres Frauenwesens sein. Die moderne Frau wächst nicht still genug. Sie notirt die einzelnen Wachsthumsstadien, giebt sich darüber Rechenschaft, modelt an sich, bildet sich nach Systemen, wendet Theorien auf sich an, die mit den vielerlei Befreiungbestrebungen und -Resultaten zugleich an die Oberfläche gekommen sind. Daher die Lebensexperimente, die Versuche, Probleme in die Wirklichkeit umzusetzen, wobei zwischen Seelischem und Intellektuellem kein Ausgleich gefunden wird, die starke Ueberschätzung des Intellektes auf Kosten der ursprünglichen Lebenstriebe oder wiederum die Perversion der Triebe unter dem Einfluß geistiger Zeitströmungen. Nicht so selten sind Frauenschicksale, bei denen man sich sagt: sie hätte Das nicht zu erleben brauchen; aber der Zeitgeist oder die Mode war mächtiger als ihre Natur. Es ist ein Zeichen von Unkultur, wenn das Bewußtsein so aufdringlich Schicksale bestimmt, wenn das Leben nach der Schablone der Agitatoren und Apostel verläuft. Nur so ist es zu erklären, daß Theorien wie die von der Emanzipation des Weibes vom Mann, die geringere Bedeutung der Vaterschaft im Vergleich zur Mutterschaft und ähnliche Gestalt gewinnen können. Ungeheure Umwälzungen hat unsere Zeit für beide Geschlechter auf allen Gebieten des geistigen und moralischen Lebens gebracht. Kein Wunder, daß gewaltiger erregt an den Wandlungen und Werdegängen Die theilnehmen, die vom Zwang der alten Einrichtungen enger umschlossen waren. Aber was sich da an Möglichkeiten höherer Daseinsformen aufgethan hat, betrifft Mann und Frau zugleich und in gleichem Grade, nicht Partei gegen Partei. Auch der Mann ist Persönlichkeit nur in dem Maß, wie seine geistige Natur mit den übrigen Kräften seines Wesens eine Verbindung eingeht und mit ihnen in steter Berührung und Wechselwirkung bleibt. Nicht viel verschlägt es dabei, daß er längst schon den Bildungweg zurücklegt, den die Frau so leidenschaftlich ersehnt. Alle schematische Wissensaneignung bringt das Wachsthum nur auf eine bestimmte Höhe, nicht darüber hinaus. Was will es denn für den Einzelnen, der ein abgeschlossener Organismus mit eigenen Bedingungen ist, besagen, daß sich draußen in der Welt der Reichthum an geistigen Erscheinungen, an Ergebnissen der

Forschung, an Kulturwerthen täglich mehrt? Nur was der Mensch zu seiner Ernährung braucht, dient ihm zur Entwickelung. Was der Geist wie Luft einsaugt, was ihm zufliegt, was so unvermerkt in ihn übergeht, daß er meinen könnte, es sei immer dagewesen: Das fördert ihn. Ist er so bereitet, so offen, so reif zum Empfangen, dann mag ein kleines, verstreutes Körnlein mehr Segen bringen als die ganze Fruchtschwere angehäufter Wissens- und Erkenntnißschätze. Alle verzweifelten Anstrengungen, alles Suchen und Versuchen werden die Frau nicht auf die erträumte Idealhöhe bringen, wenn nicht von all dem Fluthenden und Gährenden, ihr vielleicht unbewußt, ein paar kräftige Lebenskeime, nach denen es ihre Natur wahrhaft verlangte, in ihr Wurzel schlagen und da so insgeheim treiben, blühen und reifen, daß sie als einzige Ahnung ihres Vorhandenseins die Fülle allgemeinen Lebensgefühls mächtiger durchströmt. Dann wird sie auch die Ruhe und Sicherheit wieder erlangt haben, die einst die früheren, bescheideneren und geistig ärmeren Mütter auszeichnete. Es ist nicht nöthig, daß sie ihr Dasein ausschließlich, bis zur völligen Selbstvergessenheit, ihren Kindern hingiebt. Wir brauchen unseren Kindern das Leben nicht so ganz nach unserem Ermessen zu ebnen und zu bereiten, daß sie sich darin wie in einer fertig möblirten Wohnung niederlassen können. Auch Zufälligkeiten dürfen beim Aufbau der kindlichen Seele mitwirken, auch unsere Kinder sollen einst noch ringen müssen um Das, was ihnen das Leben werthvoll erscheinen läßt. Schwerer ist es schon für die Mutter, die durch einen zwingenden Beruf oder durch eine starke Begabung in Anspruch genommen ist, ihre Arbeit mit ihren Herzenspflichten in Einklang zu bringen, und mancher besonders veranlagten Frau mag dieser Konflikt verhängnißvoll werden. Eine weittragende Bedeutung für die Allgemeinheit scheint er mir nicht zu besitzen. Eine Mutter im typischen Sinne hat keine Wahl zwischen ihren Kindern und der Arbeit an ihrer Persönlichkeit. Schwankt sie, so ist sie weder zum Einen noch zum Anderen reif, obgleich es vielleicht auch da äußerste Gebote der Selbsterhaltung oder Befreiung zu einem grausamen letzten Verzicht kommen lassen können. Für Alle aber, denen die Steigerung der Persönlichkeit eine Sehnsucht ist, gilt es, das Leben mit seinen Gesetzen, seinen natürlichen Vorgängen und Schicksalen in seiner ganzen Breite und Gegebenheit hinzunehmen und sich ihm zu überlassen. Da mag sich herausstellen, daß, was uns als Hemmungfaktor erscheint, gerade unserem ureigenen Selbst zur Entfaltung dient. Jedenfalls aber wird das geistige Leben nur dann gedeihen, wenn es in den natürlichen Bedingungen des Gesammtindividuums seinen Nährboden findet. All unser neues Wissen, sofern es nicht nur äußerlich angeflogen ist oder um des Erwerbes willen gesucht und gelehrt wird, kann unserem ältesten Wissen nur neue Gründe und neue Blüthen geben: dem Wissen vom Mann, dem wir uns hingeben, und vom Kinde, das wir gebären und aufziehen.

Hermsdorf. Hedwig Lachmann.

* *
*

II. Herr Professor Max Seiling schreibt mir aus München:

„Sehr geehrter Herr Harden, indem ich mich mit der Wendung, die Sie dem Fall Rothe gaben (Anna Rothe sei nicht strafbarer als viele Andere, die ihren Erwerb aus dem Glauben ihrer Mitmenschen ziehen), durchaus einverstanden erkläre, möchte ich Sie bitten, mir nachträglich noch einige Randbemerkungen zur jüngsten

Spiritistenhetze zu gestatten. Niebuhr hat einmal gesagt, daß eine Sache, die nicht mißbraucht werden kann, nichts tauge. Wenn diese Ansicht richtig ist, dann gilt wohl auch der gekehrte Satz, daß gerade die werthvollsten Dinge am Meisten mißbraucht werden. So wird denn in der That mit dem für Viele Werthvollsten, mit der Religion, der stärkste Mißbrauch getrieben. Nach dem Umfang des Mißbrauchs zu schließen, müßte auch der Okkultismus eine sehr werthvolle Sache sein. In diesem Punkt wird jedoch recht allgemein eine ganz andere, nämlich die folgende Logik beliebt: Hat ein Medium einmal betrogen, dann hat es immer betrogen; folglich haben alle Medien stets betrogen; folglich ist der Spiritismus, überhaupt der ganze Okkultismus, Schwindel. Diese tolle Logik steht in engem Zusammenhang mit der ganz und gar unwissenschaftlichen aprioriſchen Leugnung von Thatsachen, wie sie in der Geschichte der Wissenschaft oft genug vorkommt. Weil ein Gelehrter für die Erscheinungen, die ihm bekannt geworden sind und halbwegs begreiflich vorkommen, sich Schubfächer von gewisser Größe zurecht gemacht hat, erklärt er, sobald er noch so zuverlässige Kunde von neuen, ihn unbegreiflich dünkenden Erscheinungen erhält, vorweg: ‚Diese Erscheinungen sind nicht möglich, weil sie in meine Schubfächer nicht passen.‘ Ein Beispiel. Noch 1890 sagte ein anonymer Mediziner — er soll ein bekannter wiener Universitätprofessor sein — in den ‚Grenzboten‘ wörtlich: ‚Ich glaube an die hypnotische Suggestion nicht, als bis ich einen Fall davon gesehen habe, und ich werde einen solchen Fall niemals zu Gesicht bekommen, da ich mir dergleichen Experimente niemals ansehe.‘ Merkwürdig ist auch, daß der von jedem ehrlichen Wahrheitsucher zu befolgende Grundsatz, über Dinge, die er nicht kennt, auch nicht zu reden, in Sachen des Okkultismus nicht gilt. Hier wird lustig drauflosphantasirt, ohne daß die Schreiber und Sprecher auch nur ahnten, daß die größten Geister (Kant, Schopenhauer, Goethe u. A.) und viele hervorragende Naturforscher (ich nenne in meiner Schrift ‚Ernst Haeckel and der Spiritismus‘ etwa ein halbes hundert Namen), aber auch mehrere Taschenspieler sich zu Gunsten des Okkultismus ausgesprochen haben; daß es eine große Menge vollkommen genügend beglaubigter okkulter Thatsachen der verschiedensten Art giebt; daß die wissenschaftlichen Vertreter des Okkultismus und ihre Organe den spiritistischen Unfug selbst rücksichtlos bekämpfen und daß sie, wo echte Thatsachen vorliegen, weit entfernt sind, ihr Entstehen ohne Weiteres den ‚Geistern‘ der Verstorbenen zuzuschieben oder mit der vierten Dimension in Verbindung zu bringen, die, nebenbei bemerkt, keine Erfindung der Spiritisten, sondern eine Hypothese namhafter Mathematiker ist. Wenn Geothe uns als Vorbild aufgestellt wird, soll ers doch wohl auch in seinem Verhalten zu okkulten Problemen sein. Gerade hierin hat er aber, wie ich in der Schrift ‚Goethe und der Okkultismus‘ gezeigt habe, eine so beispiellose Unbefangenheit und Weitsichtigkeit verrathen, daß selbst ein Okkultist es schwer hat, ihm überall zu folgen. Ich erinnere nur an seine Werthschätzung Swedenborgs, seine Makarie und an die Geschichte von der Sympathie zweier Schreibtische. Jedenfalls sollte man nachgerade beherzigen, was der Meister in den ‚Sprüchen in Prosa‘ gesagt hat: ‚Das schädlichste Vorurtheil ist, daß irgend eine Art Naturuntersuchung mit dem Bann belegt werden könnte.‘ Wenn die offizielle Wissenschaft dem Okkultismus endlich näher treten und sich mit ihm auseinandersetzen wollte, wäre für die Beseitigung der widerlichen Auswüchse dieses inhaltschweren Wissensgebietes sicherlich mehr zu erhoffen als von Rothe-Prozessen."

* * *

III. „Am fünfzehnten Februar 1903 erlebte Paris eine feierliche Manifestation zu Gunsten der Armenier und Makedonen und gegen die blutige Tyrannenwirthschaft Abd ul Hamids. Mehr als viertausend Personen aller politischen Richtungen betheiligten sich daran. Der Genius Frankreichs feierte einen seiner schönsten Triumphe. Vor der Sache der Humanität und Gerechtigkeit vergaßen die Redner all der verschiedenen politischen Gruppen ihre Zwiste, ihre Spaltungen und Reibungen: einig wie ein Mann verlangten sie in flammenden Worten die endliche Intervention Frankreichs, Europas zu Gunsten der schmachvoll geknechteten, mit blutiger Ausrottung bedrohten Armenier und Makedonen. Immer wieder mahnten sie an die feierlichen Verpflichtungen, die Europa im Berliner Vertrage von 1878 unter Bismarcks Vorsitz übernommen hat, an den berühmten Artikel 61, der lautet: ‚Die Hohe Pforte übernimmt die Verpflichtung, ohne weiteren Verzug die durch lokale Bedürfnisse in den von den Armeniern bewohnten Provinzen erforderlichen Verbesserungen und Reformen ins Werk zu setzen und den Armeniern Sicherheit vor Kurden und Tscherkessen zu garantiren. Sie wird die in dieser Richtung gethanen Schritte in bestimmten Zeitabschnitten den Mächten bekannt geben, die ihr Inkrafttreten überwachen werden'; und an den fast identischen Artikel 23 für den Schutz der Makedonen. Sie schilderten in ihren Reden, mit wie blutig cynischem Hohn der Sultan statt der Reformen die Armenischen Vespern gab und in einem Zeitraum von zwölf Jahren 300 000 Armenier töten ließ, ohne daß Europa intervenirte, und sie verlangten die thatsächliche Durchführung der im Berliner Vertrage versprochenen Reformen unter der Schutzkontrole europäischer Kommissionen oder Gouverneure in Armenien und Makedonien. Sie warnten vor der Trennung der armenischen und der makedonischen Frage, als vor einer verhängnißvollen Leichtfertigkeit und Inkonsequenz, und nicht minder eindringlich vor dem neusten ‚Reformprojekt' für Makedonien, das in seinen Forderungen weit hinter Dem zurückbleibt, was der Sultan schon 1895 auf das Memorandum der Mächte und was er 1896 an Reformen zugestanden hat, — allerdings nur auf dem Papier. Einstimmig, durch Akklamation, wurde die folgende Tagesordnung angenommen: ‚Die viertausend französischen Bürger aller politischen Richtungen, die hier versammelt sind, verlangen: In Anbetracht der grauenvollen Lage, in der sich die Bevölkerung von Armenien und Makedonien befindet, und der wachsenden Gefahr der Ereignisse; in Anbetracht, daß diese Lage dem öffentlichen Gewissen Hohn spricht und eine Gefahr für den allgemeinen Frieden ist; in Anbetracht, daß sowohl in Armenien wie in Makedonien nur die Ausführung des Berliner Vertrages diesem unerträglichen Sachverhalt ein Ende machen kann; in Anbetracht der dringenden Pflicht, die der Berliner Vertrag all seinen Kontrahenten auferlegt: die französische Regirung solle energisch vorgehen, um endlich die Durchführung der Artikel 61 und 23 des Berliner Vertrages zu erlangen, die dem Statut vom August 1882 und dem Memorandum vom elften Mai 1895 entspricht, und so der allzu langen Reihe von Verbrechen gegen die Menschlichkeit, die in der Türkei ohne Unterschied der Rasse, der Nationalität und Religion verübt werden, ein Ende zu machen.'

Und was geschieht in Deutschland?

Mit brennendem Schmerz muß man sich sagen: Nichts. Schroff und gehässig stehen die Vertreter der herrschenden und der aufstrebenden Gesellschaftklassen einander gegenüber; was die Sozialdemokratie vertheidigt, wird prinzipiell von der

Bourgeoisie bekämpft und jedes Mitgefühl mit den brutal der Vernichtung überlieferten Völkern geht unter in der Profitsucht der Herren von heute, der vaterlandlosen, kulturfeindlichen Geschäftemacher.

Etwas Ungeheuerliches vollzieht sich. Eine grauenvolle Feuersbrunst wüthet Tag und Nacht in Armenien und Makedonien. Und Europa, das diese Länder vor dem Mordbrenner zu bewahren feierlich versprochen hat, hört das Sausen der Flammen, das Krachen der Gebälke, das verzweifelnde Hilfegeschrei der dem Feuertode geweihten Menschen. Und es gebietet nicht Einhalt, es reißt den Feuerbrand nicht aus des Mordbrenners Hand: es steht und wartet, wartet scheinbar stumpfsinnig, gleichgiltig, aber mit heimlich funkelnder Habsucht in den halbgeschlossenen Augen. Wenn Alles verkohlt ist, keine Hütte und kein Tempel mehr steht und das Jammergeschrei vom ewigen Schweigen verschlungen worden ist, dann wird es heranschleichen, das feile Europa, nicht in später Reue, nicht, um die Leichen zu begraben — dreimalhunderttausend sind es in Armenien —, nein, um in der Asche nach Kostbarkeiten zu wühlen!

Auch Deutschland muß protestiren; auch in Deutschland muß ein höheres Tribunal zusammentreten, vor dem alle Parteiinteressen schwinden und das alle guten Kräfte einsetzt, um der Schande der Zeit entgegenzuwirken.

Der Kaiser ist der Kaiser, aber er ist nicht Herr über das deutsche Gewissen.

Eine deutsche Liga zu Gunsten Armeniens und Makedoniens: Das ist eine Forderung der deutschen Ehre, des deutschen Gewissens, eine Forderung der Civilisation und menschlicher Solidarität.

Hamburg. Ilse Frapan-Akunian."

* * *

IV. „Geehrter Herr! Ich weiß nicht, ob ich mich zu den Aerzten rechnen muß, die Sie in Ihrem Artikel ‚Der Angeklagte Schweninger' angreifen.

Ich habe zwar meine Gegnerschaft zu Herrn Schweninger stets aufs Ehrlichste und mit Angabe meines Namens und meiner Adresse betont — was doch in Ihren Augen eher eine Tugend als ein Verbrechen sein dürfte —, aber ich habe nie seine von Ihnen erwähnten erotischen Abenteuer in die Debatte gezogen; ich habe nie als Hausarzt mit einem Badearzt ‚die Beute getheilt'; ich darf mich noch nicht einmal unter Ihre ‚armen Vorstadtwinzigkeiten' rechnen, denn ich bin nur ein Dorfarzt im Dorfe Großlichterfelde bei Berlin; ich habe mich auch nie berufen gefühlt, Herrn Schweninger aus dem ermüdenden Tretrade meiner Praxis heraus zu widerlegen. Ich habe nur den oder jenen Fall, der mir als bescheidener kasuistischer Beitrag zur Widerlegung des Herrn Schweninger geeignet erschien, in seinem Thatbestand festzustellen gesucht. Ich habe aber auch hierbei den loyalen Weg der höflichen Anfrage bei Herrn Schweninger selbst gewählt. Dies auch in einem Fall, von dem ich die ehrliche Ueberzeugung habe, daß die Patientin im Krankenhause Großlichterfelde eine Behandlung erfuhr, die ich, wenn ihre Angaben richtig sind — und sie ist bereit, sie zu beschwören —, als Kurpfuscherei bezeichnen müßte. Herr Schweninger fand meine Anfrage ‚animos' und leitete sie an den Herrn Landrath von Stubenrauch. Dieser fand in einem von Irrthümern strotzenden Schreiben, daß meine Beschwerde jeder Begründung entbehre, und als ich ihn in einem höflichen Schreiben auf seine Irrthümer aufmerksam machte, erhielt ich als Antwort eine

Vorladung vor das ärztliche Ehrengericht, weil ich ‚mir eine Ueberwachung des Krankenhauses Großlichterfelde anmaße.‘ Das Ehrengericht wies die Beschwerde des Herrn Landrathes — leider ohne erst in die von mir geforderte Hauptverhandlung einzutreten — als unbegründet ab, aber der Thatbestand jenes Falles ist bis heute unaufgeklärt geblieben oder — um mich prägnanter auszudrücken — Herr Schweninger und Herr Landrath von Stubenrauch haben mir die wiederholt geforderte Aufklärung verweigert. Das that der selbe Herr Landrath, der über die unbeweisbaren Behauptungen nicht autorisirter Laien umfangreiche Erhebungen anstellen und Berge von Papier vollschreiben ließ, der selbe Herr Landrath, der den thörichten Klatsch eines Dienstmädchens, ich hätte ihr aufgegeben, im Krankenhause nicht zu sagen, was ihr fehle, und mir dann zu berichten, wie es ihr ergangen sei, ausführlich protokoliren und ebenfalls dem ärztlichen Ehrengerichte unterbreiten ließ. Leider war diese Arbeit vergebens: das Dienstmädchen hat bei seiner Vernehmung vor dem Ehrengericht seinen Klatsch von A bis Z verleugnet.

Der Hauptanlaß dieses Schreibens ist: die Wahrung berechtigter Interessen. Ich gehöre als Arzt in Großlichterfelde zu Denen, welche durch die Berufung des Herrn Schweninger zum Dirigirenden Arzt des Kreiskrankenhauses vergewaltigt wurden. Ja: vergewaltigt! Ich bitte, dieses Wort passiren zu lassen, weil es den Kernpunkt der lichterfelder Schweningerfrage enthält, und wiederholen zu dürfen: Ich fühle mich mit den Aerzten in der Umgebung von Lichterfelde und mit deren und meinen Patienten aufs Empörendste vergewaltigt durch die Besetzung des einzigen uns zur Verfügung stehenden Krankenhauses mit einem Mann, dessen ärztliche Grundsätze mit denen unserer staatlich bestellten Lehrer, die wir bewährt gefunden haben und vertreten, in diametralem Gegensatz stehen, wobei es ganz gleichgiltig ist, ob der Dirigirende Arzt Hinz oder Kunz heißt. Nicht, daß er diese Grundsätze hat, machen wir ihm zum Vorwurf, eben so wenig wie wir uns die unseren zum Vorwurf machen lassen, sondern, daß er uns, angesichts dieser von ihm selbst zugestandenen und verfochtenen Grundsätze, mit Hilfe höherer Gewalten zwingen will, ihm unsere der Krankenhausbehandlung bedürftigen Patienten als Versuchskaninchen zu überlassen. Was würden Sie, geehrter Herr Harden, sagen, wenn Herr Sudermann Arzt wäre und Sie Einer zwingen wollte, sich von ihm ärztlich berathen zu lassen, oder der Herr Landrath von Stubenrauch, wenn ihm Jemand befehlen wollte, meine Wenigkeit ärztlich zu konsultiren? Also: was Du nicht willst, daß man Dir thu' ...!

Nun erwähnen Sie unter den Patienten und Verehrern des Herrn Schweninger eine ganze Anzahl von Kohlen-, Gold-, Diamanten- und wirklichen Königen. Das ermuthigt mich, auf einen Vorschlag zurückzukommen, den ich schon einmal in einem Offenen Brief dem Herrn Landrath von Stubenrauch — leider ohne Erfolg — zu machen die Ehre hatte. Wäre es nicht für einen einflußreichen Publizisten eine eben so leichte wie erfreuliche Aufgabe, diese so kapitalkräftigen Kreise durch einen Aufruf zur Zeichnung von ein paar lumpigen Millionen zu bewegen, zum Zweck der Gründung und Erbauung eines eigenen Schweninger-Krankenhauses? Bei Erwägung der Platzfrage möchte ich entschieden Lichterfelde empfehlen, wo noch eine Masse gesunden Terrains von den Kaninchen bewohnt wird. So wäre beiden Theilen geholfen: Herr Schweninger könnte ohne die geringste Belästigung von unserer Seite für seine Ideen thätig sein, wir aber, die wir ihn nun einmal nicht zu würdigen verstehen, wären ihn los. Mit Hochachtung Dr. F. Dupré, Arzt."

Diesen Brief, den der Schreiber ungemein witzig zu finden scheint, will ich ganz ernsthaft beantworten. Das, was Herr Dupré „erotische Abenteuer“ nennt, wurde hier erwähnt, weil es den ersten Vorwand zur Schweningerhetze bot, weil perfide Anspielungen immer wieder diese dreißig Jahre alte Geschichte ins Gedächtniß zurückzurufen suchten und weil, auf so gewonnener Basis, Schweninger nicht als untüchtiger, sondern als unsittlicher Arzt geächtet werden sollte, als ein gewissenloser Mann, der, da er sich einmal vergangen habe, für Zeit und Ewigkeit des Vertrauens unwürdig geworden sei. Einen Vorwand heiße ichs; und wiederhole, daß gefeierten „Autoritäten“, die auf Kongressen für die Standesehre streiten, Belästigungen hübscher Patientinnen nicht nur nachgetuschelt werden, sondern auch nachgewiesen werden könnten. Wie gut selbst die redseligsten Kollegen und die ihnen affiliirte Presse zu schweigen weiß, wenn es sich um einen ihrer zuverlässigen Freunde handelt, beweist eben ja wieder der Fall des berliner Professors Martin Mendelsohn: nur in einzelnen Zeitungen hat ein knappes, den Lesern kaum verständliches Notizchen davon Kunde gebracht. Wenn Herr Dupré nun, nachdem der Thatbestand hier festgestellt wurde, mir vorwirft, ich hätte „erotische Abenteuer in die Debatte gezogen“, so mag ihn solches Verfahren „loyal“ dünken; ich verarge Schweninger nicht, daß er sich mit Loyalität dieser Art nicht in persönliche Verhandlungen einläßt, sondern die aus ihm längst bekannten Ressentiments stammenden Fragen und Beschwerden an die ihm vorgesetzte Behörde zur Untersuchung und Beantwortung weitergiebt. Die Klagen des Herrn Dupré über den Landrath des Kreises Teltow kümmern mich nicht. Herr von Stubenrauch, der für einen der besten preußischen Verwaltungbeamten gilt, wird selbst erwidern, wenn ers nöthig findet; vielleicht scheint ihm aber die klägliche Blamage, die der Abgeordnete Müller-Sagan sich als Ankläger Schweningers zugezogen hat, für die Kreisbedürfnisse einstweilen genügend. Herr Dupré, der mit löblicher Offenheit bekennt, daß er die freiwillig übernommene Pflicht, kranken Menschen zu helfen, als ein „ermüdendes Tretrad“ fühlt, lebt in dem Glauben, er bleibe für die Behandlung der ins Kreiskrankenhaus geschickten Leute verantwortlich; genau so, wie es ihm richtig scheine, müßten sie, meint er, dort behandelt werden und der Dirigirende Arzt habe ihm über den Verlauf der Heilung prompt, so oft es verlangt wird, Auskunft zu geben. Das ist ein Irrglaube. Dafür, daß ein öffentliches Krankenhaus sachverständig geleitet wird, ist nur die Behörde verantwortlich. Die Behandlung der ins Krankenhaus Aufgenommenen hat der Anstaltleiter zu bestimmen — der sonst ein dirigirter, kein dirigirender Arzt wäre —, und wenn der Doktor, aus dessen Praxis der Kranke kam, den ärztlichen Grundsätzen dieses Anstaltleiters nicht zustimmt, mag er dem Patienten oder dessen Verwandten sagen: „Sie werden dort anders behandelt als von mir, nach meiner Ueberzeugung schlechter; also überlegen Sie sichs.“ Damit ist seine Pflicht erfüllt und er hat nicht mehr dreinzureden, wenn der Patient, trotz dieser Warnung oder der Noth gehorchend, einmal ins Krankenhaus aufgenommen ist; ganz unpassend aber ists, durch Suggestivfragen und aufreizende Reden das Mißtrauen und die Unzufriedenheit der Kranken zu erregen und dann zu jubeln, wenn Einer so weit gebracht ist, daß er sagt: Ich bin falsch behandelt worden. Wer Krankenhausstimmungen kennt, weiß, wie leicht solcher Effekt zu erreichen ist, und wird die Kunst bewundern, die solche Schwierigkeiten zu überwinden vermochte. Herr Dupré fragt mich, sehr neckisch, was ich sagen würde, „wenn Herr Sudermann Arzt wäre und mich Einer zwingen wollte, mich von ihm ärztlich be-

rathen zu lassen." Was ich sagen würde? Ich würde festzustellen suchen, ob Herr Sudermann ein guter oder ein schlechter Arzt ist, und danach meinen Entschluß fassen. Nur darauf kommt es an. Ich habe bewiesen, daß Schweningers wissenschaftliche Arbeit schon vor dreiundzwanzig Jahren von Virchow gerühmt worden ist und daß ihn Behring als „hervorragenden, erfahrenen, um das Wohl seiner Kranken besorgten Arzt hoch schätzt." Herr Dupré und ein paar seiner Kollegen halten ihn für einen schlechten Arzt, schimpfen ihn dreist einen Kurpfuscher und fühlen sich durch seine Ernennung zum Dirigirenden Arzt „vergewaltigt" (das anmuthige Zeitungwort durfte nicht fehlen). Das ist ihr gutes Recht, interessirt uns aber gar nicht; denn diese Herren sind nicht zuständig, nicht berufen, einen Mann von der Lebensleistung Schweningers zu richten. Der braucht, um Krankenhausdirektor zu werden, nicht die „Hilfe höherer Gewalten"; er brachte ein Opfer, als er diese Stellung annahm, bringt es täglich aufs Neue und Tausende danken es ihm. Der braucht auch keine „Versuchskaninchen"; er wird gewiß nie aufhören, Alles zu versuchen, was im besonderen Fall dem leidenden Individuum nützen könnte, aber die in dreißigjähriger Riesenpraxis gesammelten Erfahrungen würden auch einem weniger Gewissenhaften erlauben, auf leichtfertige Experimente zu verzichten. Seine Feinde mögen sich austoben; nur sollten sie — und hier wirklich in Wahrung ihrer berechtigten Interessen — nicht thun, als gebe es allgemein anerkannte „ärztliche Grundsätze", von denen nur Schweninger abweiche. Jeder, der je zwei Aerzte um Rath gefragt hat, weiß, daß es solche Grundsätze nicht giebt und daß auch die „Autoritäten" oft über die nothwendige und nützliche Behandlung sehr verschiedener Meinung sind. Die Anschauung des Herrn Dupré wäre richtig, wenn der Arzt, wie ein Automat, auf den Namen der „Krankheit" mit dem allein brauchbaren Heilmittel antworten könnte; da man nachgerade aber eingesehen hat, daß man nicht Krankheiten zu bekämpfen, sondern kranken Individuen zu helfen hat und daß, wegen der individuellen Verschiedenheiten, ein Fall einem anderen nie völlig gleicht, wäre mit allgemeinen Grundsätzen nicht weit zu kommen. Ich habe einige Fürsten und Millionäre genannt, die Jahre, Jahrzehnte lang sich nur Schweninger anvertrauten — ich konnte eben so viele Künstler, Schriftsteller, geistige Arbeiter aller Arten nennen —, und gefragt, ob man im Ernst behaupten wolle, der von diesen verwöhnten Leuten gesuchte, verhätschelte, angebetete Arzt sei nicht fähig, ein Kreiskrankenhaus zu leiten. Eine Antwort erhielt ich nicht; aber Herr Dupré empfiehlt mir, bei diesen Steinreichen für ein Schweninger-Krankenhaus zu sammeln. Sehr gütig; und sehr unverständig. Wenn Schweninger sich ein Krankenhaus bauen will, braucht er keinen Kollektanten. Man hat ihm lange nachgesagt, er sei nur ein Arzt für müßige Millionäre, die Alles thun können, was er verlange. Er hat nun bewiesen, daß er auch den Aermsten, im engen Rahmen der in einem Kreiskrankenhaus gebotenen Möglichkeiten, zu nützen vermag. Dieser Beweis — den jeder Besucher des Krankenhauses, jeder Leser der Jahresberichte nachprüfen kann — hat Die nicht überrascht, die unbefangenen Sinnes das Wirken dieses genialen Arztes beobachtet haben. Die polemische Taktik seiner Feinde lehrt nun der Brief des Herrn Dupré erkennen: sie dünkeln sich der unbequem starken Persönlichkeit überlegen, schlüpfen an jedem sachlichen Beweis vorbei und rathen, in Wahrung berechtigter Interessen, dem Manne, der selbstlos sein Wissen und Können in den Dienst einer sozialen Aufgabe stellt, doch gefälligst den patentirten Ruf ihrer Treträder nicht zu gefährden und schnell wieder zur einträglicheren Behandlung von Potentaten und Millionären zurückzukehren.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Berlin, den 16. Mai 1903.

Reliquiarium.

Professor Sacharja E. Lunatic hatte kein Auge zugethan. Schon die dritte schlaflose Nacht. Zweimal hatte er seine Vorlesung am Harvard College abgesagt, war in seinem Luftboot nach dem Michigansee hinübergefahren und hatte in dem durch geschmolzenes Calciumchlorid rasch erwärmten Wasser gebadet. Wie jeden Morgen; nur an sehr heißen Tagen flog er zum Baden bis nach Port Nelson. Während er sonst aber pünktlich um acht Uhr zurück war, hatte er diesmal die Nahrung für den ganzen Tag, fünf Berthelotpillen, in seinem Stahlfederdöschen mitgenommen und war erst abends heimgekehrt. Die Nächte verbrachte er dann in seiner Bibliothek. Doch er fühlte sich noch sehr weit vom Ziel; und die belebende Wirkung der Tonics ließ schon nach. Vielleicht wars ein Fehler gewesen, sich zweimal zwölf Stunden vom Haus zu entfernen; draußen ist man schließlich doch ohne das nothwendigste Werkzeug und die Auskünfte, die er vom Direktor des Carnegie-Lesemuseums erbat, kosteten, da die Leitungen oft besetzt waren, mehr Zeit und Geduld, als er jetzt gerade aufzubringen vermochte. Heute mußte er jedenfalls zwischen seinen vier Wänden bleiben. Um halb Vier morgens hatte der Postboy — die aeronautische Packetbestellung von und nach Europa dauerte noch immer zum Erbarmen lange — endlich die erwartete Sendung abgeliefert und nun durfte keine Minute verloren werden. Der Inhalt der Aluminiumkiste war auf dem Postamt natürlich für die Presse photographirt worden. Alle Morgenblätter von Massachusetts brachten die Bilder; auch Gutachten der zwischen Zwei und Fünf interviewten Fachautoritäten. Riesenblödsinn, brummte der Professor,

Digitized by Google

der wegen seiner Kollegialität, seiner stets neidlosen Freude an jeder fremden Forscherleistung berühmt war; das Rindviehvolk hat keinen blassen Dunst von der Sache. Irgendwo aber konnte in der nächsten Stunde irgend ein Streber eine einleuchtende Lösung des Räthsels finden; und dann wurde Professor Sacharja E. Lunatic, seit dreiunddreißig Jahren anerkannter Präsident der Gelehrtenrepublik, zum alten Eisen geworfen. Auf ihn blickte die Welt. Sein wissenschaftlicher Ruf stand auf dem Spiel. Er verriegelte seine Thür, schaltete alle Leitdrähte aus, ließ den Reportern — bis Sieben waren Neununddreißig gekommen — sagen, er sei verreist, und beschloß, nicht aus dem Zimmer zu gehen, bis er sich der lauernden Konkurrenz als Sieger zeigen konnte.

Ein wahres Glück, daß sein großes Wörterbuch der toten Sprachen Mitteleuropas noch nicht erschienen ist. Der Verlagstrust hatte eine Lumperei dafür geboten; nun wollte das Waarenhaus Dizzy es beim Frühlingsausverkauf als Prämie geben. Bis dahin — fast noch drei Monate — tappt Alles im Dunkel und kann eben so leicht auf Holzwege gerathen wie in der Sagenzeit einst die Hieroglyphenforschung. Der Professor rieb sich die Hände. Diese Schwierigkeit gab es für ihn nicht. Aber andere. Dafür, daß es sich nicht um eine Fälschung handle, bürgte der Name des Absenders. Sein gelehrter Freund Marx F. Swoln, Vicepräsident der German Digger Co., hatte Herkunft und Echtheit sicher mit der an ihm so hoch geschätzten Akribie geprüft. Trotzdem... Die spätgermanischen Alterthümer, die nach Rockefeller-Hall, Panamopolis, gebracht worden waren, als die Zugkraft des Ursprungslandes nachließ (weil nachgerade so ziemlich Jeder gesehen hatte, wie man in der Vorzeit Industrie und Ackerbau trieb), all diese Kuriositäten hatte die unheilvolle Feuersbrunst des Jahres 2943 zerstört. Und jetzt plötzlich dieser Fund. Wie war es möglich, daß er damals dem Spürsinn der Antiquare entging? Aber Swolns Angaben waren präzis. „In den Ruinen eines Schlosses, das ungefähr im Mittelpunkt der alten Hauptstadt gestanden haben muß, wurde die Glasschachtel unversehrt gefunden. Nichts dafür bezahlt; Schwindel also ausgeschlossen. Rindenstück, siebenundvierzig Centimeter, auffallend gut erhalten. Offenbar, wie Schriftzeichen, spathieratisch. Original nebst Papyrus bereits an Sie abgegangen." Ja, wenn das Original nur wesentlich Neues geliefert hätte! Das war am Michigan des Professors Hoffnung gewesen. Nun war er enttäuscht. Der Glaskasten: zweifellos ein Reliquiarium; vielleicht die damals gebräuchliche Sargform. Die Schriftzeichen hatte der Professor schon nach dem Telediagramm ohne allzu viel Mühe entziffert und brauchte jetzt nur zu vergleichen. Der erste

Text war buchstäblich richtig gewesen. Da stand: „Baumrinde, mit der Seine Majestät der Kaiser am siebenundzwanzigsten März 1903 Ihrer Majestät der Kaiserin im Grunewald den ersten Nothverband um den gebrochenen Arm anlegte, bis ärztliche Hilfe kam." Daran war nicht zu deuteln. Eine Reliquie. Hieronymus hatte ja über den Nörgler Vigilantius gesiegt und die Wissenschaft hat Wesen und Entwickelung des Reliquienkultes bis übers Laterankonzil hinaus festgestellt. Aber der Fund stammte nicht aus einer Kirche. Auf dem Glaskasten klebte ein Zettel, der die Inschrift trug: „Hohenzollern-Museum. 1903." Also an profaner Stätte aufbewahrt. Hm... Zum ersten Male empfand Professor Sacharja E. Lunatic im eigenen Gewissen die Zweifelsqualen der sonst so verachteten Palaeontologen.

Mitten im Grübeln mußte er laut auflachen. Kollege Skimmer, der sich für einen großen Historiker hielt, hatte im Evening Star einen furchtbar gelehrten Artikel über die Bedeutung der Borke im Leben der Germanen losgelassen und ernsthaft die Vermuthung ausgesprochen, das Rindenstück sei ein Ueberrest aus der Zeit der Birkebeiner, die, ehe sie unter Sverre zur Herrschaft kamen, in ihrem Kampf gegen Kirche und Adel in die Wälder flüchten und ihre Blöße mit Borkenfetzen decken mußten. Dieses Rhinozeros! Der gute Mann hatte sich nur um acht Jahrhunderte verrechnet. Kommt davon, daß man die Nichtsalshistoriker noch immer zur exakten Wissenschaft zählt, statt sie der Belletristik zuzuweisen. Und solcher Unsinn wurde seit sechs Stunden auf allen Straßen der Nord-Süd-Union als „Des Räthsels Lösung" ausgeschrien und Skimmer spitzte sich wahrscheinlich schon auf den Morgan-Preis für die werthvollste wissenschaftliche Leistung der letzten zehn Jahre. Der würde sich wundern. Ein günstiges Omen, daß man den albernen Gecken so nebenbei vernichten konnte; einen Kerl, der von Sprachforschung so viel verstand wie eine Klapperschlange von Elektrochemie. Der Professor war endlich wieder heiter gestimmt. Jetzt mußte der große Wurf gelingen.

„Baumrinde, mit der ..." Germanischer Urwald. Ein verirrtes Herrscherpaar. Das Jagdgefolge wahrscheinlich im Methrausch von Schneestürmen überrascht. Läßt die Hypothese sich halten? Gewiß. Schneestürme bringt der März diesen Gegenden oft; und authentische Urkunden bezeugen, daß Fürstinnen dem Eheherrn nicht selten auf die Jagd folgten. Unfall oder Schreck, ein stürzendes Roß oder ein plötzlich aus dem Dickicht brechender Ur: die Fürstin sinkt aus dem Sattel. (Daß es damals schon Sättel gab, kann nicht bezweifelt werden.) Kein Arzt zu erreichen (wobei zu bemerken ist, daß die Medizinmänner in diesen alten Zeiten vom Staate diplomirt wur-

den, Privatsteuern eintreiben durften und den Rezepthandel meist in der Nähe großer Luxuskaufhäuser trieben, die Apotheken hießen); und ein Armbruch galt als schwere Verletzung. Der Fürst springt vom Zelter, schält mit blutenden Fingern die Rinde von einer Eiche (vermuthlich einem heiligen Baum) und legt dem Ehgemahl den Nothverband an. Art der Befestigung? Dolabra? Involutio? (Aussprüche mindestens zweier Autoritäten nachzuschlagen.) Einerlei. Theile des Wehrgehänges können zur Bandage benutzt worden sein. Bis hierher ist Alles erklärt und wir haben eine rührende Legende aus den Tagen... Aus welchen Tagen? 1903. Das war nach den Straßenaufständen, die unter dem Namen der Großen Revolution bekannt sind und vom Westen bis in den Osten Europas fortwirkten; ziemlich lange nachher. Also in einer Epoche erschütterter Königsmacht. Dennoch ist die Reliquie ausgestellt worden. „Hohenzollern-Museum". Ausstellung schon im Jahre des Unfalls. Damit wird die Annahme hinfällig, die Monarchie sei bereits historisch gewesen und Alles, was an sie erinnerte, in Museen aufbewahrt worden. Uebrigens spricht die Inschrift ja ausdrücklich von Kaiser und Kaiserin; und einem entthronten Herrscherpaar hätte man nicht die römischen Attribute der Majestät gegeben. Nur keine vorgefaßten Meinungen! Hübsch voraussetzunglos an die Dinge herantreten! Erster Schritt: sicher ist, daß der Fund aus theistischer Zeit stammt; so gut wie sicher, daß 1903 der Protestantismus in Teutschland schon Staatsreligion war. Demnach hätten wirs mit einer protestantischen Reliquie zu thun. Novum. Genau festzustellen wäre nun zunächst noch, ob 1903 Reste monarchischer Einrichtungen in Mitteleuropa zweifellos nachweisbar sind. Jammerschade, daß von den Schätzen des Museums nur dieser eine Glaskasten erhalten blieb. Doch um so höher freilich auch der Ruhm Dessen, der in der Wüste die rechte Spur findet. Zwei Tage werden mindestens noch nöthig sein. Man muß alles Erreichbare nachlesen. Die beste germanistische Bibliothek hat der kleine Cheat, mein früherer Assistent, der dicht bei Pittsburg den letzten Astor-Koburg erzieht. Wenn ich sofort fahre, bin ich abends dort und kann übermorgen früh zurück sein. Bill! Bessie!..." Der Professor diktirte seiner Stenographin ein paar Notizen, gab seinem Diener halblaut kurze Befehle und verließ dann durch ein Hinterpförtchen das Haus.

Erstes Extrablatt der World: „Wir sind in der Lage, mitzutheilen, daß Professor Sacharja E. Lunatic Freitag in einer öffentlichen Versammlung der German Digger Co. über den Papyrus Swoln sprechen wird. Sensationelle Enthüllungen sind von diesem berufenen Redner zu erwarten."

Erstes Extrablatt des Evening Star: „Unser weltberühmter Mit-

bürger Professor Lunatic ist beim Entziffern des Papyrus Swoln von einem Gehirnschlag getroffen worden. Sein Zustand ist hoffnunglos. Damit erledigt sich zugleich der von einem hiesigen Käseblättchen erfundene Klatsch. Der große Forscher hat nicht daran gedacht, irgendwo und irgendwann einen öffentlichen Vortrag über ein nicht in sein Fach schlagendes Thema zu halten." Folgten: Biographie, vier Spalten; Urtheile der Kollegen, sechs Spalten; im Text zwölf Bilder des Professors aus verschiedenen Lebensaltern.

Zweites Extrablatt der World: „Professor Lunatic spricht Freitag um Neun. Der achtunddreißigtausend Menschen fassende Saal ist ausverkauft. Da der Gelehrte im besten Wohlsein heute früh seine Vorlesung in Harvard gehalten und nachmittags den ersten Preis des Aeronautic-Klub gewonnen hat, sind wir der Mühe enthoben, schmutzige Konkurrenzmanöver einer kaum noch röchelnden Banditenschaar zu bekämpfen, die unter solchen Umständen den Spott noch mehr als die Verachtung herausfordern."

Zweites Extrablatt des Evening Star: „Amtlich festgestellt ist, daß Professor Lunatic seine Vorlesungen abgesagt hat und bereits den fünften Tag selbst für seine nächsten Freunde unsichtbar ist. An dieser Thatsache zerschellt das läppische Gefasel der Leute, die dem Bürger für gutes Geld freche Lügen verkaufen. Dagegen freuen wir uns, melden zu können, daß in dem Befinden des gefeierten Forschers eine Wendung zum Besseren eingetreten ist. Wie es scheint, hat es sich nur um eine durch Cerebrasthenie herbeigeführte tiefe Ohnmacht gehandelt. Wenn sich nicht etwa wider Erwarten neue Komplikationen zeigen, wird der Vortrag des Professors — Das rufen wir allen Neidbolden zu — nicht um eine Achtelsekunde verschoben werden."

Vierundzwanzig Stunden lang sprach man zwischen Boston und Francisko nur von Lunatic. War er tot? Würde er reden? Bis zum Abend betrug der Wettumsatz 19242311 Dollars. Bill hatte Befehl, alle Zeitungnotizen telephonographisch zu melden. So war der Held des Tages stets auf dem Laufenden. Von den Wetteinsätzen fielen auf seinen Theil 382596 Dollars. Bill, dem die Organisation in der Eile überlassen werden mußte, hatte zwei Drittel des Gewinnes unterschlagen; er lebt jetzt in Alaska als Bordellbesitzer und hat seine Tochter an einen Peer von England verheirathet.

Vierzigtausend Hälse reckten sich. Achtzigtausend Füße trampelten Beifall, als der Professor auf der Katheder erschien. Der Star-Reporter notirte die Spuren der kaum überstandenen lebensgefährlichen Krankheit. Fünf durchwachte Nächte hätten selbst die Wangen eines Büffeljägers gebleicht. Ohne Roosevelt Kapseln wäre der Redner nicht bis ans Ende gekommen.

„... daß ich mein Leben lang nur ein bescheidener Diener der Wissenschaft gewesen bin und mich nie für etwas Anderes ausgegeben habe. Und wo wäre die Gelegenheit gewesen, sich seines Unwerthes bewußt zu werden, wenn nicht in diesem Saal, vor einem Hörerkreis, aus dem die edelsten Häupter des Gelehrtenfreistaates hervorleuchten? Oft bewährte Nachsicht wird mir, so hoffe ich, aber auch auf ein Gebiet folgen, das eigentlich nie das Feld meiner Arbeit war. Ein Vertreter der Wissenschaft, der wir den kostbarsten Theil unserer geistigen Habe verdanken, ein Historiker sollte heute zu Ihnen reden; und wenn etwa mein hochverehrter Kollege Skimmer — als der Berufenste in beiden Hemisphären — über das vorliegende Thema noch jetzt das Wort ergreifen wollte: freudig hinge ich an den Lippen des Meisters ... So müssen Sie denn mit einem armen Schüler vorliebnehmen, dessen starke Seite nie die Beredsamkeit war. Ich beginne mit der Darstellung des Thatbestandes.

... Der Gedanke an eine Fälschung ist von vorn herein abzuweisen. Wir haben den Vorgang für vollauf beglaubigt zu halten und stehen vor einer der Entdeckungen, die geeignet sind, Vorstellungen, die ganzen Generationen lieb geworden waren, umzustürzen. Noch einmal wiederholt sich das Schauspiel, das in der Zeit des rinascimento, nach den trojanischen, pompejanischen, babylonischen, iberischen Ausgrabungen die alte Welt überraschte. Noch einmal muß die Welt umlernen; und wer will sagen, ob sie schon am Ende der Täuschungen und Enttäuschungen angelangt ist?

... Ein Reliquiarium mag man es immerhin nennen. Da aber festgestellt ist, daß der Protestantismus, der nach glaubwürdiger Ueberlieferung damals in Teutschland noch eine gewisse Geltung hatte, den Reliquienkult verwarf, sind wir genöthigt, dem landläufigen Begriff in diesem Fall einen von der Norm abweichenden Sinn unterzulegen. Die Borke kann nie Gegenstand kirchlichen Kultes gewesen, auch von der Volksphantasie nicht mit Heilkraft oder Wunderwirkung irgend einer Art ausgestattet worden sein. Und nicht minder ist die von Kurpfuschern zu Erwerbszwecken aufgebrachte Hypothese abzulehnen, wir hätten in der Rinde eins der alten Fiebermittel zu sehen, die aus Hinterasien kamen und auf der Europa genannten Halbinsel lange zu unklugen, oft höchst schädlichen Eingriffen in den Lebensprozeß mißbraucht wurden. Diese negativen Feststellungen sind, trotz der kurzen Frist, unumstößlich; ein positives Ergebniß wird nur mit äußerster Vorsicht zu gewinnen sein. Sicher scheint bisher nur, daß theokratische Vorstellungen sich im Spätmittelalter viel länger erhalten haben, als wir noch vor wenigen Tagen annahmen. Nach dieser Richtung dürften auch die modernsten Folkloristen zu einer Revision

ihres Wissensschatzes gezwungen sein. Und zwar haben wir uns offenbar eine militärisch gefärbte Theokratie zu denken, die auch schon Anfänge der Maschinenkultur zeigte und einer natürlichen, transszendentem Wahngebild entsagenden Weltanschauung nicht mehr ganz unzugänglich war. Diese Zeit ist, als eine Episode demokratischer Tastversuche, dem Forscher nicht unbekannt; sie nach Anfang und Ende bestimmter abzugrenzen, wird jetzt vielleicht möglich sein. Die Breite und Kraft der Strömungen, von denen wir lange wie von umwühlenden Sturmfluthen zu sprechen gewöhnt waren, ist augenscheinlich überschätzt worden; Jahrtausende alte Deiche, werthe Versammlung, sind eben nicht so leicht wegzuspülen. Dabei ist das Schwergewicht des Theismus zu erwägen, der ja eine irdische Stellvertretung für den Herrn des Himmels beinahe unbedingt fordert. Wir sind solchen metaphysischen Bedürfnissen so unendlich weit entrückt, daß es kaum noch gelingen kann, unser inneres Auge für dieses Gesichtsfeld einzustellen. Bedenken Sie aber: ein allmächtiger Gott, Herr über alle Lebewesen, die sein Wink erschuf; sein Statthalter, durch göttliche Gnade gestützt, durch Feuerrohre, Morgensterne, Waffen aller Sorten gegen Angriffe geschützt; ein Wille über Millionen waltend; ein Hirn den Niedrigsten wie den Höchsten Glück und Leid, Gunst und Tod zuheischend. Mußte da nicht jedes Erlebniß des Herrschers, selbst das winzigste, dieser ganzen willenlosen, frommen und deshalb doppelt lenksamen Menge ungeheuer wichtig sein? Denn — ich wage, auch eine Vermuthung schüchtern anzudeuten — ich neige zu der Ueberzeugung, daß diese dürre Rinde, deren Abbild Sie auf dem Programm vor sich haben, aus der Zeit der dritten christlichen Renaissance stammt, aus den letzten Lebenstagen des vernünftelnden Protestantismus, der sich müde wieder vor Roms Weltmacht beugte. Damals stürzte man sich mit erneutem Eifer auf die Bibelexegese, die Sekte der Monarchianer kam wieder auf, Kirchen wurden gebaut und den gottlosen Völkern der Untergang prophezeit. Wie konnte, wie mußte das Herz des Bürgers schlagen, in Freude uud Schreck, wenn er vernahm, daß sein Herr, der auf Erden Allgewaltige..."

„Dilettantisches Kinderstubengeschwätz!" sagte Professor Skimmer, ehe er den Redner aufsuchte, um ihm mit biederer Herzlichkeit die Rechte zu schütteln. Er war der zweihundertzweiunddreißigste Gratulant; Meldung des Star-Reporters, der wüthend war, weil der Historiker ihn mit der falschen Todesnachricht hereingelegt hatte; auch die kleinste Rache schmeckt süß.

Drittes Extrablatt der World: „Unter dem Eindruck des Epoche machenden Vortrages wurde Professor Sacharja E. Lunatic mit allen gegen eine Stimme zum Ehrenpräsidenten der German Digger Co. ernannt."

Talmudische Legende.

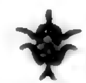
Chanina und Hosaja, kleine Schuster
Im Lande Israel, ihr Leben lang
In einer Buhlergasse saßen sie,
In einer dunklen, engen Buhlergasse,
Und machten Schuhe für die Buhlerinnen.
Die kamen, grell geschminkt, von Salben duftend,
In ihren Seidenröckchen zu den Schustern
Und setzten keck die Füße auf ihr Knie:
„Mach mir Pantoffelchen mit Silberglocken,
Klingkling, Klingklang: so lieben es die Freier!
Klingkling, Klingklang: kein Freier kann vorbei!“
Und Eine zeigt die wohlgeformte Wade:
„Tanzstiefelchen, Hosaja, knapp und hoch,
Zwei Finger unters Knie!“

Ihr Leben lang,
Chanina und Hosaja, kleine Schuster,
Im dunklen Buhlergäßchen saßen sie
Und machten Schuhe für die Buhlerinnen.
Sie schauten gar nicht auf die glatten Dirnen
Und hielten ihre Füße auf den Knien
Und nahmen Maß und hämmerten das Leder
Und freuten sich auf Sabbathruh und Bethaus
Und mit den tiefen Fragen der Halacha.
Da sandte Gott Dienstengel zu den Beiden,
Die schwebten nieder in die Buhlergasse
Und standen vor den Schustern, lichtumflossen
Im dunklen Buhlergäßchen:

„Nehmt uns Maß.
Wir holen uns die Schuh am Freitagabend.“
Die beiden Schuster nickten nur; ihr Herz
War ganz erfüllt von einer tiefen Frage,
Vom Glück des Forschens. Und der Engelsfuß
War wie der Fuß der schlanken Buhlerinnen.
Sie holten ihre Schuh. Am Sabbath aber,

Da alles Volk sich vor dem Tempel drängte,
Da schwebten sie vom Himmel her und riefen:
„Chanina und Hosaja, blicket auf!"
Und über ihnen schwebten licht die Engel
Und ihrer Schuhe Sohlen leuchteten.
„Erkennt Ihr unsre Schuh? So hört, Ihr Andern:
In einer Buhlergasse sitzen sie
Und schustern Schuhe für die Buhlerinnen.
Doch ihre Namen ruft der Herr der Welten
Durch alle Himmel heut von seinem Throne
Und freut sich ihrer. Rab Chanina, komm,
Komm, Rab Hosaja! Folgt uns in den Tempel!"

Prag. Hugo Salus.



Sozialdemokratie und Genossenschaft.

Die Stellung der deutschen Sozialdemokratie zu dem Genossenschaftwesen, insbesondere zu den bestehenden Genossenschaften verschiedenster Art hat, seit es eine Arbeiterpartei in Deutschland giebt, sehr erhebliche Wandlungen erfahren. Das Ziel, das in dem Programm der Partei aufgestellt wird, dem alle Bestrebungen der Partei dienen sollen, ist „die Verwandlung des kapitalistischen Privateigenthums an Produktionmitteln in gesellschaftliches Eigenthum" und, damit verbunden, „die Umwandlung der Waarenproduktion in sozialistische, für und durch die Gesellschaft betriebene Produktion." Die sozialistischen Grundsätze der Partei sind in diesen Sätzen vollkommen erschöpft; mit keinem weiteren Wort wird angedeutet, was man sich unter sozialistischer Produktion zu denken hat. Das ist eine weise Zurückhaltung; zukünftige Gestaltungen wirthschaftlicher Organisationen, und gar wenn es sich um die grundlegenden Einrichtungen der gesammten wirthschaftlichen Struktur nicht nur der ganzen Nation, sondern aller civilisirten Völker der Erde handelt, können naturgemäß nur in ganz allgemeinen Umrissen aus der vor unseren Augen sich abspielenden Entwickelung erschlossen werden. Diese allgemeinen Umrisse aber sind mit wünschenswerther Deutlichkeit in den angeführten Sätzen enthalten. Der Sozialismus wird in Gegensatz gesetzt zum Kapitalismus, und zwar insofern, als unter der Herrschaft des Kapitalismus die Produktion eine Waarenproduktion ist, alle Güter, die hergestellt werden, als Waaren hergestellt und auf den Markt zum Verkauf gebracht werden. Dem gegenüber soll die sozialistische Produktion für und durch die Gesellschaft betrieben werden; ein im sozialistischen Betrieb hergestellter Gegenstand soll keine Waare sein, soll nicht auf den Markt zum Verkauf kommen. Will man sich davon auch nur eine ganz ungefähre Vorstellung bilden, wobei man doch an bekannte Ge-

bilde anknüpfen muß — gerade die sozialdemokratische Partei ist von ihrem Bestehen an mit dem Anspruch aufgetreten, nicht der Entwickelung Gesetze vorschreiben zu wollen, diese vielmehr aus der thatsächlichen Entwickelung abzuleiten —, so muß man unwillkürlich auf den Gedanken der genossenschaftlichen Produktion stoßen. Nur bei genossenschaftlicher Art der Güterherstellung ist es denkbar, die Güter nicht als Waaren auf den Markt zum Verkauf zu bringen, sondern sie nur unter die Mitglieder der Genossenschaft, die Alle an der Produktion theilnehmen, nach irgend einem Maßstabe, zum Beispiel im Verhältniß der geleisteten Arbeit, zu vertheilen. Die Art der Vertheilung würde sich mit der fortschreitenden Entwickelung den Verhältnissen anpassen, bis das kommunistische Ideal, Jeden nach seinen Bedürfnissen am Verbrauche theilnehmen zu lassen, erreicht wäre. Das käme zunächst noch nicht in Frage; das Wesentliche wäre vielmehr, daß überhaupt eine Vertheilung nach irgend einem Maßstabe unter den an der Produktion betheiligten oder der Genossenschaft angehörigen Mitgliedern stattfände; dadurch wird den produzirten Gütern der Charakter der Waare genommen, sie werden vielmehr vom Moment ihrer Entstehung an zu Verbrauchsgegenständen gestempelt, bei deren Herstellung an unmittelbaren Verbrauch, nicht an Lagern und an späteren Verkauf gedacht wird.

Die Forscher und Vorkämpfer der Sozialdemokratie, Lassalle und Marx, waren historisch veranlagte Köpfe; sie konnten nicht daran denken, auf mechanische Weise eine sozialistische, also eine ganz allgemeine genossenschaftliche Produktion herbeiführen zu wollen; wohl aber mußten sie die Ansätze zu einer solchen Produktion, wie sie scheinbar in den Produktivgenossenschaften vorlagen, mit Freude begrüßen und auszubauen suchen. Von Lassalle ist ja bekannt, daß sein Kampf, der auf allgemein politischem Gebiet der Erringung des allgemeinen Stimmrechtes galt, auf wirthschaftlichem Gebiet die nachhaltigste Unterstützung der Produktivgenossenschaften aus öffentlichen Mitteln erstrebte. Die Frage des Genossenschaftwesens ist in Deutschland überhaupt durch Schulze-Delitzsch in Fluß gekommen; wie hoch Lassalle diese Thätigkeit Schulzes einschätzte, geht aus folgender Stelle seines „Offenen Antwortschreibens“ hervor: „Schulze ist das einzige Mitglied seiner Partei, der Fortschrittspartei, das — und es ist ihm eben deshalb nur um so höher anzurechnen — Etwas für das Volk gethan hat. Er ist durch seine unermüdliche Thätigkeit — und obwohl alleinstehend und in gedrücktester Zeit — der Vater und Stifter des deutschen Genossenschaftwesens geworden und hat so der Sache der Assoziation überhaupt einen Anstoß von den weitgreifendsten Folgen gegeben, ein Verdienst, für das ich ihm, so sehr ich in theoretischer Hinsicht sein Gegner bin, indem ich Dies schreibe, im Geiste mit Wärme die Hand schüttle. Daß heute schon von einer deutschen Arbeiterbewegung die Frage diskutirt wird, ob die Assoziation in seinem oder meinem Sinn aufzufassen sei: Das ist zum großen Theil sein Verdienst, Das eben ist sein wahres Verdienst; und dies Verdienst läßt sich nicht zu hoch veranschlagen.“ Unter dem unmittelbaren Einfluß lassallischer Ideen hat die Forderung einer staatlichen Unterstützung der Produktivgenossenschaften Eingang in das Einigungprogramm gefunden, das 1875 bei der Zusammenschmelzung des lassallischen „Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins“ mit den „Eisenachern“ zur „Sozialistischen Arbeiterpartei“ aufgestellt wurde und bis zu dem 1891 in Erfurt beschlossenen Programm in

Geltung blieb. Es heißt in diesem Programm: „Die sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands fordert, um die Lösung der sozialen Frage anzubahnen, die Errichtung von sozialistischen Produktivgenossenschaften mit Staatshilfe unter der demokratischen Kontrole des arbeitenden Volkes. Die Produktivgenossenschaften sind für Industrie und Ackerbau in solchem Umfange ins Leben zu rufen, daß aus ihnen die sozialistische Organisation der Gesammtarbeit entsteht."

Aehnlich wie Lassalle dachte Marx über den Werth der Produktivgenossenschaften. Zwar hat er an dem angeführten Programmsatz eine sehr herbe Kritik geübt; diese Kritik richtete sich gegen die Ausdrucksweise — er spottet über das „Anbahnen der Lösung der sozialen Frage", was er eine Zeitungschreiberphrase nennt; übrigens dürfte er dabei mit Lassalle übereinstimmen, der eine solche Wendung stets sorgfältig vermieden hat —, wendet sich aber auch gegen die staatliche Unterstützung von Produktivgenossenschaften, denen er nur Werth beimißt, so weit sie unabhängige, weder von den Regirungen noch von den Bourgeois protegirte Arbeiterschöpfungen sind. Aber in solchen unabhängigen Genossenschaften sieht auch Marx den Keim zur zukünftigen Gestaltung der gesellschaftlichen Produktion; Das geht aus verschiedenen Stellen seiner Werke deutlich hervor. Zwei der wichtigsten Stellen will ich hierhersetzen. Im dritten Bande des „Kapital" heißt es: „Die Kooperativfabriken liefern den Beweis, daß der Kapitalist als Funktionär der Produktion eben so überflüssig geworden ist, wie er selbst in seiner höchsten Ausbildung den Großgrundbesitzer überflüssig findet"; und später: „Die Kooperativfabriken der Arbeiter selbst sind, innerhalb der alten Form, das erste Durchbrechen der alten Form, obgleich sie natürlich überall, in ihrer wirklichen Organisation, alle Mängel des bestehenden Systems reproduziren und reproduziren müssen. Aber der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit ist innerhalb dieses Bereiches aufgehoben, wenn auch zuerst nur in der Form, daß die Arbeiter als Assoziation ihr eigener Kapitalist sind, Das heißt: die Produktionmittel zur Verwerthung ihrer eigenen Arbeit verwenden. Sie zeigen, wie auf einer gewissen Entwickelungstufe der materiellen Produktivkräfte und der ihr entsprechenden gesellschaftlichen Produktivformen naturgemäß aus einer Produktionweise sich eine neue entwickelt und herausbildet."

In völliger Uebereinstimmung mit dieser Auffassung des Wirkens der Produktivgenossenschaften heißt es in der offiziellen Kundgebung der Internationalen Arbeiter-Assoziation, in der von Marx verfaßten Inaugural-Adresse, von den Kooperativfabriken: „Der Werth dieser großen sozialen Experimente kann nicht hoch genug veranschlagt werden. Durch die That, statt der Gründe, haben sie bewiesen, daß Produktion in großem Maßstabe und in Uebereinstimmung mit den Geboten moderner Wissenschaft stattfinden kann ohne die Existenz einer Klasse von Arbeitgebern, die einer Klasse von Arbeitnehmern zu thun giebt; ... daß Lohnarbeit, wie Sklavenarbeit, wie Leibeigenschaft, nur eine vorübergehende und untergeordnete Form ist, die, dem Untergange geweiht, verschwinden muß vor der assoziirten Arbeit, die ihre schwere Aufgabe mit williger Hand, leichtem Sinn und fröhlichem Herzen erfüllt."

Bei dieser Werthschätzung der Produktivgenossenschaften sowohl bei Lassalle als bei Marx kann es nicht Wunder nehmen, daß in allen Kreisen der Arbeiter, die an der selbständigen Arbeiterbewegung theilnahmen, sowohl unter den An-

hängern des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, wo Lassalles Geist herrschend war, als unter den Eisenachern, bei denen Marx als höchste wissenschaftliche Autorität galt, die Gründung von Produktivgenossenschaften eifrig gefördert wurde. Dazu kam, daß sie sich den Arbeitern als bequemes Mittel darzubieten schienen, um der Gewalt der Unternehmer zu entgehen; wenn nach einem verlorenen Strike ein paar Dutzend Arbeiter auf die Straße geworfen wurden: was lag näher, als daß sie sich zu einer der gepriesenen Produktivgenossenschaften zusammenthaten? Zwar hatte schon Lassalle eindringlich gesagt, daß aus den leeren Taschen der Arbeiter das nothwendige Kapital für Produktiv Assoziationen in großem Stil niemals kommen könnte; deshalb forderte er eben Staatsunterstützung; aber diese Seite seiner Darstellung machte auf brotlos gewordene Arbeiter naturgemäß weniger Eindruck, zumal die Eisenacher die auch in ihrem Programm geforderte staatliche Unterstützung nicht besonders hervorhoben. Wir können daher nicht staunen, wenn wir sehen, wie mit dem Erwachen und Erstarken der Arbeiterbewegung auch die auf Produktivgenossenschaften der Arbeiter gerichtete Bewegung andauernd wächst. Vor Lassalles erstem Auftreten, im Jahr 1862, gab es nur 18 Produktivgenossenschaften; bald nach Lassalles Tode, 1865, war ihre Zahl bereits auf 26 gestiegen und nahm dann rasch zu, so daß sie 1870 schon 74, im Jahr der Einigung der beiden sozialistischen Gruppen, 1875, sogar 199 betrug.

Aber in der nun folgenden Zeit, in der die geeinte Arbeiterpartei erst zu einer nachhaltigen Wirksamkeit gelangte, sehen wir die Zahl der Produktivgenossenschaften beständig zurückgehen. 1880 war sie auf 131 gesunken, 1884 zählte man zwar wieder 144, 1893 aber war ihre Anzahl wieder auf 128 herabgegangen. Unter diesen 128 bestand aber nur ein sehr kleiner Bruchtheil schon seit zehn Jahren; der weitaus größte Theil der älteren war sehr bald wieder zu Grunde gegangen, andere waren an ihre Stelle getreten, wieder meist Eintagsfliegen, die nach kurzem begeisterten Anlauf mit dem Bankerott und allgemeinem Katzenjammer der Mitglieder endeten. Nur sehr, sehr wenige brachten es zu einem mehrjährigen Bestehen und auch von ihnen gelangte nur eine Minderzahl zu einer ruhigen, gesicherten Existenz, so daß sie ihren Mitgliedern wesentliche Vortheile und erhebliche Gewinne gewähren konnten. Aber gerade die aufblühenden Genossenschaften, die sich zu einem kräftigen Leben durchgerungen hatten, waren wenig geeignet, die Arbeiter mit Begeisterung für das Ideal einer genossenschaftlichen Produktion zu erfüllen. Dem Namen nach waren diese Unternehmungen wohl Genossenschaften, in Wirklichkeit dagegen Betriebe, die statt eines Besitzers deren ein bis zwei Dutzend hatten, zu deren Vortheil Lohnarbeiter meist in viel stärkerem Maß ausgebeutet wurden, als es in dem Unternehmen eines Kapitalisten geschah.

Die Gründe für das Scheitern der mit so großer Begeisterung begonnenen genossenschaftlichen Bewegung sind mannichfacher Art. Zunächst fehlte es den meisten von vorn herein an dem nothwendigen Betriebskapital. Ein paar Dutzend Arbeiter können wohl einige hundert Mark aufbringen, zur Noth vielleicht auch einmal zwei- bis dreitausend, nie aber eine solche Summe, wie sie zur Gründung moderner Großbetriebe erforderlich ist. Dazu kommt, daß die Arbeiter gewöhnlich dann an die Gründung einer Genossenschaft dachten, wenn sie überhaupt nichts mehr besaßen, wenn sie ihre Ersparnisse während eines Wochen

langen Strikes oder einer Monate währenden Aussperrung vollständig aufgezehrt hatten und buchstäblich mittellos waren. Viele Genossenschaften kamen denn auch nicht über das Stadium des Projektes hinaus und andere mußten den Betrieb nach sehr kurzer Dauer einstellen.

Wenn aber auch das nothwendigste Kapital, zum Theil leihweise gegen nicht unerhebliche Zinsen, zusammengebracht war, so hatten die Genossenschaften mit dem Mangel an geeigneter Leitung zu kämpfen; die nothwendigen kaufmännischen und technischen Fähigkeiten sind eben nicht bei Jedem, namentlich nicht ohne Weiteres bei Arbeitern vorauszusetzen, die zur Leitung eines größeren Betriebes noch niemals Gelegenheit hatten. Dazu kommt das Mißtrauen, womit die arbeitenden Genossen die mit der Leitung betrauten Personen betrachten, für deren Thätigkeit ihnen das richtige Verständniß oft fehlt. Dieses Mißtrauen wuchs bei geschäftlichen Mißerfolgen, die nicht ausbleiben konnten, da man vielfach einen bewährten Genossen nur deshalb in die leitende Stellung brachte, weil er sich bei einem Strike oder in seiner Parteithätigkeit besonders ausgezeichnet hatte. Der wesentlichste Grund jedoch, warum die Produktivgenossenschaften den hochgespannten Erwartungen der Arbeiter nicht entsprechen konnten, ist ein anderer: sie sind überhaupt keine echten genossenschaftlichen Unternehmungen, in denen sich ein starker genossenschaftlicher Geist entwickeln könnte.

Die Genossenschaft soll auf dem Gedanken beruhen, daß jeder an der Produktion Betheiligte Mitglied der Genossenschaft ist; schon das Betheiligen von Nicht-Arbeitern, die lediglich das nothwendige Betriebskapital hergeben und hierfür nicht nur eine Verzinsung erhalten, sondern auch am Gewinn des Unternehmens betheiligt werden, ist nicht dem genossenschaftlichen Gedanken entsprechend, wenn es auch oft nöthig war, um überhaupt ein Unternehmen zu Stande zu bringen. Hatte es aber Erfolg, so daß die Erweiterung des Betriebes und die Vermehrung von Arbeitkräften sich als nothwendig herausstellten, dann wurde in den meisten Fällen auch die letzte Spur der genossenschaftlichen Form weggewischt; die neu einzustellenden Arbeiter wurden nicht als gleichberechtigte Genossen aufgenommen, die auf die Verwaltung bestimmenden Einfluß hatten und an den Gewinnen theilnahmen: sie wurden vielmehr als Lohnarbeiter, wie in jedem kapitalistischen Betrieb, beschäftigt; nur waren die Arbeitbedingungen in solchem Betrieb häufig noch besser als in solchen Unternehmungen, die von der Genossenschaft nur noch den Namen behielten.

Durch die Mißerfolge der vielen Genossenschaften, die bald nach ihrer Gründung dem Pleitegeier verfielen, und durch die kapitalistische Entwickelung derjenigen, die es zu geschäftlicher Blüthe brachten, mußte man in der Arbeiterschaft mehr und mehr darauf aufmerksam werden, daß aus Produktivgenossenschaften nicht „die sozialistische Organisation der Gesammtarbeit entstehen“ kann, wie es in dem damals noch geltenden Gothaer Programm der Sozialdemokratie hieß, daß sie nicht, wie Marx meinte, „das erste Durchbrechen der alten Form sind und zeigen, wie sich eine neue Produktionweise entwickelt.“ In der That kann ja gar nicht davon die Rede sein, daß in einer Produktivgenossenschaft nicht Waaren, sondern Verbrauchsgegenstände für die Mitglieder produzirt werden; die Hüte einer Hutmacher-, die Schuhe einer Schuhmacher-, die Cigarren einer Tabakarbeiter-Genossenschaft werden ja nicht für den Gebrauch der Mitglieder

verfertigt, sondern, wie in jedem anderen Unternehmen, für den Markt; je größer die Genossenschaft wird, je umfangreicher ihr Betrieb, um so klarer kommt zum Vorschein, daß sie lediglich eine besondere Form auf dem Gebiete der Waarenproduktion ist, eng mit ihr und dem Lohnsystem verbunden; „eine Produktivgenossenschaft wächst nicht", wie es Franz Oppenheimer einmal treffend ausgedrückt hat, „aus dem Markte heraus: sie wächst vielmehr in den Markt hinein."

Als diese Erkenntniß sich verbreitet hatte, mußte sich innerhalb der sozialdemokratischen Partei allmählich ein völliger Umschwung in der Haltung gegenüber den Genossenschaften vollziehen. Die besonneneren Elemente hatten vor übereilten Gründungen mit ungenügendem Kapital stets gewarnt und immer versucht, die Partei von jeder Verantwortlichkeit dafür frei zu halten. Zu einer Aussprache kam es auf dem berliner Parteitag im November 1892. Sie bewegte sich nicht gerade auf einem besonders hohen Niveau. So warf man den Tabakarbeiter-Genossenschaften vor, daß durch sie eine Anzahl tüchtiger Parteigenossen, die offene Cigarrenläden besäßen, schwer geschädigt würden, ferner, daß durch sie tüchtige Kräfte, die ihre Zeit der Genossenschaft widmen müßten, der Partei und der Agitation für die Partei entzogen würden; und schließlich wurden sie auch gerade mit der Motivirung befürwortet, daß man durch sie unabhängige Stellungen für agitatorische Kräfte schaffen könne. Der Referent Auer betonte gleich einleitend, daß die Genossenschaften etwas spezifisch Sozialdemokratisches nicht an sich haben; zur Begründung dieses Satzes sagte er freilich nur: „Wer glaubt, durch Bildung von Genossenschaften Etwas mit zur Lösung der sozialen Frage beizutragen, hat sich über das Wesen des Sozialismus getäuscht." Mit dieser vollständigen Negirung des sechzehn Jahre lang in der Partei hochgehaltenen Gothaer Programmes stimmte auch durchaus der den Thatsachen widersprechende Satz, mit dem Auer begann: „Zum Genossenschaftwesen ist die Stellung unserer Partei von je her klar und abgeschlossen gewesen." Zum Glück aber herrschte in der Partei auf diesem Gebiet so wenig wie auf anderen geistiger Stillstand, der nur zur Verblödung führen könnte, sondern lebendiges Lernen und Streben.

Die Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre in der Partei vorherrschende Meinung fand ihren klaren Ausdruck in der folgenden, mit übergroßer Mehrheit auf dem berliner Parteitage angenommenen Resolution: „In der Frage des Genossenschaftwesens steht die Partei nach wie vor auf dem Standpunkt: Sie kann die Gründung von Genossenschaften nur da gutheißen, wo sie die soziale Existenzermöglichung von im politischen oder im gewerkschaftlichen Kampf gemaßregelten Genossen bezwecken oder wo sie dazu dienen sollen, die Agitation zu erleichtern, sie von allen äußeren Einflüssen der Gegner zu befreien. Aber in all diesen Fällen müssen die Parteigenossen die Frage der Unterstützung davon abhängig machen, daß genügende Mittel für eine gesunde finanzielle Grundlage zur Verfügung stehen und Garantien für geschäftskundige Leitung und Verwaltung gegeben sind, ehe Genossenschaften ins Leben gerufen werden. Im Uebrigen haben die Parteigenossen der Gründung von Genossenschaften entgegenzutreten und namentlich den Glauben zu bekämpfen, daß Genossenschaften im Stande seien, die kapitalistischen Produktionverhältnisse zu beeinflussen, die Klassenlage der Arbeiter zu heben, den politischen und gewerkschaftlichen Klassenkampf der Arbeiter zu beseitigen oder auch nur zu mildern."

Gerade als warmer Anhänger der sozialdemokratischen Partei, der ich angehöre, kann ich diesen Beschluß als Ausfluß einer kleinlichen Gesinnung nur mit einem Gefühl der Beschämung lesen. Die Genossenschaften werden hier nicht nach ihrem eigenen Wesen als wirthschaftliche Gebilde beurtheilt, sondern die Stellungnahme der Parteigenossen soll nach der überaus kleinlichen Erwägung erfolgen, ob für Agitatoren der Partei sichere Brotstellen geschaffen werden können. Damit allein ist schon bewiesen, daß man diesen Wirthschaftorganisationen nicht gerecht werden konnte. Schon die Thatsache, daß Marx sie so wesentlich anders ansah und daß in England blühende Kooperativfabriken bestanden, die sich nicht zu kapitalistischen Betrieben mit Ausbeutung von Lohnarbeitern entwickelt hatten, Fabriken, die ja gerade Marxens Urtheil wesentlich beeinflußt hatten, hätte in der allgemeinen Beurtheilung dieser Genossenschaften zu größerer Vorsicht führen sollen.

Auffallend ist ferner der Umstand, daß in der Resolution wie in dem Referat Auers und in der anschließenden Diskussion stets von Genossenschaften schlechtweg die Rede ist, während lediglich eine bestimmte Art, die Produktivgenossenschaften, gemeint ist und aller anderen Genossenschaften mit keinem Worte gedacht wird. Das ist um so merkwürdiger, als für Arbeiter ja noch eine andere Art von Genossenschaften sehr ernstlich in Betracht kommt, die schon damals viele Anhänger in der Arbeiterschaft zählte, obgleich die Partei von dem Auftreten Lassalles an ihnen eben so feindlich wie den Produktivgenossenschaften freundlich gegenübergetreten war: die Konsumgenossenschaften.

Schulze-Delitzsch, nach Lassalles vorhin citirtem Ausspruch der Vater und Stifter des deutschen Genossenschaftwesens, hatte den Arbeitern die Gründung von Genossenschaften als ein Mittel, ihre Lage zu verbessern, dringend empfohlen. Lassalle wies dieses Mittel mit dem ganzen Feuer seiner Beredsamkeit und dem ganzen Scharfsinn seiner Dialektik zurück. Dem Arbeiter, sagte er, müsse als Produzenten geholfen werden, nicht als Konsumenten. Als Einzelne könnten die Arbeiter von einem Konsumverein wohl Vortheil haben, den sie sich auch nicht entgehen lassen sollten, aber die Lage ihrer Klasse könne dadurch in wesentlicher Weise nicht gehoben werden, ja, wenn die Betheiligung der Arbeiter an Konsumvereinen ganz allgemein würde, so müßte ein allgemeines Sinken der Löhne um etwa die Beträge eintreten, die die Arbeiter durch ihre Mitgliedschaft im Konsumverein ersparten.

Die Arbeiter denken heute vielfach über die Bedeutung der Konsumgenossenschaften ganz anders. Wenn wir aber auf den Anfang der sechziger Jahre zurückblicken, so müssen wir sagen, daß Lassalle gegenüber Schulze vollständig im Rechte war. Die Arbeiter bildeten im Staatsleben eine quantité négligeable, sie kümmerten sich um allgemein politische Verhältnisse entweder überhaupt nicht oder stellten sich der Fortschrittspartei zur Verfügung, als eine Hilfstruppe ohne eigene Interessen, die betont und berücksichtigt werden müßten. Damals galt es, den Arbeitern ein Bewußtsein ihrer eigenen, denen des Bürgerthums entgegengesetzten Interessen beizubringen, sie zu einer Partei zusammenzuschließen, die Arbeiterinteressen vertrat, den Gegensatz dieser Interessen zu denen der anderen Klassen scharf herauszuarbeiten und klar hervorzuheben, so daß er sich dem Bewußtsein der Arbeiter unverlöschlich einprägte. Das konnte aber nie im Konsumverein geschehen, der die Berücksichtigung der gemeinsamen Interessen aller Kon

sumenten den Zwischenhändlern gegenüber erzwingt; den Vortheil, den der Konsumverein gewährt, genießt der Arbeiter nicht als Arbeiter und im Gegensatz zu anderen Mitgliedern, vielmehr hat er hier genau das selbe Interesse wie alle Mitglieder aus anderen Berufsklassen. Es fehlt jeder Ansatzpunkt, die Interessen der Arbeiter als gesonderte hervorzuheben, zu deren Vertretung ein Zusammenschluß gerade der Arbeiter nothwendig ist. Dadurch, daß Lassalle diesen Punkt hervorhob und mehr als jeder Andere zu dem Zusammenschluß der Arbeiter zu einer vollständigen Partei mit eigenem, von dem anderer Parteien unabhängigem Programm beitrug, hat er sich ein unvergängliches Verdienst um die deutschen Arbeiter erworben, durch das die Verdienste Schulzes um die Konsumgenossenschaften eben so weit in den Schatten gestellt werden, wie Lassalle an geistiger Bedeutung und historischer Größe den wohlmeinenden Schulze überragte.

Auch in den unter Marxens Einfluß stehenden Kreisen der „Internationalen Arbeiter-Assoziation“ dachte man über den Unwerth der Konsumgenossenschaften ganz ähnlich wie Lassalle; auf ihrem 1866 in Genf tagenden Kongreß wurde eine wahrscheinlich von Marx verfaßte, jedenfalls von ihm gebilligte Resolution angenommen, in der es heißt: „Wir empfehlen den Arbeitern, sich eher auf Produktivgenossenschaften als auf Konsumgenossenschaften einzulassen. Die zweiten berühren nur die Oberfläche des heutigen ökonomischen Systems, die ersten greifen es in seinen Grundfesten an.“ Demnach ist es durchaus verständlich, daß die sozialdemokratischen Arbeiter anfangs den Konsumvereinen durchaus feindlich gegenübertraten: waren deren eifrigste Befürworter doch die selben Männer, die sie in politischer Hinsicht als ihre schärfsten Gegner ansehen mußten, weil sie ihnen die Berechtigung zu einer selbständigen Politik absprachen.

Trotz dieser Gegnerschaft traten im Lauf der Zeit Konsumvereine ins Leben und kamen auch allmählich vorwärts. In den siebenziger Jahren, nach der Einigung der beiden sozialistischen Parteien, erstarkte die sozialdemokratische Bewegung schnell; aber auch die Konsumvereine nahmen beständig an Mitgliedern und Geschäftsumfang zu. In den Kreisen der Partei bekämpfte man sie zwar nicht mit besonderer Heftigkeit, aber man stand ihnen mit einer traditionellen Gleichgiltigkeit gegenüber und die Mitglieder der Konsumvereine wiederum unternahmen nichts, um für die Konsumvereine eine größere politische Bedeutung zu beanspruchen; so weit Parteigenossen an Konsumvereinen betheiligt waren, betrachteten sie es als Privatsache, nicht als Ausfluß ihrer Parteiangehörigkeit und der Bethätigung sozialistischer Gesinnung.

In den achtziger Jahren erstarkte die Konsumvereinsbewegung unter den sozialdemokratischen Arbeitern. Im Jahre 1881 zählte man in Deutschland 660, 1888 schon 760, 1893 sogar 1039 Konsumvereine. Auf Grund der Berufszählung von 1882 konnte festgestellt werden, daß von je 1000 Arbeitern 14 einem Konsumverein angehörten; bei der Berufszählung von 1895 war diese Zahl auf 22 unter je 1000 Arbeitern gestiegen. Unter den emporwachsenden Konsumvereinen waren viele, deren Mitglieder in ihrer übergroßen Mehrzahl sozialdemokratische Arbeiter waren; ich erinnere nur an den 1884 gegründeten Konsumverein Leipzig-Plagwitz, dessen Mitgliederzahl 1892 schon auf 4000 angewachsen war; heute beträgt sie fast 32000.

Trotzdem die Konsumvereine also unter den Arbeitern von Jahr zu Jahr

an Bedeutung gewonnen hatten, war auf dem berliner Parteitag von ihnen mit keiner Silbe die Rede. Formell waren sie von der berliner Resolution mit betroffen, die keinen Unterschied zwischen verschiedenen Genossenschaftarten machen. Allerdings ließen sich die Arbeiter in Sachsen und anderswo davon nicht anfechten und die Konsumvereine entwickelten sich zu immer größerer Bedeutung.

Lebhaftere Erörterungen über den Werth der Konsumgenossenschaften für die Arbeiter entstanden in der Mitte der neunziger Jahre, als in Berlin und bald darauf auch in Hamburg eine Agitation bekannterer Sozialdemokraten einsetzte, um die Arbeiter in größerer Zahl den Konsumgenossenschaften zuzuführen. Die Parteileitung blieb im Allgemeinen auf ihren früheren Standpunkt größter Gleichgiltigkeit, wonach die Konsumgenossenschaften als Gebilde angesehen werden, die ihren Mitgliedern einen gewissen Nutzen gewähren, mit der Partei jedoch gar nichts zu thun haben. Nicht so zurückhaltend war eine Reihe von Parteigenossen, die in der Bethätigung der Arbeiter in Konsumgenossenschaften geradezu eine Gefahr für die Arbeiter und die Partei erblickten. Das Centralorgan der Partei, der „Vorwärts", brachte im März 1895, bald nachdem Dr. Arons einen ersten Vortrag über das englische Genossenschaftwesen gehalten hatte, worin er die Betheiligung an Konsumvereinen den Arbeitern warm ans Herz legte, einen Artikel mit dem Titel „Konsumvereine und Sozialdemokratie"; darin wurde bedauert, daß man Lassalle zu wenig kenne; sonst würde man die Empfehlung von Konsumvereinen nicht beifällig begrüßen. Mit verblüffender Unkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse und vollständigem Verkennen der wirthschaftlichen Aufgaben der Konsumvereine werden sie mit Rauchklubs und Gesangvereinen auf eine Stufe gestellt; wie weit die Behauptung, daß die zur Zeit des Sozialistengesetzes in Sachsen gegründeten Konsumvereine dem Bedürfniß entsprangen, den Parteigenossen die Möglichkeit eines gesellschaftlichen Sammelpunktes zu gewähren, zutreffend ist, wird außer den Begründern kaum Jemand entscheiden können. Bedenkt man, daß der größte sächsische Konsumverein, Leipzig-Plagwitz, im Jahr 1884 mit 68 Mitgliedern begann, daß die Mitgliederzahl im Lauf eines Jahres nur auf 121 stieg, im Lauf des nächsten Jahres erst auf 168, so kann man das Mitwirken dieses Momentes nicht ohne Weiteres von der Hand weisen. Doch mußte es, wenn es je wirksam gewesen war, hinter die wirthschaftlichen Aufgaben um so weiter zurücktreten, je mehr diese bei dem stetigen Wachsen der Mitgliederzahl — 1889 war sie schon auf 1000 gestiegen, 1895 auf 9000 angewachsen — und der damit nothwendig verbundenen Erweiterung der geschäftlichen Thätigkeit das Interesse der Mitglieder in Anspruch nahmen. Aber gerade dadurch sollen, wie in dem erwähnten Artikel gesagt wurde, eben blühende Konsumvereine schädlich sein, weil, abgesehen davon, daß der Partei gute agitatorische Kräfte entzogen werden, unter der Hervorhebung und Berücksichtigung der wirthschaftlichen Interessen der Mitglieder das „Zielbewußtsein" der Parteigenossen leiden muß, „Verflachung und Verwässerung" eintreten wird.

Zwar wurde der Artikel als eine Zuschrift aus den Kreisen der Parteigenossen bezeichnet, nicht als Meinung der Redaktion; aber er war an hervorragender Stelle zum Abdruck gebracht und entsprach durchaus der Denkweise der meisten berliner Parteigenossen und der Haltung des „Vorwärts" zu jener Zeit. Auch brachte der „Vorwärts" ein halbes Jahr später einen redaktionellen Artikel

über das selbe Thema, als die Brochure der Frau Adele Gerhard, „Konsumgenossenschaft und Sozialdemokratie" erschien, die in ähnlicher Weise wie Dr. Arons das in Parteikreisen weit verbreitete Vorurtheil gegen die Konsumvereine bekämpfte und den Arbeitern für diese wirthschaftlichen Gebilde Interesse einzuflößen versuchte. Ganz offiziell nahm der „Vorwärts" dagegen Stellung und betonte „den inneren Gegensatz, der nun einmal zwischen der Sozialdemokratie als proletarischer Partei und dem Genossenschaftwesen besteht". Eine ausführliche Darstellung dieses Gegensatzes brachte der „Vorwärts" freilich nicht, konnte es auch wohl nicht gut thun, da ja eine sozialistische Produktion anders als auf genossenschaftlicher Basis (vide Lassalle und Marx) kaum denkbar ist. Und diese Angriffe auf Frau Gerhard und Dr. Arons erfolgten, obwohl Beide keineswegs behaupteten, daß in den Konsumgenossenschaften ein irgendwie sozialistisches Element hervortrete, sondern sie den Arbeitern nur als ein Mittel empfahlen, ihre wirthschaftliche Lage etwas zu verbessern und sich dabei in vernünftiger Weise zu bethätigen. Allerdings wiesen Beide auch darauf hin, daß erstarkte Konsumvereine auch zur Herstellung mancher Waaren in eigenen Betrieben übergehen könnten, in denen sie für die Innehaltung guter Arbeitverhältnisse Sorge zu tragen in der Lage wären; aber ein sozialistisches Element nannten sie Das durchaus nicht. Dr. Arons hatte fünf Thesen zur Diskussion über Genossenschaftwesen aufgestellt, deren dritte lautete: „Konsumgenossenschaften können, wie alles Genossenschaftwesen, keineswegs die Befreiung aus der kapitalistischen Wirthschaftordnung herbeiführen. Dagegen können sie in gewissem Maße zur Besserung der wirthschaftlichen Verhältnisse der Arbeiterfamilie dienen und das Solidaritätgefühl gerade in sonst schwer zugänglichen Kreisen des Proletariates fördern helfen."

Daß trotz diesem vorsichtigen Vorgehen die Parteigenossen vor der Bethätigung in Konsumvereinen gewarnt wurden, daß man auf Lassalle hinwies, obwohl das eherne Lohngesetz, das den wesentlichsten Einwand Lassalles gegen die Wirksamkeit der Konsumvereine bildete, schon lange fallen gelassen war, ist nur aus der in vielen Kreisen der Partei herrschenden und auch ganz offen ausgesprochenen Furcht zu erklären, die Arbeiter könnten durch Erfolge, die sie erringen, Schaden an ihrer revolutionären Gesinnung erleiden. Die Arbeiter ließen sich aber von solchen Einwänden nicht anfechten. In Berlin kam es damals allerdings noch nicht zur Gründung von Konsumvereinen, aber in Sachsen, wo die Genossenschaften bestanden, gingen sie unbekümmert um alle Erörterungen ihren Weg weiter. Der Verein Leipzig-Plagwitz hatte schon im Winter 1890, bei fast 3000 Mitgliedern, eine eigene Bäckerei in Betrieb genommen, die heute, wo der Verein etwa 32000 Mitglieder zählt, 68 Bäcker beschäftigt und im letzten Berichtsjahr, 1901/02, 975075 große Brote, 1976840 kleine Brote, 172639 Stück Weißbrote, 9038466 Stück Frühstücksgebäck hergestellt hat, wozu noch für über 80000 Mark Feingebäck kam.

Einen wirksamen Anstoß zur Gründung von Konsumvereinen mögen viele Arbeiter wohl durch die zahlreichen gut gedeihenden Fabrik-Konsumvereine erhalten haben; vielfach hatten Arbeiter hier Gelegenheit, die Vortheile eines Konsumvereins kennen zu lernen, und propagirten die Idee auch außerhalb der Fabrik, namentlich dann, wenn sie die Arbeitstelle wechselten und dadurch der früheren Vortheile verlustig gingen.

Der wesentlichste Grund aber, der ein stärkeres Interesse der sozialdemokratischen Arbeiter an diesen Wirthschaftgebilden hervorrief, ist jedenfalls in dem Umstande zu suchen, daß die Arbeiter nach dem Fall des Sozialistengesetzes und durch das immer stärkere Anwachsen der Partei mehr und mehr auf den Weg unmittelbarer praktischer Bethätigung gedrängt wurden, wodurch ihnen eine immer höhere Werthschätzung auch kleiner Vortheile, die im Hinblick auf die sozialistische Zukunft leicht kleinlich erscheinen können, ganz allmählich und zunächst unbewußt, aber darum nicht minder eindringlich eingeflößt wurde. Ein Blick auf die Erstarkung der Gewerkschaftbewegung in den neunziger Jahren lehrt Das ganz auffällig. Im Jahr 1891 hatten die gewerkschaftlichen Centralverbände noch nicht 280 000 Mitglieder; nachdem diese Zahl in den nächsten Jahren etwas gesunken war (bis auf 223 530 im Jahr 1893), stieg sie 1896 auf fast 330 000, 1900 auf über 680 000 Mitglieder. Ständig wuchsen auch die Unterstützungleistungen der Gewerkschaften, die neben der Strikeunterstützung sich 1891 auf wenig mehr als eine Viertelmillion Mark beliefen, 1900 dagegen auf über 2,1 Millionen, also mehr als das Achtfache bei noch nicht verdreifachter Mitgliederzahl.

Der gewerkschaftliche Kampf, bei dem es sich so ganz und gar nicht um zukünftige Wirthschaftorganisationen handelt, sondern lediglich um Erringung besserer Lohn- und Arbeitbedingungen in der heutigen Wirthschaftweise, unter dem Lohnsystem, mußte naturgemäß den Sinn für den Werth auch kleiner Vortheile erhöhen. Gerade in den Kreisen der gewerkschaftlich organisirten Arbeiter fanden denn auch die Konsumvereine ihre wärmsten Vertreter. In Berlin wurden die ersten 1898 und 1899 gegründet, in Hamburg entstand 1899 der Konsumverein „Produktion", um dessen Entstehen sich besonders die Parteigenossen von Elm und Frau Steinbach verdient gemacht haben.

Die in den Arbeitermassen unaufhaltsam um sich greifende höhere Werthschätzung der Gegenwartarbeit und damit auch der Konsumgenossenschaften — auch Baugenossenschaften gehören hierher; sie haben jedoch aus nahe liegenden Gründen eine viel geringere Bedeutung erlangt als die Konsumvereine und ich lasse sie hier außer Betracht — mußte natürlich auch ihren theoretischen Ausdruck finden und dann bei den in der Partei noch weit verbreiteten Anschauungen über den Unwerth aller kleinlichen Augenblickserfolge zu lebhaften Auseinandersetzungen führen. Sie knüpften sich in erster Reihe an den Namen Eduard Bernstein, dessen im Jahr 1899 erschienenes Buch: „Die Voraussetzungen des Sozialismus" auf den verschiedensten Gebieten die Bedeutung der Gegenwartarbeit stark hervorhob und neben begeistertem Beifall schärfste Anfeindung fand. Auch Bernstein wies, wie Arons, Frau Gerhard und Andere, vor Allem auch von Elm gethan hatten, auf die Produktion hin, die von stark gewordenen Konsumvereinen heute schon betrieben wird, und er betonte das sozialistische Element, das dadurch in jedem Konsumverein liegt. Es ist merkwürdig, wie gerade dem scharfsinnigen Marx bei seiner Begeisterung für die Kooperativfabrik entgangen war, daß bei gedeihlicher Entwickelung nur die Produktivgenossenschaften einen genossenschaftlichen Charakter bewahrt hatten, die entweder direkte Betriebe von Konsumgenossenschaften geworden oder doch in eine enge Beziehung zu solchen getreten waren. Gerade durch dieses Zusammenwirken von Produktion und Konsumgenossenschaft sind Ansätze einer genossenschaftlichen Produktion geschaffen worden,

die Bernstein zu dem Ausspruch veranlassen, meines Erachtens mit vollem Recht: „Die genossenschaftliche Produktion wird verwirklicht werden, wenn auch wahrscheinlich in anderen Formen, als es sich die ersten Theoretiker des Genossenschaftwesens gedacht haben."

Zu einer eingehenden Aussprache kam es 1899 auf dem Parteitag in Hannover. Während man sieben Jahre vorher in Berlin bei der Diskussion über das Genossenschaftwesen lediglich an Produktivgenossenschaften gedacht hatte, dachte man hier hauptsächlich an Konsumvereine, und während man damals den Parteigenossen gerathen hatte, der Gründung von Genossenschaften geradezu entgegenzutreten, nahm jetzt kein einziger Redner einen schroff ablehnenden Standpunkt ein; nur über den Umfang der Bedeutung der Konsumvereine war man nicht ganz einig. Von der Thatsache ausgehend, daß die Konsumvereine auch in die Produktion eintreten, hoben einzelne Parteigenossen hervor, daß sie ein sehr wesentliches Mittel zur Umgestaltung der Gesellschaftform seien, ja, geradezu „als ein sozialistischer Embryo in der kapitalistischen Gesellschaft" bezeichnet werden könnten. Dem gegenüber sagte Bebel: „Die Konsumvereine der Leipziger, Dresdener, Zwickauer u. s. w. wurden begründet und haben sich zum Theil sehr gut entwickelt, nehmen es zum Theil mit dem genter Vooruit in Bezug auf den Umsatz auf, aber keinem unserer sächsischen und sonstigen Freunde, die in den Konsumvereinen eine leitende Stelle einnehmen, ist bisher eingefallen, zu erklären, diese Genossenschaften müßten die Grundlage, den Embryo der sozialistischen Gesellschaft bilden. Davon ist bis vor Kurzem nie die Rede gewesen; und ich erkläre mich auch jetzt gegen eine solche Ansicht. Ein gut geleiteter Konsumverein wird zwölf Prozent Dividende abwerfen bei einem Jahresverbrauch von 400 bis 500 Mark pro Arbeiterfamilie. Ein Lohnzuschlag von vielleicht acht Prozent, der sich dadurch ergiebt, ist gewiß ein Vortheil, aber damit ist es auch genug. Anzunehmen, daß durch Konsum- und für die Konsumvereine arbeitende Produktivgenossenschaften eine Art vorbereitender Umgestaltung von der bürgerlichen in die sozialistische Gesellschaft stattfinde: zu dieser Höhe der Anschauung vermag ich mich nicht zu erheben."

Hiermit gab Bebel jedenfalls die ziemlich allgemein in der Partei herrschende Anschauung wieder, die dann auch in der fast einstimmig angenommenen Resolution zum Ausdruck kam: „Die Partei steht der Gründung von Wirthschaftgenossenschaften neutral gegenüber; sie erachtet die Gründung solcher Genossenschaften, vorausgesetzt, daß die dazu nöthigen Vorbedingungen vorhanden sind, als geeignet, in der wirthschaftlichen Lage ihrer Mitglieder Verbesserungen herbeizuführen, sie sieht auch in der Gründung solcher Genossenschaften, wie in jeder Organisation der Arbeiter zur Wahrung und Förderung ihrer Interessen, ein geeignetes Mittel zur Erziehung der Arbeiterklasse zur selbständigen Leitung ihrer Angelegenheiten, aber sie mißt diesen Wirthschaftgenossenschaften keine entscheidende Bedeutung bei für die Befreiung der Arbeiterklasse aus den Fesseln der Lohnsklaverei." Andere Redner, zum Beispiel Dr. David, meinten freilich, daß die Wendung „keine entscheidende Bedeutung" ein ganz unpräziser Ausdruck sei, und David wünschte, „eine mitentscheidende Bedeutung" dafür zu setzen, doch wurde die Resolution, wie gesagt, fast einstimmig, mit 216 gegen 21 Stimmen bei einer Stimmenthaltung, angenommen und von den dissentirenden 21 gaben 9

eine Erklärung zu Protokol, daß ihre Abstimmung sich gegen einen anderen Abschnitt der ziemlich umfangreichen Resolution richte; mit der Versicherung der wohlwollenden Neutralität gegenüber den Genossenschaften waren auch sie einverstanden. Besonders energisch vertrat wohl der Parteigenosse von Elm die Auffassung, daß den Genossenschaften eine sehr erhebliche Bedeutung für die Umwandlung der kapitalistischen in die sozialistische Produktion zukomme. Zur Stütze seiner Ansicht verwies er auf die Großeinkaufsgesellschaft der englischen Konsumvereine, die mehrere Dampfer auf dem Meer habe, das größte Theegeschäft der Welt besitze, ein mächtiges Bankgeschäft mit fast einer Milliarde Mark jährlichem Umsatz, die bedeutendsten Schuhfabriken in England und Schottland, Seifenfabriken, Tabak-, Möbel-, Konserven-, Hemden-, Blusen- und Schürzenfabrik, Herren- und Knabenkonfektion u. s. w., lauter Fabriken nicht lokaler Natur.

Die von Elm vertretene Auffassung ist seitdem viel stärker propagirt worden und hat in der Partei schon zahlreiche Anhänger gewonnen. In der That kann ja gar nicht geleugnet werden, daß überall, wo Konsumvereine zur Produktion übergehen, in gewissem Umfang die Herstellung von Waaren der Herstellung von Gebrauchsgegenständen weicht, also eine der sozialistischen Produktion ähnliche einsetzt. Freilich decken die Mitglieder, die ja durch tausend Fäden mit dem die Welt umspannenden Netz des Kapitalismus verknüpft sind, nur einen geringen Theil ihrer Bedürfnisse in der Genossenschaft; diese ist eben nur eine kleine Insel in dem wilden Gewoge des modernen Wirthschaftgetriebes. Mit dem Erstarken der Genossenschaften wächst dieser Theil, mit dem Umfang des Geschäftsbetriebes der Genossenschaft macht sich auch das Verlangen nach eigener Produktion stärker geltend. Zunächst sind es Bäckereien und Fleischereien, die in Betrieb genommen werden, dann werden Mühlen erworben oder errichtet und, wie das von Elm angeführte englische Beispiel zeigt, auch zahlreiche Fabriken der verschiedensten Industriegebiete. Auch bei uns in Deutschland zeigt dieser Betrieb schon recht verheißungvolle Ansätze. Von den Konsumvereinen, die im Jahr 1900 an den Anwalt des Allgemeinen Verbandes berichteten, 568 an der Zahl, besaßen 75 eine eigene Bäckerei, eine davon auch eine eigene Mühle, 4 daneben noch eine Schlächterei oder Destillation oder eine Kelterei, 2 Vereine betrieben eine Schlächterei, 3 befaßten sich auch bereits mit der Anfertigung von Arbeiterhemden. Je weiter der Umfang des Geschäftes sich ausdehnt, je mehr in den eigenen Werkstätten hergestellt wird, um so unabhängiger wird die Genossenschaft vom Markt, „sie wächst aus dem Markt heraus", nach Franz Oppenheimers treffendem Ausdruck, und nähert sich dem sozialistischen Ideal einer Herstellung von Gebrauchsgegenständen, die nur noch der Form nach als Waaren an die Mitglieder vertheilt werden.

Freilich wendet man ein, die Genossenschaft werde nie alle Gegenstände in den Kreis ihres Geschäftes aufnehmen können, namentlich die nicht, die, wie große Maschinen, Eisenbahnen u. s. w., nicht von einzelnen Personen in individuellen Gebrauch genommen werden können. Das ist wohl richtig; aber zum Theil treten bei solchen Betrieben ja heute schon die großen Zwangsgenossenschaften ein, denen wir Alle angehören, die Kommunen, der Staat, das Reich, und mit fortschreitender Entwickelung wird Das zweifellos in viel stärkerem Maß der Fall sein. Wo die genossenschaftliche Bewegung ihr Ende erreichen wird, wo sie ihre

natürlichen Grenzen hat, läßt sich heute sicher nicht voraussagen. Unter den Arbeitern wächst die Sympathie für sie jedenfalls noch eben so wie die Einsicht in ihre Bedeutung, über die Kautsky im Jahr 1897 urtheilte: „Früher oder später ist in jedem Lande die Genossenschaftbewegung berufen, neben dem Kampf der Gewerkschaften um Beeinflussung der Produktionbedingungen, neben dem Kampf des Proletariates um die Macht in Gemeinde und Staat, neben dem Bestreben von Gemeinde und Staat nach Ausdehnung und Vermehrung der von ihnen beherrschten und verwalteten Produktionzweige, eine nicht unwichtige Rolle im Emanzipationkampfe der Arbeiterklasse zu spielen.“ Hier wird der Genossenschaftbewegung ein weit günstigeres Prognostikon gestellt als in der wohlwollend neutralen Resolution von 1899. Wenn Kautsky fortfährt: „Und was ist denn das Bild, das uns von der sozialistischen Gesellschaft entworfen wird, Anderes als das einer ungeheuren Konsumgenossenschaft, die allerdings keine Handelsgenossenschaft, sondern gleichzeitig eine Produktivgenossenschaft ist, deren Betriebe für den Konsum ihrer Mitglieder produziren“, so weist er auch deutlich auf das sozialistische Element in diesen Genossenschaften hin.

Zu der rascheren Verbreitung dieser Einsicht in den Kreisen der Partei tragen auch die Verfolgungen bei, denen die Konsumvereine von Behörden und anderen Parteien ausgesetzt sind; so wurde durch die ungerechte und empörende Ausschließung von hundert Konsumvereinen aus dem Allgemeinen Verband Deutscher Erwerbs- und Wirthschaftgenossenschaften auf dem Allgemeinen Genossenschafttage zu Kreuznach im August 1902 wegen ihrer verwerflichen wirthschaftpolitischen Tendenz, den Zwischenhandel überflüssig zu machen, die Augen von Hunderttausenden von Arbeitern, die den Genossenschaften bisher fremd und theilnahmelos gegenüber standen, auf diese verfolgten Arbeiterorganisationen gelenkt. Etwa 500 von den 661 dem Verband angeschlossenen Konsumvereinen haben sich mit den Ausgeschlossenen solidarisch erklärt und dem Verbande den Rücken gekehrt; der neue Allgemeine Verband der Konsum-Genossenschaften, der Ende Mai in Dresden begründet werden soll, wird sicherlich eine starke Werbekraft entwickeln, so daß die genossenschaftliche Idee in den nächsten Jahren mit wachsendem Erfolg propagirt werden und in der Arbeiterschaft immer festere Wurzel schlagen wird.

Die Partei hat bisher nicht Veranlassung genommen, ihre offizielle Kundgebung der wohlwollend neutralen Haltung vom Jahre 1899 zu ändern; wahrscheinlich würde schon heute, falls eine Kundgebung nothwendig wäre, deren Wortlaut weniger zurückhaltend sein und das sozialistische Element in den Genossenschaften betonen. Aber wenn auch in den nächsten Jahren eine Aussprache in der Partei und eine solche Kundgebung kaum erfolgen wird, so ist doch vorauszusehen, daß in der Praxis die Haltung der Parteigenossen von der heute noch oft wahrzunehmenden Reserve viel verlieren wird. Die Genossenschaften sind auf dem besten Wege, die Arbeiterschaft zu gewinnen; auch der noch nicht sozialdemokratisch gesinnte Theil der Arbeiterschaft wird mehr und mehr von ihnen erfaßt und durch sie zu einem guten Stück praktischen Sozialismus erzogen. In dankenswerther Weise wirken so die Genossenschaften auch auf die Vereinheitlichung der Arbeiterbewegung hin.

Charlottenburg. Dr. Bruno Borchardt.

Arzt contra Bakteriologe.

Wenn die Vertreter verschiedener wissenschaftlichen Lehrmeinungen einander bekämpfen, so bleibt dieser Kampf dem Exoteriker entweder gleichgiltig oder er betrachtet mit behaglichem Lächeln die Anstrengungen der Kämpfer in einem Streite, der gewöhnlich mit der Einsicht endet, daß die Wahrheit nicht einmal in der Mitte liegt. Anders sind die Verhältnisse, wenn eine Partei ihre Hypothese zum Dogma machen will, das über den Tempel der Wissenschaft hinaus die unfehlbare Norm für das tägliche Leben bilden soll. Hier droht eine nicht zu unterschätzende Gefahr für den trotz aller Ableugnung immer noch existirenden gesunden Menschenverstand, der nun gezwungen werden soll, seine Handlungen nicht mehr nach den sich ständig regulirenden Erfahrungen des Lebens, sondern nach schematischen Abstraktionen von Autoritäten zu gestalten, die an einem der vielen grünen Tische orakeln. Der Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis besteht ja nur, weil der Theoretiker sein Wolkenkukuksheim für die Welt hält und dem auf dem Boden der selbst erlebten Thatsachen sicher fortschreitenden Praktiker seine utopischen Folgerungen aufzudringen versucht und wirklich aufzuzwingen im Stande ist, wenn er, wie gewöhnlich, mit dem Nimbus der abgestempelten Autorität die vollkommene Lösung aller Probleme verkündet.

Die Majorität ist für das Absurde, Phantastische, der Erfahrung Widersprechende am Ehesten zugänglich; nicht ohne scheinbare Berechtigung, wenn den für Aussprüche ex cathedra besonders suggestiven Gemüthern mit Hilfe des heute ausnahmlos zugkräftigen Taschenspielerkunststückes experimenteller Analogisirung die Laboratoriums- oder Katheder weisheit als maßgebend für die Mannichfaltigkeit realer Geschehnisse vorgeführt wird. Dieser Vorgang ist typisch für alle Gebiete; auf dem der Medizin, dem Tummelplatz der Mystiker und Enthusiasten, wiederholt er sich am Deutlichsten und Häufigsten. Nur selten aber war die Herrschaft der blassen Theorie in der Medizin stärker als in den letzten zwei Jahrzehnten, eben weil die Utopie unter dem Deckmantel des angeblich untrüglichen naturwissenschaftlichen Experimentes vollkommensten Schutz fand. Jeder kennt die unermeßliche Bedeutung des Versuches auf allen Gebieten des täglichen Lebens; hat doch der Volksmund in dem Wort „Probiren geht über Studiren“ dieser Ansicht längst epigrammatisch Ausdruck gegeben; und die staunenswerthen Erfolge des Experimentes auf dem Gebiete der Naturwissenschaft haben diese Ehrfurcht vor experimentell gestützten Behauptungen ins Unermeßliche gesteigert. Aber der Kundige weiß, daß das Experiment doch eben nur unter bestimmten Bedingungen gilt und daß seine Ergebnisse nicht durch logische Kunstgriffe und Dialektik übermäßig verallgemeinert — Das heißt: auf dem Wege der

Analogie auf andere, fremde, Gebiete übertragen — werden dürfen. Ein physikalischer oder chemischer Versuch, zum Beispiel, der unter gründlichem Wechsel der Versuchsbedingungen und unter Ausschluß aller Fehlerquellen einen bestimmten Zusammenhang erschließen läßt, hat eben nur für die engen Grenzen der jeweiligen Versuchsanordnung Geltung und nicht, wie die mathematischen Beweise, angeblich für alle denkbaren, formal gleichen Fälle. Deshalb muß in der Welt der Mannichfaltigkeiten für jeden neuen Fall die Identität der materiellen Bedingungen von Neuem erwiesen oder der Formel durch Bestimmung einer Konstante (richtiger: einer individuell Variablen) eine entsprechende Korrektur gegeben werden.

Die Giltigkeit der sogenannten Gesetze ist also schon an sich beschränkt; selbst die Fallgesetze können als wirkliche Norm nur für den (auf Erden nirgends existirenden) luftleeren Raum gelten und ein Mensch mit normalem Verstande wird sich hüten, die Vorgänge an einem Tellurium für mehr als ein bloßes Schattenbild kosmischer Vorgänge anzusehen, also etwa die mechanischen oder energetischen Verhältnisse des Schemas und der Wirklichkeit auch nur für annähernd gleichwerthig zu halten.

Auf biologischem Gebiet aber hat man sich nicht gescheut, die gröbsten chemischen und mechanischen Eingriffe, die man nur als intensive Vergiftung oder schwerste Verletzung, also als eine Katastrophe im Organismus bezeichnen kann, den unmerkbaren, allmählich wirkenden Krankheitursachen gleichzusetzen. Das Höchste aber haben die Bakteriologen dem gesunden Menschenverstande mit dem Dogma zugemuthet, daß die künstliche Ueberschwemmung thierischer Organismen mit Bakterien und ihren Giften (nach meiner Bezeichnung die Injektion-Krankheit, die unweigerlich in kürzester Zeit trotz der Verschiedenheit der injizirten Bakterien unter annähernd gleichen Erscheinungen den Tod der Thiere herbeiführt) mit dem Prozeß der Entstehung und des Verlaufes einer in den weitaus meisten Fällen heilbaren Infektion-Krankheit des menschlichen Organismus identisch sei. So war es natürlich leicht, in Cirkelschlüssen schlimmster Art zu dem Resultat zu gelangen, daß alle Infektion-Krankheiten durch Bakterien bedingt, alle Krankheiten, wo sich Bakterien finden, Infektion-Krankheiten seien und daß Bakterien als Ursache von himmelweit verschiedenen Krankheitformen und -intensitäten betrachtet werden müßten, ja, daß die Anwesenheit von kleinsten Lebewesen im gesunden menschlichen Organismus schon die Krankheit mit ihren Folgen für den Träger und die Umgebung setze. Die Schlußfolgerung geht also — Das ist keine Ironie — nach folgendem, auch schon in den Prämissen anfechtbaren Schema:

Obersatz: Ich habe noch keinen Fall von Cholera ohne Kommabazillen (Diphtherie ohne Diphtheriebazillen, Gonorrhoe ohne Gonokokken) gesehen. Untersatz: Ich betrachte nur den Fall als Cholera, wo ich den Kommabazillus

(als Diphtherie, wo ich den Diphtheriebazillus, als Gonorrhoe, wo ich den Gonokokkus) finde. Schluß: Die Cholera wird nur durch Kommabazillen verursacht, die Diphtherie durch Diphtheriebazillen, die Gonorrhoe durch Gonokokken.

Wäre nun der Schluß nur ein rein wissenschaftlicher, so hätte ich eben so wenig einen Grund, mein Buch hier anzuzeigen, wie ich Anlaß gehabt hätte, ihm den für manchen wohl befremdlichen, aber, wie ich meine, bezeichnenden Titel: Arzt contra Bakteriologe*) zu geben. Da aber die Bakteriologen von ihren Laboratorien aus, auf der Basis von Thierversuchen, die für den Menschen behandelnden Arzt nicht von Belang sind, die Welt zu regiren und erfahrenen Aerzten die Gesetze des Handelns am Krankenbett vorschreiben zu können vermeinen, so muß die Allgemeinheit, die unter diesen Umständen nach meiner Ansicht das Gegentheil des tertius gaudens ist, über die wirkliche wissenschaftliche und praktische Bedeutung bakteriologischer Sentiments, Forderungen und Handlungen aufgeklärt werden. So betrachte ich meine Arbeit als Anklage- und Vertheidigungschrift, die in ihrem wichtigsten Theil jedem Gebildeten verständlich sein wird. Vor Allem ist sie ein Versuch, die Zeitgenossen, so weit ich es vermag, vor den Wirkungen des bakteriologischen Schreckens zu schützen, der schlimmer ist als der panische und der weiße. Sie können aber nur geschützt werden, wenn sie von einem Wissenden erfahren, auf wie unsicheren Grundlagen die allein aus der bakteriologischen Forschung erwachsenen Anschauungen über diagnostische Möglichkeiten, Absperrung-, Sicherung- und Heilungmaßregeln beruhen.

So hoch ich die Bakteriologie als biologische Wissenschaft und Lehre von den kleinsten Lebewesen schätze, da sie uns überraschende, jetzt noch kaum zu ahnende biologische Aufschlüsse, neue chemische Methoden und wichtige, durch Züchtung vervollkommnete Produkte liefern wird, so sehr muß ich die unter dem Bann der unfehlbaren Wissenschaft proklamirten Behauptungen und Ansprüche der „Nichtsalsbakteriologen“ bestreiten, die, fern vom Krankenbett, als Diagnostiker in absentia, Krankheiten erkennen, sie schematisch durch Desinfektion verhüten und durch Mittel, die aus einer falschen Theorie abgeleitet sind, mit Sicherheit heilen wollen. Das gilt für das Tuberkulin, für die Legion der Serummittel und alles Aehnliche in gleicher Weise.

Ich lege hier nicht etwa das Hauptgewicht auf die Kostspieligkeit der Behandlungmethoden und Isolirungmaßregeln oder den Aufwand für die rücksichtlose Kanonade mit Desinfektionmitteln nach einem (in der überwiegenden Zahl der Fälle rein hypothetischen) Feinde**) — solche Geldausgaben kommen

*) Verlag von Urban & Schwarzenberg, Berlin und Wien 1903.

**) Ich kann nur die Mikrobien der Malaria, des Rückfallfiebers und des Milzbrandes für die Erreger der genannten Krankheitformen halten, während sie in allen anderen Fällen nur sekundär wirken oder eine bedeutunglose Begleiterscheinung sind.

doch volkswirthschaftlich in Betracht, da man sie, statt zu unproduktiven Zwecken, gerade für die Unterstützung der wirthschaftlich Schwachen verwenden könnte —, sondern mir liegt vor Allem am Herzen, zu zeigen, daß die Ziele der wahren Hygiene, die nur durch radikale Aenderung der sozialen Verhältnisse, durch wirkliche Verbesserung der Lebensbedingungen gefördert werden können, unter dem Einfluß der Bakteriologie in unheilvoller Weise verschoben worden sind.

Auf die unberechtigte Herrschaft der bakteriologischen Lehre sind aber meines Erachtens noch weitere beklagenswerthe Folgen zurückzuführen. Die falsche Lehre von der Bekämpfung der Infektion-Krankheiten durch hermetische Absperrung der für infektiös Gehaltenen ist das beste Mittel, unter der Flagge der Wissenschaft alle antisozialen Maßregeln (Absperrung der Grenzen, Verhinderung von Ein- und Ausfuhr, Verbot von Versammlungen) zu decken und Jedermann des Haus- und Familienrechtes zu berauben, ihn zur Hospitalbehandlung zu zwingen oder wie ein wildes Thier zu isoliren, nur weil er im Verdacht steht, Bakterien zu beherbergen, die für infektiös gelten oder mit Trägern solcher kleinsten Lebewesen in irgend eine Berührung gekommen zu sein. Zu welcher Verleugnung sittlicher Forderungen die durch die Bakteriologen genährte Furcht vor den Kranken führen kann, haben wir ja zur Zeit der Choleraepidemie in Hamburg schaudernd — die Einen vor Furcht, die Anderen vor Schmerz — selbst erlebt und erleben es jetzt, wo Pocken- Diphtherie- und Typhuskranke in einer an die schlimmsten Zeiten des Mittelalters erinnernden Weise isolirt werden. In unserer „schneidigen" Zeit ein doppelt trübes Bild.

Meines Erachtens hat auch das Ansehen des praktischen Arztes, der doch immer der Hauptrepräsentant des ärztlichen Berufes ist, schwer dadurch gelitten, daß das Recht zur Diagnose vom Krankenbett auf das Laboratorium des Berufsbakteriologen übertragen und der Arzt, unter der Gewalt der von Bakteriologen gebildeten öffentlichen Meinung, gezwungen wurde und wird, bakteriologisch abgestempelte Mittel auch gegen seinen Willen anzuwenden, wenn er sich nicht schwere Verluste an Praxis und möglicher Weise eine Anklage wegen Unterlassung heilsamer Maßnahmen zuziehen will. Wie schwer war es und welchen Anfeindungen war man ausgesetzt, wenn man in der Hochfluth der Tuberkulin-Aera dem Sturm der Hilfesuchenden und ihrer verblendeten Angehörigen nach gewissenhafter Ueberzeugung Stand zu halten und wissenschaftlich und human zu verfahren versuchte! Ich für meine Person konnte in einer leitenden Stellung allerdings durchsetzen, was ich für richtig hielt; und da ich es für unvereinbar mit meinen wissenschaftlichen Anschauungen fand, das (meiner Ueberzeugung nach aus ganz falschen wissenschaftlichen Voraussetzungen als Heilmittel empfohlene) Tuberkulin in der von Koch vorgeschriebenen Form, nämlich in großen, Fieber erregenden Dosen und in allen

Formen und Stadien der Lungenerkrankung anzuwenden, so habe ich nur die Kranken mit Sorgfalt ausgewählt, denen mit kleinen, langsam steigenden Dosen wenigstens nicht geschadet werden konnte. Das aber, was bei chronischen Fällen, für deren Heilung ja auch der Laie wenigstens Monate in Anschlag bringt, noch möglich war, wäre der Diphtherie gegenüber und unter der brutalen Gewalt des Enthusiasmus für die neue Heilmethode überhaupt unmöglich gewesen; denn jeder ohne Serum erfolgte Todesfall wäre doch unfehlbar dem herzlosen und unwissenschaftlichen Verächter der neuen Mode zur Last gelegt worden. Man mußte also entweder im Vertrauen auf die Richtigkeit der Grundlagen, auf denen das Allheilmittel erwachsen war, blind drauflosbehandeln oder, wie ich gethan habe, konsequent jede Behandlung Diphtheriekranker, die man ja mit einem imperativen Mandat nicht mehr nach seinem Gewissen, sondern nur nach einer allgemein giltigen Formel ohne Individualisirung leiten konnte, ablehnen. Man durfte auch nicht einmal mit der Behandlung abwarten, bis sich der Fall klar gestaltete; denn das Heilmittel sollte am Besten (nach einigen Heißspornen unfehlbar) wirken, wenn es so früh wie möglich angewendet wurde. Das heißt für den Erfahrenen: bevor eine klinische Diagnose überhaupt möglich ist. Wenn man aber einen solchen Zwang mit der ärztlichen und wissenschaftlichen Ethik für vereinbar hält, dann darf man sich auch nicht darüber wundern, daß der praktische Arzt den Rest des Ansehens einbüßte, das ihm das Ueberwuchern des Spezialismus und die abschätzige Meinung der Behörden, für die das Gutachten eines praktischen Arztes kaum noch in Betracht zu kommen scheint, gelassen haben.

Die Optimisten und Wundergläubigen vergessen ganz, daß die Sicherheit und Wirksamkeit der ärztlichen Leistung von der persönlichen Erfahrung des Einzelnen und der Sorgfalt der Anwendung abhängt. Es liegt darum im Interesse der Menschheit und der Menschlichkeit, daß jeder Arzt sich selbst und nicht durch bloßes Nachbeten Klarheit über die wahre Bedeutung eines Mittels verschafft. Das kann aber nur geschehen, wenn nicht nach der Schablone behandelt, sondern von vorn herein, schon um den Einfluß der wechselnden, die Schwere der Epidemien gestaltenden Faktoren auszuschalten, in einwandfreier Weise eine geraume Zeit lang überall beweiskräftiges Material gesammelt wird. Dazu ist natürlich eine Prüfung, durch die Licht und Schatten richtig vertheilt wird, unerläßlich, etwa, wie ich vorgeschlagen habe, in der Art, daß jeder neue Fall, der eine gerade Aufnahmenummer hat, mit dem neuen Mittel, jeder eine ungerade Aufnahmeziffer tragende in der früheren Weise behandelt wird. Dann wird man nach einigen Wochen, wenn überall die selbe Methode in Anwendung kommt, alle Fehlerquellen ausgeschaltet haben und genau wissen, woran man ist, da bei vorsichtigem Vorgehen auch genügende Erfahrungen über die vor Allem wichtigen individuellen Verhält-

nisse, von denen die unangenehmen und schädlichen Nebenwirkungen eines Mittels abhängen, gewonnen werden. Bei der Prüfung einer Heilmethode muß, wie im Kriege, das vermeintliche oder berechtigte Interesse des Individuums hinter das der Gesammtheit zurücktreten und auch der humanste Arzt muß seinem Wunsch, sofort zu helfen, Zügel anlegen, bis er selbst die nöthigen Erfahrungen über ein Mittel gesammelt hat, da es eben kein Universalheilmittel für eine Krankheit, sondern nur unter bestimmten Umständen wirksame oder schädliche Mittel giebt. Der Arzt, der im guten Glauben nach der gegebenen Formel handelt, gleicht nur zu sehr dem täppischen Bären, der die Fliege auf der Stirn seines Herrn mit einem Stein erschlägt.

Nichts ist bekanntlich trügerischer als die Annahme, daß Heilung bei Anwendung eines Mittels auch Heilung durch das Mittel ist; und da gerade Epidemien, um mich so auszudrücken, von vorn herein unter einem „günstigeren oder ungünstigeren Stern" stehen, so sind hier therapeutische Fehlschlüsse an der Tagesordnung. Bei gutartigem Charakter der Krankheit wird die Heilung dem angewandten Mittel zugeschrieben, bei bösartigem werden nur die ungünstigen Verhältnisse verantwortlich gemacht. Diese Gunst der Umstände ist dem Diphtherieheilserum im vollsten Maße zu Theil geworden und darum wird das Mittel, das, kritisch geprüft, in schweren und mittelschweren Fällen nicht mehr leistet als die abwartende Behandlung, in einer bösartigen Epidemie auch bei den blinden Enthusiasten den Nimbus seines suggestiven Namens nicht bewahren können.

Man mag über meine theoretischen Ausführungen denken, wie man will: das Recht der Erfahrung nehme ich für mich in weitestem Umfang in Anspruch; denn meine Schlußfolgerungen sind nicht im Laboratorium, dessen Geheimnisse ich sehr wohl kenne, sondern aus einer eingehenden praktischen Erfahrung über sämmtliche in Deutschland seit dreißig Jahren aufgetretenen Formen der Infektion-Krankheiten und Epidemien erwachsen. Zum nicht geringen Theil sind auch für die kritische Stellung, die ich gegenüber der modernen Bakteriologie eingenommen habe, Erinnerungen bestimmend gewesen, die für mich, den Sohn eines sehr beschäftigten Arztes, bis in meine früheste Jugendzeit zurückreichen. Es bleibt mir unvergeßlich, wie während der großen Choleraepidemie der fünfziger Jahre Cholerakranke in nicht geringer Zahl in unsere Wohnung gebracht wurden, um den Rath meines damals an einem Augenleiden erkrankten Vaters einzuholen. Niemand hat in dieser Zeit die Möglichkeit einer Ansteckung befürchtet und die Epidemie hat weder uns noch unsere Nachbarschaft ergriffen, obwohl auch ein solches Ereigniß während einer Epidemie nicht als Beweis für Uebertragung durch Ansteckung zu verwerthen gewesen wäre. Und eben so verhielt man sich den anderen Infektion-Krankheiten gegenüber.

Abgesehen von kritischen Gründen haben mich also ausgiebige Beob-

achtungen am Krankenbett zu der Ansicht geführt, daß die Furcht vor den Kranken herzlos und unnöthig ist, da Ansteckung relativ selten bewiesen werden kann und meines Erachtens Seuchen (Epidemien) sicher nicht — und Endemien nur zum kleinsten Theil — durch Ansteckung entstehen. Die jetzt maßgebende Generation der Bakteriologen und der in ihrer Schule erzogenen Aerzte kann aber Dem gegenüber für ihre Ansichten nur die Ergebnisse des Laboratoriums ins Feld führen, die sie denn auch bei mangelnder Erfahrung in der Bekämpfung von Epidemien ohne Kritik verwerthet. Wie fremd dieser Schule die klinische Erfahrung ist, beweist nichts besser als die Thatsache, daß entsprechend ihrer Theorie jetzt sogar die an Unterleibstyphus Erkrankten, die, so lange ich mich erinnere, fast überall*), auch während großer Endemien, unter die anderen Kranken ohne jede Gefährdung dieser Nachbarn vertheilt waren, strengstens isolirt werden müssen. Und eben so utopisch erscheint der Versuch, durch ein Netz von Typhusdetektivstationen jeden bakteriologisch verdächtigen Fall zur Kenntniß zu bringen und so auf dem Wege der Isolirung die Krankheit, deren merkwürdige Wellenbewegungen jedem Erfahrenen bekannt sind, auszurotten. Neben den Kommissionen für Typhus werden wir wohl bald auch andere und schließlich für jede der verschiedenen Infektion-Krankheiten haben; aber der Erfolg wird derselbe sein wie der von Inquisition, Ketzergerichten und anderen Maßnahmen, die geistige Epidemien durch Vernichtung der Körper und der Werke der Ketzer auszurotten versuchten. Geistige und körperliche Epidemien und geistige Richtungen entstehen nicht durch ein Samenkorn, das ein Einzelner ausstreut — obwohl immerhin eine Zahl von Erkrankungen durch Ansteckung erfolgt —, sondern durch gemeinsame, noch unerforschte, wechselnde Erscheinungen der körperlichen und geistigen Anlage und der kosmischen und irdischen Faktoren, die den Wellengang des Lebens gestalten, den wir in dem Wechsel der physischen und psychischen Eigenheiten der Generationen**) erkennen können.

---

*) Auch Scharlach- und Masernkranke wurden während meiner Studienzeit und noch später ohne Nachtheil für die Zimmergenossen in den gemeinsamen Krankensälen behandelt.

**) Daß die neue Form der bewußten und unbewußten Lebensäußerungen, vor Allem der Denkrichtung, in einzelnen Individuen zuerst merkbar wird, ist als Symptom des nahenden Umschwunges wichtig, aber bei der großen Mannichfaltigkeit der individuellen Lebenserscheinungen weniger bedeutsam als die Thatsache, daß die Mehrzahl der Zeitgenossen fast mit einem Schlage in die neue, geistige oder körperliche Entwickelungrichtung einlenkt. Einzelne Pflanzenkeime können, zufällig nach einem neuen Siedlungorte verschleppt, Wurzel fassen oder künstlich fern von ihrer Heimath aufgezogen werden; die Entwickelung eines wirklichen Waldes und eines üppigen Kornfeldes ist an Bedingungen geknüpft, für die ein Exemplar, das zufällig aufwächst, oder der künstliche Versuch, der in einzelnen Fällen glückt, nicht durchweg maßgebend sein kann.

Die Bakteriologie hat meines Erachtens keins der Räthsel, die sie lösen zu wollen vorgab, gelöst, sondern nur die Schwierigkeit und Mannichfaltigkeit der Probleme, die man von der Enge des Laboratoriums aus abschließend nicht überblicken kann, noch klarer hervortreten lassen. Wenn es mir durch mein Buch gelungen sein sollte, die Anregung zu einer kritischen Betrachtung der dogmatischen Formulirungen der Bakteriologen zu geben, so habe ich meinen Zweck erreicht; und ich hoffe, daß kein Leser mir die Anerkennung versagen wird, daß ich mich bemüht habe, schwierige Probleme, unbeeinflußt von faszinirender Tagesmeinung, an der Hand der Erfahrung, von möglichst vielen Gesichtspunkten aus und bei aller Schärfe der Kritik sachlich zu erörtern. Ob ich Recht oder Unrecht habe, in welchem Punkt ich zu weit gegangen bin: Das wird die Zukunft entscheiden. Das Eine glaube ich schon jetzt aus den Zeichen der Zeit schließen zu dürfen: wenn die Wahrheit auch nicht ganz auf meiner Seite sein sollte, so entfernt sich doch meine Anschauung weit weniger von ihr als die von mir bekämpfte. Und wenn ich die Vorrede meines Buches mit dem alten Spruch abschloß: „Kinder, die jetzt noch spielen, werden dereinst unsere Richter sein", so glaube ich, annehmen zu dürfen, daß schon heute Männer zu finden sind, die nach objektiver Erwägung in dieser Weise entscheiden.

Professor Dr. Ottomar Rosenbach.

Emissionen.

Sind wirklich erst zwei Jahre vergangen, seit die große Krisis über Deutschland hereinbrach? Trennt uns wirklich ein so kurzer Zeitraum von den Tagen, da alte Bankpaläste wie Kartenhäuser hinsanken? Wahr, aber unglaublich; denn schon wieder sehen wir Börsentreibereien, die nur allzu geeignet sind, neue Katastrophen vorzubereiten. Der hohe Kurs einzelner Industrieaktien muß jetzt wieder Bedenken erregen; aber auch viel düsterere Schatten zeigen sich schon dem Auge. Die ungesunde Ueberspekulation, die nicht nüchtern rechnet, sondern, um schnell Profite einzuheimsen, skrupellos zu jedem Kurs kauft, ist wieder in den Börsensälen heimisch geworden. Und auch die widrigste Blüthe erblicken wir wieder am Giftbaum: der alte, vor der Krisis so oft gescholtene Unfug, der mit Emissionen getrieben wird, ist in ungeschwächter Kraft zurückgekehrt. Die Banken haben die Zeit des billigen Geldes und des hohen Wagemuthes benutzt, um Aktien, auf denen sie seit den letzten Niedergangstagen gesessen hatten, ins liebe Publikum zu bringen. Die Leute, die, ohne Kapital, bei allen Emissionen mitmachen, um nach der ersten Steigerung mit Nutzen zu verkaufen, sind wieder obenauf und die Mode der Konzertzeichnerei beherrscht den Markt.

Mit der Emission der deutschen Reichsanleihe fing der Unfug an. Wochen lang hatte man vorher den Markt bearbeitet: das Geld, hieß es, sei billig und im Ueberfluß vorhanden. Nur der Kenner merkte, wie sorgsam hinter den Cou-

lissen täglich der Privatdiskont herausgeputzt wurde. Nach diesen Auftakten erklang der erste Satz der großen Symphonie: ein Andante Maestoso in Moll. Prospekte in allen Zeitungen: Neue Reichsanleihe! 290 Millionen! Dann kam der zweite Satz: Allegro. Höher schlugen die Herzen aller Patrioten, denn die Anleihe war fünfundvierzigmal überzeichnet worden. Ueber dieses Thema hörten wir allerliebste Variationen; von deutscher Kapitalkraft wurde viel gesagt und gesungen. Dann das Scherzo. Die Flötenstimme der Börsenpresse säuselte wunderliche Triolen. Das ehrfurchtlose Ausland hatte den Erfolg der Anleihe hämisch zu glossiren gewagt. Sollte Monsieur Toutlemonde diese Kritik etwa ernst nehmen? Nein; er höhnte die Idioten, die sich erdreisteten, zu nörgeln, und freute sich der Thatsache, daß ein paar ausländische Bässe sich herbeiließen, das Thema der Riesenüberzeichnung in feierlich getragenen Tönen zu variiren. Vierter Satz: Marcia Funebre. Der Kurs der neuen Anleihe sinkt; die Schaar der Konzertzeichner beeilt sich, die erhaltenen Stücke zu realisiren, und ein Theil der Börsenpresse stimmt schon laute Klagelieder an. Da muß Etwas geschehen. Also: Allegro Furioso. Grimmige Börsenbässe brummen: Alles Schwindel! Mit hellem Trompetenstoß fallen die Bankdirektoren ein. Das Klagegeheul und das Schluchzen der Geigen, das wehmüthig das weitere Sinken des Anleihekurses begleitet, muß übertönt werden und so bläst und streicht denn das ganze Orchester mit ungeheurem Kraftaufwand das Leitmotiv: Alles Schwindel! Nun naht das Finale. Paukenschlag und Trommelwirbel: das Uebernahmekonsortium hat sich aufgelöst. Schmetternde Jubelfanfaren preisen den glücklichen Verlauf der großen Aktion ... Jetzt hört man auch wieder das Geflüster der Skeptiker, die von der Auflösung des Anleihekonsortiums als von einem Theatercoup reden und behaupten, man sei genöthigt gewesen, 70 Millionen der neuen Anleihe einem Unterkonsortium aufzupacken; von den 290 seien also nur 220 Millionen fest gezeichnet worden. Gegen solche Gerüchte hilft nur ein kräftiges Dementi. Richtig meldeten denn auch die Börsenblätter, die Mär vom Unterkonsortium gehöre ins Fabelreich. Doch leider sind neuerdings die Offiziösen der Politik und der Finanz noch ungeschickter geworden, als sie früher schon waren. So las man am Schluß eines Dementirartikels den Satz: „Daß einzelne Banken und Bankhäuser, um ein weiteres Zurückgehen des Anleihekurses zu verhüten, größere Posten aus dem Markt nehmen mußten, ist eine Sache für sich.“ Diese Naivetät ist herzerquickend; ein Unterkonsortium giebts nicht, aber die Banken haben „größere Posten aus dem Markt genommen“. Ob die intervenirenden Mächte ein Konsortium bilden oder vereinzelt vorgehen, ist doch ganz gleichgiltig; das verrätherische Sätzchen lehrt deutlich, was man von der ungeheuren Ueberzeichnung zu halten hat. Da von vorn herein feststeht, daß nur ein kleiner Betrag zugetheilt wird, zeichnet Jeder eben getrost fünfzig- oder hundertmal mehr, als er wirklich haben will. Und auch diese Zeichner sind meist noch Leute, die nur die winzige Zeichnungmarge einheimsen und die Papiere dann sofort wieder loswerden wollen. Diesmal dürfte die Riesenziffer der Ueberzeichnung wohl noch auf andere Weise zu erklären sein. Wahrscheinlich haben manche Banken, um mit recht großen Zahlen prunken zu können, den bei ihnen gezeichneten Betrag nach oben um einige Milliönchen abgerundet, die sie für sich zeichneten.

Den Lärm, der kurz vor und nach der Emission der Reichsanleihe zur

Aufreizung gläubiger Gemüther inszenirt wurde, haben einzelne Banken mit List und Schlauheit ausgenützt. Die Berliner Bank brachte die Aktien der Rheinischen Möbelstoff-Weberei auf den Markt und eine kleine Bankfirma emittirte Duxer Porzellanmanufaktur-Aktien. Diese und andere Papiere stiegen sofort nach der Emission um mehrere Prozent. Dabei wurde wieder ein bedenkliches Mittelchen angewandt, das offenbar gegen die Vorschriften des Börsengesetzes sündigt. In erster Linie wurden nämlich die Zeichner berücksichtigt, die sich verpflichteten, die Aktien erst nach ein paar Monaten zu verkaufen. Nach dem Wortlaut des Prospektes emittirt man eine bestimmte Aktiensumme und das Publikum muß glauben, der Kurs gebe ein getreues Bild vom Umsatz des gesammten Kapitals; die Sperre bewirkt aber, daß der Kurs nur die Bewegung eines ganz winzigen Kapitälchens spiegelt. Wenn man das Angebot ausschließt, sind Kurssteigerungen natürlich leicht zu erreichen. Das Börsengesetz aber schreibt ausdrücklich vor, der Prospekt müsse angeben, welcher Theil des Kapitales dauernd oder vorübergehend dem Verkehr entzogen ist.

Doch dem Publikum, das schwierige Analysen nicht liebt, genügte die Thatsache, daß die Kurse stiegen, und es drängte sich in Haufen zu den nächsten Emissionen. Besonders wild ging es zu, als die Deutsche Bank die Aktien der Reichelt Metallschraubenfabrik einführte. Und hier zeigte sich abermals ein Uebelstand der geltenden Praxis. Man ist zu der Unsitte zurückgekehrt, neue Aktien nicht mehr zu einem festen Emissionkurs anzubieten, sondern einfach bekannt zu machen, an dem und dem Tage würden die Aktien an die Börse gebracht. Das widerspricht zwar nicht dem Wortlaut, aber dem Geist des Börsengesetzes, das die Veröffentlichung eines Prospektes ja nicht nur vorschreibt, um ein Urtheil über den inneren Werth einer Anleihe zu ermöglichen, sondern namentlich auch, um Grundlagen für die Beantwortung der Frage zu schaffen, ob der Emissionkurs angemessen ist. Für Reichelt-Aktien hatte das Publikum so viele Kaufaufträge gegeben, daß der von der Deutschen Bank beabsichtigte Kurs von 130 nicht durchzusetzen war; er mußte auf 140 gesteigert werden. Am nächsten Tag wollten die Konzertzeichner ihren Gewinn schnell einsäckeln; aber die Deutsche Bank machte ihnen einen Strich durch die Rechnung: sie ließ den Kurs auf 131 fallen. Das war, wie die Dinge lagen, ihr gutes Recht: so häßliche Zwischenfälle wären aber zu vermeiden, wenn bei der Einladung zur Subskription der Kurs angegeben würde. Die Enttäuschung hat die Konzertzeichner nun wenigstens zu größerer Vorsicht gestimmt. Das war zu merken, als die Dresdener Bank mit den Aktien der Bodengesellschaft Kurfürstendamm und die Berliner Handelsgesellschaft mit ihren Grundbesitzaktien auf den Markt kam. In beiden Fällen wurde zwar offiziell gemeldet, das ganze verfügbare Material sei aufgenommen worden, doch höre ich, der Umsatz sei recht gering gewesen und die Dresdener Bank habe sich genöthigt gesehen, eine stattliche Aktienmenge für sich zu behalten. Seitdem wurde der Kurs rasch erhöht; um Käufer zu locken? Die Emission der Bodengesellschaft Kurfürstendamm enthüllte übrigens, welchen großen Grundbesitz die Dresdener Bank in den vergangenen, für sie sehr kritischen Jahren mitgeschleppt hat. Um diese Situation aber ganz klar zu erkennen, muß man bedenken, in wie naher Beziehung zur Bodengesellschaft Kurfürstendamm und zur Dresdener Bank die auch von Vater Haberland stammende Berlinische Bodengesellschaft steht.

Plutus.

*

Notizbuch.

Vier Wochen noch: dann wird in den deutschen Bundesklosets ein neuer Reichstag gewählt. Und Du weißt doch, lieber Leser, daß Du den leidenschaftlichsten aller je gesehenen Wahlkämpfe zu erwarten und Dich auf eine Entscheidung von ungeheurer Tragweite gefaßt zu machen hast? Du müßtest es wissen; denn so stehts in den Zeitungen. Da wird dem Reichstag, der eben in sein längst mit Hypotheken belastetes Grab gesunken ist, fast von allen Parteien ein schlechtes Zeugniß in den Totenschein geschrieben; er sei zu selten beschlußfähig, zu agrarisch, nicht agrarisch genug, zu sozialistisch, zu kapitalistisch, geistig zu unbedeutend gewesen, habe dem Drang des Nationalgefühles den Ausdruck versagt, der nationalen Phrase allzu willig Gehör geschenkt, dem Idealismus die Thür verriegelt; und so weiter. Der neue Reichstag soll besser sein, wird besser sein, muß besser sein. Das empfindet Jeder; und deshalb steht uns ein Wahlkampf von unerhörter Heftigkeit bevor. Die Armen, die gezwungen sind, im Schweiß ihres Angesichtes täglich solche Prophezeiung zu leisten, wären mehr zu bedauern, wenn Gewohnheit ihnen nicht lange schon das traurige Handwerk erleichtert hätte. In den allerletzten Wochen vor dem Wahltag wirds ja nun auch ein Bischen lebhafter werden. Die Parteien müssen mobil machen, die träge Mannschaft aufrütteln und dazu ist die Behauptung nöthig, von dieser Wahl hänge die Zukunft des Reiches und das Glück sämmtliche Bürger ab. Das hören wir vor jeder Wahl, jedesmal wirds von Manchen geglaubt, und da viele Männer, die sonst den Weg ins Stimmhaus scheuen, jetzt die Neugier treibt, die in usum electoris geschaffene Isolirzelle kennen zu lernen, wird vielleicht auch ein höherer Zettelhaufe beweisen, daß die Schicksalsstunde der Abrechnung von heißen Wünschen der Volksseele ersehnt worden war. Und damit wäre zugleich auch bewiesen, daß die Preßprophezeiung wirklich aus dem delphischen Heiligthum kam. Wir aber haben uns hier nicht zusammengefunden, um hinter Phrasenschleiern mit kindischem Spiel die Zeit zu vertreiben. Keine Rücksicht auf die taktischen Bedürfnisse einer Fraktion hindert uns, auszusprechen, was ist. Was ist? Der vorige Reichstag war nicht so schlecht, wie er gemacht wurde, und der nächste wird sich nicht wesentlich von ihm unterscheiden. Daß die M. d. R. lieber am heimischen Stammtisch als im Wallotbräu kneipten, mag der Reichsschankwirth beklagen: mit der Politik hat diese Geschmacksfrage nichts zu schaffen. Da die löblichen Fraktionen fast immer „geschlossen" stimmen, genügt es vollkommen, wenn ein paar emsige Wächter im Parlament sitzen; statt über den schlechten Besuch des Schwatzpalastes zu plärren, sollte man endlich im Artikel 28 der Reichsverfassung den zweiten Satz streichen, der lautet: „Zur Giltigkeit der Beschlußfassung ist die Anwesenheit der Mehrheit der gesetzlichen Anzahl der Mitglieder erforderlich". Dann wäre — der dritte Satz des selben Artikels ist vor dreißig Jahren gestrichen worden — der Reichstag stets beschlußfähig; und die Furcht vor Ueberrumpelungen würde stärker wirken als alle Ermahnungen, stärker sogar als Diäten. Warum schilt man den vorigen Reichstag eigentlich? Er hat geleistet, was von ihm zu erwarten war, ist den Verbündeten Regirungen nie ernstlich unbequem geworden, hat die Witzchen des Grafen Bülow prompt belacht und den Grafen Posadowsky nicht gehindert, verständige Gesetze durchzubringen. Kein sichtbares Symptom läßt hoffen oder fürchten, der nächste Reichstag werde veränderte Wesenszüge zeigen. Die Sozialdemokratie wird sicher ein halbes, vielleicht ein ganzes

Dutzend Sitze gewinnen, Konservative und Nationalliberale können ein paar Mandate an radikalere Parteien verlieren; im Ganzen aber wird wahrscheinlich Alles beim Alten bleiben. „Wenn in einem Lande die politische Leidenschaft so gering ist, daß sie nach fünf solchen Jahren, wir wir sie erleben mußten, nicht einmal die Vernichtung der ehrenwerthen Parteien herbeizuführen vermag, die ihre Grundsätze schnöde verrathen und sich vor der Gewalt schamlos prostituirt haben, dann braucht selbst die schwächste, unfruchtbarste Regirung nicht für ihr armes Bischen Leben zu zittern. Wieder werden fünf Jahre vergehen. Die Sozialdemokratie wird im Reichstag dann sechsundsechzig oder siebenzig Sitze haben, das Centrum wird die Weltanschauung des 1903 neusten Kurses bestimmen, die Konservativen werden, wie immer, thun, was die Regirung heischt, — und Alles wird auch dann noch beim Alten sein." Das wurde hier im Juli 1898 gesagt und kann heute noch wiederholt werden. Und damals ahnten wir noch nicht den Ausbruch der folie circulaire, den der Blick seitdem schaudernd sah. Schon 1898 wurde viel von Zolltarif und Handelsverträgen geredet; wer aber gesagt hätte, dieses Gerede werde noch bis in den nächsten Wahlkampf fortwuchern, wäre ausgelacht worden. Und jetzt? Jetzt lesen wir, hören wir täglich, der zu Wählende sei nur zu fragen, für welchen Feldfruchtzoll er stimmen werde; nur danach. Wahnsinn muß mans nennen und kann höchstens vor der Wahl des Spezialnamens zaudern. Die wichtigste, die allein wichtige Aufgabe eines Volkes, dessen Kaiser Wilhelm der Zweite ist, soll der Abschluß von Handelsverträgen sein? Während die capriviischen Handelsverträge galten, sind gute und schlechte Geschäfte gemacht worden, haben wir den berühmten „Aufschwung" und einen jähen, noch lange nicht beendeten Niedergang erlebt, der nicht zum geringsten Teil die Folge überschätzender Exporthoffnungen war. Gerade diese Zeit sollte selbst Zweifler gelehrt haben, wie wenig ein mit paragraphirten Sätzen beschriebenes Pergament gegen die Entwickelungtendenzen der Weltwirtschaft vermag. Ob die Vereinigten Staaten bald oder erst später zum Export von Massengütern gezwungen sein, wie in Asien, Afrika, Südeuropa die neuen Bahnbauten auf Produktion und Konsum wirken, ob Chamberlains und Roseberys imperialistische Wirthschaftpläne gelingen werden: Das und noch manches Andere ist für Deutschlands Handel und Gewerbe unendlich wichtiger als der Zank um winzige Kornzolldifferenzen. Auch andere Länder wollen Handelsverträge abschließen; in Amerika, Rußland, Oesterreich, Italien denkt aber Niemand ernsthaft daran, diese Geschäftssache zum Angelpunkt alles politischen Handelns zu machen. Der Lärm wäre begreiflich, wenn, wie in den Tagen Cobdens und Peels, prinzipielle Entscheidungen bevorständen. Die werden ja aber gar nicht erstrebt. Selbst den Verrückten dämmern doch lucida intervalla, die sie ungefähr erkennen lehren müßten, wie es kommen wird. Die Verbündeten Regirungen kündigen die Handesverträge nicht und zeigen dadurch deutlich, daß sie eine vertraglose Aera um jeden Preis meiden möchten: sie werden also eine nicht sehr beträchtliche Erhöhung der Landwirthschaftzölle durchzusetzen suchen und, wenn diese Absicht auf Widerstand stößt, die geltenden Verträge einfach verlängern. Ergo werden ganz sicher die „extremen Agrarier" nicht siegen, wird ganz sicher die vertraglose, die schreckliche Zeit dem armen Reich erspart bleiben. Und darum Räuber und Mörder? Die Grundlagen der Oekonomik haben sich verändert, die alten Lehrbücher sind fast schon unbrauchbar geworden, wir aber hören seit vierzehn Jahren immer die selbe Litanei: Soll die Tonne Brotgetreide 35, 50 oder 55 Mark Zoll tragen? Offenbar ists die

Lebensfrage deutscher Nation; was nicht hindert, daß sie nachgerade langweilig geworden ist. Nie haben die nicht unmittelbar Interessirten sich so wenig um die Wahlen gekümmert; nie klang das Geschwätz vom „Wahlkampf" komischer. Höchstens giebts manchmal Etwas zu lachen. Da brüllt Einer: Gegen die Sozialdemokratie! Ein Zweiter: Gegen das Centrum! Ein Dritter, der nach Holzpapierruhm lechzt: Unter allen Umständen gegen den Bund der Landwirthe! Diese guten Menschen und schlechten Musikanten haben bis heute noch nicht gelernt, daß den Wähler das wirthschaftliche Sein determinirt und daß gegen die Wucht der Klasseninteressen alle ideologischen Ermahnungen unwirksam sind. Thut nichts; wir werden weiter lesen, der leidenschaftlichste aller je erschauten Wahlkämpfe werde eine Entscheidung von ungeheurer Tragweite bringen. Den Schwarzkünstlern kommts auf einen Schwindel mehr oder weniger nicht an. Wenn sie dann beim Bier sitzen, sagen sie: Gräßlich, diese konstitutionelle Ermattung unseres politischen Lebens; an die Macht und Widerstandsfähigkeit des Reichstages glaubt kein Mensch mehr und es ist ein Kreuz, über die Wahlen zu schreiben; da sie aber bis ans Quartalsende reichen müssen, darf man nicht sagen, wie grenzenlos uninteressant und langweilig die Geschichte Allen geworden ist.

* * *

London.

„Von einer Reise, die als ein Akt der Höflichkeit geplant war und die zum Triumphzug, zu einem Ereigniß von unberechenbarer Tragweite wurde, ist König Eduard in sein Reich heimgekehrt. In drei europäischen Hauptstädten hat ihn lauter Jubel begrüßt und auf allen Wegen begleitet. Und dieser Jubel galt nicht nur der Person des Monarchen und deren glänzenden Eigenschaften, sondern der Nation, die er als erster Gentleman würdig vertrat. Wo sind nun all die finsteren Prophezeiungen, mit denen unsere Feinde den tapferen Britengeist einzuschüchtern versuchten? Sind wir wirklich so einsam, so verhaßt, wie sie seit vier Jahren dreist behaupten? Millionen Stimmen haben in Lissabon, in Rom und Paris diesen boshaften Klatsch laut widerlegt und vergebens bemühen sich die berliner Hetzer, die Wirkung dieser großartigen Demonstrationen abzuschwächen. Wir sind weit entfernt, die Bedeutung der neuerdings von Berlin aus in die Mode gebrachten Monarchenreisen zu überschätzen; das Schauspiel aber, das sich jetzt unserem Auge bot, ist ohne Beispiel in der Geschichte. Nicht durch besonderen Prunkaufwand, durch Umzüge

Berlin.

„Mit schlecht verhehltem Neid haben namentlich die Engländer auf die römischen Vorgänge geschaut. Ihr König Eduard war ausgezogen, um durch den Glanz seiner Sonne den Winter des Mißvergnügens in glorreichen Sommer zu wandeln. Wir glauben nicht, unhöflich zu sein, wenn wir sagen, er habe auf dieser Rundreise eine recht unglückliche Rolle gespielt und eigentlich nur den Witzblättern Stoff geliefert. Daß Portugal zum Vasallen Englands herabgesunken ist, wußten wir und brauchten nicht die Betheuerungen gespreizter Pathetik. In Paris wurde der korpulente Freund der Lebemänner und Lebedamen artig, aber kühl aufgenommen und entging mehr als einmal mit knapper Noth feindlichen Demonstrationen. Und wenn er geglaubt haben sollte, in Rom erfolgreicher gewesen zu sein, so ist er inzwischen wohl eines Besseren belehrt worden. Man muß ihm zugestehen, daß er Alles gethan hat, um den Massenapplaus herauszufordern; er gab sich mit gesuchter Einfachheit, redete viel von Freiheit und Civilisation und lehnte, um den antiklerikalen Instinkten der Menge zu schmeicheln, die vatikanischen Etiquetteforderungen ab, denen noch jeder

und Aufzüge hat König Eduard die Massen gewonnen; ganz einfach gab er sich und seiner liebenswürdigen Gradheit flogen die Herzen zu. Der Deutsche Kaiser nahm die Uniformen des Husaren, des Kürassiers, des Generals der Infanterie, eigene Wagen und Pferde — deren Transport allein dreißigtausend Mark gekostet hat — auf die Reise mit und ergänzte sein großes und buntes Gefolges durch die stattlichsten und auffälligsten Vertreter des deutschen Heeres. Er hatte für Jeden ein ausgesuchtes Kompliment, einen Superlativ des Entzückens, lud die dem Protestantismus feindlichsten Kardinäle zum Essen, machte ihnen und dem von ihnen protegirten Kloster Besuche, erfand, um die Empfindlichkeit des Vatikans zu schonen, ein neues Ceremoniell und beugte sich vor Leo dem Dreizehnten so tief, daß seine Stirn die Hand des Greises berührte. Trotzdem ist der Erfolg gleich Null; man kann ohne Uebertreibung sogar sagen, daß die Reise ungünstig gewirkt hat. Daß im Vatikan auch der Klügste seinen Meister findet, sprechen wir einem deutschen Dichter nach, — dem selben großen Dichter, dessen vom Kaiser geschenktes Denkmal die Römer auf dem Pincio eben so wenig zu sehen wünschen wie unsere Freunde in Washington Friedrich den Großen. Und der alles Erwarten übertreffende Eifer, womit der lutherische Monarch die Kurie umwarb, hat die dem Kirchenregiment entwachsenen Italiener arg verstimmt, das vom Papst verfluchte Haus Savoyen gekränkt und die bröckelnde Basis des Dreibundes nur noch mehr gelockert. Wie leuchteten Aller Augen, als König Eduard von den gemeinsamen Idealen der Freiheit und Civilisation sprach! Er hat der Priesteranmaßung keine Konzession gemacht, hat sich stets als Gast des Volkes gefühlt und gerade deshalb Erfolge heimgetragen, deren politische Bedeutung gar nicht hoch genug anzuschlagen ist."

Fürst sich bisher gefügt hat. Solche Mittelchen hat der vornehme Sinn unseres Kaisers verschmäht. Und dennoch und gerade deshalb hat er alle Herzen im Sturm gewonnen. Jeder unparteiische Augenzeuge muß bestätigen, daß der Empfang beider Herrscher schlechterdings unvergleichbar war; dort ruhige, fast gleichgiltige Höflichkeit, hier ein heißer Ausbruch aufrichtiger Begeisterung für die geniale Persönlichkeit des von allen Italienern vergötterten Kaisers, den ja die Mönche sogar als zweiten Karolus Magnus begrüßten. Was bedeuten dagegen die albernen Hetzereien, in denen sich die londoner Schandpresse gefällt? Diesen Exaltados führt der Aerger die Feder; sie fühlen, daß die Reisebemühungen ihres schwerfälligen King Edward überall belächelt werden, und möchten ihre Wuth über die Ergebnißlosigkeit seiner Wanderschaft, wie gewöhnlich, an Deutschland auslassen. Ihr neustes Märchen ist, des Kaisers Höflichkeit gegen den Vatikan habe den Quirinal und die herrschende Demokratie verstimmt. Das alberne Gerede widerlegt sich von selbst. Wilhelm der Zweite hat dem Königreich Italien einen gar nicht hoch genug zu schätzenden Dienst geleistet, als er dem Papst und Rampolla die Ehren erwies, die ihnen gebühren, und es war ein weltgeschichtlicher Moment, als der Kaiser des protestantischen Deutschen Reiches rief, er werde Gott bitten, zum Heil der ganzen Menschheit das theure Leben Leos des Dreizehnten noch recht lange zu erhalten. Wir sind nicht geneigt, die Bedeutung von Monarchenreisen zu überschätzen. Die Romfahrt unseres Kaises aber, die in nicht enden wollendem Jubel selbst den Feind ahnen ließ, wie fest das deutsch-italienische Bündniß in den Herzen der Völker wurzelt, darf auch der nüchterne Beobachter einen weithin glänzenden, unvergänglichen Markstein in der ruhmreichen Geschichte deutscher Politik nennen."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Berlin, den 23. Mai 1903.

Das Wagner-Denkmal.

Vor vierundvierzig Jahren feierten die Deutschen Schillers hundertsten Geburtstag. Der Prinzregent von Preußen verhieß deutschen Dichtern den Schillerpreis, die Schillerstiftung, der Hammers Ruf ins Leben geholfen hatte, erwuchs in engen Grenzen zu bescheidenem Wirken und überall, wo Deutsche wohnten, gab es Volksfeste, Bankette, Fackelzüge, Konzerte, Theaterfeiern und Gedenkreden; namentlich Reden: so ziemte sichs zur Erinnerung an den großen Rhetor. Die Erben des Schaugerüstkönigs saßen damals in Wien: Grillparzer, der feinste Epigone, und Hebbel, der stärkste Psychologe, der reckenhafteste Dialektiker im Reich deutscher Dramatik, der Leu mit dem Ameisenauge, das selbst die dem Menschenblick unsichtbaren ultravioletten Sonnenstrahlen sieht. Beide gedachten, Jeder auf seine Weise, des Feiertages. Grillparzer warnte die Landsleute, Schiller „nicht blos zum Vorwand zu nehmen für weiß Gott was für politische und staatliche Ideen"; und da die immer, von Geschäftes wegen, innig begeisterte Presse sein nüchternes Wort als gar zu kühl pedantisch getadelt hatte, schrieb er: „Einige Taglöhner der Journale haben Anlaß genommen, über meine Stellung zur Schillerfeier sich mißbilligend auszulassen. Ich gönne ihnen die paar Groschen, die sie sich durch die paar Zeilen verdienen, wobei sie noch die Lust der Unfähigen, sich an den Befähigten zu reiben, mit in den Kauf haben. Ueber meine Gesinnung für Schiller kann kein Zweifel sein. Ich habe ihn durch die That geehrt, indem ich immer seinen Weg gegangen bin. Wenn ich nicht Schiller für einen großen Dichter hielte, müßte ich mich selbst für gar keinen halten.

Aber nun wird diese Feier mit einem solchen Lärm und einem solchen Hallo vorbereitet, daß die Vermuthung entsteht, man wolle dabei noch etwas Anderes feiern als Schiller, den ausgezeichneten Dichter und Schriftsteller: etwa das deutsche Bewußtsein, die deutsche Einheit, die Kraft und Machtstellung Deutschlands. Das sind schöne Dinge. Aber Derlei muß sich im Rath und auf dem Schlachtfelde zeigen. Nichts ist gefährlicher als der Glaube, Etwas zu haben, das man nicht hat, oder Etwas zu sein, das man nicht ist. Dieser Verdacht wird dadurch zur halben Gewißheit, daß die Literatoren sich an die Spitze der Bewegung gestellt haben. Diese haben nun durchaus kein Recht, Schillern als Dichter zu feiern. Wenn man ihre Aesthetiken, Literargeschichten, Journalartikel und Kritiken liest, so sieht man, daß sie an die Poesie Anforderungen stellen, die gerade das Gegentheil von denen sind, die Schiller an sich selbst gestellt hat." Hebbel sah am siebenten November den Fackelzug und schrieb am nächsten Morgen in sein Tagebuch: „Sehr schön. Prachtvoll, wie die große Feuerschlange an der Donau entlang die Bischofgasse sich hinaufwand; alle Gewerke, namentlich Bäcker und Schmiede, vertreten, wie Wissenschaft und Kunst. Wann wird aber der Buß- und Bettag folgen, dafür, daß auch ein Iffland und ein Kotzebue nicht blos ihren Tag, sondern ihre Dezennien gehabt haben?" Wie er den zehnten November feierte, lehrt uns die kurze, stolze Eintragung: „Schillers hundertjähriger Geburtstag. Ich habe eine Hauptszene am zweiten Theil der Nibelungen geschrieben, Siegfrieds Geburt behandelnd. Der letzte und tiefste Brunnen hat gesprungen." Drei Tage danach war das große Schillerbankett. Hebbel ging nicht hin; er „feierte mit unseren alten Freunden im häuslichen Kreise das Gedächtniß des Dichters, der auch auf mich in der Jugend gewirkt hat wie kein anderer." Jeder Gast erhielt von der Hausfrau, der Tragoedin des Burgtheaters, ein Sträußchen, Beethovens schönste Sonate wurde gespielt, Emil Kuh sprach einen Toast und der Dichter selbst las den „Spazirgang" — den er unter allen Gedichten Schillers am Meisten liebte — und trug dann bei Tisch „ein paar komische Verse" vor. „Wir waren unter uns sehr vergnügt." Und der Friese war kein Schillerverächter. Im weimarer Schillerhaus fühlte er sich „bis auf den Grund aufgewühlt"; das Demetrius-Fragment, das am Geburtstag im Burgtheater aufgeführt wurde, packte ihn „wie eine Seewoge"; und der Räuberdichter, zu dem der Jüngling verzückten Auges aufgeschaut hatte, blieb auch dem Alternden ein „heiliger Mann". Doch der Nationalfeier lauschte er stumm; und als er gefragt ward, warum er nicht, wie einst zum Goethetag, den festlich gestimmten Volks-

sinn mit einer Poetengabe erfreut habe, rief er: „Weil ich Schillern doch nicht so hätte preisen können wie Goethen! Glauben Sie aber deshalb ja nicht, daß ich es an unserem Volk nicht hoch ehre, gerade Schiller zum Liebling erkoren zu haben. Stellen sie sich die verwahrloste Nation vor, die dem Dichter der Klärchen, Ottilien und Philinen solche Entzückung entgegenbrächte wie dem Dichter der Glocke, des Spazirganges, des Wallenstein und des Tell! Denn dorthin, wo der wirklich große Goethe sitzt, der unvergleichliche Bildner der Klärchen und Ottilien, bringt das Auge der Masse nicht, kann es nicht dringen. Wir müssen uns also der begeisterten Liebe freuen, womit das deutsche Volk Schillers fleckloses Gemüth und den ungeheuren Schwung, der ihn trägt, instinktiv zu würdigen versteht." Zwei Dichter, zwei Schillerverehrer: und Beide, die in den Mauern der selben Stadt durch Meilenferne von einander getrennt waren, horchten nicht in ungemischter Freude auf den Festlärm. Und doch war diese Feier würdig vorbereitet worden und an dem ernsten Willen, die Kraft der besten Männer dem schönen Zweck zu gewinnen, hatte es nirgends gefehlt. Wagner und Meyerbeer waren aufgefordert, Kantaten zu liefern; Liszt komponirte Dingelstedts Festgedicht und sein Künstlerchor leitete in vielen Städten die Feier ein; in Jena sprach Kuno Fischer, in Zürich Friedrich Vischer. In Wien selbst, wo Grillparzer und Halm — an Hebbel dachte Niemand — als Deutschlands größte Dramatiker am Schillertag mit dem Lorber gekrönt wurden und Heinrich Laube, der im Dunstkreis der Apostolischen Majestät gezähmte Demagoge, mit vorsichtigem Eifer die „gesetzliche, sittliche, germanische Freiheit, die Feindin kurzathmigen Aufruhrs", pries, hießen die schlimmsten Tafelredner Schuselka und Schmerling. Die Künstler aber ärgerte das „Hallo", die Achtundvierzigerphrase, der üble Athem patriotischer Trunkenbolde. Liszt schrieb an seine Karoline Wittgenstein, er lasse Musik und Text getrennt veröffentlichen: de manière que Dingelstedt aura la satisfaction de dire ce que bon lui semble à l'Allemagne, sans que pour cela je me mette absolument de la partie. Zwanzig Jahre vorher, als in Stuttgart Thorwaldsens Schiller enhüllt worden war, hatte Mörike gesprochen. Jetzt schwiegen die Dichter; daß eines Dichters sauberer Name durch den zähen Straßenkoth des Parteienkampfes gezerrt werden sollte, verstimmte sie. Grillparzer schickte der Feier das Epigramm nach: „Der Fackelzug mit Saus und Braus liegt meinem Wesen ferne; komm' ich je aus meiner Tonne heraus, ists nur mit einer Laterne." Hebbels Epilog lautete: „Das Schillerfest hat Anlaß gegeben, Schiller für den nationalsten Dichter der Deutschen zu erklären. Er ists aber nur in dem Sinn, daß er seine Nation ganz, wie sie sich selbst, ver-

leugnet und ihrem kosmopolitischen Zug, wie kein Zweiter, zum Ausdruck verhilft." Schiller als Vorwand für patriotische Werbegeschäfte: dieses Plänchen wollten die Artisten nicht unterstützen. Und die schlanken Wände des deutschen Parnasses dröhnten von lautem Gelächter, als bekannt ward, Franz Schuselka — ein schon in der Paulskirche gefürchteter Tribun, der lange vor Schönerer rief: Los von Rom! — habe seine Schillerrede mit dem Satz begonnen: „Die erhabenste Erhabenheit ist ein Volk in seiner Erhebung."

Wir dürfen nicht lachen, dürfen mit Neid nur und Scham den Blick in die Tage keimender Kultursaat zurückschweifen lassen und müssen schaudernd erkennen, was der im Reich verarmte deutsche Geist gemächlich heute erträgt. Anno 1859, nach der Gründung des Nationalvereins, nach Solferino und Villafranca, in einer Zeit, wo an der Donau, am Rhein, an Elbe und Spree die Bourgeoisie ungeduldig auf dem letzten Absatz der zur Höhe führenden Treppe stand, griffen die Politiker nach jeder Möglichkeit resonirender Rede; und viel falsche Pathetik schwang in dem Festlärm mit. Immerhin: Leidenschaft rüttelte selbst die Massen, der Stamm sonnte sich in dem Schillerglanz seines schwäbischen Wipfels und die Besten wurden zum Wort gerufen. Jetzt regt sich kein Lüftchen; da wir den fröstelnden Leib aber gern am Hochgefühl erreichter Herrlichkeit rösten, feiern auch wir Nationalfeste; je mehr, je besser. Die Politiker haben mit Zolltarifhändeln zu thun und kümmern sich nicht um die „Feste des Geistes". Feine Künstler schließen die Fenster und halten die Nase zu, wenn sies wie Weihrauch umwittert. Und die ins Frohnjoch gespannte Menge ahnt kaum, welchen Verdiensten denn nun wieder von Illuminirten gehuldigt wird. Auf dem Jahrmarkt der Eitelkeiten aber kribbelts und wibbelt. Geschäftsleute, in deren Seele die reine Flamme des Idealismus brennt, treten aus ihren Läden und schnuppern nach Konjunkturen. Kuxantheile, Staatsrenten sogar bringen dem Besitzer manchmal bitteres Leid; das in Kirchenstiftungen, Prunkbrunnen, Schaubildern angelegte Kapital hat Jedem noch reichen Zins getragen. Der Vorwand zu einem Nationalfest ist leicht gefunden; und windet im Kerzenschein sich erst um die Säule der Kranz, dann fragt Niemand mehr, in welchen dunklen Gründen der Festplan wuchs.

Wieder droht uns solche Feier. Richard Wagner hat in Berlin noch kein Denkmal. Was liegt dran? Kant, der stärkste Beweger germanischen Geistes, hat auch keins; doch Hegel, der Staatsprestidigitateur, thront in eherner Hoheit hinterm Kastanienwäldchen. Goethe war seit achtundvierzig, Schiller seit sechsundsechzig Jahren tot, als ihnen in der Reichshauptstadt

Standbilder errichtet wurden. Haendel, Bach, Beethoven, Mozart sieht der Berliner noch heute nicht in Stein gemetzt. Man sagt, daß sie trotzdem leben; und man braucht Mündigen nicht zu wiederholen, daß kein Standbild die Nachwirkung persönlicher Kraft zu mehren, zu längern vermag. Einerlei: Wagner soll sein Denkmal haben. Wichtig wäre dabei nur die Frage, wer es schaffen soll. Denn auf den Bildner, nicht auf den Darzustellenden kommt es an. Ein Knäblein Donatellos ist kostbarerer Menschheitbesitz als Berninis Apollon; und ein von genialer Laune geformtes Spielzeug hat für Kunst und Kultur höheren Werth als Alles, was im berliner Thiergarten an Dichtern, Fürsten, Königen in Marmor und Bronze gesündigt ward. Wer also sollte den Wagner bilden? Ein Plebiszit aller guten Europäer hätte, da nur Deutsche zur Wahl stehen durften, geantwortet: Klinger; eine stattliche Minderheit hätte den feinen Portraitplastiker Adolf Hildebrand genannt. Wenn Klinger gekürt wurde und sich zum Werk bereit erklärte, durften wir uns freuen, — schon weil wir dann der Schmach ledig waren, den größten deutschen Künstler, der uns lebt, in dieser Zeit der Marmormassenverhunzung bei allen offiziellen Aufträgen übergangen zu sehen. Das Geld? Die an Zahl und an Zahlungfähigkeit große Gemeinde Wagners hätte es schnell aufgebracht; die Herren Richter, Mahler, Weingartner, Strauß, Mottl brauchten nur mit dem Zauberstäbchen zu winken. Das Geld war hier wirklich einmal Nebensache. Nur durfte mans nicht sagen; wo blieb sonst das Verdienst der Geschäftsidealisten? In solchem Fall ist das alte Trugmittel der Diallele sehr zu empfehlen: man giebt für bewiesen, was gerade erst zu beweisen wäre. Die Hauptsache, sagt man, ist das Geld; furchtbar schwer, heutzutage Hunderttausende für ein Denkmal zusammenzuscharren; überhaupt nur möglich, wenn opferwillige Kapitalisten an die Spitze treten. Sie traten. Und staunend sollte Alldeutschland nun erkennen, was opferwilligen Kapitalisten gelingen kann.

Daß sie den Ausschuß deutscher Nation (so nennt mans; ohne Ausschuß kein Nationaldenkmal) bilden mußten, war sonnenklar. Ein Schminkefabrikant, ein Hoftraiteur, ein Hofuhrmacher, ein Kanalisator, ein Militärlieferant setzten sich um den Vorstandstisch. Die Literatur mußte auch vertreten sein: ein adeliger Generallieutenant z. D., beliebter Tischgast im östlichen Westen, wurde geholt; Dichter der Werke: „Die liebe, schöne Lieutenantszeit", „Auf Reitschule", „Anker geschlippt", „Mausfallmarie". Nicht minder würdig war die Bildende Kunst vertreten. Als gar noch ein paar Namen geködert, ein bayerischer Prinz und ein preußischer Generalintendant (Komponist einer lächerlichen Oper) fürs „Ehrenfestpräsidium" gewonnen

waren, konnte der Guß beginnen. Doch vorher war ja noch der Bildhauer zu wählen. Klinger? „Sie wissen, meine Herren, daß Seine Majestät diese Richtung ablehnt und namentlich den Professor Klinger ..." Hildebrand? „War für die Siegesallee empfohlen, bekam aber den Auftrag nicht, weil er nicht in Berlin wohne, also den Allerhöchsten Direktiven nicht rasch genug erreichbar sei." Ueberhaupt nichts, was mit Sezession und solchem Zeug zusammenhängt; wir brauchen die Hofbehörden, das Hofopernhaus, und wenn wir, als Vertreter des kernhaften Bürgerthumes in Stadt und Land, auch niedrige Schmeichelkunst meiden, so ... Sonst aber: freie Konkurrenz; auf allen Gebieten menschlichen Schaffens immer das Sicherste. Weitere, engere, engste Konkurrenz. In der Jury hatte der opferwillige Kapitalist, wie sichs ziemt, eine gewichtige Stimme. Im Wettlauf kam Herr Professor Eberlein als Erster ans Ziel. Ein winziger Spreebernini, über dessen von technischen Talenten bediente Tragantphantasie die Sachverständigen eines Urtheils sind und der für ein Wagner-Denkmal taugt wie Herr Fulda für eine Luther-Hymne. Allerhöchsten Direktiven aber ist er nicht unerreichbar. Im vorigen Herbst ließ der Ausschuß ins deutsche Flachland einen Zettel flattern, auf dem wir lasen: „War es doch der Kaiser selbst, der dem Entwurf Eberleins eine Hauptfigur, Wolfram von Eschenbach, neu hinzufügte und die Zeichnung hierzu eigenhändig entwarf!" Dem Wolfram Wagners ist der Schnabel hold gewachsen; doch die Gestalt des galanten Heldensängers hat der Dichter des Tannhäuser arg verzerrt. Thut nichts: Wolfram wird am Sockel des Denkmals stehen; neben Siegfried, Brünnhilde, dem Venusritter und Parsifal. Wer den Entwurf gesehen hat, wird ihn sich gern in drei Speiseeissorten ausgeführt denken; sehr süß und in der Büchse auch haltbar.

Hier stock' ich schon ... Reiche Leute geben Geld für ein Denkmal, suchen den Bildhauer aus, der ihnen gefällt, und glauben, der Kunstwerth ihres Monumentes sei dadurch erhöht, daß der Kaiser eine Sockelfigur gezeichnet hat. Haben wir dreinzureden? Gewiß nicht, wenn die wackeren Männer uns mit ihrer Privatveranstaltung nicht belästigen. Aber sie reden öffentlich im Namen der deutschen Nation, nennen sich öffentlich die zum Werk der Wagnerfeier Berufensten, laden zwei Welten zu Gast und fahren Künstlern, die leisen Widerspruch wagen, mit barschem Protzenwort über den Mund. Sie können uns, werden uns vor Europa blamiren, wenn wir nicht jede Gemeinschaft mit ihnen ablehnen. Und schließlich haben zu der süßen Thiergartentorte auch Leute gesteuert, die in diesem Ausschuß nicht das Werkzeug ihres Willens erkennen. Mit der Kunst hat die Sache nicht mehr viel

zu thun; denn daß Herr Eberlein, selbst wenn Wilhelm der Zweite ihm hilft, nie das Wagner-Denkmal, das der Deutsche zu wünschen hätte, schaffen kann, ist längst in allen Instanzen entschieden. Was übrig bleibt, ist eine Frage deutscher Kultur und nationaler Selbstachtung. Doch der Rede werth.

Die Enthüllung des Denkmals soll geräuschvoll gefeiert werden. Das ist des Landes so der Brauch. Der Ausschuß hat getagt und wieder getagt und nach reiflicher Erwägung alles Nothwendigen und Nützlichen beschlossen und verfügt: Galavorstellung im Opernhaus; musikwissenschaftlicher Kongreß; historisches Konzert im Reichstagsgebäude; Bankett im Wintergarten. Der Kapellmeister Hans Richter, Wagners Vertrauensmann, widersprach; nichts von Historie, rief er, nichts von Musikwissenschaft; darüber hätte der Meister gelacht; „die Feier muß einen volksthümlich erhabenen Charakter annehmen". Professor Thode, Wagners Schwiegersohn, brachte, statt des alten, gleich ein neues Programm. Zehn Festtage; Sebastian Bach und Hans Sachs, deutsche Klassik und Romantik, französische, englische, spanische, italische, russische, dänische, holländische, schwedische Kunst (durch eigene Truppen vertreten), Vorträge bewährter Wagnerianer; das Ziel so ungefähr, den Meister als Weltherrscher über dem Kunstchaos aller Zeiten und Zonen in der Glorie zu zeigen. Auch wenn Marschner, Spontini und Meyerbeer, denen Wagner so Vielerlei abgelauscht hat, nicht vergessen worden wären, müßte schon die Vorstellung solcher bunten Barbarei Grauen erregen. Als das Christenthum Staatsreligion wurde, haben die Apostel des neuen Glaubens nicht so viel Lärm gemacht. Hebbels Name wird am bayreuther Hof (wegen der Nibelungen) nicht gern gehört; den Mandatar von Bayreuth aber konnte der Satz warnen, den Hebbel sprach, als er Wagners „Oper und Drama" gelesen hatte: „Der möchte Himmel und Erde stürmen, um den Ruhm des gewaltigsten aller Künstler zu pflücken. Wer aber in dem Monstrum, das alle Kunstvermögen in sich vereint, den Inbegriff des höchsten künstlerischen Individuums sich vorstellt, beweist schon durch diese Vorstellung allein, daß er von allen guten Geistern der Poesie und Musik verlassen ist." (Auch Grillparzer hat die Zukunftmusik als „aller Künste Krone" gehöhnt.) Ein Schütteln bedächtiger Köpfe empfing das Familienprogramm. Dann ergriffen noch zwei Magister Germaniens das Wort: der Theatermanager Angelo Neumann und unser Alfred Holzbock, der Kulturpsychologe des Lokalanzeigers. Beide wissen genau, wie Wagner „würdig zu ehren" wäre. Ob der Ausschuß sich solchen Autoritäten nun beugen wird? Die vorher sprachen, hatten ihm nicht imponirt. Denen hatte er in einer „Erklärung" geantwortet: „In dem Bewußtsein, bei der Aufstellung

des Festprogramms Alles berücksichtigt zu haben, was diese Feier zu einer der Bedeutung des verewigten Meisters würdigen gestalten soll, und geleitet von dem berechtigten Gefühl, daß Denjenigen, aus deren Initiative heraus das Denkmal geschaffen wurde, auch das Recht zustehen soll, die Form für dessen festliche Uebergabe an die deutsche Nation festzustellen, erklären wir: daß wir an unserem Programm, das sowohl Seiner Majestät dem Kaiser wie auch dem Kultusministerium vorlag, festhalten und uns nicht von Seiten Derer beeinflussen lassen wollen, die zu vergessen scheinen, daß nicht die ihnen mehr oder minder zusagende Gestaltung der Feier, sondern die Thatsache die Hauptsache ist: daß dem großen Meister der Töne Richard Wagner endlich ein würdiges Denkmal entstanden ist, daß an hervorragender Stelle dem Volk sein äußeres Bild noch unvergänglich erhalten sein wird, wenn die bedauerlichen Auseinandersetzungen über die Formen der Enthüllungfeier längst dem Vergessen anheimgefallen sind." Ein hübscher Satz, den Wustmanns Grammatik des Falschen und Häßlichen der deutschen Nation an hervorragender Stelle unvergänglich erhalten möge. Jeder Feuilletonredakteur hätte die „Erklärung" aufgenommen. Sie erschien als Rieseninserat in den berliner Zeitungen. Was ist der Redakteur Einem, der die Möglichkeit hat, auf die Majestät des Verlegers zu wirken? Probatum est. Ganz unglossirt blieb die Ausschußleistung nicht; doch selbst die Bosheit hatte ein Einsehen und gelobte, trotz manchen Bedenken die Adventzeit hinfüro nicht durch schrille Mißtöne zu stören. Und es gab Blätter, in denen kein Hauch zu spüren war.

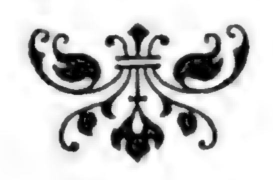
Nur ein in Inseratensachen Erfahrener konnte diesen feinen Plan ersonnen haben. Und wir brauchen den glücklichen Finder nicht lange zu suchen. Unter der Erklärung steht: „L. Leichner, königlich preußischer Kommerzienrath, Präsident des Richard Wagner-Denkmal Komitees." Der verstehts. Ich schlage den Theateralmanach auf und lese: „Puder- und Schminken-Fabrik mit Dampfkessel- und elektrischem Betrieb von L. Leichner, Parfumeur-Chemiker, Lieferant der königlichen Theater in Berlin und Brüssel. Die Fabrik liefert unter Garantie der Unschädlichkeit sämmtliche Theater- und Tages-Schminken, Puder und Parfumerien, deren überlegene Güte von Zeugnissen der hervorragendsten Künstler und Kunst-Korporationen Deutschlands und des Auslandes beglaubigt wird." Hierauf folgt die Liste der „Auszeichnungen" und Würden; folgt weiter das Urtheil eines Theaterfriseurs; dann heißt es: „Glänzendere Anerkennung haben meine Waaren nie gefunden!! Glänzendere Anerkennung giebt es nicht!! Dieses Urtheil wiegt tausendmal schwerer und kann jeder Konsument mehr darauf geben

als auf Dutzende von anderen Attesten, die wohl meistens aus Gefälligkeit u. s. w. abgegeben wurden!" Dagegen ist füglich nichts einzuwenden. Der Parfumeur-Chemiker kann Reklame machen, mit der deutschen Sprache in holzbockiger Zwietracht leben, durch Spenden für evangelische, katholische, griechische Kirchen Orden und Würden erwerben, seine Diners und Soupers in der Presse von dem Oberpietsch und den Unterpietschen beschreiben, sich inmitten berühmter Ausschößlinge malen und ausstellen lassen und königlich preußischer Kommerzienrath werden; er kann ungefährdet seine Hausjournalisten nach der Fütterung beschenken und den von seinem Luxustrog nicht gelockten Schreibern Juwelierwaaren schicken. Handelt er dabei, statt des erhofften Dankes, Grobheiten ein: um so besser; die Wächter der res publica sind dann nicht erst genöthigt, solche wohlthätig bestechende Persönlichkeit von der Schwelle zu scheuchen. Im Namen der deutschen Nation und der Kunst aber darf er nicht reden. Das geht wirklich nicht. Denkmalsausschüssen sitzen fast immer unbeträchtliche Herren vor, Fürsten, Gafen mindestens. Die wissen dann, daß sie nur dekorativ wirken sollen, legen das soignirte Antlitz in ehrbare Falten und halten sich still. Das geht. Der Parfumeur-Chemiker geht nicht. Erstens, weil jede Sache durch einen Namen lächerlich wird, den man unter zehnzehntausend eklen Zeitungreklamen las. Zweitens, weil selbst „Zeugnisse der hervorragendsten Künstler und Kunstkorporationen" nicht die Kunst würdiger Repräsentation, die würdige Repräsentation der Kunst verbürgen. Drittens ... Doch wozu umständlich begründen, was durch öffentliches Handeln bewiesen ist? Herr Leichner meint es auf seine Art gewiß gut. Die Theaterleute — deren Genossenschaft den Zwischenhandel mit Schminke, Puder, Tricots und anderem Alltagsbedarf längst schon ausgeschaltet haben müßte — haben ihm viel Geld eingebracht, so viel, daß er nun den Maecenas spielen kann. Schön; nur, bitte: schmücke Dein Heim, nicht des Reiches Hauptstadt! Alles, Herr Kommerzienrath, will gelernt sein; auch die Kunst, zur rechten Zeit zu schweigen und zu verschwinden. Herr Leichner kanns nicht. Er ist gewöhnt, mit Bilderfabrikanten und Reklamelieferanten wie mit abhängigen, verpflichteten Leuten umzugehen, und bedenkt nicht, daß seine gehorsame Kundschaft nicht das Monopol der Meinungmache hat. Seine Ukase sind komisch, sein Unterfangen, auf bayreuther Boden mit Hans Richter die Klinge zu kreuzen, ist — wie sagt mans? — tollkühn. Die Festrednerphrase hat er im Emporkommen gelernt, das Pathos der Distanz noch nicht; sonst hätte er seine Person sammt dem grauen Ehrenscheitel weggeschminkt. Jetzt stöhnt er, weil er in „Prosa und Poesie" (damit meint er die Witzblätter) schlecht behandelt werde. Wenn er sich

nicht der Sache opfert und bescheiden vom Schauplatz tritt, soll er noch stärkere Beschwörung hören. Sechzigtausend Mark, heißts, habe er für das Denkmal gegeben; und die Bankette mit allem Drum und Dran werden auch ein hübsches Sümmchen gekostet haben. Aber das so angelegte Geld hat den Ruf der Firma L. Leichner weiter getragen, als hundert vierspaltige Inserate vermocht hätten, ist also nicht weggeworfen. Und der Parfumeur-Chemiker hat ja den Wunsch bekannt, Alles zu thun, was er, „als ersprießlich für die festliche Gestaltung der Wagner-Feier hält". Jetzt schlug ihm die Stunde zu ersprießlichem Thun.

Ein Nationalfest gäbe es auch dann nicht; und wir hätten noch Grund genug, uns vor den Männern von 1859 zu schämen. Ein banales Standbild, ein neuberlinisches Musikphilisterprogramm. Aber die ärgste Blamage bliebe erspart und die Fremden könnten nicht spotten, aus all dem Festlärm klinge nur ein echter Wagnerlaut ins Ohr, das Witzwort, das der sächsische Hexenmeister seinem Schwiegerpapa nachsprach: Mundus vult Schundus. Wagner lebt nicht, wie Schiller, als Persönlichkeit fort. Zwischen den beiden Bretterherrschern dehnt sich ein Abgrund. Schiller, sprach Hebbels Lippe, hat mit keiner Silbe je das persönliche Leid seines Lebens berührt; immer hat das Schicksal geflucht, immer hat Schiller gesegnet. Wagner war aus anderem Stoff; ihn hätte Goethes Totenklage nicht einen vollkommenen Mann genannt. Ob er ein gutes, ein schlechtes Denkmal hat: seine Dramen werden öfter gespielt als die irgend eines Anderen; und jede Aufführung ist eine Wagnerfeier. Doch der Mann, der germanische Welten zu neuem — vielleicht nicht allzu langem — Leben erweckte, soll nicht zum Gespött werden. Er war nicht so hehr, nicht so übermenschlich groß, wie Schwärmer und Geschäftssinnirer dem Erdkreis künden. Gerechtigkeit heischt aber, zu sagen, daß beinahe jeder Satz in seinen Werken gegen die Ungebühr protestirt, die ihm jetzt angethan werden soll, und daß er vor solcher Feier in den dunkelsten, unzugänglichsten Winkel von Wahnfried geflohen wäre. Die Feier wird kommen. Wir brauchen nicht dabei zu sein. Wotans Abschied bleibt uns; uns bleiben die Meistersinger und Tristan. Und wenn die Wunderweise tönt, verklingt das Hallo und weicht dem Empfinden, dem vor dem ersten Schiller-Denkmal Mörike die Worte gab:

Doch stille! Horch! Zu feierlichem Lauschen
Verstummt mit Eins der Festgesang:
Wir hörten Deines Adlerfittigs Rauschen
Und Deines Bogens starken Klang!



Der Generalstrike in Holland.*)

„In Holland war der Generalstrike beendet, ehe er noch recht begonnen hatte. Nicht einmal eine wirksame Demonstration wurde möglich.“ So las ich in der „Zukunft“ vom achtzehnten April in dem Artikel „Niederländische Schule“. Der erste Satz ist vollkommen wahr und es wird die Leser Ihres Blattes gewiß interessiren, zu wissen, warum es so kam. Auch der zweite Satz ist korrekt, würde aber richtiger lauten: Eine wirksame Demonstration wurde durch das überraschende Ende unmöglich gemacht. Lassen wir die Thatsachen sprechen; dann wird die ganze Geschichte Ihnen begreiflich werden.

Ende Januar hatten wir in Amsterdam einen Strike der Hafenarbeiter. Aus Solidaritätgefühl, um ihren Kameraden zu helfen, legten auch die Eisenbahnarbeiter am letzten Januartag die Arbeit nieder. Dieser Strike war so überraschend gekommen, daß die Direktionen unserer beiden Eisenbahngesellschaften und die Regirung bald nachgeben mußten: der Strike wurde glänzend gewonnen. Der Schreck, den dieser Triumph der Bougeoisie bereitete, ist schwer zu beschreiben. Natürlich schrien die Leute, die alles Heil von Gesetzen erwarten, gleich: Wir müssen strenge Gesetze haben, um vor einem zweiten Strike dieser Art geschützt zu sein. Am Lautesten schrie die Presse; nicht nur die klerikale, ministerielle, sondern auch die liberale Presse. Täglich wurde die Regirung gehetzt, täglich ihr die Mitwirkung der Liberalen zu solcher Gesetzgebung angeboten. Die Arbeiter wurden übermüthig. Das war dumm, aber nach solchem Erfolg begreiflich. Der Vorstand des Eisenbahnarbeitervereins erließ ein drohendes Manifest, worin gesagt wurde: „Wenn die Herren ein solches Gesetz vorlegen, fangen wir einen Strike an, um zu verhindern, daß es zu Stande kommt. Wir zeigen unsere Macht, und wenn wir die Züge nicht fahren, können die Herren nicht einmal im Haag, wo die Gesetzfabrik steht, zusammenkommen.“ Das war eine große Dummheit. Erstens zeigte man dadurch eine gewisse Furcht vor einem solchen Gesetz, — und im Gefecht muß man nie Furcht zeigen. Zweitens regte es in der Regirung den Gedanken an, nicht nur ein solches Gesetz zu machen, sondern auch für die Verstärkung ihrer Stellung durch das Aufgebot der Militärmacht zu sorgen. Sie rief die Soldaten der Jahrgänge 1900 und 1901 zu den Waffen und fühlte sich nun stark genug, den Schlag zu pariren. Von solchen Drohungen gilt eben das Wort: Man thuts, aber man sagt es nicht.

Die Gesetzentwürfe erschienen nach kurzer Zeit. Sie waren so streng,

*) Der Führer der Anarchisten und unabhängigen Sozialisten Hollands wünscht, hier ausgesprochenen Ansichten entgegenzutreten. Seine Darstellung der holländischen Krisis wird auch Denen willkommen sein, die zu der Meinung neigen, die Sozialdemokratie habe die Machtverhältnisse nüchtern und richtig geschätzt.

daß sie selbst den Liberalen zu weit gingen. Allgemein war man entsetzt über den reaktionären Geist der Regirung, die in der Zweiten Kammer, aber nicht in der Ersten eine Mehrheit hat. Die Erste Kammer, hieß es, werde die Entwürfe verwerfen und dann habe man eine Ministerkrisis; die Regirung werde an den Entwürfen festhalten und beide Kammern auflösen — was unter den obwaltenden Umständen sehr gefährlich wäre — oder zurücktreten und dann folgte ihr ein liberales, etwas radikal angestrichenes Ministerium. Die Wahlen zur Zweiten Kammer hätten wahrscheinlich eine antiklerikale Mehrheit gebracht. Die Regirung that denn auch Wasser in ihren Wein. Ein zweiter Entwurf erschien, — und die Opposition der Liberalen war gebrochen. Die liberalen Blätter priesen die Regirung, die Gesetze galten nicht mehr als parteiisch und nun konnte man hoffen, sie in aller Hast noch vor Ostern durchzupeitschen.

Was würden die Arbeiter dagegen thun? Das war die große Frage.

Die Vorstände der Fachvereine versammelten sich und zogen auch Vertreter beider Richtungen der holländischen Arbeiterbewegung hinzu, der sozialdemokratischen Arbeiterpartei und der freien Sozialisten und Anarchisten. Wir haben immer die Einmischung der politischen Parteien abgewiesen, weil wir den Parteistreit nicht in die Fachvereine tragen wollten. Das sagte ich auch sofort. Aber die Mehrheit beschloß, die Politiker sollten bleiben. Ein Komitee von sieben Mitgliedern wurde ernannt. In diesem Abwehr-Komitee saßen: zwei von den Eisenbahnarbeitern, zwei von den Hafenarbeitern, ein vom nationalen Arbeitersekretariat, ein von den Anarchisten delegirter Vertreter. In der ersten Versammlung wurde die folgende Resolution einstimmig angenommen: „Die Versammlung hat die Erklärung der Eisenbahn-, der Hafenarbeiter und sonstiger Fachvereine, daß sie zur Abwehr eines das Strikerecht bedrohenden Gesetzes die Arbeit niederlegen wollen, entgegengenommen und beschließt: ein Abwehrkomitee zu ernennen, dem die Aufgabe übertragen wird, die Freiheit der Arbeiter zu schützen, kräftig dafür zu agitiren und das gesammte Proletariat zu vereintem Kampf an der Seite der organisirten Arbeiter aufzurufen." Diese Resolution hatte Dr. Troelstra, ein Führer der Sozialdemokratie, beantragt. Diese Thatsache muß nachdrücklich betont werden. Die ganze Idee — erst Hafenarbeiter-, dann Generalstrike — kam aus dem sozialdemokratischen Lager. Darüber mußte jeder Kenner der Parteiverhältnisse staunen. Denn der Generalstrike ist eine anarchistische Idee; und die Anarchisten werden von den Sozialdemokraten bekanntlich unpraktische Träumer, Utopisten und Narren gescholten. Und nun sollten die Sozialdemokraten sich zum Generalstrike bekehrt haben? Ich war von Anfang an mißtrauisch und mit mir hielten Viele das ganze Gerede für Heuchelei.

Die Erklärung war leicht zu finden. Die Idee des Generalstrike hatte im Januar gesiegt und diesen Sieg wollten die Sozialdemokraten für

ihren Parteizweck ausbeuten. Wenn man die jüdischen Diamantarbeiter und die Schullehrer ausnimmt, hat diese Partei hier nicht viel Anhang*); sie ist kleinbürgerlich und die Stimmen, die sie bei den Wahlen bekommt, stammen meist auch von Kleinbürgern. Die Arbeiter hatten nun die Wirksamkeit des Generalstrike erkannt und neigten mehr zu dieser Idee. Und die Sozialdemokraten griffen, als Politiker, nach dieser Idee, um Seelen zu fangen. Der Noth gehorchend, nahmen sie einen Gedanken auf, den sie stets verabscheut hatten, — sie und ihre in Berlin sitzenden Oberen, deren Befehle sie, als gut disziplinirte Soldaten, immer gehorsam befolgen.

Wir Anarchisten haben eine lebhafte Propaganda für den allgemeinen Strike entfaltet. Fünfzigtausend Flugblätter sind hier in einem Jahr über dieses Thema verbreitet worden und diese Saat hat Frucht getragen. Jetzt sagen die Sozialdemokraten, sie hätten sich ins Schlepptau nehmen lassen; fehlt ihnen wirklich so alle Unabhängigkeit und Einsicht, daß sie sich ins Schlepptau nehmen lassen? Noch dümmer ist Troelstras Behauptung, Domela Nieuwenhuis wirke nur durch seine grauen Haare und seine Prophetengestalt. Das sei das ganze Geheimniß. Eine nette Partei, die sich durch solche Aeußerlichkeiten bestechen ließe! Damit wären höchstens Kinder einzufangen.

Das Abwehr-Komitee hat gut gearbeitet. Wir haben an dem selben Tage in fünfzig Städten Protestversammlungen abgehalten und überall war der Saal überfüllt, die Stimmung vortrefflich und die Arbeiter zeigten, daß sie sich jedenfalls nicht ohne Musik knebeln lassen wollten. Sie erwarteten ein Signal des Komitees, um sofort die Arbeit niederzulegen. Ungeduldig fragten sie: Wann geht es nun endlich los? Und das Zögern des Komitees gefiel ihnen gar nicht.

Man kann sagen, daß der zweite Strike ein Fehler war, denn die Regirung hatte Zeit genug zur Rüstung gehabt und diese Zeit nicht verloren; aber was blieb den Arbeitern sonst übrig? Sollten sie sich ohne Gegenwehr abschlachten lassen? Lieber mit Ehren fallen als dem Kampf feig ausweichen.

Zunächst ging Alles noch gut. Sozialdemokraten und Anarchisten, die einander bisher bitter bekämpft hatten, sprachen mit und neben einander wie Brüder. Die Stunde der Entscheidung nahte. Auch in einer zweiten Versammlung war die Einheit der Kämpfenden gewahrt geblieben. Am nächsten Tag aber wurden die Arbeiter durch einen Artikel überrascht, den Troelstra in seinem Blatt „Das Volk“ veröffentlichte. Er, der in der Versammlung gegen das Festhalten an der früheren Resolution mit keinem Wort protestirt hatte, nannte das Ganze nun ein „anarchistisches Abenteuer“ und

*) Die Sozialdemokratische Arbeiter-Partei wird hier spöttisch die Studentenschaft Dominees (holländischer Ausdruck für die protestantischen Geistlichen) und Advokaten-Partei (deshalb: S. D. A. P.) genannt.

that alles Mögliche, um die Arbeiter zu entmuthigen. Selbst seine Parteigenossen sagten, dieser Artikel sei ein taktischer Fehler gewesen. Ich sah darin den Versuch, den Arbeitern in den Rücken zu fallen. Freilich fügte Troelstra hinzu: Da die Arbeiter zu striken beschlossen, durften die Sozialdemokraten sie nicht allein lassen, sondern mußten sich solidarisch zeigen und den Strike mitmachen. Das hört sich gut an; kann man aber einer Sache, die man verwirft, vom ganzen Herzen und von ganzer Seele dienen? Nein. Die dritte Versammlung beschloß, den Strike zunächst für die Eisenbahn- und Hafenarbeiter und später eventuell den allgemeinen Strike zu proklamiren. Das Komitee sollte das Signal geben. Das Land wurde in Zonen eingetheilt und jedem Vertrauensmann ein bestimmter Standort angewiesen. Da wir uns auf die Post und den Telegraphen nicht verlassen konnten, wurde ein Automobil- und Rädfahrerdienst organisirt; auch für Brieftauben war gesorgt.

Die Nacht vom fünften auf den sechsten April brachte das Zeichen zum Beginn des Strike. Im Allgemeinen hatte man sich gehütet, vorzeitig zu reden. Am zweiten April hatte die Kammer die Diskussion der Gesetzentwürfe begonnen; vor Sonntag waren sie nicht durchzubringen und selbst die Charwoche, die den strenggläubigen Protestanten (zu ihnen gehört der Ministerpräsident Kuyper) doch heilig sein sollte, wurde entweiht, um die Arbeiter schneller zu knebeln. In den Tagen, wo die vereinten Mächte des Staats und der Kirche einst den Sohn des galiläischen Zimmermannes als Volksverführer und Hetzer zum Tode verurtheilt hatten, gingen nun christliche Männer darauf aus, die Arbeiterbewegung zu erwürgen ... Der Strike der Eisenbahnarbeiter verlief anfangs nicht so gut, wie man gehofft hatte, wurde aber täglich besser. Natürlich war nicht der ganze Verkehr unterbrochen. Das war auch nicht zu erwarten, denn die Regirung hatte Zeit gehabt, ihre Vorkehrungen zu treffen. Wer aber den Verkehr gesehen hat, wird zugeben müssen, wie mangelhaft er war. Der Güterverkehr stockte ganz und die Personenzüge gingen schlecht. Die verschiedenen Stationgebäude waren als Kasernen eingerichtet und alle Wege wurden von Soldaten bewacht. Die Transportarbeiter arbeiteten nicht, weil die Arbeitgeber am Montag einen Lockout verkündet hatten. In diesem Gewerbe war der Strike also nicht erst nöthig.

Am neunten April begann der Generalstrike. Der Anfang war nicht schlecht. In der Nacht vor dem zehnten April aber wurde der Strike plötzlich aufgehoben. Als die Arbeiter Freitag erwachten, wurden sie durch die Nachricht erschreckt: Der Strike ist beendet. Man wollte es nicht glauben. Alle standen wie vom Blitz getroffen. Ich sah alte Männer mit grauen Haaren wie Kinder weinen. Niemand wußte eine Erklärung und die Stimmung der Arbeiter war so bitter, daß man überall flüstern hörte: „Verrath! Die Sozialdemokraten haben uns verrathen." Das war die öffentliche Meinung, die auch

in der Riesenversammlung im Paleis voor Volksvlyt zum Ausdruck kam. Man ließ die Sozialdemokraten nicht sprechen und einer von ihnen mußte sich unter militärischen Schutz stellen. Nie, nie in meinem Leben werde ich den traurigen Eindruck vergessen, den diese Versammlung auf mich machte. Alles war so gut gegangen; und nun dieses klägliche, ganz unbegreifliche Ende! Kein Wunder also, daß man Verrath witterte. Ein dichter Schleier bedeckt die entscheidenden Vorgänge; ich will versuchen, ihn zu lüften.

Donnerstag früh wird der Strike proklamirt und in der folgenden Nacht wieder aufgehoben. Was ist in der Zwischenzeit geschehen? Die Gesetzentwürfe sind mittags angenommen worden. Und nach dieser Annahme war die Bewegung zwecklos. So war das Urtheil der Sozialdemokraten. War es aber nicht unverantwortlich, den Generalstrike für einen Tag zu proklamiren? Hatte man das Recht, so mit den Arbeitern, die Alles wagten, zu spielen? Wenn sie diese Absicht gekannt hätten: kein Einziger hätte die Arbeit niedergelegt. Man sagt: die schlechten Nachrichten, die in der Nacht, namentlich aus Utrecht, dem Hauptpunkt der Eisenbahnen, kamen, zwangen zu dem Beschluß. Diese schlechten Nachrichten waren nach meiner Ueberzeugung aber von den Sozialdemokraten absichtlich lancirt worden. Daß die Gesetzentwürfe in ihrer zweiten Fassung angenommen werden würden, wußte Jeder von uns; Keiner war naiv genug, daran zu zweifeln. Diese Annahme durfte also nicht auf den einmal gefaßten Beschluß einwirken. Wir hatten in der letzten Versammlung ja lang und breit die Frage diskutirt, ob wir den Strike nicht überhaupt erst nach der Annahme der Gesetzentwürfe beginnen sollten. Wenn die Sozialdemokraten entschlossen waren, ihn unmittelbar nach dem Kammervotum enden zu lassen: warum haben sie von dieser Absicht dann nie, niemals eine Sterbenssilbe gesagt? Wie hätte man darüber geurtheilt, wenn im Transvaalkrieg der eine der beiden gegen England verbündeten Staaten plötzlich gesagt hätte: Wir gehen nicht weiter, unser Ziel ist erreicht? Auch die anderen, von ihren Bundesgenossen im Stich gelassenen Buren wären dann in Verwirrung gerathen, eine Panik wäre entstanden und das tapfere Heer wahrscheinlich nicht mehr zum Stehen zu bringen gewesen. Genau so wars bei uns. Plötzlich, zu unserer größten Ueberraschung, sagten unsere Bundesgenossen: Weiter gehen wir nicht; für uns ist die Sache aus. Wenn ich solche Haltung nicht Verrath nennen soll, weiß ich nicht, was das Wort Verrath eigentlich bedeutet.

Eine in unseren Blättern erzählte Anekdote beleuchtet den Sachverhalt sehr hübsch und klar. In einer Laube sitzt ein feiner Quäker in aller Gemüthsruhe mit einem Dienstmädchen, das der fromme Mann mühsam endlich dazu gebracht hat, seinen Wünschen willfährig zu sein. Da, als er sich am Ziel seiner Sehnsucht sieht, drängt sich ein Hund zwischen die Schäkernden, das

Mädchen springt erschreckt auf und läuft davon, — der günstige Moment ist versäumt. Natürlich ist der Quäker wüthend; da er nun, nach seiner religiösen Ueberzeugung, weder Mensch noch Thier töten darf und den Hund doch bestraft sehen möchte, schreit er laut: Ein toller Hund! Ein toller Hund! Nach ein paar Sekunden schon kracht ein Schuß, der Hund liegt tot am Boden und der fromme Mann spricht, mit heuchlerischem Augenaufschlag: Dieser Köter wird mich nicht mehr stören!

Fabula docet.

Die holländischen Sozialdemokraten saßen in zärtlichem Getändel mit den Bourgeoisparteien in der Parlamentslaube. Schon plante man eine Koalition zwischen Liberalen, Demokraten und Sozialdemokraten, um das Ministerium Kuyper zu Fall zu bringen. Plötzlich, am letzten Januartag, kam der Strike — der große Hund — und erschreckt floh die Bourgeoisie aus der Laube. Troelstra sah seine Hoffnungen vereitelt. Er hatte so innig gehofft, Minister zu werden. Dieser gemeine Störenfried, dieser elende Hund! Der trug an Allem die Schuld und mußte dafür büßen. Und was that nun Dr. Troelstra?

Er schrie so laut wie möglich in seinem Blatt: Das Ganze ist ein anarchistisches Abenteuer! Dieser schlaue Politiker schämte sich nicht, nachdem ihm der Flirt mit den Bürgerparteien unmöglich gemacht war, die Aktion der Arbeiter, die seine Pläne durchkreuzt hatten, zu hemmen und mit Hilfe der Regirung das „anarchistische Abenteuer“ zum Scheitern zu bringen.

Das ist des Pudels Kern. Die sozialdemokratische Partei hat zunächst das „anarchistische Abenteuer“ mitgemacht, gegen ihre Ueberzeugung, aus Furcht, sonst allen Einfluß auf die Arbeiter zu verlieren. Viele — nicht Alle; denn unter ihnen sind tüchtige Männer, die ihre ganze Kraft in den Dienst der Bewegung stellten — wünschten von Anfang an, der Strike möge mißlingen; dann konnten sie zu den Arbeitern sagen: „Da seht Ihr nun, wie werthlos die gewerkschaftliche Aktion ist! Kommt also zu uns, zur politischen Partei, und gebt den Kandidaten der Sozialdemokratie bei den Wahlen Eure Stimme.“ Im londoner Labour Leader hat ein Renegat unserer Partei schon offen die Fachvereine aufgefordert, sich der politischen Organisation anzuschließen, und gesagt, wenn dieses Ziel erreicht werde, sei es mit all dem Elend, all den Opfern, die der Strike gekostet hat, nicht zu theuer bezahlt.

Die holländischen Arbeiter sind nicht vom Feind geschlagen, sondern von den eigenen Führern auf ihrem Wege zurückgehalten und zur Umkehr gezwungen worden. Nach einer Niederlage — gegen die Uebermacht hilft der größte Heldenmuth nicht — könnten sie sich sagen: Wir waren noch zu schwach, wir müssen uns stärken und werden dann unsere Sache besser machen. Jetzt aber wissen sie nicht einmal, ob sie unter normalen Verhältnissen geschlagen worden wären; sie haben gar nicht erst zu zeigen vermocht, was sie

zu leisten im Stande sind. Und deshalb war der Satz ganz richtig, den der Herausgeber der „Zukunft“ schrieb: „In Holland war der Generalstrike beendet, ehe er noch recht begonnen hatte.“

Ein Eisenbahningenieur sagte, wenn der Strike nur noch wenige Tage gedauert hätte, wäre die allgemeine Verwirrung bis zu völliger Rathlosigkeit gestiegen. Das klang glaublich; noch nach vierzehn Tagen war ja der Eisenbahndienst nicht wieder in alter Ordnung geregelt. Ein paar Unglücksfälle: und der ganze Verkehr stand von selbst still. Nur vierundzwanzig Stunden länger brauchte die Arbeit zu ruhen: und man hatte in Amsterdam keinen Tropfen Petroleum mehr und, bei eingeschränktem Gebrauch, höchstens für anderthalb Tage noch Gas. Der Kohlenvorrath schrumpfte zusammen und von außen kam keine Zufuhr. Der Straßenschmutz häufte sich bereits so, daß Amsterdam einem großen Misthaufen glich; im Handelsblad wurde gerathen, den Kehricht zu verbrennen oder in die Erde zu graben, um Seuchen zu verhüten. Am Charfreitag wäre vermuthlich keine einzige Zeitung erschienen und der Osterverkehr wäre gänzlich gelähmt worden. Vor all diesen Thatsachen hätten Regirung und Bourgeoisie rathlos gestanden. Ganz natürlich wars also, daß man in Rotterdam die Nachricht vom Ende des Ausstandes für erfunden hielt, sie in einem Manifest für eine grobe Lüge erklärte und feierlich verkündete: Der Strike dauert fort! Lüge waren aber die schlechten Strikeberichte gewesen; sie gingen von den Leuten aus, die das Ende des Strike wünschten, zum Theil aus dem schon angeführten parteipolitischen Grund, zum Theil, weil sie fürchteten, nach Annahme der Gesetze werde man sofort den Belagerungzustand proklamiren und alle an der Leitung des Widerstandes Betheiligten, Komiteemitglieder, Volkszeitungredakteure, Agitatoren, ins Gefängniß werfen. Und vor dem Gefängniß hat Mancher Angst.

In der „Zukunft“ wurde gesagt: „Jetzt hat das Proletariat eine Niederlage erlebt, von der es sich nicht leicht erholen wird.“ Das halte ich nicht für richtig. Erstens habe ich gezeigt, daß es keine Niederlage war, und zweitens glaube ich, daß die Erholung schnell kommen wird. Das Proletariat ist zäh. In Frankreich meinte 1871 die Regirung von Thiers und Konsorten, dem Proletariat einen Aderlaß beigebracht zu haben, von dem es sich nicht leicht erholen würde. Und schon zehn Jahre später war die Regirung gezwungen, die verbannten Communards aus Neukaledonien zurückzuholen, und sie wurden mit Jubel in Paris empfangen. Ich bin kein Prophet, glaube aber, nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß keine zehn Jahre bis zum nächsten Generalstrike vergehen werden, der dann einen besseren Ausgang haben wird. Jede Niederlage stärkt nur die Widerstandskraft des Proletariates; wie sollte es bei uns anders sein, wo wir nicht der Uebermacht des Feindes, sondern der Treulosigkeit der eigenen Bundesgenossen erlegen

sind? Ein großer Vortheil für unsere Sache ist schon, daß die Propaganda jetzt ins Heer und in die Marine getragen worden ist; nach dieser Richtung haben sich uns allerlei ermuthigende Symptome gezeigt. Besonders scheinen die Matrosen vom „Gift des Sozialismus“ angesteckt worden zu sein. Als eines Tages der kleine Dampfer des Arbeiterbundes durch den Hafen fuhr, wo mehrere Kriegsschiffe lagen, schwenkten die Matrosen, trotzdem neben ihnen in den Booten Offiziere saßen, die Mützen und riefen: „Hoch der Arbeiterbund!“ Sie haben allerdings schon ein eigenes Fachblatt, den „Anker“, und ihr Fachverein hat viele Mitglieder. Ich habe selbst in einer Versammlung gesprochen, wo nach mir ein Matrose in voller Uniform als Redner auftrat; natürlich wurde er am nächsten Tage bestraft und „wegen völliger Dienstuntauglichkeit“ aus der Marine gestoßen. Noch zehn oder zwölf Matrosen wurden wegen ähnlicher Vergehen entlassen. Alle waren sehr froh, auf diese Weise um die langen und schweren Dienstjahre zu kommen, die sie noch vor sich hatten. Auch im Landheer gab es nicht wenige Strafen. Oft sangen die Soldaten auf dem Marsch nach der Kaserne sozialistische Lieder. Die Regirung hatte auch nicht allzu viel Vertrauen auf die Zuverlässigkeit der Armee; und wir wissen, daß sehr viele Soldaten im entscheidenden Augenblick entweder gar nicht geschossen oder mit Absicht zu hoch gezielt hätten. In vielen Fällen wurde sogar an offene Verweigerung des Flintendienstes gedacht. Wer Gelegenheit hatte, die wahre Stimmung der Truppen kennen zu lernen, mußte staunen über den hohen Grad der Unzufriedenheit und über die Sympathien, die er gerade im Heer für die Sache der Arbeiter fand.

Wenn hier gesagt wurde: „In Belgien ist, trotzdem noch immer der zehnte Theil der männlichen Bevölkerung in der Landwirthschaft arbeitet, die Sozialdemokratie stark, sie hat in Anseele und Vandervelde erprobte Führer und ist — man braucht nur an den genter ‚Vooruit‘ zu erinnern — in der gewerkschaftlichen Leistung unerreicht“, so meine ich, daß die belgische Bewegung überschätzt und die holländische unterschätzt wird. In Belgien ist die Kooperativgenossenschaft stärker, aber der Sozialismus schwächer. Uebrigens wird bei uns unendlich mehr gelesen und die Bewegung hat einen ernsteren Charakter. Ich würde die holländische Bewegung nicht für die belgische austauschen. Die gewerkschaftliche Leistung ist auch in Holland nicht so schwach, wie man glaubt. Das Abwehrkomitee sprach im Namen von etwa hunderttausend Arbeitern; da wir achthunderttausend Arbeiter haben, ist also ungefähr der achte Theil organisirt. In England schätzt man die Zahl der organisirten Arbeiter auf ein Zehntel und England wird immer das Land der besten Arbeiterorganisation genannt. Und auch in Deutschland, auf das die Sozialdemokraten doch so stolz sind, ist die Verhältnißziffer ungünstiger als bei uns.

Auch unsere Fachvereine können sich sehen lassen. Wir haben gelesen,

daß in Bremen die Arbeiter des Norddeutschen Lloyd sich ohne Protest zum Austritt aus der Organisation zwingen ließen. Das wäre bei uns unmöglich gewesen; der stärkste Protest oder ein Strike hätte den Unternehmern die deutliche Antwort gegeben. Ich mache mir gewiß keine Illusionen; wir müssen noch viel stärker, unsere Organisation muß viel fester werden; im Ganzen aber können wir mit dem bisher Erreichten zufrieden sein. Auch jetzt, nach der verlorenen Schlacht. Die Verhältnisse lagen zu ungünstig. Die Regirung hatte Zeit zur Vorbereitung gehabt und sie eifrig benutzt. Fast die ganze Presse war uns feindlich und half mit ihren Lügen der Bourgeoisie. Die ganze Geistlichkeit, ohne Unterschied der Konfession, unterstützte unsere Gegner; ich habe von katholischen Priestern gehört, die den Frauen den ehelichen Verkehr mit ihren strikenden Männern verboten. Die delfter Polytechniker, die Maschinistenschüler boten der Regirung ihre Dienste an. Christliche und andere ordnungparteiliche Vereine machten gegen die Arbeiterbewegung mobil. Alles zog gemeinsam an einem Strang. Ist nicht gerade dadurch bewiesen, wie hoch man die Macht der Fachvereine schon heute einschätzt? Wenn sie bedeutunglos wären, hätten nicht alle bourgeoisen Mächte sich gegen sie verbündet. Und der Ministerpräsident hat ja selbst im Parlament gesagt: „Wer die Gefahr für beseitigt hält, irrt sehr; sie ist mindestens eben so groß, vielleicht noch größer als im Januar. Die Kassen sind gefüllt, die Organisationen verbessert. Ein neuer, sorgsamer vorbereiteter Streich wird geplant und die Regirung weiß, daß die Behauptung, die Gefahr sei vorüber, leichtfertig erfunden ist.“ Dieses Zeugniß aus feindlichem Mund ist sehr werthvoll.

Unbegreiflich ist übrigens, daß die Sozialdemokraten den Kampf gegen die neuen Gesetze überhaupt erst begonnen haben. Sie mußten der Regirung eigentlich dankbar sein; denn sie spielte ihre Karte. Diese Gesetze sollen die wirthschaftliche Bewegung lähmen. Und was bleibt dann? Die politische Bewegung. Das Ministerium Kuyper treibt die Arbeiter der Sozialdemokratie zu und der Ministerpräsident müßte von Rechts wegen zum Ehrenmitglied der Partei ernannt werden. Wir aber lassen uns unsere gute Waffe nicht nehmen. Nach und nach wird jeder Arbeiter einsehen lernen, daß der Generalstrike ihm unendlich mehr nützen kann als alles Stimmen im Wahllokal und alles Schwatzen im Parlament. Den Blechsäbel des Parlamentarismus fürchtet Niemand mehr; Himmel und Hölle aber hat man aufgeboten, um uns die bedrohliche Waffe aus der Hand zu winden. Auf die Sozialdemokraten blicken die Machthaber nur deshalb aus scheelem Auge, weil sie, die bisher das Monopol für Aemter und Posten hatten, die herandrängenden Konkurrenten fürchten, weil neue Jäger in ihrem alten Jagdrevier birschen wollen. Das ist kein Prinzipienstreit, sondern der Kampf um die volle Schüssel. Wirklich verhaßt sind nur wir; und beiden Schüsselparteien gleich-

mäßig. Wir lassen sie wüthen, lassen die Sozialdemokraten schimpfen wie die Fischweiber und lachen nur, wenn Troelstra, der in seiner Zeitung seinen eigenen Parlamentsreden dreist widersprochen hat*), sagt, das ganze Geheimniß der Macht, die Domela Nieuwenhuis über die Gemüther hat, sei durch sein graues Haar und seinen Prophetenbart zu erklären. Solchen Unsinn, der nur die Arbeitermassen beleidigt, braucht man nicht erst zu widerlegen.

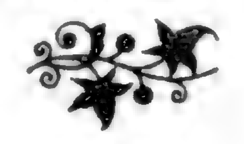
Jetzt wird Rache geübt, vom Staat und von der Gemeinde; Rache bis ins vierte Glied. Ueberall sind die Arbeiter, die als Agitatoren verdächtig waren, auf die Straße geworfen worden. Keine Rücksicht auf hungernde Weiber und Kinder: Das ist die Losung. Wir müssens ertragen. Wir denken an die Rede Kuypers, worin gesagt wurde: „Nur auf das Gewissen darf eine Regirung sich stützen; ohne diese Stütze muß sie in Säbel und Bajonette ihre Kraft suchen und die Geschichte lehrt, daß diese Kraft nur so lange wirkt, bis der Andere einen noch schärferen Säbel hat: dann ists mit der Autorität aus. Mit solchen Mitteln bändigt man Thiere und Wilde; aber sie taugen nicht für uns, die berufen sind, ein hochkultivirtes, im Licht des Evangeliums gereiftes Volk zu regiren." Und der Mann, der so sprach, hat nun zu Säbel und Bajonnette gegriffen, sich um das Gewissen nicht im Geringsten gekümmert und mit den Methoden eines Thierbändigers einen „Sieg" erstritten.

Wie lange er sich dieses Sieges freuen wird? Niemand kanns mit Bestimmtheit sagen. Aber eine andere Rede fällt mir ein. In einer unserer Versammlungen sagte ein Arbeiter: „Man hat mich gefragt, was wir nun thun sollen. Arbeiter: ich rathe, ein großes Grab zu graben, alle Führer hinein zu legen, Sand drauf zu werfen, ein Kreuz auf dem Hügel zu errichten und darauf die Worte zu setzen: Hier ruhen die Führer. Arbeiter: lernt auf eigenen Füßen stehen!" Sie werden es lernen. Das Proletariat ist zum Bewußtsein seiner Kraft gekommen und wird sich nicht mehr in Fesseln schlagen lassen. Der historische Kampf zwischen Freiheit und Autorität geht weiter. Alle haben wir gegen uns, die Sozialdemokraten so gut wie die Katholiken. Jetzt wissen wirs wenigstens und werden uns nicht mehr von falschen Freunden, die gefährlicher als offene Feinde sind, aufs Eis führen lassen.

Amsterdam. F. Domela Nieuwenhuis.

---

*) „Das nothwendige Wachsthum der Gewerkschaftorganisation wird durch diese Gesetze gehemmt, die auch in der neuen Form eine große Gefahr für die Fachvereine sind." (Kammersitzung vom siebenten April.) „Auch unter diesen Gesetzen kann die gewerkschaftliche Organisation wachsen, die nicht durch die Gesetze, sondern durch den Strike einen empfindlichen Schlag erlitten hat". („Das Volk", Nr. 929.)



Vivisektion.

An Professor X. Y. Z.

Hochgeehrter Herr Professor!

Darf ich Ihnen — so ganz en passant — mein Dienstmädchen vorstellen? Sie heißt Coba und so weiter, ist Achtzehn oder Neunzehn, trägt eine Haube und nascht nicht. Sie kocht, wäscht und bessert aus, scheuert die Treppen, hat, glaube ich, einen Schatz, aber er kommt nie an die Hausthür; sie kann einen Rüffel vertragen, verschläft selten die Zeit und hält sich von anderen Dienstmädchen fern. Sie horcht nicht allzu oft an den Thüren, kommt ziemlich schnell von ihren Einkäufen zurück, schält die Kartoffeln, wie sichs gehört (nicht zu dick), ist sparsam mit dem Brennmaterial und freundlich zu meinen Gläubigern. Sie ist nicht schön und nicht häßlich, anständig und ehrbar, häuslich und für die Wirthschaft besorgt. Sie singt, unterstützt ihre Mutter, schnarcht nicht beim Schlafen — was mein Puck um so mehr zu thun pflegt —, schnüffelt mit be scheidener Vorsicht in meinen Papieren herum, ist gutherzig, kennt die billigen und die theuren Geschäfte, weiß den Unterschied zwischen einem Bückling mit Rogen und einem mit Milch, kennt den selben Unterschied auch beim Hering, hat sechs Geschwister, hält die Lampen tadellos in Ordnung (es ist verdammt unbequem, wenn die Cylinder jeden zweiten Tag springen), — kurz, ein Treffer, hochverehrter Herr Professor.

Plötzlich aber zeigte sich vor einiger Zeit an ihr eine akute Unordentlichkeit. Sie schmutzte meinen Läufer mit kothigen Stiefeln ein, meine Cylinder platzten, meine Kartoffeln kamen roh auf den Tisch. Sie hatte Zahnschmerzen. Ich überzeugte mich von dem Loch im Zahn, stellte sie vor mich hin, rückte die Lampe unmittelbar in die Nähe, behandelte die Zahnhöhle mit Jodtinktur — ich benutze dazu stets einen chemisch sauberen Federhalter —, dann mit Branntwein und endlich mit Aether. Da es aber sehr schwer ist, im Dunkeln zu reagiren, da ein Mund eo ipso dunkel ist wie eine Grotte und der Schmerz nicht allein bestehen blieb, sondern, all meinen Bemühungen zum Trotz, immer schlimmer wurde, glaubte ich, sie zu einem Zahnarzt schicken zu sollen. Der Zahnarzt schien — wenn der Mann nicht illoyale Finanzwünsche hatte, was sich ohne schriftliche Beweise nicht ohne Weiteres annehmen läßt — meine Meinung in Bezug auf die Dunkelheit einer Mundhöhle zu theilen und schickte sie in eine Poliklinik.

An dieser Stelle meines Schreibens muß ich Ihnen, hochverehrter Herr Professor, erklären, warum ich Sie mit der unerbetenen Vorstellung meines Dienstmädchens Coba beläftige.

Coba begab sich in die Klinik, in das schöne, humane Institut, wo kein Unwissender ihren Zahn mit chemisch sauberen Federhaltern, mit Jodtinktur, Branntwein und Aether behandeln wird. Coba hatte Glück. Es waren nicht viele Studenten da.

Der „Lehrer" sei mit Vieren dagewesen, erzählte sie, und ... Aber ich will sie selbst weiter erzählen lassen: „Ich verging vor Zahnschmerzen, gnädiger Herr (Das bin ich); ich hätte laut aufschreien können vor Schmerz. Ach, gnädiger Herr, Sie wissen nicht, was Zahnschmerzen sind! Das ist wirklich ein ganz

gräulicher Schmerz. Na, und da kam zuerst der eine Student und fühlte mit einer Zange oder so etwas Aehnlichem an meinem Zahn herum; und als er fertig war, kam der zweite und sah sich den Zahn auch mal an — und weh hat Der mir gethan, sage ich Ihnen! — und dann der dritte, der vierte. Alle mußten in das Loch hineinfühlen und probiren, wie tief es sei; gerade, als ob ich kein Gefühl hätte. Denken Sie sich doch nur, wenn man vergeht vor Schmerzen und sie Einen viermal auf den Nerv drücken! ... Dann kam der Lehrer und sagte zu dem einen Studenten: Ziehen Sie ihn nur aus. Nein, Herr Lehrer, sagte ich: von einem Studenten lasse ich mir ihn nicht ausziehen. Aber was soll man machen? Wenn sie Einen umsonst behandeln, hat man eben nichts dreinzureden. Ich mußte mich hinsetzen und dann setzte der Student die Zange an meinen Zahn und zog wie ein Wahnsinniger; aber der Zahn kam nicht. Sehen Sie sich blos meine Lippe mal an: so hat er sie kaput gemacht. Es war entsetzlich. Ich also zu schreien angefangen. Da sagte der Lehrer: Wenn Sie so schreien, können wir Sie hier nicht brauchen. Jetzt verhalten Sie sich mal ruhig ... Nun sollte der zweite Student es versuchen. Das war son Schwarzer. Der setzte die Zange, gerade so wie der erste, unter meinem Zahn an. Das that zum Verrücktwerden weh und plötzlich — Krach! —: da hatte er wahrhaftig die Krone abgebrochen. Ich natürlich furchtbar geweint; aber was hilfts? Wenn man krank ist, muß Einem doch geholfen werden. Dann sollte der dritte Student versuchen. Und Der murkste mit der Zange dran herum, bis er ein kleines Stückchen zu fassen kriegte; und dann — Knacks! —: es ging nicht. Ich will fort, ich will fort, schrie ich, aber sie hielten mich fest; zu Vieren hielten sie mich fest, gnädiger Herr. Der Eine an meinen Händen, der Andere an meinen Füßen; und da hatte der vierte Student auch schon die eine Wurzel zu packen. Wie 'ne Verrückte habe ich geschrien. Vier Studenten an meinem Mund und noch immer die eine Wurzel nicht heraus! Da that der Lehrer es endlich selbst, um es ihnen zu zeigen. Alle zusammen sahen mir in den Mund. Ich hätte sie am Liebsten gebissen. Na, der Lehrer, der verstehts. Im Nu hatte er die andere Wurzel heraus. Man fühlte nichts davon, so rasch gings. Und dann war die Sache fertig. Aber zum Ausspülen habe ich nichts bekommen. Das würde schon von selbst besser werden, meinten sie; aber ich kann auch jetzt vor Schmerzen fast noch nicht sprechen. Schließlich bin ich aber noch gut davon gekommen, denn meine Mutter hatte auch mal einen hohlen Zahn, mußte ihn sich auch ziehen lassen, auch in der Poliklinik und da hat der Student so gezogen, daß ihr ganzer Kiefer schief saß und sie Wochen lang Schmerzen am Kiefer hatte. Als Sie mich mit dem schwarzen Zeug eingerieben haben, gnädiger Herr, haben Sie mir lange nicht so wehgethan ..."

Zweifellos, hochverehrter Herr Professor, ist der Schluß von Cobas wenig fesselnder Geschichte äußerst schmeichelhaft für mein Wissen und meine Geschicklichkeit. Ich könnte hier auch schon schließen, hätte ich nicht neulich mit ungetheilter Anerkennung das Vorwort gelesen, das Sie zu der Brochure „Der niederländische Verein zur Bekämpfung der Vivisektion" geschrieben haben. Sie haben darin Dinge gesagt, denen ich rückhaltlos beipflichte und die ich so vollkommen wahr finde, daß ich einzelne Bemerkungen daraus hier citiren muß.

„... Daß man im Angesicht dieser schönen und großen Erwartungen

in einem durch den Wissensdurst entstandenen Uebereifer, und während der Geist im wahrsten Sinn des Wortes von wissenschaftlicher Begeisterung erfüllt war, verabsäumte, sich genaue Rechenschaft von Thaten abzulegen, die in das Dasein anderer Lebewesen eingreifen, Wesen, die sich zu dieser so überaus peinlichen Bearbeitung niemals angeboten hätten: wer wird Das den Vivisektoren allzu übel deuten? Doch konnte die Stimme der Humanität nicht lautlos verhallen und in der Gelehrtenwelt selbst, mehr aber noch in den anderen Kreisen mußte alsbald die Zahl Derer zunehmen, die zu fühlen anfingen, daß hier ein Mißbrauch der Macht vorliegt und daß der ungestrafte Triumph des Rechts des Stärkeren in moralischer Hinsicht unweigerlich die größten Uebel zeitigen muß. Es ist nun einmal in der moralischen Welt nicht möglich, daß Thaten verübt werden, die in Bezug auf reines moralisches Empfinden die Stichprobe nicht bestehen können, ohne daß sich Dies durch eine gewisse Abstumpfung des Gemüthes rächt. Andere Zeiten, andere Sitten. Ein immer mehr anwachsender Strom von denkenden und fühlenden Menschen sieht jetzt Wahrheiten kühn ins Auge, die ehedem nur Wenige erkannten und empfanden, und dieser Strom wird immer mehr anschwellen und in ihm und durch ihn wird das scheinbar gute Recht der Vivisektion untergehen, allen noch widerstrebenden Biologen zum Trotz."

Ich glaube, hochverehrter Herr Professor, daß solche schönen Worte, solche durch klaren Stil ausgezeichneten Auseinandersetzungen einen großen Theil der Menschheit von den Schandthaten der Vivisektion überzeugen werden; es ist ja wirklich furchtbar, zu sehen und zu hören, welcher Thierquälereien manche Menschen sich schuldig machen. Wenn ich überhaupt zu solchen Extravaganzen neigte, würde ich dem wiener Professor Hyrtl, dessen Gutachten in die Brochure aufgenommen ist, um den Hals fallen. Ich möchte auch ihn citiren: „Zur Ausbildung praktischer Aerzte — und diese bildet doch zweifellos den Hauptzweck aller medizinischer Studien — wäre es von größtem Nutzen, wenn die Physiologie der Schule sich mehr mit den Menschen als mit Fröschen, Kaninchen und Hunden beschäftigte und wenn sie stets im Auge behielte, was der Arzt absolut wissen muß. Was sie an dem lebendigen Thier sehen, können die Vivisektoren eben so gut an dem soeben getöteten sehen. Es müßte gesetzlich verboten werden, daß der gaffenden Menge in den Schulen öffentlich über Gräuel berichtet wird, deren Resultate so oft negativ ausfallen."

Diese wissenschaftlichen Erklärungen erfreuen den besten Theil meines Ich. Die Sonne leuchtet hell in unsere herrlichen Tage hinein. Die Lüfte werden violett, purpurroth. Die Brochuren werden in Körben herbeigeschleppt, Brochuren, bei deren Lecture Einem das Herz klopft, das ganze Gefühl in Aufruhr geräth und deren weisen Lehren der Kopf sinnend nachdenkt.

Laßt uns kämpfen für die mißhandelten Frösche, für die gefolterten Kaninchen, für die gequälten Hunde! Laßt uns hellen Geistes die Helle des zwanzigsten Jahrhunderts genießen! Laßt uns . . . Aber es ist schon spät, meine Gedanken verwirren sich, ich verliere den Faden. So gehts Einem manchmal: man fängt beim Kopf an und inzwischen rutscht Einem der Schwanz unter den Händen weg . . . Darf ich Ihnen — bevor ich mich ganz verirre — noch die Grüße von Coba (mit den Zahnschmerzen) bestellen?

In Eile und ein Bischen wirr

Amsterdam. Hermann Heyermans jr.

❦

Ralph Waldo Emerson.

Am fünfundzwanzigsten Mai sind hundert Jahre vergangen, seit Emerson auf die Welt kam. Die Amerikaner lassen den Tag nicht vorübergehen, ohne sich ins Gedächtniß zu rufen, was sie Emerson verdanken. Die Emerson Society begeht, mit der schlichten Würde und Sachlichkeit, die den amerikanischen Intellektuellen eigenthümlich ist, das Fest ihres Philosophen. Die Institute, die seine ersten Vorlesungen hören durften, geben, indem sie ihn feiern, einen Ueberblick über das letzte Jahrhundert ihrer Entwickelung: die Harvard-Universität in Cambridge, die Phi-Beta-Kappa-Gesellschaft, die Colleges in Dartmouth, Waterville. England kann nicht stumm bleiben. Die geistige Zusammengehörigkeit der zwei großen Völker, der die Freundschaft zwischen Emerson und Carlyle den schönsten Ausdruck gab, wird einen Tag lang noch stärker als sonst den freisten Geistern beider Reiche fühlbar. Solche Gedenktage wiegen in der wirklichen Geschichte der Völker schwerer als Monarchenbegegnungen und Schlachtenfeiern. Da besinnen sich die Besten, an welchem Punkte der Reise man steht, welches die letzte Tagesleistung war und was die Aufgabe des nächsten Morgens sein wird. Es ist wie ein abendliches Ausruhen, ein herzliches Wiedersehen und Grüßen, eine wunderliche Mischung von Friedenssehnsucht und Kampflust, wenn man ein schönes und mühevolles Tagewerk hinter sich und ein schöneres und mühevolleres vor sich weiß.

Die nordamerikanische Literatur scheint dem flüchtig Hinsehenden nur ein Anhang zur englischen zu sein; lange ist sie auch in den Literaturgeschichten so dargestellt worden. Longfellow ist der klassische Dichter, Irving der klassische Prosaiker dieser europäisirten Schicht. Aber in Beiden bricht schon das Neue, Amerikanische durch. Longfellows Evangeline antizipirt eine ganz moderne Landschaftauffassung, Irvings Skizzen unterscheiden sich an einigen Stellen nur durch den latinisirenden Stil und die sinnliche Pracht des Klanges von manchen Essays Emersons. Vor Allem aber kündet sich bei Irving und Longfellow schon der Grundzug des nordamerikanischen Geisteslebens an: die Dinge der Welt als Eins zu fassen, mit scharfen Sinnen und hellem Kopf keck vor die Probleme hinzutreten, nicht eine künstliche Zweitheilung zu respektiren, die die eine Hälfte der Welt für moralisch und poetisch, die andere aber für unmoralisch und unpoetisch erklärt. Das Historische zieht diese jugendlichen Repräsentanten einer beginnenden Kultur höchstens als Kuriosität an: sie machen ihre obligate Reise nach Europa, lassen europäische Kultur auf sich wirken, um in ihr Vaterland heimzukehren und wieder so amerikanisch wie möglich zu leben und zu denken. Drei Männer repräsentiren diese Seite amerikanischer Geistesentwickelung: Thoreau, der Naturbeobachter und Tagebuchschreiber; Whitman, der alle Fesseln der Form ungestüm sprengende Oden-

dichter; Emerson, der Philosoph. Von ihnen ist Emerson der Bedeutendste; in ihm ist Thoreau und Whitman, feinstes Naturgefühl und dithyrambisches Dahinrauschen der Begeisterung.

Es giebt zu denken, daß auch Emerson, wie sein europäischer Geistesverwandter Nietzsche, ein Theologenabkömmling war; seine Vorfahren waren durch acht Generationen puritanische Geistliche gewesen. Solche Söhne einer Academic Race, in denen die Kräfte und Anlagen von Geschlechtern gestaut und gespart worden sind, haben oft Explosionstoff in sich; sie hatten gleich bei ihrer Geburt vor anderen Individuen einen nie wieder einzuholenden Vorsprung voraus. Man denke an den vollkommenen Gegensatztypus, das katholische Priesterthum, das sich nicht legitim fortpflanzen kann: die feinste persönliche Kultur, die zarteste Sittlichkeit, die reifste Milde, zu der sich schließlich das Individuum hinaufgebildet hat, geht hier unwiederbringlich verloren, weil sie nicht vererbt werden darf; der Stand als solcher muß immer wieder von vorn, ab agricola, anfangen. Einzelne Biographen Emersons, besonders Holmes, haben versucht, in den Predigern und college graduates seiner Ahnenreihe seine entscheidenden Züge nachzuweisen. Man kann dies Bestreben für eben so interessant wie müßig erklären: nicht die Summanden gehen uns an, sondern die Summe; nicht die Faktoren, sondern das Produkt, das geniale Individuum, das mit einem Male aus der Reihe seiner Brüder tritt und über Familie und Rasse sich emporschwingt. Allerdings hätten die Gegner Recht, zu erwidern: Dennoch haben wir, die wir, wie beim Rennpferd und beim Jagdhund, auch beim Genie einen sauberen pedigree aufstellen möchten, allen Grund dazu; denn das Entscheidende war eben jene stille, geheimnißvolle Arbeit von Generationen, der gegenüber das geniale Individuum im besten Fall ein Experiment darstellt, das in wenigen Fällen glückt, in manchen mißräth und auf das man nie gar zu viel geben soll. Emerson selbst sagt einmal, mit Anspielung auf dieses Problem: What care we who sang this or that? It is we at last who sing.

Als Emerson zehn Jahre alt war, wurde gerade in England das Gesetz aufgehoben, das die Leugner der Trinität mit dem Tode bedrohte; es ist nützlich, sich solcher Daten zu erinnern, wenn man Protestanten über römische Intoleranz klagen hört. Für Emerson ist es von Anfang an wichtig, daß er Unitarier war; nur hieraus erklärt sich der gleichmäßige Verlauf seiner äußeren wie seiner inneren Erlebnisse; wir brauchen ihn uns nur als europäischen Theologen vorzustellen: ohne ganz andere Kämpfe und Krämpfe wäre es nicht abgegangen; vielleicht wäre sein Leben, wahrscheinlich wären seine Werke noch bedeutender geworden, wenn er im fortwährenden Gegensatze zu seinen Angehörigen und Landsleuten sich hätte entwickeln, durchsetzen und behaupten müssen. So wurde er ein Autor ohne merkliche Entwickelung;

er scheint sich nur an Gesinnungsgenossen zu wenden; mit Sanftmuth sagt er Alles, lächelnd begegnet er abweichenden Meinungen, als seien sie bloße Mißverständnisse, gelassen spricht er seine Kühnheiten aus, als ob sie Gemeinplätze wären; er beweist nichts, er hastet nicht, er vertheidigt sich nicht. I do not know what arguments are in reference to any expression of a thought, sagt er einmal.

Sein Lebenslauf ist in wenigen Jahreszahlen erzählt. 1832 hielt er seine letzte Predigt, weil er den Abendmahlsritus nicht mitmachen wollte; er legte sein Amt für immer nieder. Im nächsten Jahr reiste er nach Europa; Goethe und Scott, die er gern gesehen hätte, waren tot; er lernte Coleridge, Wordsworth, Landor, De Quincy kennen; er besuchte Carlyle, als der Heroensucher deprimirt in Craigenputtock saß, und erschien ihm wie eine himmlische Vision des Trostes. 1847 und 1872 reiste er ein zweites und drittes Mal nach Europa. 1872 sah ihn Herman Grimm in Florenz: „Eine hohe, schmale Gestalt, mit dem unschuldigen Lächeln um den Mund, das Kindern und Männern höchsten Ranges eigen ist. Die höchste Kultur erhebt den Menschen über das Nationale und macht ihn ganz einfach. Liebenswürdigkeit scheint ein zu einseitiges Wort, um all Das zu bezeichnen, was in Emerson davon umfaßt wird.“ Am siebenundzwanzigsten April 1882 starb er in Concord, Massachusetts, wo er fast sein ganzes Leben verbracht hatte. Während der letzten Jahre hatte sein Gedächtniß recht nachgelassen; im Uebrigen lebte er heiter und gütig im Kreise der Seinen, freundlich für jeden Besucher, wenn auch schweigsam, durch seine bloße Existenz ein gewisses Gefühl des Glückes über die intellektuellen Kreise seines Landes verbreitend.*)

„Natur“ ist der Hymnus überschrieben, in dem Goethe 1782 die Summe seiner Religion zog und der neulich hier abgedruckt worden ist. Nature ist das Wort, mit dem Emerson 1836 die Reihe seiner Schriften anfängt und das wie ein mächtiger Grundbaß fortan seinen Worten Feierlichkeit und Eindringlichkeit verleiht. „Unser Zeitalter ist rückwärtsschauend. Es baut die Gräber der Vorväter. Es schreibt Biographien, Historien, Kritik. Die vorangegangenen Geschlechter sahen Gott und Natur von Angesicht zu Angesicht; wir sehen durch ihre Augen. Warum sollten nicht auch wir uns einer

---

*) Auch die Hauptdaten seiner Bücher sind rasch erwähnt: 1836 erschien Nature, 1841 und 44 Essays I und II, 1850 Representative Men, 1856 English Traits, 1860 Conduct of Life, 1870 Society and Solitude, 1874 Letters and Social Aims. Nature brauchte dreizehn Jahre, bis die 500 Exemplare der ersten Auflage verkauft waren. Conduct of Life war nach zwei Tagen vergriffen. Heute sind Emersons Werke in einer Menge englischer und amerikanischer Ausgaben verbreitet. Die besten deutschen Uebertragungen (von Karl Federn und Thora Weigand) sind in Hendels Sammlung erschienen und für ein paar Groschen zu haben; sie scheinen langsam, aber stetig zu wirken.

ursprünglichen Beziehung zum All erfreuen? Die Sonne scheint auch heute. Neue Länder sind da, neue Menschen, neue Gedanken." Neue Gedanken sind es auch, die Emerson seinen erstaunten Lesern vorträgt. Neu wenigstens für Amerika. „Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trutzt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freiwillig giebt", heißt es in Goethes Fragment; bei Emerson: Neither does the wisest man extort her secret, and lose his curiosity by finding out all her perfection. Sicher ist Emersons Essay von Goethe stark beeinflußt. Als Ganzes ist die Schrift nicht einheitlich. Der Autor hat seine eigene Weise zwar gefunden, aber er getraut sich noch nicht, sie ganz rücksichtlos zu singen. Für den Schluß, der immer mehr zum mystischen Hymnus wird, wagt er die ausschließliche Verantwortung noch nicht zu übernehmen. Er fingirt, ein befreundeter Dichter habe ihm Das mitgetheilt. In der That war Emerson eben so sehr Dichter wie Denker, trotz seinem bescheidenen Wort: I do not belong to the poets, but only to a low department of literature, the reporters.

Nature war anonym erschienen, doch der Verfasser wurde sofort errathen. Der gleichsam trunkene Stil schreckte die Meisten ab; aber feinere Geister sahen hinter dieser Trunkenheit eine ganz neue Art von Weltfrommheit, eine sonderbar sanfte Heiterkeit, die mit unschuldigen Augen um sich blickte, weltliebend, weltsegnend, ohne Anklage, ohne Düsterkeit, ohne Verleumdung des Weltlaufes und der Natur. Carlyle las die dünne Schrift mit Begeisterung und lieh sie allen seinen Freunden, die er für reif genug dazu hielt. Noch mehr wurde die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf Emerson gelenkt durch seine Harvard-Vorlesung The American Scholar. „Diese großartige Rede ist unsere Unabhängigkeiterklärung auf geistigem Gebiet", sagte einer der Hörer von ihr. Wir wollen ganz wir selbst sein — Das ist ungefähr der Gedankengang —: lange genug haben wir von fremden Landen Wissen geborgt. Um uns rauscht es von millionenfachem Leben. Wir können nicht länger uns mit den Brocken fremder Tische speisen lassen. Der Mensch ist nicht Farmer oder Professor oder Ingenieur; er ist Alles. Der Mensch ist Priester und Lernender, Staatsmann, Produzent, Soldat. Oder vielmehr: er sollte Das Alles zusammen sein. Leider sehen wir nur Theilmenschen, Menschenthum-Spezialitäten, zerstückelte Glieder dieses Idealmenschen. Der Mensch ist zu einem Ding geworden, zu vielen Dingen. Wenn wir aber diese unglückfälige Theilung annehmen und trachten, ihr die beste Seite abzugewinnen, so ist der Lernende der Mensch als Denkender, als Denkwesen. Aber auch er ist in Gefahr, zur Denkmaschine, zum Papageien der Gedanken Anderer zu werden.

Noch stärker drückt Emerson seine Meinung in der Divinity School Address aus. Schwerlich ist jemals in diesem Ton zu angehenden Theologen

von einem Extheologen geredet worden. Die Vorlesung beginnt ganz gelassen: „In diesem strahlenden Sommer war es eine Wollust, den Athem des Lebens einzusaugen. Das Gras wächst, die Knospe springt, die Wiesen sind mit Feuer und Gold in Blumenfarben besprengt. Die Luft ist erfüllt vom Gesange der Vögel und süß vom Dufte der Pinien, des Balsams von Gilead und des frischen Heus. Die Nacht bringt dem Herzen kein Düster mit ihrem willkommenen Schatten. Durch das flüssige Dunkel gießen die Sterne ihre beinahe geistigen Strahlen. Der Mensch unter ihnen erscheint wie ein junges Kind und sein gewaltiger Erdball wie ein Spielzeug. Noch nie hat sich das Mysterium der Natur vor unseren Augen so glücklich entfaltet." Unmerklich leitet Emerson zu seinem Thema über. Nur als Vision des ethischen Gefühls hat die Religion Werth. Nicht nur in Palästina, auch in Egypten, Persien, Indien, China hat der Mensch diese wahre Religion erkannt. Aber der Mensch kann die Religion nicht aus zweiter Hand, sondern nur aus Intuition annehmen; nicht auf das Wort eines Anderen hin, sei er, wer er mag. „Das historische Christenthum ist in den Irrthum verfallen, der alle Versuche, eine Religion auszubreiten, verdirbt. Es ist keine Lehre vom Geist mehr, sondern nichts als eine Uebertreibung des Persönlichen, des Positiven, des Rituellen. Es haftete immer und haftet noch heute mit schädlicher Uebertreibung an der Person Jesu. Unser historisches Christenthum ist nichts als eine orientalische Monarchie, aufgebaut aus Indolenz und Furcht. Wenn wir die schimpflichen Behauptungen, die unser Unterricht im Katechismus uns aufzwingt, acceptiren, so werden Selbstverleugnung und Ehrlichkeit nur glänzende Sünden, sobald sie nicht den christlichen Namen tragen; nicht nur Namen und Stellen, nicht nur das Land und alle Berufsarten, sondern selbst die Sittlichkeit und Wahrheit sind abgeschlossen und christlich monopolisirt. Man ist dahin gekommen, von der Offenbarung als von Etwas, das vor langer, langer Zeit geschehen sei, zu sprechen, als ob Gott tot wäre ... Ich glaube, kein Mensch, der nicht ganz gedankenlos ist, kann in eine unserer Kirchen gehen, ohne zu fühlen, daß aller Einfluß, den der öffentliche Gottesdienst einst auf die Seelen hatte, dahin ist oder dahin schwindet. Und nun, meine Brüder, werdet Ihr fragen: Was können wir in diesen kleinmüthigen Tagen thun? Wir haben die Kirche dem Geist entgegengesetzt. Nun denn: im Geiste liegt die Erlösung. Wo ein Mann auftritt, bringt er eine Revolution mit sich. Das Alte ist für Sklaven. So ermahne ich Euch vor allem Anderen, allein zu gehen, alle guten Vorbilder zu verschmähen, die selbst, die den Menschen noch so geheiligt erscheinen, und Gott ohne Mittler, ohne Schleier zu verehren."

Man begreift, daß diese Ansprache einen kleinen Sturm in theologischen Zeit- und Streitschriften heraufbeschwor. Emerson hatte sich durch seine

kühne Rede zum Häretiker befördert. Für uns Europäer liegt die Unfaßbarkeit mehr darin, daß angehende Prediger einen ehemaligen Prediger, der ostentativ sein Amt niedergelegt hatte, einladen konnten, sie über ihren Beruf zu belehren, als darin, daß der Sproß von acht Theologengeschlechtern diese Ansprache hielt. Jenes setzt eine Freiheit des Geistes voraus, die dem zahmen Europäer unverständlich ist. Dieses ist weniger verwunderlich. Nourri dans le sérail, j'en connais les détours, konnte Emerson mit Bezug auf seine theologischen Studien sagen. Man darf sich nicht wundern, daß gerade ehemalige Theologen oft radikale Kritiker werden: sie haben die Theologie erlebt und an ihr tief gelitten.

Für Emerson hatte die theologische Vorlesung nur erfreuliche Folgen: alle kleinen Fanatiker schmähten ihn, sein Name wurde in Concord, Boston, New-York viel genannt, von der Rede wurden über tausend Exemplare abgesetzt, die Jugend blickte fortan hoffend auf ihn. Durch die etwas radikale Theologie seiner Rede hatte er sich selbst den größten Dienst erwiesen: er war als Theologe unmöglich; so blieb ihm das Schicksal Sören Kierkegaards erspart, als Dissident innerhalb des kirchlichen Systems sich langsam zu verbluten. Die Theologie bedeutete für ihn nur noch eine überwundene Entwickelungstufe, wie für Nietzsche die klassische Philologie und die Kunst Wagners. Er hatte Alles abgestreift, was ihn hinderte, er selbst zu werden. Mit neuer Zuversicht spricht er jetzt und in neuen Tönen: „Aus dem ewigen Schweigen sind wir geboren; nun wollen wir leben — für uns leben —, nicht das Leichentuch der Vergangenheit nachschleppend, sondern als Verkünder und Schöpfer unseres Zeitalters. Und weder Griechenland noch Rom, weder die drei Einheiten des Aristoteles noch die Heiligen Drei Könige von Köln, weder die Sorbonne noch die Edinburgh Review haben uns was dreinzureden. Nun wir einmal da sind, wollen wir unsere eigene Auffassung haben und unseren eigenen Maßstab. Mag sich unterwerfen, wer will: für mich müssen die Dinge mein Maß annehmen, nicht ich das ihre.“ Es war die Vorlesung über literarische Ethik, in der Emerson so energisch, als Einer, der beschlossen hatte, jung zu bleiben, zur Jugend des Landes sprach.

Die Wendung in seiner Thätigkeit trat durch die Veröffentlichung des ersten Bandes seiner Essays ein. Bis dahin war er ein gern gehörter Lecturer für einen kleinen Kreis und ein leidlich bekannter Lokalschriftsteller gewesen. Von den Essays an sprach er zu Allen, die überhaupt Englisch verstanden. Sein Stil war ruhiger und sorgfältiger, seine Ideen waren freier geworden. Diese zwölf Essays, denen nach drei Jahren noch neun andere folgten, stehen im Centrum seines Lebenswerkes. Die erste Serie behandelte Geschichte, Selbständigkeit, Ausgleichung, geistige Gesetze, Liebe, Freundschaft, Klugheit, Heldenthum, Ueberseele, Kreise, Intellekt, Kunst. Die zweite brachte

den Dichter, Erfahrung, Persönlichkeit (Charakter), Manieren, Geschenke, Natur (nicht mit dem Erstlingswerk zu verwechseln), Politik, Nominalist und Realist, Neu-England-Reformer. Die Titel zeigen, daß es sich nur um einzelne Aufsätze, nicht um ein disponirtes und komponirtes Buch handelt. Irgend ein möglichst abstraktes Thema reizte Emerson zur Anknüpfung; dann ließ er seinen Gedanken freien Lauf, unbekümmert, ob sie so ganz zur Sache gehörten. Die fehlende Disposition ist der Grundmangel. Man könnte mit einiger Uebertreibung sagen, Emerson habe überhaupt nicht Essays, sondern nur einen einzigen Essay geschrieben; Titel und Eintheilungen der Kapitel seien willkürlich. Er hatte eigentlich nicht viele, auch nicht einmal sehr neue Ideen; eine gewisse Monotonie macht sich selbst in seinen besten Aufsätzen fühlbar; man kann nicht anhaltend in ihnen lesen, ohne zu ermüden. Er verschmäht, einem logischen Gedankengang gleichmäßig zu folgen. Die Verbindung zwischen seinen Sätzen ist oft nur äußerlich; unvermittelt beginnt er von etwas ganz Anderem. Es ist lehrreich, die Struktur seiner Bücher mit derjenigen der Werke Nietzsches zu vergleichen: man sieht sofort, wer eigentlich von den Zweien der Aphoristiker ist. Ich habe den Versuch gemacht, Freunden die Essays Emersons durcheinander vorzulesen, bald ein paar Sätze aus History, bald aus Over-Soul, bald sogar aus Conduct of Life und Society and Solitude, Werken, von denen das erste um zwanzig, das zweite um dreißig Jahre später geschrieben ist als die Essays: der Versuch gelang fast immer; oft ergaben sich ganz überraschende Kombinationen. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß ein geschickter und philosophisch gebildeter Mann mit Leichtigkeit aus den zwölf Bänden der großen Ausgabe zwölf bessere machen könnte: das Zusammengehörige zusammen, das oft Gesagte nur in einer, und zwar der schärfsten, eindringlichsten Form. Dies gilt sogar von den Representative Men.

Doch die lose und unbekümmerte Gedankenverbindung giebt den Essays auch wieder den starken Reiz. Sie regen zum Selbstdenken an: Das ist ihr höchster Werth. Sie geben Jedem Etwas; der eigenthümliche und fortwährende Wechsel sehr praktischer und sehr idealer Gesichtspunkte berührt nicht unangenehm, der energische Ton der einen, die stimmungvolle Mystik der anderen lädt, je nach Laune und Art des Lesers, zur Zustimmung ein. Was für einen europäischen Leser das Erfreulichste ist: nichts im schlechten Sinn Europäisches lebt in diesen Schriften. Die Luft ist reiner; man glaubt, den guten, herzstärkenden Salzwasserathem einzusaugen; der Horizont ist freier; man spürt sufficient elbow-room; die Worte haben nicht so viel kompromittirende Vergangenheit, sondern kommen uns wie frische Kinder entgegen; man vergißt die Jahrtausende des unerquicklichen Prozesses, den einige Ideologen immer noch hartnäckig Kulturgeschichte nennen: man hat

das Gefühl, keine Vergangenheit, sondern nur eine unendliche Gegenwart zu haben. Man wird glücklich und froh.

„Ich mache Alles ungewiß. Nichts ist für mich heilig, nichts profan. Ich stelle einfach Versuche an, ein endloser Sucher mit keiner Vergangenheit hinter mir." Emerson stand zeitlich dem Beginnen der nordamerikanischen Geschichte nah genug, um sich zu dem übermüthigen Gefühl eines Adam aufschwingen zu können, der mit selig staunenden Augen auf all den Morgenglanz ringsum blickt und zu Erde und Welle, Blüthe und Gras, Vogel und Wurm sich neigt, um den Wesen Namen zu geben. Im vergangenen Jahr ist in Deutschland viel von sogenannter Voraussetzunglosigkeit die Rede gewesen. In einem anderen, sehr viel tieferen und wichtigeren Sinn ist dieses das eigentliche Problem Emersons. Der Philosoph, dessen erster Essay History überschrieben ist, hat wie wenige Andere die Macht des Historischen empfunden. Wir sind zu konservativ. Vielleicht ist die Erfindung der Buchdruckerkunst wesentlich mitschuldig daran, daß die Entwickelung der Ideen viel zu langsam geht, daß mit manchem Trödel gar nicht aufzuräumen ist. Dokumente und Ueberreste werden mit ängstlicher Sorge bewahrt, mit unermüdlichem Eifer erforscht, in Beziehung zu einander gesetzt; jeder Zoll der Vergangenheit wird nachgeprüft; man will um jeden Preis eine lückenlose Kette des Geschehens nachweisen. Wir machen uns das Leben schwer. Eine kaum zu tragende Last von Vergangenheit ruht auf unseren schwächeren Schultern. Nichts, was einmal da war, wird preisgegeben. Unser toter Besitz wird immer größer, immer höher thürmen sich die Kataloge und Register auf: wir ersticken vor Retrospektivität und Reproduktivität. Wohl kamen von Gott erleuchtete Wohlthäter, wie jener ehrwürdige Kalif Omar, der die Alexandrinische Bibliothek verbrannt haben soll, aber solch weiser Männer gab es leider viel zu wenige. Wenn wir uns die Entwickelung der Hellenen vorstellen, kommen wir zu der nothwendigen Hypothese, daß dieses Volk sich in einem langen, langen Prozeß gebildet hat, daß eine ungeheure plastische Kraft dazu gehörte, so viel Fremdes auszuscheiden oder umzubilden, bis zuletzt eine Art Kultureinheit da war. Wie glücklich sind wir, daß wir von diesem ganzen Umbildungprozeß fast gar nichts wissen! Daß wir nur das schöne Ende sehen! Wir Spätgeborenen bilden keine Mythen mehr. Uns ist es nicht mehr möglich, Das, was uns lästig ist, ins Schöne umzudeuten. Wir sind negativ und kritisch geworden. Das war unsere Nothwehr. Wir sind eher geneigt, abzulehnen und umzustürzen, als umzubilden. Die Fragen scheinen sich immer mehr auf die eine zu reduziren: Wie können wir das Leben aushalten? Friedrich Nietzsche hat in seinem nachgelassenen Hauptwerk einem gänzlichen und entschlossenen Agnostizismus das Wort geredet, einer triumphirenden Unterwerfung unter die Bedingungen der Wirklichkeit, einem unbedingten Ja-

Sagen zu Erde und Leben. Fritz Mauthner hat in seiner „Kritik der Sprache“ einen so radikalen Skeptizismus entwickelt, daß der ganze erkenntnißtheoretische Boden zu schwanken scheint. Schon vor einem halben Jahrhundert hat Emerson als Alpha und Omega verkündet: Glaube ans Heute! Kümmere Dich nur ums Heute! Laß die Toten ihre Toten begraben! Sei ein endloser Versucher mit keiner Vergangenheit hinter Dir!

Gleich Nietzsche erkannte auch Emerson nur einen Werth der Geschichte an: daß wir darin die Biographien großer Männer finden. Aus dieser Gesinnung heraus entstanden die Representative Men, die von Manchen als sein Hauptwerk angesehen werden. Ich vermag diese Meinung nicht zu theilen. Von den sechs Essays scheinen mir drei mißrathen. Der Aufsatz über Shakespeare wird dem Dichter nicht gerecht, noch weniger der über Goethe; auch Napoleon scheint mir nicht gelungen. Wenn Emerson sich inkommensurabeln Naturerscheinungen, wie diesen Dreien, gegenübersieht, kommt der ehemalige Prediger in ihm zum Vorschein; er erlaubt sich, zu moralisiren. Der Aufsatz über Swedenborg ist ein interessanter Versuch, noch einmal die Ideenkreise der Divinity School Address durchzudenken; der Schluß ist eine ruhige, aber entschiedene Ablehnung: „Palästina wird immer werthvoller als Kapitel der Weltgeschichte, immer unnützer als Erziehungelement.“ Swedenborg ist „ein rachsüchtiger Theologe; die Engel, die er schildert, sind lauter Landgeistliche; ihr Himmel ist ein evangelisches Picknick oder eine französische Preisvertheilung an tugendhafte Landleute. Die Schönheit fehlt. Wir wandern verloren durch die glanzlose Landschaft. Kein Vogel sang je in all diesen Totengärten. Der Lorber ist mit Cypressen vermischt, in den Weihrauch des Tempels mengt sich fühlbar ein Leichengeruch; Knaben und Mädchen werden den Ort meiden.“ An Montaigne, den Emerson als Typus des Skeptikers dem Mystiker Swedenborg gegenüberstellt, erfaßt er nur die allgemeinsten Züge; aber die helle Verständigkeit, der trockene Geist, die spöttische Nüchternheit, kurz das Südliche und Französische in Montaigne entgeht ihm. Der beste Aufsatz ist der über Plato; nur verschwimmt er ins Allgemeine; er ließe sich auf andere Philosophen auch anwenden. Vielleicht sind diese philosophischen Aufsätze Emersons so unzureichend, weil es unrichtig ist, den einen Denker als Skeptiker, den anderen als Mystiker zu definiren; weil nichts mehr übrig bleibt, wenn wir vom Philosophen den Mystiker und den Skeptiker subtrahiren; weil jeder echte Denker Beides zugleich ist; weil jeder Philosoph die Lehren der Vorangegangenen in sich aufnimmt, gleich dem Jüngling des Märchens, der die Stärke aller Recken erhält, mit denen er sich in ritterlichem Kampf gemessen hat.

Emerson ist lange in Deutschland unbekannt geblieben. Er ist es nicht mehr. Herman Grimm hat zuerst auf ihn aufmerksam gemacht, Spielhagen

seine English Traits übersetzt, das Beste, was neben Taines Notes sur l'Angleterre über England geschrieben worden ist; Julian Schmidt hat eine ausgezeichnete Charakteristik Emersons geschrieben; fast alle Werke sind nun ins Deutsche übertragen. Am Meisten aber hat Nietzsche für Emerson gethan. So paradox es klingt: Schopenhauer und Emerson verdanken Nietzsche eben so viel wie er ihnen. Nietzsche hat die breite Gasse gebahnt: er hat mehr als irgend ein Anderer dazu beigetragen, daß die Philosophie wieder vielen Deutschen eine Lebensmacht und ein Lebensbedürfniß wurde. Nicht zu den großen Philosophen stellen wir Emerson. Er war kein Pflüger, der tiefe Furchen riß, kein Säemann, der neuen Samen ausstreute. Als ein freundlicher Spazirgänger schritt er über Fluren und Felder, über blumige Anger und schattige Heckenwege, sinnend, von Ackerduft und Sonnenglanz umflossen, Garben und Blüthen, Ranken und unscheinbare Grasblätter zu einem frischen Strauße vereinend. Ueber all seinen Schriften ruht die milde Verklärung der ländlichen Gegend, in der er gelebt und gedichtet hat. Als ein unendlich Freundlicher und Gütiger ist er durch das Leben gegangen. Freundlichkeit und Güte, ein unüberwindlicher Optimismus redet aus seinen Werken. Dafür danken wir ihm heute.

München. Josef Hofmiller.

Kohle und Eisen.

Das Kohlensyndikat ist also wirklich vorzeitig erneuert worden. Ich hatte es vorausgesagt; und nun ist, nach und trotz allen Dementis, der Entwurf zum neuen Syndikatsvertrag den Zechen unterbreitet worden. Zur gutachtlichen Aeußerung. Das ist natürlich die reine Formalität; alles Nöthige wird hinter den Coulissen wohl schon fest vereinbart sein. Vielleicht kommt es, auf besondere Wünsche, noch zu unwesentlichen redaktionellen Aenderungen: über den Grundriß des neuen Gebäudes hat man sich gewiß bereits geeinigt. Die Gefahr, gesprengt zu werden, ist für das Kohlensyndikat nun vorüber; und jetzt erst erkennt man, wie groß sie war. Die Furcht hat die neuen Syndikatsbestimmungen diktirt. Und diesmal haben die kleinen Zechen gesiegt.

Die Leiter der großen Werke hatten noch in den Verhandlungen der Kartellenquete mehr als einmal behauptet, gerade die Herren der kleinen Gruben hätten zu Preiserhöhungen gedrängt und Uebertreibungen seien nur durch den zügelnden Eingriff der Großen verhindert worden. Die Tendenz solcher Reden war nicht mißzuverstehen: sie sollten das Publikum glauben lehren, der Großbetrieb sei geneigt, dem Konsumentenbedürfniß weit entgegenzukommen, die Besitzer und Direktoren der kleinen Bergwerke aber ließen sich von Egoismus und Habsucht leiten und glichen dem Schwarzen, den der Römer zu scheuen habe. Ich brauche kaum zu sagen, daß die gemeine Wirklichkeit uns die Dinge anders zeigt. Richtig ist ja, daß gewöhnlich die Kleinen höhere Preise im Syndikat durchzusetzen ver-

suchten; aber nicht, weil sie ein schlechteres Herz haben als die großen Herren, sondern, weil der Syndikatsvertrag ihnen eine seltsame Rolle zuwies. Bisher wurden nämlich die Betheiligungziffern der einzelnen Werke je nach der Leistungfähigkeit der Schächte festgesetzt. Sobald nun eine Gesellschaft einen neuen Schacht abteufte, ließ sie ihre Betheiligungziffer erhöhen. Die ungeheure Vermehrung der rechnungmäßigen Betheiligung, die seit dem Entstehen des Syndikates zu verzeichnen ist, kam zum beträchtlichen Theil auf das Konto der großen Werke. In dem selben Maße, wie die Betheiligung stieg, wuchs auch die Wahrscheinlichkeit, daß schon in normalen Zeiten die wirklich gethätigten Fördermengen eingeschränkt werden mußten, um den Preis zu halten. Bei solchen Einschränkungen der Produktion kamen aber natürlich die kleinen Zechen am Schlechtesten weg. Daher ihr ewiges Klagen. Daß die Kleinen in letzter Zeit der Syndikatsgemeinschaft müde waren, hatte hauptsächlich dieser unleugbare Uebelstand verschuldet. Jetzt ist es gelungen, die Klippe zu umschiffen. Nicht mehr nach der Leistungfähigkeit der einzelnen Schächte, sondern nach der jeweiligen Marktlage soll sich künftig die Betheiligungziffer richten. So soll die Möglichkeit geschaffen werden, fortan den einzelnen Zechen Mehrbetheiligung am Gesammtabsatz zu bewilligen, ohne daß deshalb das Gesammtkontingent erhöht zu werden braucht.

Aber noch mit einer anderen Gefahr hatte das Syndikat zu rechnen. Die Unzufriedenheit der Kleinen konnte es sprengen; doch auch von innen heraus drohte die Zersetzung; und diese Gefahr kam von den sogenannten Hüttenraten. Die großen Eisenwerke streben neuerdings mehr und mehr nach dem Erwerb eigener Kohlengruben, der sie von der Allmacht des Syndikates einigermaßen befreit. Diese Gruben gehörten zum großen Theil aber dem Syndikat an, das hartnäckig auf seinem Schein bestand und das Recht forderte, auch den für den eigenen Bedarf der Werke gebrauchten Kohlenbetrag nach den Syndikatsbedingungen zu regeln. Dadurch verloren die Eisenwerke natürlich einen wesentlichen Theil des vom Ankauf der Gruben erhofften Vortheiles. Nie und nimmer hätten sich also diese neuen Besitzer der Hüttenzechen entschlossen, dem Syndikat noch länger anzugehören. Deshalb ist jetzt bestimmt worden, daß die Syndikatsbedingungen für den Selbstverbrauch der industriellen Werke nicht mehr bindend sein sollen.

Den Kohlenproduzenten bringt der neue Vertrag einen höchst werthvollen Erfolg. Erstens bleiben die Hüttenzechen dem Syndikat erhalten; zweitens werden die Kleinen nun endlich zufrieden sein; und drittens sind die Haupthindernisse beseitigt, die bis jetzt die Outsiders vom Beitritt abhielten. Die Einigung soll, wie man erzählt, nicht so sehr der wachsenden Einsicht der Kohlenmagnaten wie den nachdrücklichen Mahnreden mächtiger Bankdirektoren zu danken sein. Das klingt sehr wahrscheinlich; die Banken lassen ihre metallisch glänzende Sonne ja Gerechten und Ungerechten, Kohlen- und Eisenindustriellen in gleicher Kraft leuchten und ihre Gewinnchancen werden um so größer, wenn die Eisenindustrie für ihren Selbstverbrauch aus den Syndikatsfesseln befreit wird und dennoch für ihren Ueberschuß an Kohle des Kartellsegens theilhaftig bleibt. So ist denn unter dem Patronat der Großbanken der neue Bund geschlossen und die Interessenverkoppelung zwischen zwei mächtigen Industriezweigen erreicht worden. Nur die Abnehmer der Kohlengruben haben Grund, darüber zu jammern. Jetzt erst ist das Kohlenmonopol des Syndikates Ereigniß geworden; und zugleich hat sich die Zahl seiner

Vertheidiger erhöht; denn viele Eisen fördernde und Eisen verarbeitende Industrielle schmausen nun an der üppigen Tafel der Kohlenkönige mit.

Die Kohlenindustrie hat also wieder einmal Aussicht auf hellere Tage; über den Eisenwerken aber trübt sich der Himmel. In der Ferne zunächst noch. Die Kartelle sind festgefügt und im Inland steht Alles leidlich; doch den Erholungprozeß, der nach der letzten Krisis langsam, aber stetig vorschritt, stört abermals die Furcht vor den Dingen, die über den Atlantischen Ozean kommen könnten. Als neulich das Geld bei uns knapp wurde, dozirten einzelne unverbesserliche Optimisten mit der ernstesten Miene von der Welt, die steigende Tendenz des Geldmarktes sei durch große Ansprüche der Industrie herbeigeführt worden. Das klang gleich nicht sehr glaubhaft; auf dem Geldmarkt werden außergewöhnliche industrielle Ansprüche in der Regel nur fühlbar, wenn Geschäftserweiterungen bevorstehen. Daß aber unsere Industrie Erweiterungen oder gar Neubauten planen könne, ist nicht anzunehmen; was in den hinter uns liegenden guten Jahren gebaut worden ist, genügt vollauf für Tage besseren Geschäftsganges, als ihn die Industrie für lange Zeit hinaus zu erwarten hat. Die wahre Ursache der Geldversteifung — sie lag auf ganz anderem Gebiet — ist inzwischen ja festgestellt worden; unverkennbar bleibt aber die Besserung unserer industriellen Gesammtlage. Doch zu den wesentlichsten Gründen dieser Besserung gehört, wie ich hier mehr als einmal gesagt habe, die Möglichkeit des Exportes nach Amerika; und gerade jetzt beginnt in den Vereinigten Staaten ein scharfer Kampf gegen den deutschen Import. Der ersten Ermäßigung des Roheisenpreises ist schnell eine zweite gefolgt. Dieses Zeichen lehrte, daß die Dinge sich in Amerika zum Schlechteren wenden. Offenbar fürchten die Leiter der großen Verbände für die Stetigkeit des inländischen Absatzes. Die Masse der kleinen Fabrikanten scheint freilich die Lage noch immer durch die in vergangenen Tagen angefertigte Schablone zu sehen. In dem mir vorgelegten Brief eines hiesigen Kaufmannes, der sich jetzt in Amerika aufhält, fand ich über die Stimmung der Holzbranche die sehr bezeichnenden Sätze: „Die Fabrikanten machen sich hier aus Exportordres gar nichts und finden zu besseren Preisen genügenden Absatz im Lande selbst, wo die Geschäfte glänzend stehen. Die Ideen der hiesigen Fabrikanten grenzen, so weit ich sie ergründet habe, direkt an Größenwahn, der einen gesund denkenden Menschen geradezu anwidert. Durch diese maßlose Ueberhebung der Yankees wird der Sturz aus allen Himmeln um so früher herbeigeführt werden. Meiner Ansicht nach ist die Katastrophe sogar näher, als man denkt." Die Leiter der großen Verbände stehen allerdings auf einer höheren Warte. Sie beginnen, die Preise herabzusetzen; und Deutschland ist vorläufig noch lange nicht weit genug, um diese Exporte entbehren zu können. Einstweilen scheint man sogar mit Verlust exportiren zu wollen. Die Kabelmeldung, in Pittsburg seien die Stahlbillets ermäßigt worden, wurde ja widerrufen; doch gehen dunkle Gerüchte, eine Firma habe wirklich zu niedrigeren Preisen offerirt und nur ein Machtspruch des Herrn Morgan habe die Abwärtsbewegung gehindert. Was davon wahr ist, werden wir bald erfahren. Selbst der große Morgan kann den Gang der Entwickelung nicht hemmen. Auch er wird eines Tages resigniren und sagen müssen: „So komme, was da kommen soll!"

Plutus.

Briefkasten.

Schmock & Co. in Berlin: Sie fahren also fort, den Holzpapierabnehmern zu erzählen, das Wort vom „Platz an der Sonne“ sei, wie so vieles Herrliche im Deutschen Reich, dem Grafen Bülow zu danken? Meinetwegen. Auf den neuen Büchmann dürfen Sie sich aber nicht berufen. In diesem sorgsam redigirten Buch wird dem vierten Kanzler nur nachgesagt, er habe „dem alten Wort von Neuem Flügel verliehen“; schon Karl Hillebrand, heißt es da, habe vom Platz an der Sonne geredet, den die Familie Bonaparte für sich forderte. Das war 1882. Ungefähr zwölf Jahre vorher hatte Ludwig Bamberger, der aus einem Revolutionär ein Nationalliberaler geworden war, an die ob solchen Glaubenswechsels einigermaßen erstaunten süddeutschen Demokraten geschrieben: „So lasset dem Anfang der Einheit, wie schlecht Ihr ihn immer haltet, seinen Spielraum und gönnet ihm den Versuch, sich einen Platz an der Sonne zu verdienen“. Bamberger hatte viele französische Bücher gelesen; sicher auch in Balzacs Scènes de la vie privée die Geschichte vom Colonel Arabert, die den Satz enthält: Je ne suis plus qu'un pauvre diable, nommé Hyacinthe, qui ne demande que sa place au soleil. Balzac und Bamberger werden im Büchmann nicht citirt; aber Sie dürfen bis auf Weiteres glauben, daß ich ihre Sätze nicht fälsche. Und ich habe hier schon früher gesagt, daß die französische Redensart noch älter ist. Mit dem sonnigen Plätzchen stehts also wie mit den Bülow-Heringen: Beide waren vorher auf einen anderen Namen getauft. Den Ruhm, „dem alten Wort von Neuem Flügel verliehen zu haben“, sollte Büchmann Ihrer Firma zuschreiben. All die wundervollen Worte — Zukunft auf dem Wasser, Platz an der Sonne, Wilhelm der Große, Marmorblock, Extratour, Unstimmigkeiten und so weiter — flögen nimmer durchs deutsche Land, wenn Ihre Meisterhand ihnen nicht Schwingen schüfe.

In partibus infidelium in Kairo: Sie haben in Egyptenland acht deutsche Generalkonsuln, Konsuln, Vicekonsuln und Konsulatssekretäre; die Wahlkonsuln sind nicht mit eingerechnet. Und Sie wundern sich darüber, daß trotzdem aus Berlin schnell Ersatz gesandt wurde, als ein Sekretär den Schnupfen bekam. Offenbar leben Sie schon zu lange im Ausland und haben das rechte Verständniß für die okkulte Weisheit deutscher Politik verloren. Der Ersatzsekretär war der Attaché Freiherr von Richthofen, der Sohn des Staatssekretärs, mein Herr. Und als er ins Nilland kam, fand er dort zwei hohe Herren, die zwar inkognito reisten und für die deutsche Kolonie unsichtbar waren, die aber dennoch Söhne des Deutschen Kaisers blieben. Ergo wurde ein amtliches Kommissorium nöthig (für das natürlich die Reichskasse aufkommen muß, während sonst der Attaché die Kosten der Vorbereitungszeit selbst zu tragen hat). Wenn Sie die „Zukunft“ eifriger läsen, wüßten Sie, wie reich an diplomatischen Talenten die Familie Derer von Richthofen ist. Lernen Sie nun wenigstens Ehrfurcht vor der Opferwilligkeit dieses Geschlechtes! Oder ists eine Kleinigkeit, den eigenen Sohn an den Nil zu senden? Ein Herr, der den Söhnen des Kaisers im Gebirge Führerdienste geleistet hatte, habe bald danach einen der gesuchtesten Gesandtenposten bekommen? Mag sein; natürlich Zufallsfügung. Ihre Vermuthung, der Sproß eines Staatssekretärs müsse bis nach Egypten reisen, um in die Sonne zu kommen, zeigt nur, daß Sie unseren Zuständen völlig entfremdet sind.

Vossische Zeitung in Berlin: Leider fehlt mir der Raum; sonst würde ich all Ihre Fleischmarktberichte abdrucken. Manchmal aber muß man einer Nied-

lichkeit weiterhelfen. Hier ist eine: „Fabrikbesitzer, 46, und Tochter, 18 Jahre, m. ca. Mk. 100000 Jahreseinkommen, suchen die Bekanntschaften ebenbürt. Dame oder Herrn zw. Heirath. Diskretion Ehrensache. Off. Voss. Ztg." Und diese feine Familie bringen Sie ehrfurchtlos in die Nähe Ihrer Masseusen und Manicuren!

Landstürmer in München: Herr von Goßler hatte schon seinem Bruder versprochen, das Dienstliche zu segnen, ehe er in der Leipzigerstraße lästig würde. Wahrscheinlich hoffte er auf ein Corps. Aber der lange Kampf mit dem Reichsrechenmeister Thielmann, der nicht einsehen wollte, daß so viele neue Kavallerieregimenter nöthig sind, konnte auch einen Stärkeren mürb machen. Und ganz leicht wird die neue Militärvorlage mit ihren Riesenforderungen nicht durchzubringen sein. Trotz Rom und Metz; selbst wenn man die Jesuiten so lange in petto hält. Jedenfalls ist Herr von Einem ein besserer Redner; hat einen Bruchtheil von den martialischen Humoren Bronsarts des Jüngeren. Uebrigens lebt der Wunsch, noch durch weiteren Personenwechsel das preußische Ministerium zu stärken. Herr von Hammerstein, dem die Konservativen den Präsidentenschub nachtragen und den auch andere Leute nicht gerade für eine leuchtende Persönlichkeit halten, hat sich in Lothringen vielleicht erholt. Aber Herr Möller hat arg enttäuscht, Herr Schönstedt ist müde, Herrn Studt freut die Pflicht, zwischen Protestanten und Katholiken flink durchzulaviren, schon lange nicht mehr und selbst der zähe Landwirthschafthusar soll neulich gesagt haben: „Nach der Heuernte verduft' ick!" Abwarten; auch Goßler ließ sich erst unsanft mahnen.

Patriot am Bosporus: Einverstanden. Daß der Freiherr Marschall von Bieberstein seit Monaten krank ist und nun für Monate auf Urlaub geht, ist zu bedauern. Wenn wir aber in diesen Zeiten gefährlicher Balkanwirren in Konstantinopel keinen Botschafter brauchen, dann sollte man die Stelle überhaupt streichen und sich mit einem — billigeren — Botschaftrath als Geschäftsträger begnügen.

Künstler im Rinnstein: Was Sie melden, klingt märchenhaft. Der Bildhauer Gaul hat sich geweigert, die Adler, die er für die Denkmale des Kaisers und der Kaiserin Friedrich liefern sollte, nach dem Befehl Wilhelms des Zweiten zu ändern, und den Auftrag zurückgegeben? Der Mann könnte sich für Geld sehen lassen. Schade, daß Bismarck tot ist. Der behauptete immer, Nein könne Niemand mehr sagen, und rief, als erzählt wurde, ein Diplomat werde das Kanzleramt ablehnen: „Bringt ihn her, wenn ers gethan hat; von der Sorte möchte ich mal Einen kennen lernen!"

Oberstlieutenant in der Pfalz: Der Erlaß des Erbprinzen von Meiningen hatte zwei anfechtbare Stellen. Erstens machte er dem Soldaten die Beschwerde zur „Ehrenpflicht"; der Mann, der eine Mißhandlung hinnahm, ohne sie zu melden, sollte als ehrlos gelten. Zweitens wurde die Möglichkeit angedeutet, den Beschwerdeführer versetzen zu müssen, um ihn der Rachsucht des Beschuldigten zu entziehen; damit war zugegeben, daß Vorgesetzte fähig sind, eine Beschwerde durch Chicanen zu rächen. Wahrscheinlich können Mißhandlungen nicht mit anderen Mitteln verhindert werden. Die Vertreter strammer Disziplin aber wurden sehr nervös. „Ganze Autorität geht ja vor die Hunde." Auch konnten so neue Bestimmungen nicht einem einzelnen Corps beschert werden; wenn sie in Kraft blieben, mußten sie für die gesammte Armee Geltung erhalten. Ein Ausweg wäre zu finden gewesen. Eine Kabinetsordre konnte alle früheren Bestimmungen über Beschwerderecht und Beschwerdepflicht aufheben und durch neue ersetzen. Leider scheint dem Kriegsherrn die Wahl dieses Weges nicht empfohlen worden zu sein. Der Erbprinz, der als ein gebil-

deter, liebenswürdiger Herr und ein guter Soldat gerühmt wird, mußte plötzlich vom Platze weichen. Alles schon dagewesen. Solche kleine Konflikte erhalten die Freundschaft. Oder werden schnell wenigstens profanen Blicken entzogen. Siehe München, Moskau, Dresden, Karlsruhe, Meiningen, Dessau, Lippe-Detmold etcetera.

Michel bei Jonathan: Ein schönes Lied, das die Studenten in Chicago dem Präsidenten Roosevelt gesungen haben. Ich wills möglichst wortgetreu übersetzen. „Sein Lächeln fällt wie Sonnenstrahl auf verregnetes Land. Den Bären schießt er, stürmt ein Spanierfort, ist grob gegen den Kaiser, schreibt schnell ein Buch über Sportfragen und seufzt, weil er noch Anderes zu thun hat." Nicht sehr poetisch; doch über Mangel an Stimmung und Lokalfarbe darf man sicher nicht klagen.

Das Erbe von Byzanz: Ihre Frage nach dem servilsten Blatt ist nicht leicht zu beantworten. Die Festberichte aus Rom, die im Berliner Tageblatt veröffentlicht wurden, schienen ja die ersehnte Entscheidung zu bringen. Für ein demokratisches Blatt war eine hübsche Leistung auch der Satz: „Neben den vielen Gaben eines gütigen Geschickes, die dem Kronprinzen beschieden sind, hat er sich vermöge persönlicher Eigenschaften noch ein unschätzbares Gut, unschätzbar vor Allem für den künftigen Herrscher, selbst erworben: die Zuneigung des Volkes." Aber Herr Levysohn kennt die persönlichen Eigenschaften des jungen Herrn vielleicht besser als ein Sterblicher, der nicht auf der Menschheit Höhen wandelt und nie vom Grafen Bülow Kondolenzdepeschen bekam. Und der Berliner Lokalanzeiger ist auch nicht ohne Verdienste. Erste Probe: „Der Kronprinz benutzt jetzt fast täglich seine dienstfreie Zeit, um sich im Lustgarten zu Potsdam im Tandemfahren mit einem Zweispänner zu üben. Das Gespann ist mit zwei prächtigen Braunen, die hinter einander laufen, bespannt." Stil und Gesinnung gut; und welcher Verlust für unseren Staat, wenn wir nicht vernähmen, daß ein Tandemgespann — quousque tandem? — mit zwei prächtigen Braunen bespannt ist und daß die Schwester des kühnen Fahrers — Das folgt sogleich — im abgesperrten sakrower Park „mächtige Fliedersträuße pflückt"? Zweite Probe: „Die Einweihung des von Künstlerhand geschaffenen neuen Portals der metzer Kathedrale wirft ihre Strahlen weit über die stolze lothringische Grenzfeste hinaus, denn sie kann unmöglich spurlos an der politischen Welt vorübergehen." Und so weiter. Sie ist zwar spurlos vorübergegangen und die „politische Welt" hat verwundert nur gefragt, ob man jetzt auch schon neue Thüren feierlich weihe. Solche Dinge können Sie aber jeden Tag lesen; morgens und abends. Entschuldigen Sie deshalb Einen, der noch immer keine bündige Antwort auf Ihre ernste Frage gefunden hat.

Germans to the front: Sie schicken mir eine Notiz, die Sie in englischen Blättern fanden. Der Kaiser, heißt es darin, „hatte nach Rom nur ein Reitpferd mitgenommen, einen Schimmel, den er dort in der Uniform der Gardes du Corps ritt. Da aber nicht ausgeschlossen schien, daß der Kaiser auch einmal in Husarenuniform ausreiten würde, und die Pferde der Husaren bekanntlich lange, die der Gardes du Corps gestutzte Schwänze haben, war der Hofsattlermeister Bernhard aus Potsdam mitgereist, um, wenn es nöthig wurde, an dem gestutzten Schimmelschwanz einen langen künstlichen Haarschweif zu befestigen". Das halten Sie für eine häßliche Kanalente. Beruhigen Sie sich: die Schwanzaffaire konnten Sie auch in berliner Zeitungen lesen. Und hinzugefügt war, wie seit Jahren stets am Charfreitag, habe der Kaiser auch auf der Fahrt nach dem Vatikan die Uniform der Totenkopfhusaren getragen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Berlin, den 30. Mai 1903.

Fähnrich Hüssener.

Sechs Jahre Zuchthaus und Entfernung aus der Marine hatte der Vertreter der Anklage gegen den Fähnrich zur See Robert Hüssener beantragt. Der Fähnrich war auf Osterurlaub in Essen gewesen. In der letzten Nachtstunde vor dem Ostersonntag hatte er einen ihm unbekannten Kanonier vor der Thür einer Schankwirthschaft getroffen. Um den Mann, der ihm schwer betrunken schien, vor der gefährlichen Wirkung neuen Alkoholgenusses zu bewahren, forderte er ihn, als Vorgesetzter, auf, mit auf die Wache zu kommen. Der Kanonier, Einjährig-Freiwilliger Hartmann, Sohn eines essener Hotelbesitzers, sträubte sich zuerst, fügte sich dann dem Befehl, riß sich nach einer Weile aber wieder los, drohte dem Vorgesetzten mit erhobenem Arm, lief davon und ließ sich auch durch wiederholten Anruf nicht zum Stehen bringen. Der Fähnrich rennt ihm nach, erreicht ihn und stößt ihm den geschliffenen Marinedolch in den Rücken; die Waffe durchbohrt die Brust und Hartmann stirbt noch in der selben Stunde. Rechtswidriger Gebrauch der Waffe zu schwerer Körperverletzung, die den Tod des Untergebenen verursacht hat: so behauptet die Anklage; und Paragraph 123 des Militärstrafgesetzbuches sagt im dritten Absatz: „Ist durch die Körperverletzung der Tod des Untergebenen verursacht worden, so tritt Zuchthaus nicht unter drei Jahren, in minder schweren Fällen Gefängniß oder Festunghaft nicht unter einem Jahr ein.“ Wider den guten Brauch, der dem Verwaltungchef vorschreibt, jedes — noch so bedingte — Urtheil über ein schwebendes Gerichtsverfahren zu meiden, hatte schon im April der Staatssekretär des Marineamtes im Reichstag den

Angeklagten, von der öffentlichen Meinung Verfluchten schuldig gesprochen. Wen sollte das beantragte Strafmaß da überraschen? Ein Mensch war getötet worden, ein junger, tüchtiger Mensch, dessen einziges Verbrechen gewesen war, daß er sich in der Lenzweihnacht einen bösen Rausch angetrunken hatte; getötet von einem hochfahrenden, eitlen Knaben, dem der Machtkitzel ins Hirn gestiegen war. So konnte es dem Sohn jeder Mutter während der Dienstzeit ergehen. Ein sinnlos Trunkener verletzt die Gehorsamspflicht: steht darauf Todesstrafe? Wenn Hüssener mit sechs Jahren davonkommt, kann er sich glücklich preisen; daß er gegen unzweideutige Vorschriften verstoßen hat, gab ja selbst Tirpitz zu. Erschießen müßte man ihn, henken, pfählen. A la mort; et allons souper. Der Vertheidiger findet kaum noch Gehör. Und als die Richter ins Berathungzimmer geschritten sind, wird im Gerichtssaal und auf den Gängen des kieler Militärarresthauses gewettet: Drei Runden, wenn die fünf Männer nicht über den Strafantrag hinausgehen!

Die Richter schöpfen Athem. Ein schwüler Tag. Und eine höllisch schwere Verantwortlichkeit. Lieber noch im Torpedodienst schwitzen. Schließlich ist der Angeklagte ja auch ein blutjunger Mensch, der Sohn einer Mutter, den das Zuchthaus brechen, vielleicht töten würde. Dem abgehärteten Juristen ists nur ein Fall wie andere Fälle. Manches Moment spricht ihm für Totschlag. „Thatbestandsmerkmal nach der Peinlichen Halsgerichtsordnung Karls des Fünften; ‚Gähheit und Zorn‘; nach modernerem Recht: vorsätzlich, aber ohne Ueberlegung ausgeführte Tötung. Indirekter Dolus kann genügen. Der Angeklagte hat nicht bestimmt geleugnet, daß er zugestoßen hätte, selbst wenn ihm die Möglichkeit eines tötlichen Ausganges ins Bewußtsein getreten wäre. Sehr erheblicher Umstand. Und sehen Sie sich die Persönlichkeit an, meine Herren. Eine disziplinlose, gewaltthätige Natur. Als Kind schon schleudert er einen Stock gegen ein armes Mädchen, das dadurch ein Auge verliert. Als Sekundaner gehört er einer verbotenen Schülerverbindung an. Er betrinkt sich, geräth in Streit, droht und feuert seine Pistole ab, allerdings nur gegen die Wand. Aufgeregten Wesens, hochmüthig, als Vorgesetzter so unbeliebt wie als Kamerad. Der pravus animus braucht also nicht erst lange gesucht zu werden. Gar nicht ausgeschlossen, daß er den Vorsatz hatte, den Kanonier zu töten. Der Mann hatte ihn nicht gegrüßt und gehorchte jetzt nicht. Die Fähnrichseitelkeit war tief gekränkt. Eine andere Erklärung ist schwer zu finden. Jedem Offizier und Unteroffizier wird eingeschärft, Betrunkenen so weit wie möglich aus dem Wege zu gehen. Noch hatte Hartmann nichts Strafbares gethan. Der Angeklagte konnte ihn lau-

fen lassen und, wenn ers nöthig fand, am nächsten Tage melden; den Namen hätte er von dem Studenten, mit dem Hartmann kneipen ging, erfahren. Nichts zwang ihn zu so schroffem Vorgehen. Und zu welchem Zweck ließ er sich den Dolch schärfen? Ganz sicher eine gewaltthätige Natur. Dieses selbstbewußte Auftreten in der Verhandlung! Keine Spur von Reue (die Briefe, die uns vorgelesen wurden, waren natürlich auf den Effekt berechnet), keine Regung christlichen Empfindens. Wenn je ein Fall zur Statuirung eines Exempels herausforderte, so ists dieser. Wir dürfen den Mächten des Umsturzes nicht das Schauspiel bieten, daß ein Mann, der die Ehre hat, des Königs Rock zu tragen, solche That mit gelinder Strafe büßt. Deshalb ..."

„Ungefähr", sagt draußen ein Offizier, der den bunten Rock längst ausgezogen hat, „ungefähr kann ich mir denken, was da drin gekocht wird. Wahrscheinlich soll ‚die Sache' mal wieder ‚gehalten' werden. Die Wahlen sind vor der Thür und die Rothen haben schon Stoff genug. Der Bebel geht um. Da heißts, zeigen, daß wir mit eisernem Besen fegen. Deshalb hat Tirpitz auch nicht gemuckt, als der sehr ehrenwerthe Herr Lenzmann den kleinen Fähnrich im Reichstag eklig beschimpfte. (Wäre diesem politischen Advokaten die Vertheidigung Hüsseners übertragen worden, dann hätte er sich natürlich mit nicht geringerem Mannesmuth für ihn ins Zeug gelegt.) Ich habe in manchem Kriegsgericht gesessen und weiß, auf welche Grundmauern Urtheile gebaut werden. Kenne sonst keine Sehnsucht nach den Achselstücken; heute aber möchte ich dabei sein. Nicht etwa, um freizusprechen. Das wäre der höhere Wahnsinn. Nur, um mir Einiges von der Leber zu reden und das Aeußerste abzuwenden. Die Beweisaufnahme sagt mir nicht viel; am Wenigsten die Aufbauschung vereinzelter Knabenstreiche. Dumme Jungen sind wir Alle mal gewesen und Jeder hat von dieser Zeit her was auf dem Kerbholz. Stehst Du aber vor Gericht, dann wächst jede Gassenbüberei sich schnell zum Symptom angeborenen Verbrechersinnes aus. Was gehts mich heute an, ob Hüssener als zwölfjähriger Bengel in übermüthigem Schreckspiel einem Mädchen ein Auge ausgeschlagen und später einem handfesten Schankwirth mit dem Schießprügel gedroht hat? Danke ergebenst für solche Indizien, die den ehrlichsten Mann an den Galgen bringen könnten. Sind auch zur Beleuchtung des Typus, den wir hier vor uns haben, gar nicht nöthig. Der ist jedem älteren Offizier irgendwo schon durch die Finger gegangen. Vater Industrieller. Das Söhnchen soll höher hinaus; Offizier ist noch immer das Feinste und Kriegsmarine heutzutage obenan. Der Junge hat nicht das allergeringste Talent zum Soldaten (oder rechnet man jetzt Freude an Schwulst und Phrase da-

zu?) und ein vernünftiger Erzieher müßte dringend abrathen, den aufgeregten Knirps in die Jacke zu stecken, die nur sitzt, wenn ihr Träger vom alten Clausewitz das ‚innerste Seelenbedürfniß' gelernt hat, ‚überall als ein mit Einsicht und Verstand begabtes Wesen zu wirken'. Macht nichts; wird schon noch kommen. Robertchen wird nach etlichen Schwierigkeiten auch richtig ins Kadettencorps hineinprotegirt. Das nennt man passenden Offiziererersatz und wundert sich dann, wenn die Bebel und Beyerlein Zeter schreien. Auch im Corps thut der Knabe Robert nicht besonders gut. Er ist heftig, unverträglich, prahlt gern und wird überall zum Stichblatt der Kameraden; dabei aber fügsam und gelehrig. Ins Zeugniß wird ihm geschrieben, daß er sich zum Vorgesetzten wenig eigne. Warum wird ers dann? Cruelle énigme. Einerlei: er wirds. Eines schönen Tages baumelt die blanke Troddel an seiner Hüfte. Und nun schwillt das Kämmchen ins Karmesinene. Porte-épée und portemonnaie: Herz, was begehrst Du mehr? Sollen mich kennen lernen. Alle müssen mir pariren. Keiner darf noch den Schnabel verziehen. Forsch, Robert, forsch! Erst recht, weil sie Dirs nicht zutrauen. Wer beim Honneurmachen nicht die Knochen zusammennimmt, fliegt in den Kasten. Wer nicht grüßt, wird angebrüllt, aufgeschrieben, gemeldet. Melden ist überhaupt famos; die stärkste Würze des Fähnrichlebens. Offizierlehrlinge nennen die Kerls uns und reißen Witze, wenn wir den Rücken wenden? Werden nichts mehr zu lachen haben. Und in der Heimath sollen die Sippen mal Augen machen. Zwanzig Jahre alt, Geld in der Tasche, hohe Protektion und Dienstgewalt über die Mannschaft: ein Mirakel, daß da nicht Allerlei vorkommt. Gebt doch zwanzigjährigen Studenten, Commis, Fabrikarbeitern blanke Waffen nebst dem Recht auf blinden Gehorsam und wartet ab, wie der Hase läuft. Ein Wunder ist nur, daß so selten was wirklich Schlimmes passirt; und ein Beweis, daß der geschmähte Moloch noch immer leidliches Menschenmaterial und die beste Erziehungmethode hat. Sonst gäbe es alle Tage frische Menschenblutwurst."

„Erlauben Sie, Herr Major: die Bestimmungen sind doch so klar!"

„Wirklich? Sind sie so klar? Wollen mal zusehen. Also unser Männchen hat den besten Willen, ein strammer Soldat zu sein. Da er den rechten militärischen Geist nicht in der Kinderstube gelernt hat, muß er sich gewaltsam aufplustern. Forsch, Robert, forsch und schneidig! Nichts einstecken. Stets oben bleiben. Er ist auf einen Kastenehrbegriff gedrillt und hat hundertmal gehört, daß sein Rock vornehmer ist als alle anderen Röcke und unter keinen Umständen angetastet werden darf. Nur ja sich nichts gefallen lassen. Allzu scharf macht bei uns nicht schartig. Ein schlapper Passagier bringts zu

nichts. Wenn die Schwefelbande nicht blind gehorcht, selbst dem grünsten Früchtchen, ist die ganze Maschine keinen Schuß Pulver mehr werth. Stimmt ja auch. Wenn die Könige zur ultima ratio greifen, kehrt der Urstand der Natur wieder. Dann heißts, Menschen töten, die man nie sah, die Einen also auch nie kränken konnten; dann wird man Mordwerkzeug in der allmächtigen Hand des Kommandirenden, hat nach Recht und Unrecht nicht zu fragen und ist als Rädchen in der Riesenmaschine nur brauchbar, wenn lange Gewöhnung den Willen gebrochen, den Körper instinktiv gehorchen gelehrt hat. Nennts meinetwegen Kadavergehorsam. Ihr braucht die Maschine ja zum Schutz Eurer Geldschränke und dürft über das Rasseln nicht klagen. Was finget Ihr mit philosophischen Lieutenants und sentimentalen Fähnrichen an? Civilisation ist ein schönes Wort, reimt aber nicht auf Militarismus; und in einem französischen Buch habe ich mal gelesen: La Prusse est une armée qui a une nation. Hätte sonst 64 bis 71 nicht geleistet; und wo viel Licht ist ... Aber wir wollen bei Hüssener bleiben. Er trifft einen Betrunkenen, der eben in eine neue Kneipe taumeln will. Einfache Sache. Der gute Vorgesetzte ist die irdische Vorsehung des Untergebenen. ‚Kommen Sie mit, Kanonier!‘ Der Kerl steht nicht stramm und hakt sich gemüthlich in den Arm des Fähnrichs ein. Das kann böse enden. Ein Civilist, auch mindestens sacht angezecht, als Zeuge; die Brüder können frech werden und Einen, wenn man den Kürzeren zieht, um den Kragen bringen. Vor allen Dingen also die Waffe bereit halten. Richtig: der Lümmel will mit geballter Faust auf Hüssener los. Verletzung der dem Vorgesetzten schuldigen Achtung (§ 89); Beleidigung eines im Dienstrange Höheren (§ 91); Ungehorsam gegen einen Befehl in Dienstsachen (§ 92); Versuch, einen Vorgesetzten zur Unterlassung einer Diensthandlung zu nöthigen (§ 96); thätlicher Angriff gegen einen Vorgesetzten (§ 97). So etwa schwebt es dem Fähnrich dunkel vor. Zwanzig Jahre, zwölf Uhr nachts und kaum eine Minute zum Ueberlegen! Blamirt er sich, wird am Ende gar geschlagen und rächt den Schimpf nicht auf der Stelle, dann wird er nie Admiral (und jeder Fähnrich sieht sich mindestens als Contre). Schon Mancher ist auf diesem Wege schlank abgesägt worden. Ein betrunkener Kerl, der den Vorgesetzten thätlich bedroht: da muß die Klinge heraus; und ist sie erst aus der Scheide, dann auch energisch drauf. Wars in der Instruktionstunde nicht so gelehrt worden? Die Geschichte konnte zwar übel ausgehen; Zwei gegen Einen; und die Bombenschmeißer sind stämmig. Doch wer aus Furcht vor persönlicher Gefahr die Dienstpflicht verletzt, wird als Feigling bestraft (§ 48); und Dienstpflicht ist hier, den sinnlos

Trunkenen, der sich schon schwer vergangen hat, unschädlich zu machen. Auf Feigheit steht selbst in den leichtesten Fällen Freiheitstrafe bis zu drei Jahren (§ 87). Von vorsätzlicher Körperverletzung und rechtswidrigem Gebrauch der Waffe kann doch nicht die Rede sein. Wozu hätte der Vorgesetzte in Friedenszeit denn die Waffe, wenn er sie nicht gebrauchen dürfte, um den thätlichen Angriff eines Untergebenen abzuwehren und die Flucht eines Arretirten zu hemmen, der, trotz allen Anrufen, nicht stehen will? Der Staatssekretär und der Ankläger sagen freilich, nur im Fall äußerster Noth und dringendster Gefahr dürfe man sich mit der Waffe Gehorsam verschaffen. Das steht im Gesetz; aber im selben Abschnitt steht auch, daß alle Handlungen des Vorgesetzten, die einen thätlichen Angriff des Untergebenen abwehren sollen, nicht als Mißbrauch der Dienstgewalt anzusehen sind. War übrigens der Grenadier Lück in äußerster Noth und dringendster Gefahr, als er einen Menschen niederschoß? Na also; und bekam doch den Gefreitenknopf. Und wenn Hartmann den Fähnrich geohrfeigt hätte: Gefahr wars auch dann nicht, aber jedes Kriegsgericht hätte Hüssener freigesprochen. Zwanzig Jahre, zwölf Uhr nachts und den Kopf voll Raupen: da darf man nicht feine Rechtsdistinktionen fordern. Der Jüngling glaubte sicher, im Recht, sogar in der Pflicht, mindestens aber durch den Schild der berühmten Ehrennothwehr gedeckt zu sein. Daher seine Ruhe nach der That und das sonst unerklärliche Selbstbewußtsein während der Verhandlung. Für den Rest stand die liebe Eitelkeit. Denn eitel ist der Knabe bis in die Puppen; dabei von niedlichster Roheit. ‚Trete Ihnen die Därme aus dem Bauch!‘ Und Das posirt den evangelischen Gottesstreiter. Ungemein moderner Typ. Glaubt offenbar jetzt noch, ihm könne Keiner. Wird Mund und Nase aufsperren. Das geht ans Leben. Ich halte jede Wette, daß die Richter..."

„Vier Jahre Gefängniß und Degradation. Der Gerichtshof nimmt als erwiesen an, daß Hartmann den Fähnrich nicht thätlich angegriffen hat, glaubt aber, daß Hüssener sich angegriffen wähnte und, obwohl kein triftiger Grund zur Anwendung der Waffe gegeben war, subjektiv im Nothwehrrecht zu handeln meinte, dessen Grenzen er jedoch übertreten hat."

„Auf Deutsch nennt mans Kompromiß. Seit wann ist Unkenntniß des Gesetzes ein mildernder Umstand? Und Degradation! Auf Entfernung aus dem Wehrdienst, für den er nicht taugt, mußte jedenfalls erkannt werden. Guter Glaube und degradirt! Nicht Fisch, nicht Fleisch. Lück ist viel konsequenter behandelt worden. Und die Rothen werden sich trotzdem freuen."

Lippischer Rechtsstreit.

Der in der lippischen Thronfolgefrage in Dresden am zweiundzwanzigsten Juni 1897 gefällte Schiedsspruch hat die Streitigkeiten, zu denen das bevorstehende Aussterben des fürstlich lippischen, zu Detmold regirenden Hauses mittelbar oder unmittelbar Veranlassung gegeben hat und geben kann, keineswegs beendet. Zunächst nicht in Bezug auf den Thronanspruch. Der Schiedsspruch hat aus dem großen Kreis offener Fragen nur eine herausgeschnitten und beantwortet: „Seine Erlaucht der Graf Ernst Kasimir Friedrich Karl Eberhard, Graf und Edler Herr zur Lippe-Biesterfeld ist nach Erledigung des zur Zeit von Seiner Durchlaucht dem Fürsten Karl Alexander zur Lippe innegehabten Thrones zur Regirungnachfolge in dem Fürstenthum Lippe berechtigt und berufen." Nach dem Wortlaut des Schiedsvertrages zwischen den Parteien konnte das Schiedsgericht auch gar nicht mehr thun. Es hat sogar einen weiter gehenden Antrag, zu Gunsten der ganzen Linie Lippe-Biesterfeld zu erkennen, ausdrücklich abgelehnt. Offen geblieben ist also vor Allem die Frage, wer nach dem jetzigen Grafregenten „zur Regirungnachfolge in dem Fürstenthum Lippe berechtigt und berufen ist".

Offen gelassen sind aber zwei weitere wesentliche Rechtsfragen; erstens die der familienrechtlichen Vermögensansprüche des Grafregenten und seiner Linie. Zweitens die der Zugehörigkeit der Linie Lippe-Biesterfeld zum lippischen Gesammthaus.*) An diese Fragen knüpft eine Reihe von Prozessen an, die zum Theil — so weit sie sich nämlich auf die familienrechtlichen Vermögensverhältnisse des Grafregenten und seiner Linie beziehen — durch die Feststellungurtheile des Oberlandesgerichts Celle vom dreiundzwanzigsten Juni 1900 und vom zwölften Dezember 1902 erledigt sind, zum anderen Theil — so weit sie die Zugehörigkeit der Linie Lippe-Biesterfeld zum lippischen Gesammthaus angehen — zwar als mittelbar mit entschieden zu betrachten sind, der förmlichen Erledigung durch die ordentlichen Gerichte aber noch harren.

Nach den erwähnten Urtheilen steht rechtskräftig fest, daß sämmtliche zur Zeit lebende Mitglieder der Linie Biesterfeld in Bezug auf die sogenannte „Lippische Rente" den Erfordernissen der Standesgemäßheit und Ebenbürtigkeit nicht mehr entsprechen, also auch, daß kein Mitglied dieser Linie mehr zum Bezug der Rente berechtigt, daß diese vielmehr gänzlich auf die Linie Weißenfeld übergegangen ist. Zum Verständniß, welche Bewandtniß es mit dieser sogenannten „Lippischen Rente" hat, ist zunächst eine kleine genealogische Uebersichtstafel nothwendig.

*) Dr. Felix Stoerk, o. ö. Professor der Rechte in Greifswald: „Die agnatische Thronfolge im Fürstenthum Lippe", Berlin, Verlag von O. Häring.

Simon der Sechste, Graf zur Lippe, † 1613.

Simon der Siebente,
geb. 1587, † 1627.

Philipp,
geb. 1601, † 1681.

Hermann Adolf,
geb. 1616, † 1666.

Jobst Hermann,
geb. 1625, † 1678.

Rudolph Ferdinand,
geb. 1671, † 1736.
(Haus Biesterfeld-Weißenfeld)

Friedrich Karl August,
geb. 1706, † 1781.
(Haus Biesterfeld)

Ferdinand Johann Ludwig,
geb. 1709, † 1791.
(Haus Weißenfeld)

Regirende Linie zu Detmold. — Lippe-Biesterfeld. — Lippe-Biesterfeld-Weißenfeld. — Schaumburg-Lippe.

Neben der regirenden Linie in Detmold bestand, wie aus dieser genealogischen Uebersicht zu entnehmen ist, eine von Jobst Hermann, Grafen zur Lippe, stammende Seitenlinie. Diese war mit den Einkünften aus den einen Bestandtheil des Domaniums bildenden Aemtern Schwalenberg, Stoppelberg und Oldenburg, wie es die Hausverfassung vorschrieb, ausgesteuert. Aus dieser Seitenlinie schlossen am vierzehnten August 1749 die Brüder Friedrich Karl August und Ferdinand Johann Ludwig einen Vergleich, nach dessen Wortlaut der jüngere dem älteren Bruder diese Aemter und sämmtliche Ansprüche an die regirende Linie gegen eine gewisse Jahresrente abtrat. Dieser sogenannte „Brüdervergleich“ setzte als Mindesterforderniß für Standesgemäßheit und Ebenbürtigkeit der Ehen „gräflichen und nicht geringeren als freiherrlichen Stand“ der Ehefrauen fest.

Am vierundzwanzigsten Mai 1762 schlossen beide Brüder mit der regirenden Linie den sogenannten „Hauptvergleich“, nach dem die Aemter Schwalenberg, Stoppelberg und Oldenburg und sämmtliche Rechte und Gerechtigkeiten an die regirende Linie abgetreten wurden gegen eine Jahresrente von fünfzehntausend Thalern in Gold, von denen die biesterfelder Linie zehntausend, die weißenfelder Linie fünftausend Thaler beziehen sollte. Die im Brüdervergleich festgesetzten Erfordernisse für Standesgemäßheit und Ebenbürtigkeit blieben bestehen.

Da die erwähnten Urtheile von Celle feststellen, daß Modeste von Unruh, die Stammmutter aller heutigen biesterfelder Grafen, den Erfordernissen des Brüdervergleiches in Bezug auf Standesgemäßheit und Ebenbürtigkeit nicht genügt habe, sprechen sie folgerichtig weiter aus, daß die ganze Rente von fünfzehntausend Thalern auf die Linie Weißenfeld übergegangen sei. Damit ist die Linie Biesterfeld, weil ihr die hausgesetzliche Ebenbürtigkeit fehlt, aus

der familienrechtlichen Vermögensgemeinschaft mit der ihr zunächst stehenden Linie Weißenfeld ausgeschaltet. Die biesterfelder Grafen sind also nicht Agnaten der Linie Lippe-Biesterfeld-Weißenfeld des lippischen Gesammthauses. Und doch sollen sie, wenigstens der Grafregent Ernst zur Lippe-Biesterfeld, kraft Schiedsspruches, Agnaten des lippischen Gesammthauses sein! Das ist ein unversöhnlicher Widerspruch. Mit einleuchtender Klarheit stellt Stoerk fest:

„Wenn der Satz H. Schulzes (Recht der Erstgeburt in den deutschen Fürstenhäusern) richtig ist: wer apanagefähig ist, ist deshalb auch unbedingt successionfähig, so muß er noch mit weit größerer Treffsicherheit dahin umzukehren sein: wer apanageunfähig ist, ist deshalb unbedingt auch successionunfähig. Es ist hier nicht der Ort, die Streitfrage ‚Apanagium oder Paragium?' in Ansehung der Lippischen Rente aufs Neue aufzurollen; doch dürfte in der Fortsetzunglinie der These Schulzes mit Recht behauptet werden: wer nicht fürs Paragium ausreichend legitimirt ist, ist es um so weniger zum Apanagium, nach der alten, aber nicht veralteten Interpretationregel, daß das Maius das Minus in sich einschließe, und daß da, wo das Minus ausgeschlossen sei, mit um so größerer Wahrscheinlichkeit auch das Maius als ausgeschlossen gelten müsse."

Es ist mir eine große Genugthuung, daß Stoerk hier genau zu demselben Ergebniß gelangt, das ich bereits 1901 in folgender Form aussprach:

„Ich bin vielmehr der Ansicht, daß die Thronfolgefähigkeit der Mitglieder der erbherrlichen Linien Biesterfeld und Weißenfeld jedenfalls auch davon abhängig ist, ob sie die Rentenfähigkeit besitzen. Die Rente hat, wie das Reichsgericht im Prozesse William Lippe entschieden hat, die Eigenschaft eines Familienfideikommisses. Sie fließt aus dem lippischen Gesammthausfideikommiß. Ich vermag schlechthin nicht zu begreifen, inwiefern für einen Theil des Ganzen strengere Ebenburterfordernisse giltig sein sollen als für das Ganze selbst."

Für Stoerk hat, aus den angegebenen Gründen, das Ausscheiden der biesterfelder Linie aus der familienrechtlichen Vermögensgemeinschaft mit der Linie Weißenfeld, in Bezug auf die Rente, „mit innerer Nothwendigkeit" auch das Ausscheiden dieser Linie aus der Zugehörigkeit zum lippischen Gesammthause und aus dem Kreise der in Lippe thronfolgefähigen Agnaten zur Folge. Dieses Ergebniß ist so wichtig, daß es von verschiedenen Seiten her beleuchtet werden muß.

Hierzu ist es zunächst nothwendig, das Verhältniß der Lippischen Rente zum lippischen Gesammthausfideikommiß, dem sogenannten „Hauptstuhl", dessen Einkünfte der Inhaber des lippischen Thrones nutzt, einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Die alte Streitfrage, ob die Lippische Rente paragialen oder apanagialen Charakter hat, kann hier thatsächlich, wie Stoerk hervorhebt, außer Betracht bleiben. Jedenfalls: wer nicht berechtigt ist, das Minus zu nutzen, ist sicher nicht berechtigt zum Genuß des Maius. Das ist aber auch das Verhältniß, wie es zwischen dem „Hauptstuhl" und der Rente besteht. Die Rente wird aus den Einkünften des „Hauptstuhles" bezahlt. Sie ist der Ersatz für

die Einkünfte aus den Gütern Schwalenberg, Stoppelberg und Oldenburg, die von je her einen Bestandtheil des „Hauptstuhles“ gebildet haben und noch jetzt bilden, nämlich des lippischen Gesammthausfideikommisses. Schon das Wort „Hauptstuhl“, das den alten Verträgen entnommen ist, läßt übrigens dieses Rechtsverhältniß erkennen. Sie ist außerdem auf die sämmtlichen Bestandtheile des „Hauptstuhles“ hypothekarisch versichert. Es ist nicht abzusehen, auf welchem Wege rechtlichen Schließens eine Fähigkeit der Nachfolge in das Ganze für Den hergeleitet werden kann, der von der Nachfolge in einen Theil des Ganzen ausgeschlossen ist.

Bemerkenswerth ist, wie sich Sätze des Germanisten Otto Gierke, die er freilich — im Jahr 1896 — zu Gunsten der Thronfolgeansprüche der biesterfelder Linie vorgetragen hat, nun, nach den celler Erkenntnissen, gegen diese Linie kehren müssen. Gierke sprach nämlich damals die beiden an sich unfehlbar richtigen Sätze aus: „Die Nachkommen des standeswidrig verheiratheten Mitgliedes eines hochadeligen Hauses sind nicht etwa minderberechtigte Mitglieder, sondern überhaupt nicht Mitglieder dieses Hauses“; und: „Agnaten ohne Folgerecht, minderberechtigte Mitglieder eines hochadeligen Hauses kennt das deutsche Privatfürstenrecht nicht“. Daraus ergiebt sich aber mit zwingender Nothwendigkeit der Schluß, daß, nachdem das Oberlandesgericht Celle die „Minderberechtigung“ der Linie Biesterfeld rechtskräftig festgestellt hat, die Mitglieder dieser Linie überhaupt nicht mehr Anspruch darauf erheben können, Mitglieder des lippischen Gesammthauses, also aufgehört haben, Agnaten zu sein. Daß sie also überhaupt kein Folgerecht haben. Eben so wenig in den „Hauptstuhl“ oder, mit anderen Worten, in den Genuß des Einkommens aus dem lippischen Gesammthausfideikommiß, wie für den Thron. Der Genuß der Einkünfte des „Hauptstuhles“ ist mit der Eigenschaft eines Fürsten von Lippe untrennbar verbunden. Das Eine bedingt das Andere. Und zwar nicht nur rechtlich, sondern auch in der Welt der Thatsachen. Der Inhaber des lippischen Thrones bezieht keine Civilliste vom Lande; er ist auf die Einkünfte des „Hauptstuhles“ für sich, seine Familie und seinen Hofhalt angewiesen.

Für die Folgefähigkeit in den „Hauptstuhl“ bestehen keine von der Thronfolge abweichenden Vorschriften. Nur wer wirklicher Agnat ist, ist zum Genuß der Einkünfte des „Hauptstuhles“ befähigt. Der Fürst ist es, dem die Erträgnisse des „Hauptstuhles“, als mit der Krone verbundene Einkünfte, von selbst zufließen. Der rechtliche Nutznießer der Einkünfte des „Hauptstuhles“ ist also heute der entmündigte Fürst Alexander. Durch besonderes Gesetz sind dem Grafregenten die gesammten Einkünfte des Gesammthausfideikommisses zugewiesen. Aus der Regentschaftstellung ergiebt sich Das aber nicht von selbst. Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe hatte als Regent von Lippe —

und eben so der jetzige Grafregent in der allerersten Zeit seiner Regentschaft — nicht die Einkünfte des gesammten Hauptstuhles zur Nutznießung, sondern nur einen von der Landesgesetzgebung ad hoc bestimmten Theil. Der Satz, daß dem jeweiligen Fürsten die Erträgnisse des gesammten „Hauptstuhles" als mit der Krone verbundene Einkünfte von selbst zufließen, wird auf den jetzigen Grafregenten Anwendung finden, obwohl er nicht rentenfähig, also nicht Agnat ist, nur deshalb, weil er für seine Person im Schiedsverfahren für „zur Thronfolge berechtigt und berufen" erklärt ist und deshalb Fürst werden wird, wenn er den Fürsten Alexander überlebt. Nach der Regel ist der nächste Agnat Thronerbe, und weil er Thronerbe ist, ist er der Nächstberechte zum Genuß des „Hauptstuhles". Für den Grafregenten gilt ein Ausnahmezustand. Weil er auf Grund eines Schiedsvertrages Thronerbe geworden ist, ist er Regent geworden. Als Regent genießt er die Einkünfte des Hauptstuhles durch besonderes Gesetz. Sobald er als Fürst den Thron bestiegen hat, wird er von selbst, ohne besonderes Gesetz, die Einkünfte des „Hauptstuhles" nutzen. Er wird dann durch die von selbst erfolgende Nutznießung der Einkünfte des „Hauptstuhles" aber eben so wenig Agnat werden wie jetzt durch die Nutznießung kraft besonderen Gesetzes. Stoerk sagt:

„Undenkbar ist, daß Derjenige, dem auch nur die subjektive familienrechtliche Qualifikation zum Genuß eines Theiles des Stammgutes oder seines Gegenwerthes fehlt, die Successionfähigkeit zum Thron selbst besitze. Als Haupt der Familie stünde ihm dann die hausrechtliche Gewalt mit ihren umfassenden Befugnissen in Ansehung der über ihm stehenden Familiengenossen zu. Diese wären nach einem gemeinrechtlich und satzungsgemäß in allen landesherrlichen deutschen Fürstenhäusern in Geltung stehenden Gebrauch der Aufsicht und Hausgewalt des unebenbürtigen Familienoberhauptes unterworfen, was an sich einen unhaltbaren Widerspruch enthielte."

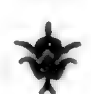
Dieses Ergebniß läuft nun allerdings der Begründung des lippischen Schiedsspruches schnurstracks entgegen, die meinte, es sei im lippischen Hause eine Spaltung zwischen Thronfolgefähigkeit und Rentenfähigkeit in der Weise denkbar, daß man thronfolgefähig sein könne, ohne rentenfähig zu sein. Der Schiedsspruch irrte darin, daß er angenommen hat, es handle sich um „verschiedene Vermögensmassen". Daß der mit dem Thronbesitz ipso jure verbundene „Hauptstuhl" und die vom Reichsgericht später als „hochadeliges Familienfideikommiß" bezeichnete Lippische Rente nicht zwei verschiedene Vermögensmassen sind, sondern daß es sich um die selbe Vermögensmasse, den „Hauptstuhl", handelt, aus dem die Rente fließt, hat das Schiedsgericht nicht erkannt. Aus dieser Unterlassung folgt nun dieses — man mag die Sache drehen, wie man will — so merkwürdige Ergebniß, daß ein Apfel vom Ast, auf dem er gewachsen ist, losgelöst sein kann und doch, angeblich, vom Baum nicht herunter gefallen sein soll.

Daß die Auffassung des Schiedsspruches in diesem Punkt irrig ist, ergiebt auch eine, meines Wissens, noch nirgends ausgesprochene Ueberlegung, die an das „Rückfallsrecht“ in Bezug auf die Lippische Rente anknüpft.

Vom Anfallsrecht ist schon gesprochen worden: die Gerichte haben rechtskräftig festgestellt, daß der Antheil von zwei Dritteln der fünfzehntausend Thaler Gold betragenden Lippischen Rente von der biesterfelder nun an die weißenfelder Linie gefallen ist. Die biesterfelder Linie ist also in Bezug auf die Rente ausgestorben. Die Frage, wer innerhalb der Linie Weißenfeld zu Rentenbezug berechtigt ist, kann hier unbeachtet bleiben, wenn auch nebenbei erwähnt werden soll, daß rechtskräftig feststeht, nur noch sechs lebende weißenfelder Herren seien rentenberechtigt. Was würde nun aus diesen fünfzehntausend Thalern Rente, wenn auch die Linie Weißenfeld thatsächlich oder rechtlich ausstürbe? Mit anderen Worten: Welches „Rückfallsrecht“ gilt für die Lippische Rente? Nach den Familienverträgen kann darüber gar kein Zweifel sein. Die Rente fällt an den „Hauptstuhl“ zurück. Die Verpflichtung, sie aus den Einkünften des „Hauptstuhles“ zu bezahlen, hört auf. Der Gedanke, der dieser Festsetzung zu Grunde liegt, ist also der, daß die Rente dann der regirenden Linie wieder zufallen soll. Gesetzt, die Linie Biesterfeld wäre in dem Augenblick, wo dieser Fall eintritt, in der Person des jetzigen Grafregenten Ernst, die „regirende Linie“ (diese steht jetzt in der Person des Fürsten Alexander auf zwei Augen; nach dem Schiedsspruche folgt der Grafregent Ernst), so bieten sich zwei rechtliche Möglichkeiten. Entweder ergäbe sich aus folgenden Obersätzen: 1. Die Linie Biesterfeld ist unfähig zur Nachfolge in die Rente (Celle); 2. sie ist fähig zur Nachfolge in den „Hauptstuhl“ (Schiedspruch) (da der „Hauptstuhl“ das Ganze, die Rente ein Theil des Ganzen ist), daß der Grafregent als Fürst, sobald die Rente an den Hauptstuhl zurückgefallen ist, von den Einkünften des „Hauptstuhles“, die er kraft Schiedspruches nutzen darf, sich selbst jährlich die Rente, die er wegen der rechtskräftigen und vollstreckbaren Urtheile von Celle nicht nutzen darf, abziehen und zum Kapital schlagen müßte. Und zwar müßte Das so lange geschehen, bis die Linie Biesterfeld ganz ausgestorben wäre, da sie einen „rentenfähigen“ Nachkommen ja nicht mehr erzeugen kann. Oder, wenn man annimmt, die Linie Biesterfeld dürfe im Rückfall die Rente dennoch nutzen, so ergäbe sich folgender sehr hübsche Widerspruch in den Rechtsgründen für die unzulässige Nutzung im Anfall und die Zulässigkeit der Nutzung im Rückfall: 1. Die Linie Biesterfeld darf die Rente nicht nutzen wegen Unebenbürtigkeit und Unstandesgemäßheit ihrer Stammmutter Modeste von Unruh (Celle); 2. die Linie Biesterfeld hat im Rückfall das Recht, sie zu nutzen, wegen Ebenbürtigkeit und Standesgemäßheit der selben Stammmutter (Schiedspruch). Ein größerer Verstoß gegen das von Ihering aufgestellte und in unübertrefflicher Weise begründete Gesetz des „Nichtwiderspruches oder der systematischen Einheit“ wäre aber gar nicht denkbar.

Die Entscheidungen von Celle stimmen übrigens genau überein mit einer Entscheidung des Oberlandesgerichts Dresden vom achtzehnten Juni 1901 in Sachen Weißenfeld gegen Weißenfeld. Sie lassen den dresdener Schiedspruch, so weit seine Rechtskraft reicht, natürlich völlig unberührt. Bindend entschieden ist und bleibt also die Thronfolgefähigkeit des jetzigen Regenten. Allein schon deshalb, weil sich dem Schiedspruch die Nächstbetheiligten — aber, nebenbei bemerkt, nur sie — freiwillig unterworfen haben. In denjenigen Fragen, die der Schiedspruch offen gelassen hat, ist von Celle unmittelbar schon entschieden, daß der biesterfelder Linie die Rentenfähigkeit fehlt. Mittelbar ist von Celle aber auch schon verneinend entschieden: die Thronfolgefähigkeit der übrigen Mitglieder der biesterfelder Linie, ihre Zugehörigkeit zum lippischen Gesammthaus und zum Hohen Adel. Diese verneinende Entscheidung muß auch die Rechtswirkungen haben, ihr Adelsrecht, Namensrecht, Wappenrecht, den Heeres- und Gerichtsdienst, Steuerrecht, Portopflicht, höfisches und militärisches Ceremonialrecht u. s. w. zu treffen. Ob diese weiteren reichs- und staatsrechtlichen Rechtsfolgen sich allerdings von selbst, wie Stoerk glaubt, kraft logischer Folge in der Einheit der deutschen Rechtsordnung oder erst auf Grund besonderer Klagen durchsetzen werden, ist eine zweite Frage. Eine Aberkennungsklage dieser Art hat ein weißenfelder Graf gegen den jetzigen Grafregenten erhoben. Sie hat das Gericht erster Instanz schon beschäftigt. Die Entscheidung steht noch aus.

Großlichterfelde. Dr. Stephan Kekule von Stradonitz.



Philosophie.*)

I.

Als Adam und Eva nach dem Sündenfall aus dem Paradies vertrieben werden sollten, warf Eva noch einen langen Blick durch den weiten Garten. Dicht bei dem Baum der Erkenntniß hing eine große Kristallkugel: die Kugel des Menschenglückes. Ihr fiel ein, daß sie, nähme sie diese Kugel mit, auch da draußen glücklich sein könnte; deshalb eilte sie, noch bevor sich der Erzengel Gabriel ihr genähert hatte, auf die Kugel zu und verbarg sie geschickt vor den Blicken des Wächters. Doch als der Engel die beiden Sündigen mit dem feurigen Schwert aus dem Paradies trieb, strauchelte Eva; die Kristallkugel des Glückes fiel auf die Erde und zerbrach in Splitter, die sich ringsum verbreiteten. Und seit dieser Stunde können die Menschen auf Erden nie vollkommen glücklich sein, sondern höchstens eine glitzernde Scherbe des Glückes finden.

*) Frl. Else Otten hat die Skizzen aus dem holländischen Manuskript übersetzt.

II.

Als nach Ablauf der Geburtstagsfeier am späten Abend nur noch der intimste der Freunde, Gustav, zurückgeblieben war, sagte die Hausfrau zu ihm: „Lieber Freund, ich habe bemerkt, daß Sie den ganzen Abend nachdenklich und zerstreut gewesen sind. Alle Anderen waren fröhlich; nur Sie, der doch eigentlich Ursache gehabt hätte, doppelt glücklich zu sein, weil Sie Ihren Geburtstag zugleich mit dem meines lieben Mannes feiern konnten, stimmten nicht ein, saßen einsam am Kamin und hingen traurigen Gedanken nach. Haben Sie Kummer? Hören Sie: ein Mensch wie Sie, der heute dreißig Jahre alt geworden ist, hat noch so viel vom Leben zu erwarten, daß es eine wahre Sünde ist, wenn er sich so ganz der Melancholie hingiebt." Sie legte die Hand vertraulich auf seine Schulter und sagte: „Wollen Sie mir Ihr Vertrauen schenken?"

„Gern", erwiderte der Freund. „Inmitten der Festesfreude dachte ich plötzlich an die dreißig Jahre zurück, die hinter mir liegen, und verfolgte noch einmal meinen ganzen Lebensweg; dabei dachte ich an Eine, die ich einst sehr geliebt habe."

„Eine Frau?" Die liebenswürdige Wirthin nahm erröthend die Hand von seiner Schulter.

„Eine Frau. Ich habe mich selbst zum Richter über mein Leben aufgeworfen und mir die Frage vorgelegt, ob ich stets so zu ihr gewesen bin, wie ichs hätte sein müssen. Denn sie hat mich verlassen und ich frage mich selbst, jetzt, da sie für immer fort ist und ich sie doch noch so innig liebe, ob ich mir nicht viel, sogar sehr viel vorzuwerfen habe. Ja, meine liebe Freundin: ich fühle mich schuldig. Wenn ich jetzt noch einmal Gelegenheit hätte, mit ihr zusammen zu sein, würde ich ganz anders handeln. Ich habe sie oft vernachlässigt, habe oft zu große Ansprüche an sie gestellt und zu viel von ihr verlangt. Ich habe oft vergessen, daß der Tag kommen könne, wo sie nicht mehr an meiner Seite ist, und daß ich dann bei der Erinnerung an sie bittere Reue empfinden würde. Ich habe sie nie hoch genug geschätzt und erst jetzt, seit sie fort ist aus meinem Leben, empfinde ich so recht, wie ich sie geliebt habe. Ich wünschte nur, daß ich schon damals empfunden hätte, was sie mir war. Achten, verehren mußte ich sie und die Schätze, die mir ihr Inneres bot, verständig und dankbar genießen. Vorbei; unwiederbringlich dahin. Deshalb war ich heute so melancholisch."

Die Hausfrau schwieg einen Augenblick und fragte dann mit sanfter Stimme: „Und dürfte ich, bester Freund, nun auch den Namen der Frau wissen, die Sie verlassen hat und der Sie jetzt nachtrauern?"

„Gewiß", antwortete der Dreißigjährige mit einem traurigen Blick; „sie hieß: Jugend."

III.

Ein Esel und ein Pferd, die in dem selben Stall geboren und erzogen waren und sich auf der selben Wiese getummelt hatten, schlossen Freundschaft fürs Leben. Das Schicksal trennte sie. Das Pferd führte ein bewegtes, glänzendes Dasein, that sich im Cirkus, auf der Rennbahn, vor dem Dogcart hervor,

während der Esel stets auf dem Hof verblieb, Säcke nach der Mühle trug, Waaren nach dem Markt brachte und keinen anderen Reiter kannte als den Bauersmann, der abends vom Markt heimwärts fuhr. Sein Leben war nicht besser und nicht schlechter als das der meisten Esel. Er bekam eine mäßige Ration Futter und viele Schläge; aber dank seiner anspruchslosen Natur und seinem dicken Fell ertrug er das Alles, ohne viel zu klagen. Ausführlich berichtete ihm das Pferd stets, welche Preise es gewonnen, welche Triumphe es gefeiert und welche Ehren man ihm erwiesen habe; wie man es mit dem besten Hafer fütterte und ihm Champagner in den Trog goß, bevor es ausritt. Es erzählte von seinem prächtigen Zaumzeug mit dem glänzenden Silberbeschlag, von seinen eleganten Sätteln, von den seidenen Blousen der Jockeys, die es ritten, und von den kostbaren Livreen der herrschaftlichen Kutscher, die es lenkten. Des Esels Berichte waren spärlicher. Er meldete schlicht und einfach die kleinen Ereignisse seines Lebens: die Ernte sei überreich gewesen und die Marktpreise befriedigend, so daß er ohne Last heimwärts ziehen konnte; daß er den schweren Herrn auf seinem Rücken tragen mußte, erwähnte er nicht. Er vermied absichtlich, seinem Freunde, dem Pferd, jemals Etwas von dem spärlichen Futter und den vielen Schlägen zu erzählen; wozu sollte er es durch sein Leid betrüben?

Nach langen Jahren trafen die beiden Freunde, die inzwischen sehr alt geworden waren, einander wieder: im Stall des Pferdeschlächters. Das Pferd stand mit trüben Augen und hängendem Kopf traurig vor der Krippe; der Esel versuchte, es zu trösten: nach einem so ruhmvollen Leben dürfe das Sterben ihm nicht schwer fallen.

„Mein Freund“, sagte das Pferd: „jetzt, da wir Beide dem Tod nah sind, kann ich Dir ja wohl sagen, daß ich niemals glücklich war.“

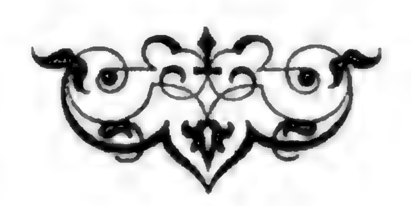
„Wie?“ fragte der Esel erstaunt, „Du erzähltest mir in Deinen Berichten doch stets so viel von Ruhm, Reichthum und Ehren?“

„Liebster“, antwortete das Pferd, „wenn ich die Berichte über Dein ruhiges, friedliches, bescheidenes Leben erhielt, habe ich Dich stets um Dein Los beneidet, aber ich war zu stolz, es einzugestehen. Deshalb schilderte ich Dir nur die glänzende und verführerische Seite meines Daseins, nicht die schmerzhaft niedersausenden Peitschenhiebe, nicht die Verwünschungen nach den Niederlagen, nicht die Erniedrigungen, die das Alter uns bringt; und da ich neidisch auf Dich war, versuchte ich, mich dadurch zu trösten, daß ich Dich belog und Deinen Neid weckte. Kannst Du mirs jetzt, in meiner Sterbestunde, verzeihen?“

„Ich habe nichts zu verzeihen“, sagte der Esel einfach. „Dein Reichthum und Deine Ehren waren mir stets Freude und Trost, wenn ich bekümmert war. Du brauchst also nicht zu bereuen, was Du mir thatest.“

Ein paar Minuten danach färbte das Blut des wahren und des falschen Freundes den Boden des Stalles mit dem selben Roth.

Amsterdam. Bernard Canter.



Kastoria.

Vor meinem Scheiden aus Makedonien wollte ich noch von Korytza aus Kastoria (Kesrie), die Hauptstadt des südlichen Makedoniens, besuchen. Dorthin führt eine fahrbare Straße in zehn bis zwölf Stunden. Doch meine Tschausche besuchten mich am letzten Tage meines Aufenthaltes in Korytza und erklärten mir, die Straße sei durch den Wolkenbruch des vorangegangenen Tages so ruinirt, daß sie selbst, um den Wagen aus dem Koth zu ziehen, sich vor die Deichsel spannen müßten. Drei Stunden, bis Biklista, könnte ich den Wagen nehmen; dann hätten wir auf einem viel kürzeren und schöneren Wege nur noch sechs Stunden nach Kastoria zu reiten. Der Rath kam vom Kadi, dem Stellvertreter des Mütessarif, und jedenfalls hat man in solchen Fällen Winken der Obrigkeit, unter deren Schutz man reist, pünktlich Folge zu leisten und darf nicht durch europäische Halsstarrigkeit vielleicht unangenehme Eventualitäten hervorrufen. Die Unfahrbarkeit der Straße, dachte ich, rührt vielleicht gar nicht vom Regenwasser, sondern von bulgarischen Banden her und die türkische Regirung deutet Das in zarter Ausdrucksweise an. Genug: ich befolgte des weisen Kadis Rath.

Morgens um Fünf verließen wir Korytza und trafen um halb Neun in Biklista ein; die telegraphisch bestellten Pferde waren uns aber auf dem anderen Wege entgegengesandt worden und nun lautete die Losung: Pazienza! Erst bewirthete uns der Mudir (Bürgermeister) mit Kaffee und Cigaretten; dann nahmen sich besonders energisch ein albanesischer Offizier aus Jannina, ein biederer Alter mit prachtvollem schneeweißen Schnurrbart, und sein Sohn unserer an. Sie waren sehr aufgeklärt, sprachen vortrefflich griechisch und setzten uns einen sehr schmackhaften Rothwein vor; auch unsere Gegengabe, französischen Cognac, verschmähten sie nicht. Durch des Alten thatkräftigen Eifer erhielten wir denn auch — ich glaube aus seinem Stall — zwei prachtvolle türkische Reitpferde mit englischem Sattel und einen Zintzaren (Rumunen) als Agogiaten für das Gepäckpferd. Das war nun ein anderes Reiten als auf den Ziegenpfaden des Heiligen Berges. Mein Gaul trabte sehr langsam, galoppirte aber gern; und so legten wir schnell den an Abwechselungen und entzückenden Ausblicken reichen südmakedonischen Gebirgsweg zurück. Es war noch nicht Fünf, als wir in einen Jubelruf ausbrachen. Vor uns öffnete sich der Blick in die weite Thalebene von Kastoria mit ihrem tiefblauen See, an dessen Ufer, auf dem schmalen Hals einer Halbinsel, sich die Stadt terrassenförmig, ähnlich wie Ochrida, aufbaut. Die schlanken Minarets von nicht weniger als zwölf Moscheen ragen gen Himmel. Im Westen, mitten in üppig grünenden und fruchtreichen, von alten Bäumen umschatteten Gärten, hausen die Türken; daran schließt sich das Quartier der Söhne Israels (Spaniolen), während im Osten die — an Zahl größte — christliche Bevölkerung wohnt. Die Christen sprechen griechisch und sind eifrige Patriarchisten. Das Selbe gilt für viele der Nationalität nach bulgarische Dörfer in der Umgebung. Ob wir in diesen Griechen freilich die altgriechische, im Lande auch unter bulgarischer Herrschaft seßhaft gebliebene cordäische Urbevölkerung erkennen dürfen, wie mir gegenüber Monsignore Germanos, der Erzbischof von Kastoria, behauptete, scheint mir fraglich. Die Familien-

namen in den zahllosen kastoriotischen Urkunden, die ich kopirt oder exzerpirt habe, sind ausnahmlos ungriechisch, bulgarisch, albanesisch oder rumunisch. Der Name der Stadt ist bulgarisch Kostur (türkisch Kesrie), was die Griechen in Kastoria entstellt haben. Kostur und Kasr sind Verballhornungen des lateinischen Castrum. Ein byzantinisches oder vielleicht schon römisches Castrum lag auf dem Halse der Halbinsel und konnte diese gegen alle Landangriffe erfolgreich vertheidigen. Stattliche Reste des Burgthores und der anschließenden Mauerzüge sind im Türkenquartier beim Konak des Kaimakams erhalten.

Als ich mit meinen zehn Türken unter dem Staunen der Straßenjugend in die Stadt einritt, war unsere erste Frage: Wo betten wir abends unser müdes Haupt? Denn Gasthöfe giebt es in dieser fünfzehntausend Einwohner zählenden Stadt nicht. Ich hatte vom ökumenischen Patriarchen eine Empfehlung an den Erzbischof erhalten, mochte mich aber dem ganz Fremden nicht gleich als Logirbesuch mit Gefolge vorstellen. „Vous logerez chez Tas-Bey", hatte mir beim Abschied von Gortscha der Sohn des Kaimakams, ein sehr gebildeter und aufgeweckter junger Mann, gesagt; etwas verwundert antwortete ich: „Mais, mon Dieu, je ne le connais pas!" „Oh! Ça ne fait rien. Tout les étrangers de distinction logent chez Tas-Bey. C'est le bey le plus riche de Kastoria. Aussi Lord Percy, qui séjournait quinze jours à Kastoria, a pris la demeure de Tas-Bey pour domicile." Wir ritten in einen sehr geräumigen, rings ummauerten, von fetten Enten, Gänsen und Puten bevölkerten Hof ein. Unter dem Thoreingang des stattlichen Gebäudes empfing uns ein nicht minder stattlicher, ganz europäisch gekleideter Mann, etwa Mitte der Dreißiger. Es war der Besitzer selbst. Wie alle dortigen Albanesen, sprach er griechisch. Sein Vater war Toska, aus einer der alten Dynastenfamilien, die vor der Civilreform allmächtig in Kastoria und Umgegend schalteten; der Vater seiner Mutter war Skodrali (aus Skodra = Skutori), also Gega. Er erklärte, mit der schon in Italien beginnenden Courtoisie, die aber im Orient keine Höflichkeitformel, sondern durchaus ernst gemeint ist, daß sein Haus unser Eigenthum sei und völlig zu unserer Disposition stehe. Ein fast fürstlich möblirtes Zimmer wurde uns eingeräumt. Gläser gab es nicht, nur vergoldete Becher und zur Beleuchtung schwere silberne Armleuchter. Das Bett war mit prachtvollen türkischen Decken überhängt, die Kissen aus rother und blauer Seide mit Goldstickereien der geschmackvollsten Art, aber all diese orientalische Pracht ganz europäisch in einen blendend weißen Linnenüberzug gehüllt. Hier ließ sich leben. Drei prachtvoll gewachsene Albanesen in ihrem kleidsamen Nationalkostüm warteten bei Tisch auf, wo der Hausherr selbst zerlegte, und fehlte zufällig ein Messer, so zerhieb ein dienender Schkipetar mit dem Handjar, den er aus dem Gürtel zog, den Braten. Ganze Lämmer, Enten und Hühner und vorzügliche süße Speisen kamen auf den Tisch (wie denn überhaupt die türkische Küche in vornehmen Häusern ausgezeichnet ist). Der Hausherr hielt sich ans Brunnenwasser, während die Gäste, auch die türkischen, vortrefflichen Rothwein tranken. Schlimm war nur die Sitte der Gastfreundschaft, daß der Hausherr selbst von jedem der vielen Gänge ungeheure Portionen uns vorlegte. Man mußte sich aus Höflichkeit überessen; am zweiten Tage erst entschloß ich mich, an Betheuerungen ewiger Dankbarkeit die Erklärung zu knüpfen, ich könne nicht mehr essen. Auch mein armer Grieche war an den Grenzen seiner Leistung-

fähigkeit angelangt. Er gefiel den Türken sehr, weil er — nicht aus Frömmigkeit, sondern nur aus persönlicher Abneigung — keinen Wein trank. Das zweistöckige Haus war die Männerwohnung; eine bedeckte Brücke, wie der Ponte dei Sospiri in Venedig, führte in das Nebenhaus, wo die fünf Gattinnen und zahlreichen Dienerinnen in dreiundfünfzig Zimmern hausten, die prachtvollen Decken und Kissen des Männerhauses stickten und die wohlschmeckenden Speisen bereiteten. Leider hat ihm der zahlreiche Harem zu seinem schwersten Kummer noch keinen Sprößling geschenkt; Sterilität ist der Fluch aller vornehmen und alten Familien auch in der Türkei. Das Alles erfuhr ich von Jannis, der bald durch sein Türkisch mit der gesammten Dienerschaft auf vertrauten Fuß kam. Ueber seinen Harem einen Türken zu fragen, wäre der Gipfel der Unschicklichkeit gewesen. Die Diener selbst sprachen nur albanesisch und türkisch; der jüngste, ein ungewöhnlich schöner Mann, sogar nur albanesisch. Die Christen, der Bischof voran, rühmten mir die Gerechtigkeit und Güte meines Gastfreundes, bei dem sie stets Schutz gegen Bedrückungversuche fanden.

Am nächsten Tag machte ich mit dem Bey den „Spitzen der Behörden" Besuche. Zuerst dem Mütessarif, dem Regirungpräsidenten, der wegen der argen Unruhen von Korytza seinen Sitz hierher, in das Centrum der revolutionären Gährung, verlegt hatte. Mehemed Ali Pascha, ein Toska aus Korytza, ist mit seinen fünfundfünfzig Jahren noch immer ein schöner Mann, der geläufig griechisch spricht; in seiner Jugend war er einer der berühmtesten Dandys unter der Goldenen Jugend Albaniens gewesen. Seinen Regirungbezirk verwaltet er gut und wird von der unruhigen Bevölkerung allgemein geachtet. Er ist auch philosophisch gebildet und verwickelte einst den Bischof und mich in ein sehr eingehendes und interessantes Gespräch über die letzten und höchsten Dinge. Da er sehr schlagfertig war, wurde mir die Widerlegung seiner oft etwas kühnen Behauptungen nicht leicht, zumal ich mich über so schwierige Materien griechisch äußern mußte. Auch der Stadtgouverneur betheiligte sich mit Eifer an der Unterhaltung und vertheidigte in einem leidlich guten Französisch seinen streng theistischen Standpunkt. Diese Albanesen sind auch zu Scherzen geneigt. Einer fragte mich sehr eingehend über die Seelenwanderung. Ich gab mir alle Mühe, ihm das historisch Bekannte mitzutheilen. Er meinte: „La metempsycose est un ancien dogme des Égyptiens." „Oh non, Effendi. Cette doctrine n'existe que chez les Indiens et les Pythagoréens; mais les Pythagoréens ne l'ont pas reçue de l'Égypte. C'est une des nombreuses assertions absolument erronées du père de l'histoire." Aber mein guter Tschelebi wollte durchaus keine folkloristischen oder religiongeschichtlichen Studien über die Lehre von der Seelenwanderung machen. Er betrachtete die Sache rein praktisch: „Moi, je voudrais redescendre à la terre encore une fois, mais comme femme; oui, certainement, comme femme. Ma foi, j'en ai bien assez de vivre comme homme. Et seconde condition: je veux toujours rester en âge de trente cinq ans. Plus tard la vie n'en vaut guère la peine." Wie man sieht, gehörte dieser schkipetarische Philosoph zu der etwas frivolen Sekte der Epikuräer.

Einmal lud mich Erzbischof Germanos zu einem feierlichen Diner der „Spitzen" ein. Da traf ich den Mütessarif der Provinz, den Kaimakam von Kastoria, meinen freundlichen Gastgeber Mim Tas-Bey, Ali Bey, den General-

stabschef des an der griechischen Grenze kommandirenden Brigadegenerals, einen Bosniaken, der gleich fertig deutsch wie französisch sprach und alle kriegswissenschaftlichen Werke unseres Generalstabes in der deutschen Ausgabe gelesen hatte. Außerdem waren zwei türkische höhere Offiziere anwesend, die gerade beim Metropoliten logirten und von denen der eine, ein kleiner, aber höchst sehniger und gedrungen gebauter Mann, ein berühmter Bulgarenjäger war. Ferner der liebenswürdige Protosyngelos des Erzbischofs, Platon, ein Hieromonach aus Patmos. Ich kam mir etwas sonderbar mitten in dieser ethnographischen Musterkarte vor. Anstrengend, aber interessant war die Unterhaltung. Mit besonderer Freude bemerkte ich, welche unbegrenzte Hochachtung die türkischen Behörden dem Metropoliten von Kastoria entgegenbrachten. Er hat sich durch den Reichthum seines Geistes, durch großen persönlichen Muth und vollkommene sittliche Integrität unter den schwierigsten Verhältnissen eine imponirende Stellung zu verschaffen gewußt. Eine der dunkelsten Schattenseiten der orthodoxen Kirche war das Fehlen der Predigt im Gottesdienst. Nicht ohne Anregung von englischer Seite — durch die Salvation Army — wurden in Smyrna volksthümliche Predigt- und Kindergottesdienste abgehalten, nicht in der toten Sprache des Demosthenes und Plutarch, in der man bei großen Festen predigt und in der die Zeitungen geschrieben sind, sondern in der lebenden der ungebildeten, einfachen Volksschichten. Die griechischen Priester waren diesmal klug genug, statt wirkungslose Bannstrahlen auf die Neuerung loszulassen, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. In den meisten größeren Städten gründete der Verein Eusebeia (Frömmigkeit) solche freie Predigtgottesdienste. Geistliche und gebildete Laien, namentlich Gymnasiallehrer und Kaufleute, waren die Redner. Besonders glänzend war diese Entwickelung in Pera, dem aristokratischen Christenviertel Konstantinopels. Hier saß damals Germanos als Titularbischof von Chariupolis. Da er ein ausgezeichneter und durch seine Wärme und Ueberzeugungskraft höchst wirksamer Prediger war, versammelte sich an Sonntagabenden in den für die geistlich Armen bestimmten Räumen allmählich die gesammte griechische Aristokratie von Pera. Natürlich nahmen nun die Ansprachen des Erzbischofs einen anderen Charakter an; aus volksthümlichen Predigten wurden religiöse Ansprachen an Gebildete. Bei der Verachtung, mit der die höhere Gesellschaftschicht auf den griechischen Klerus blickt, sollte man meinen, daß der Phanar einen Priester auszeichnen werde, der den Klerus wieder salonfähig gemacht hat. Aber der Patriarch Konstantin war ein kleinlicher Hierarch; ihm war Germanos gerade wegen seiner Thatkraft und seines Schaffensdranges sehr unsympathisch. Quieta non movere, Ruhe ist die erste Bürgerpflicht: Das war leider im Phanar bis zum letzten Patriarchatswechsel nur zu oft die Losung, die denn auch von Verlust zu Verlust und von Niederlage zu Niederlage geführt hat. So ruhte Konstantin nicht, bis er nach mehreren ganz unmöglichen Vorschlägen den feurigen Prediger fortpromovirt hatte. Germanos glaubte, aus christlichen und nationalen Gründen das Bisthum Kastoria nicht ablehnen zu dürfen. So trat er denn sein Amt mitten im Gebiet des wildentbrannten Nationalitätenhaders an. Die Griechen und die zu ihnen haltenden Rumunen, christlichen Albanesen und patriarchistischen Bulgaren bilden in der sehr weitläufigen Eparchie die Minorität und werden von den Bulgaren auf jede Weise gepeinigt. Wenn der Bischof

durch seine Diözese reist, muß er ein Gewehr, einen guten Martini, und ein Gefolge von sieben Zapties mitnehmen. Es ist wie in den Tagen Nehemiae, wo die Juden an den Mauern der Heiligen Stadt bauten, in der einen Hand die Maurerkelle, in der anderen das Schwert. Dabei erntet Germanos nicht einmal viel Dank von seiner Heerde. Die Eparchioten lieben ihn nicht übermäßig; ganz natürlich. Er hat unbarmherzig mit den alten Mißbräuchen und dem überlieferten Schlendrian aufgeräumt. In Kastoria wurde an Sonntagen in fünfzehn Kapellen und Kirchen Liturgie gehalten, jedesmal vor etwa sechs, acht oder zehn Menschen; es war die Karikatur eines würdigen Gottesdienstes. Jetzt wird das Amt nur in der Metropolis und der zweitgrößten Kirche abgehalten; die Folge ist, daß beide mit Andächtigen gefüllt sind, wie ich selbst sehen konnte. Germanos und eben so Photios von Korytza schließen an die Liturgie regelmäßig eine kurze und schlichte, auf das Verständniß der einfachen Zuhörer berechnete Predigt. So hat dieser bewundernswerthe Mann neues Leben in Kastoria geschaffen; natürlich aber zürnen ihm Alle, die bei der alten Mißwirthschaft ihre Rechnung fanden.

Wie gespannt die dortigen Zustände sind, sollte ich am letzten Abend erfahren. Plötzlich erschien im Konak ein Priester, Bulgare seiner Abstammung nach, aber eifriger Patriarchist. Seine Kleider und sein Bart zeigten die Spuren einer eiligen Reise. Er war selbst so furchtbar aufgeregt, daß man im Anfang meinen konnte, er habe getrunken. Doch wars nur die höchste seelische Erregung. Während der Liturgie hatte morgens eine Komitatsbande plötzlich die Dorfkirche überfallen; mit knapper Noth konnte er durch die Sakristei entwischen; mehrere seiner Amtsbrüder wurden in anderen Dörfern von Bulgaren oder albanesischen Räubern erstochen. Vier Stunden weit floh der Unglückliche bis nach Kastoria, wo er sich erst in Sicherheit wähnte. Die Bulgaren hatten inzwischen die Kirche geplündert und verschlossen. Der Pfarrer zitterte für das Leben seiner Frau und zweier kleinen Kinder. In dem Audienzzimmer des Bischofs, wo ich sonst zu arbeiten pflegte, wurde ein Nothgerichtshof gebildet. Der Bischof war der präsidirende Instruktor, seine Beisitzer der Polizeidirektor und ein türkischer Generalstabsoffizier. Ich durfte dem Verhör beiwohnen. Der Priester gab äußerst klar und präzis über sämmtliche Einzelheiten des Ueberfalles Auskunft. Er und die Richter unterschrieben ein Protokol und noch in der selben Nacht — nur eine Stunde nach der Gerichtssitzung — ritt eine Abtheilung von fünfzig türkischen Soldaten nach dem Pfarrdorf ab, um, wenn möglich, die Rädelsführer dingfest zu machen und jedenfalls die Familie des Papas zu retten. Das sind makedonische Zustände.

Mir erwiesen die türkischen Behörden die allergrößten Ehren. Wie mir der Bischof lachend erzählte, ging unter ihnen die fest geglaubte Sage, ich sei ein Abgesandter des Deutschen Kaisers, des einzigen aufrichtigen und treuen Freundes des türkischen Sultans, und solle über die von bulgarischen Verschwörern den Griechen und Türken angethanen Gräuel nach Berlin berichten. Als ich aber harmlos erzählte, Fürst Ferdinand habe mich auf eine Empfehlung des Großherzogs von Weimar nach Sofia eingeladen, kam eine neue Version in Umlauf. Nun wurde ich zum Geheimchef der Bulgarenkomitees, der dem Obersten Jankow und den anderen Häuptlingen Geld auszahlen sollte. Des Bischofs

Versicherungen, daß von Alledem nichts wahr sei, begegneten hartnäckigem Mißtrauen. Meine wissenschaftliche Ausbeute war sehr groß. Nicht nur einen, wie ich gehofft hatte, sondern drei Kodizes der Kirche von Kastoria konnte ich kopiren; der älteste stammte aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Ich schrieb Tag und Nacht und kam leider nicht einmal dazu, die alten Kirchen Kastorias zu besuchen. Die Stadt wimmelte von Soldaten. Täglich stiegen neue hohe türkische Offiziere bei den beiden vornehmsten Primaten ab; auch ich wohnte abwechselnd beim Tas-Bey und beim Metropoliten. Ueber den Verlauf des Aufstandes vermag ich freilich nichts zu berichten; denn „das Ding an sich" gelangte für mich nicht zur Erscheinung. Ich konnte nur Aussagen der Griechen, der Türken und der Bulgaren sammeln, die einander natürlich diametral widersprachen. Die Türken zeigten mir Potemkinsche Dörfer; was ich von den Konsuln und anderen glaubwürdigen Personen erfuhr, lautete ganz anders. Doch ich enthalte mich eines abschließenden Urtheils, da ein dreiwöchiger Aufenthalt nicht genügte, um mir eine klare Anschauung der dortigen Zustände zu verschaffen.

Den letzten Nachmittag wollte ich doch noch benutzen, um die zum Theil sehr alten Kirchen und Kapellen zu besuchen und etwa vorhandene wichtige Inschriften zu kopiren. Da aber legte mein gütiger Hausherr ein energisches Veto ein. Das türkische Ceremoniengesetz verlangte, daß ich bei seinen Verwandten, lauter Beys, der gesammten Aristokratie von Kastoria Besuche mache. So durchwanderte ich unter seiner Führung das ganze Türkenquartier, trank überall Kaffee, rauchte Cigaretten und mußte auf die christlichen Alterthümer Kastorias verzichten. Manche dieser ehemaligen Feudalherren waren übrigens recht interessante Herren, namentlich Sulfikiar-Bey, der Schwiegervater, und Achmed Bey, ein Vetter meines Wirthes. Der Erste wollte durchaus, ich solle noch zwei Tage zugeben, um ein Dorf kennen zu lernen, wo die Ruinen eines griechisch römischen Tempels zu sehen seien. Er sagte ausdrücklich, das Werke stamme aus den Zeiten „der alten Romäer, nicht der christlichen Autokraten." Es seien Kolonnes (Säulen), Götzenbilder und beschriebene Steine vorhanden. Leider war es mir, der ich meinen makedonischen Aufenthalt schon ungewöhnlich lange ausgedehnt hatte, unmöglich, dem verlockenden Anerbieten zu folgen. Hoffentlich besucht diese Gegenden einmal ein Archäologe, der seine Lebensaufgabe nicht nur in der Herausgabe von Vasenscherben sieht.

Die Rückreise war auch nicht ohne Fährlichkeiten. Früh um drei Uhr fuhren wir bei barbarischer Kälte, deren Einwirkung ich Wochen lang spüren sollte, in einer offenen Barke über den See nach Mawrowo. Dort und in dem sehr poetisch auf der Halbinsel in einem Park alter Bäume liegenden Marienkloster der Mawriotissa giebt es wahrscheinlich noch viele Urkunden, denen ich leider nicht nachforschen konnte. In Mawrowo herrschte noch tiefe Nacht und wir stiegen in einem geräumigen Pferdestall ab. Ländlich, schändlich. Nach einer Stunde meldete Abd ul Hassan, der Tschausch, die Pferde seien bereit, aber nur fünf für zehn Soldaten; doch wolle Suleiman, der Kutscher, noch fünf stellen, — natürlich auf meine Rechnung, was die ohnehin recht kostspielige Reise nicht verbilligte. Ich selbst erhielt einen Wagen, den einzigen, den „die große, von Gott beschützte Metropolis Kastoria" besitzt. Ich mußte ihn mit einem spanischen Juden und seinem Söhnlein theilen, die gleich mir nach Monastir fuhren, da der Vater zum Direktor

der von der Alliance Israélite in Monastir eingerichteten Judenschule ernannt worden war. Dieser Reisegefährte war ein sehr gebildeter und interessanter Herr, der vortrefflich französisch sprach und durch seine werthvollen Mittheilungen über Land und Leute mir in angenehmster Weise die achtstündige Wagenfahrt verkürzte. Ich erregte seine Hochachtung durch meine (sehr geringen) Ueberreste hebräischer Sprachkenntniß und namentlich durch unsere Unterhaltungen über jüdische, egyptische und babylonische Geschichte. Bekanntlich wissen die meisten deutschen und spanischen Juden merkwürdig wenig von der alttestamentlichen Geschichte des eigenen Volkes. Auch diese Leuchte in Israel verwechselte die Könige Hiskia und Zedekia und beging mehrere ähnliche Versehen, die ich ihm unerbittlich anstrich. Das verstärkte aber nur unsere Freundschaft. Auf einer schmalen, am Rande vom Wasser zerwühlten Straße, die, immer an steilen Berghängen, sich in unzähligen Windungen hinzog, erreichten wir die Rumunenstadt Klisura, die auf dem Kamm des die Ebene von Kastoria von dem unteren Makedonien trennenden Gebirgszuges liegt. Klisura, wie schon der Name zeigt, war der Sitz eines Klisurarchen, eines byzantinischen Grenzgouverneurs, der mit seiner Festung den Paß aus dem griechischen Theil Makedoniens gegen das bulgarische Zarenreich schützen sollte. Doch versicherten die Eingeborenen übereinstimmend, daß von Mauerresten, überhaupt von antiken Ruinen keine Spur mehr zu sehen sei. Die wackeren Bulgaren (Rumunen) werden sie seit Jahrhunderten in ihre übrigens hübsch und reinlich aussehenden Häuser verbaut haben. „Maintenant commence la partie du chemin la plus périlleuse“, sagte mir, auf der Fahrt von Klisura nach dem Bulgarendorfe Mokrina, tröstend mein Reisegefährte. Hier war nämlich das Hauptquartier des Obersten Jankow und man sollte auf Schritt und Tritt bulgarischen Verschwörern begegnen. Ich sah nur harmlose Esel- und Maulthiertreiber, bulgarische und albanesische Hirten, die mit ihren Thieren ehrerbietig auf die Trift nebenan auswichen, wenn meine türkische Eskorte herangetrabt kam. Um vier Uhr nachmittags erreichten wir Sorrowitsch, die Station der Eisenbahn Salonik-Monastir, und damit den Beginn der Civilisation.

Es war hohe Zeit. Die Strapazen dieser makedonischen Wochen hatten mir, der auch nicht mehr der Jüngste ist, so zugesetzt, daß ich in Salonik und Sofia meist das Zimmer hüten mußte. Eine verlockende Einladung des Fürsten von Bulgarien, ihn in Plewna zu besuchen und mit ihm nach Rustschuk zu reisen, mußte ich deshalb, zu meinem großen Bedauern, ablehnen. Nicht nur in den Gliedern, sondern auch im Geldbeutel spürt man die Folgen einer Reise durch Makedonien. Voyager en pays barbare est infiniment plus cher que loger dans l'hôtel le plus élégant et le plus confortable d'une métropole européenne, sagte mir der Direktor der Ottomanbank in Salonik, als ich ihn besuchte. Doch was liegt an diesen Nichtigkeiten unseres Alltagslebens? Unvergeßlich sind die Erlebnisse und wissenschaftlich werthvoll die Ergebnisse meines Iter Macedonicum. Das gleicht Vieles aus. Und jetzt, wo immer dunklere Wolken über dem unglücklichen Pierien sich zusammenziehen, freue ich mich meines etwas rasch gefaßten Entschlusses, Makedonien zu besuchen. Wer weiß, ob in den nächsten Jahren solche Forschungreise einem deutschen Gelehrten möglich sein wird?

Jena. Professor DDr. Heinrich Gelzer.

Künstler, Kaufmann, Konsument.

Zwischen Weihnachten und Neujahr fuhr ich von Hamburg nach München; in Geschäften, aber in weihnachtlicher Stimmung. In Augsburg war ich allein im Wagen; es sollte schon weitergehen, als ein Mann in meinem Alter zuletzt noch die Thür aufriß, einen Packen Oelgemälde und Skizzen ohne Rahmen aufs Polster warf und sich erschöpft in die Ecke setzte.

Er machte die Augen zu, ich sie weit auf. Ich hatte gleich begriffen: Dein Gegenüber ist ein Künstler; entweder will er nach München und den Kram verkaufen oder versetzen; oder er ist aus München, hat in Regensburg versucht, ein paar Bilder zu verkaufen, und es ist ihm nicht gelungen. Sonst — ich kenne doch den Optimismus der Künstler — würde er sich, wie ich, über den lachenden Sonnenschein da draußen mitfreuen. Er thats aber nicht; wollte weder vom Sonnenschein noch von mir irgend welche Kenntniß nehmen, und wenn ich nicht in weihnachtlicher Stimmung gewesen wäre, dann hätte er wohl erst im münchener Bahnhof die Augen aufgemacht.

In meinen Ohren aber klangen noch die weihnachtlichen Kinderlieder; ich fing an, leise das Lied „Ihr Kinderlein, kommet" zu pfeifen; er fing an, die Augen aufzumachen. „Sie haben gut pfeifen ‚Ihr Kinderlein, kommet', — ich kann nicht mitpfeifen."

„Das ist schade; ich dachte, Sie könnten, weil ich sehr unmusikalisch bin, vielleicht besser pfeifen als ich und da könnte ich dann still sein."

„Das könnte ich wohl, aber ich kanns nicht. Es ist, um aus der Haut zu fahren!"

„Warum? Uebrigens: sind Sie nicht ein Mecklenburger? Sie sprechen wie Einer, der in Neubrandenburg oder in Neustrelitz geboren und erzogen worden ist."

„Bin ich auch, ich bin Strelitzer, Oll Mochummer."

„Und Sie heißen Ruber und sind ein Schulkamerad von mir; Sie sind der berühmte Maler aus München, — und ich bin simpler hamburger Kaufmann. Stimmts? Dann her mit der Hand und ich sage, wie früher, Du zu Dir und Du sagsts zu mir!"

„Das stimmt, halb; sagen wir, bis zum Nabel. Auf die Berühmtheit pfeife ich."

„Welche Melodie?"

„Na, wenn Du willst: ‚Ihr Kinderlein, kommet'; . . . aber es kommt ja keins."

So weit und so ungefähr des Dialoges Anfang. Was wir zwei Landsmänner dann auf der letzten Reisestrecke mit einander geredet haben, will ich im Extrakt hier berichten, weil ich glaube, daß davon Künstler, Kaufmann und Konsument einen wirthschaftlichen Nutzen haben können.

Stein und Bein klagte mein Freund Ruber, daß der „Konsum" in Bildern so jammervoll klein sei, daß die Künstler, abgesehen von einigen Großen, wirthschaftlich schlechter dastehen als der erste beste Dienstmann an der Ecke. „Du siehst es mir wohl an: ich bin kein Wirbelwind mehr, ich habe Frau und Kinder, drei Stück, zwei Mädchen und einen Jungen; der Junge ist fünfzehn Jahre

alt; ich muß ihn doch richtig ausbilden lassen; ich kann ihn doch nicht zu den Bauern aufs Land schicken, blos, um ihn als täglichen Esser loszuwerden. Und soll ich die beiden Töchter Dienstmädchen werden lassen? Sollen sie, wenn sie dann ihren Ausgehtag haben, mir Vorträge über Margarine und gebratenen Speck halten? Ists nicht genug, daß wir Künstler mager leben: sollen wir auch noch darüber reden müssen? Aber nichts Besseres steht mir bevor! Mein ganzes Atelier und ein großer Boden ist mit Bildern vollgepackt; ich werde aber nichts los. Es wird ja nichts gekauft! Dabei muß man ja verhungern! Ins Atelier kommt kein Habicht. Schickt man was in die berühmten Kunstsäle nach draußen — hast Du in Hamburg bei Bock meine Bilder gesehen? —, dann hat man große Kosten und kriegt Alles wieder zurück. Das geht nicht nur mir so; allen Durchschnittsmalern gehts so. Wir können nicht Alle Lenbach, Menzel, Stuck heißen, denen man die Bilder — ich gönne es ihnen, aber uns Anderen auch — mit blankem, klingendem Gold aufwiegt. Aber warum werden wir nichts los, in den Kreisen, die alljährlich viele Tausende für nichtige Dinge ausgeben? Warum werden wir Künstler für vogelfrei erklärt und warum müssen unsere Werke, die doch den Mitmenschen das Dasein verschönern können, in den Ateliers und auf den Böden unterm Dach verstauben und verkommen?"

Ich sagte meinem Freunde und Landsmann darauf ungefähr das Folgende. (Mein Freund ist ein Typus; er ist nicht der Erste, der darüber klagt, daß die Werke der Künstler, der Maler, der Bildhauer, der Dichter, schwer den Käufer, den Konsumenten finden; die selbe Klage läuft seit Jahrzehnten um.)

„Was hast Du gethan, um für den Absatz Deiner Bilder zu sorgen?" Ich hörte: so gut wie nichts. Die Künstler hätten ihre Ausstellungen, durch die sie bekannt werden wollten; es gebe ja auch überall in den großen Städten sogenannte Kunstsalons: in denen stellten sie aus und suchten was los zu werden. Aber all Das nütze eben rein nichts; wer nicht protegirt werde, müsse, auch wenn er hundertmal in Kritiken anerkannt worden sei, doch zu Schundpreisen seine Bilder hergeben, um Speck und Brot zu kaufen, — oder hungern. Damit glauben die Künstler ihre wirthschaftliche Pflicht erfüllt zu haben. Das ist aber falsch.

Keinerlei wirthschaftliche Pflichten hat der Künstler zu erfüllen, der wirthschaftlich so gestellt ist, daß er auf Käufer nicht zu warten braucht; also reiche Kinder reicher Eltern. Die dürfen schaffen, schaffen oder faullenzen, ganz nach eigener Lust. Wer aber in heutiger Zeit Künstler werden, sein und bleiben will, ohne daß er die Geldmittel im Rücken hat, die ihm gestatten, ganz seinen Neigungen zu leben, Der vernachlässigt die ihm obliegenden wirthschaftlichen Pflichten, wenn er nicht auch an das Geschäftliche denkt; und er muß aus dieser Nachlässigkeit die Folgen tragen und unter ihnen leiden. So lange ers allein mit sich abzumachen hat, mag es gehen; wenn er sich aber eine Frau ins Haus nimmt, Kinder in die Welt setzt und doch noch immer nur seiner künstlerischen Neigung folgt, seine wirtschaftliche Pflicht aber nie reden läßt, so ist diesem Typus genau der selbe Vorwurf zu machen, den man bankerotten Kaufleuten machen kann.

Die Künstler unter sich bilden fast überall Vereine. Mir scheint: da wird viel mehr Fachsimpelei getrieben, als ihnen nützlich ist. Da die Kunst keine Wissenschaft ist, kann ein Wortschwall unterbleiben; Niemand kann mir einreden, ich hätte kein Kunstwerk vor mir, wenn ich es für ein solches halte, wenn ich

mich daran erbauen und erfreuen kann. Wird gestritten, so streitet man sich ja doch meist um die augenblicklich geltende Mode, die uns wohl eine Weile behagen kann, von der wir aber stets schnell genug abkommen, wenn wir zu den Alten zurückgekehrt sind. Warum aber suchen die Künstler nicht Anschluß, mehr Anschluß an den Kaufmann und den Konsumenten, als sie es bisher thun? Ich wohne in Hamburg und weiß genau, daß es einer langen Reihe von Künstlern nicht besser ergeht als meinem in München lebenden Landsmann; ich habe mir im Lauf der Jahre einige Stuben mit Bildern, die mir gefielen, behängt. Aber ich weiß ganz genau: ich bin noch viel öfter in der Stimmung gewesen, ein Bild zu kaufen, habe oft Gelegenheit gehabt, ein Bild zu verschenken, habe aber meist die Umständlichkeit gescheut, eins zu erwerben. Alle Maler kann man nicht kennen; von keinem weiß man, was er hat, wo er was hat, wann man ihn trifft, ob man ungenirt — ich meine: für mich und für den Maler — sein Atelier besuchen kann, ohne das Gefühl zu haben: Du mußt nun wohl dem Mann ein Bild abkaufen. Also, wenn ich rekapitulire, dann muß ich bekennen: den Künstlern fehlt überall der kaufmännische Geist, der ihre Werke leicht zum Konsumenten führt oder den Konsumenten bequem zu ihnen.

Wie anders ists im Kunstgewerbe! Das hat seine Vertretung, die den Absatz vermittelt, überall. Will ich von Hamburg aus — es ist überall das Selbe — urtheilen, so haben wir hundertfach bequeme und leichte Gelegenheit, Gegenstände des Kunstgewerbes zu kaufen oder doch kaufbereit in großer Auswahl und in allen Preislagen zu finden. Will ich mir selbst oder Anderen eine Freude machen und ein Oelbild anschaffen, so ist Das aber mit nicht kleinen Schwierigkeiten verbunden. Ihr Künstler in der weiten Welt, besonders Ihr in den großen Städten — in den kleinen hilft sich jeder noch besser durch — müßt Euch einen Manager halten, der in Eurem Auftrag für den Absatz Eurer Bilder sorgt. Dieser mit kaufmännischem Geschick ausgerüstete Mann muß Mittel und Wege finden, den Konsumenten auf Euch und Eure Bilder immer und immer wieder aufmerksam und ihm die Besichtigung und Auswahl leicht, sehr leicht zu machen. An jedem Tage einer Woche werden allerlei höchst überflüssige, aber kostspielige Gelegenheitgeschenke gekauft, und wer einmal die Sammlung von Geschenken bei Jubiläumsfesten oder an Tagen Goldener Hochzeiten betrachtet hat, Der wundert sich gewiß über die endlose Zahl kalter, metallener Verlegenheitgeschenke eben so sehr wie über das gänzliche Fehlen guter Bilder. Immer noch, wenn ich gefragt worden bin: „Was schenken wir Diesem oder Jenem?“ habe ich mit meinem Vorschlage: Kauft von dem oder jenem Maler ein Bild, wenn Ihr ein paar hundert Mark anlegen wollt, Erfolg gehabt. Immer aber ist mir die Frage gestellt worden: Wie mache ich Das? Oft hat man sich gefürchtet, durch Vermittelung dieser oder jener Kunsthandlung ein Bild von diesem oder jenem Maler zu kaufen, weil man der Meinung war, von fünfhundert Mark bekomme der Künstler für sein Bild zwei- und der Händler dreihundert. Was ja auch recht oft vorkommen soll.

Also was den Künstlern, die da glauben, sie könnten das ganze Jahr hindurch „Ihr Kinderlein, kommet“ pfeifen, es komme doch keins, vorgeworfen werden darf, ist: sie verstehen nicht, die Konsumenten für sich und ihre Bilder zu interessiren, sie sorgen nicht für die Bekanntmachung der Thatsache, daß ihnen

zu bestimmten Zeiten der Besuch ihrer Ateliers lieb ist und daß man ungestört darin herumspaziren kann, wie in einer öffentlichen Sammlung. Alle Produzenten schließen sich heute zusammen, um ihre wirthschaftlichen Interessen zu vertreten; nur der Künstler verläßt sich auf Andere und glaubt, sich genug bemüht zu haben, wenn er ein paar Ausstellungen beschickt. Die Ausstellungen aber sind meist Amusirplätze für Fremde; sie sind nur nebenbei ein Markt, ein Mittler zwischen Verkäufer und Käufer, und wenn die Verlosungen nicht wären, würden wohl nur wenige Bilder durch die Ausstellungpforte den Weg zum Konsumenten finden.

Haben wir nicht die Photographie? Warum lassen die Künstler, um den kunstfreundlichen Konsumenten die Wahl unter ihren Werken zu ermöglichen, nicht jedes fertige Bild photographiren und die gesammelten Photographien Jedem zugänglich machen? Seit die Kataloge der Kunstausstellungen durch Illustrationen die Erinnerung an einzelne Bilder wachhalten, hat ganz gewiß mancher Künstler auch nach Abschluß der Ausstellungperiode den Besuch und Auftrag von Kunstfreunden bekommen. Das Selbe würde geschehen, wenn es eine gute illustrirte Künstlerzeitschrift für ganz Deutschland gäbe, in der stets die neuen Bilder nicht nur der bekannten, sondern auch der unbekannten Maler reproduzirt würden; der Verkaufspreis müßte dabei stehen. Auch hierin ist das Kunstgewerbe voraus. Wie anderswo auch, haben wir in Hamburg einen Kunstgewerbeverein mit über siebenhundert Mitgliedern und einem Kunstgewerbeblatt, das zugleich Vereinsblatt für Berlin, Breslau, Dresden, Düsseldorf, Karlsruhe, Königsberg, Frankfurt u. s. w. ist. In diesem Blatt, das allmonatlich erscheint, führen Bildhauer und Architekten, Goldarbeiter, Ciseleure, Glaser und Tischler im Bilde ihre kunstgewerblichen Erzeugnisse vor. Das trägt sicherlich dazu bei, die Eigenart und die Leistungfähigkeit der Einzelnen in weiten Kreisen bekannt zu machen und bei Konsumenten den Wunsch nach dem Besitz des einen oder anderen Gegenstandes entstehen zu lassen. All diese Städte haben zweifellos auch Vereinigungen von Künstlern, Malern und Bildhauern. Warum nun kommt aus deren Mitte nicht der praktische Versuch, genossenschaftlich das Selbe zu thun, was die ihnen am Nächsten stehenden Kunstgewerbevereine seit Jahren thun und was jeder Kaufmann thun muß? Wir haben in Hamburg ja auch einen Kunstverein, dessen Mitglied ich seit vielen Jahren mit einem Beitrag von fünfundzwanzig Mark pro anno bin; aber ich muß gestehen: bis heute hat er mich so wenig zu interessiren vermocht, daß ich weder seine Schwäche noch seine Stärke genau kenne. Nie hat er mich bisher durch irgend ein Bemühen veranlaßt, ein Bild zu kaufen. Ob es in anderen Städten anders und besser ist, weiß ich nicht. Mein Landsmann, dem ich das Alles sagte, versicherte, es sei überall die selbe Sache; er sehe ein, daß Etwas geschehen müsse, aber er zweifle, ob sich irgendwo eine Sippe fände, die eine Organisation, wie ich sie mir dächte, hätte und eine feine illustrirte Künstlerzeitschrift in meinem Sinn schüfe.

Ich aber glaube, daß sich irgendwo ein Verleger findet, der in der Art des bei E. A. Seemann in Leipzig erscheinenden Kunstgewerbeblattes, das zehntausend Abonnenten hat, auch den bildenden Künsten eine illustrirte Fachzeitschrift gründet, die sich die Aufgabe stellt, den Konsumenten in nähere Berührung mit den Künstlern als Kaufleuten zu bringen.

Hamburg-Uhlenhorst. Max Rieck.

Anzeigen.

August Strindbergs Schriften. Erich XIV., Schauspiel in vier Akten. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger, 1903.

August Strindbergs historisches Drama „Erich XIV.“, das im Sommer 1899 geschrieben und im folgenden Winter in Stockholm vierzigmal gespielt wurde, ist im November des vorigen Jahres vom schweriner Hoftheater für die deutsche Bühne gewonnen, von den in Schwerin anwesenden sieben Vertretern der berliner Kritik nahezu einstimmig anerkannt und von einer Reihe deutscher Bühnen, darunter auch einer berliner, zur Aufführung angenommen worden; es dürfte also bald allgemeiner bekannt werden und der unterzeichnete Uebersetzer kann sich deshalb hier damit begnügen, auf das Erscheinen der Buchausgabe hinzuweisen, zumal seine dem Drama beigegebenen Anmerkungen Alles bringen, was dem deutschen Leser zur Orientirung wünschenswerth erscheinen mag; unter Anderem einen längeren Brief des Dichters, der über die Stimmung, aus der „Erich XIV.“ geschrieben wurde, Aufschluß giebt.

Emil Schering.

❦

Aaron. E. Piersons Verlag, Dresden.

Die Liebedienerei, die gewisse Rabbiner in Amerika mit dem amerikanischen Volk insofern treiben, als sie den guten alten mosaischen Glauben für den Geschmack und die Anmaßungen der Amerikaner zurechtzukneten oder, wie sie sich ausdrücken: „zu modernisiren“ versuchen, — diese Liebedienerei hat mich im Innersten verletzt. Aus dieser Gefühlsempörung ist der Roman „Aaron“ entstanden. Wie einst der Bruder Mose das goldene Kalb gegossen und den verblendeten Israeliten als seinen Gott vorgeführt hat, so versucht auch heute eine kleine Schaar von Rabbinern in Amerika wieder, die Hebräer von dem alten jüdischen Gesetz abzuwenden und ihnen dafür ein goldenes Ungethüm zu bieten.

Fred W. Primer.

Die Grenze. E. Piersons Verlag, Dresden.

Der Stockamerikaner wird nie und nimmer müde, glänzende Verherrlichungen seines Landes und Volkes zu lesen. Selbst die ungeschicktesten und vollkommen unkünstlerischen Lobhudeleien erfüllen ihn stets mit innigem Behagen. Sobald ein Buch erscheint, das, wie zum Beispiel „The Web of Life“, ein naturgetreues Spiegelbild bringt, erhebt sich die ganze Nation mit einem Wuthschrei gegen den Verfasser. Dennoch habe ich gewagt, ein ähnliches Bild zu geben.

Fred W. Primer.

❦

Hoftheater. Der Kunstbetrieb am Königlichen Schauspielhause in Hannover. Hannover 1903. August Eberlein & Co. Preis 50 Pfennig.

Diese Abhandlung wendet sich nicht allein an das leidtragende hannoversche Publikum, sondern an Alle, die je als frühere Bewohner unserer Stadt, als mitwirkende Künstler oder als theaterlustige Fremde Gelegenheit hatten, in dem

einst berühmten Haus Erinnerungen zu sammeln. An Alle aber auch, die sich für die Erfüllung wichtiger kultureller Pflichten des Staates, für den offiziellen Kunstbetrieb unserer Tage interessiren. Ihnen wird hier vor Augen geführt, was ein preußisches, öffentlich subventionirtes Kunstinstitut dem Publikum einer großen Stadt von Staats wegen als „Kunst“ darbieten zu dürfen glaubt.

Hannover. August Eberlein & Co.

❦

Vita somnium breve. Von Ricarda Huch. Im Insel-Verlag.

Statt einer Anzeige diese Verse, die das Buch in mir anregte:

Das Leben ein kurzer Traum?
Träume ihn schön!
Siehe den Schleier sich kaum
Weben und wieder vergehn!
Lächelnd im strahlenden Raum
Ewige Bilder bestehn.

Die durfte ich sehn!

Hier ist zu Klagen nicht Zeit?
Siehe: schon bleichet Dein Haar!
Schien der Weg einst so weit?
Jahr schwindet um Jahr!
Schatten nur deutet das Leid
In der schimmernden Schaar.

Hier ist zu Klagen nicht Zeit!

Ehe der Ring sich schloß,
Juble ich noch einmal hinaus!
Ritt ich auf schäumendem Roß
Aus dem goldenen Haus?
Eh' ich die Früchte genoß,
Ist ja mein Tag schon aus!

Aber ich ringe mich los!

Lächelnd im strahlenden Raum
Ewige Bilder bestehn.
Ob sie entgleiten wie Schaum,
Einmal durft' ich sie sehn!
War das Leben ein Traum,
Träumt' ich ihn schön!

Karl Federn.

Vor dem Sturm.

In der berliner Burgstraße spüren feine Nasen leisen Brandgeruch. Wenn die Zeichen nicht trügen, giebts wieder einen Sommer, wo die Börsenleute nur schweren Herzens in die Bäder abdampfen können oder zu Haus bleiben müssen. Nicht einmal die Diskontermäßigung der Bank von England hat eine Reinigung der Atmosphäre gebracht; und doch hatten Manche gefürchtet, diese Ermäßigung werde bis ins nächste Jahr vertagt werden. Die Geschichte der Krisen, die man selbst durchlebt hat, lehrt vergleichen und das Ueberlieferte in seiner symptomatischen Bedeutung wägen. Man pflegt zu sagen, die Natur wiederhole sich nicht. Gewiß: wirthschaftliche Vorgänge kehren nie in genau den selben Formen wieder; aber die Menschen thun unter den selben Voraussetzungen immer wieder das Selbe. Mag der Himmel sich verdüstern, der ganze Horizont mit Schwefel geladen scheinen: so lange die herrschenden Kaufleute nicht, als Herolde ihrer eigenen Herrlichkeit, in das Marktgewühl hinaustreten, droht noch kein Unheil. Das zieht erst herauf, wenn diese Herrscher in die Menge hineinbrüllen: „Seht, noch nie war so gesegnet unser Land!" Solches Geschrei im Bibelstil soll dann das Auge des Volkes von dem schlotternden Gebein der Lärmenden ablenken. Pierpont der Große, Morgan von Dollars Gnaden ging stumm bisher seinen Geschäften nach und ließ die Leute reden. Jetzt „äußert er sich über die wirthschaftliche Lage". Schon faul, heißts in der Börsencoulisse. Und kaum hat Morgan die beliebte Mär von der strotzenden Gesundheit Amerikas gläubigen Interviewern erzählt, da beginnt im Riesengebäude der amerikanischen Industrie auch schon ein verdächtiges Knistern. Die Obligationen-Emission des Stahltrust ist mißglückt. Olle Kamellen, sagten die Abgebrühten, die der ewigen Prophezeiungen vom drohenden amerikanischen Finanzkrach überdrüssig waren. Nun aber kommen böse Berichte vom Eisenmarkt. Als vor ein paar Wochen der Iron Monger den Zustand des amerikanischen Eisenmarktes unsicher nannte, sagte man, das Blatt sei eine Offertenzeitung, deren Bedeutung man in Berlin viel höher schätze als an der Themse; Werth sei nur auf die Meldungen des Iron Age zu legen. Doch auch dieses Blatt, das sich so lange vorsichtig zurückgehalten hatte, wurde in der letzten Woche recht pessimistisch. In einem erschreckenden Bericht des Iron Monger aber ward geradezu von einer déroute gesprochen. Jetzt wurde man auch in Berlin ängstlich. Was hilft das Bischen Gelderleichterung gegen den in Amerika mühsam verschleierten Bedarf? Dazu der tollkühne Totentanz an der new-yorker Baumwollenbörse, während die Stock Exchange die Aktien fallen ließ. Entsetzte Blicke sahen nun, daß auf den Märkten schon seit Wochen das Geschäft völlig stockt. Worauf, fragte man, gründeten sich denn eigentlich die letzten Montanhoffnungen? Mittel zum Zweck, war die boshafte Antwort; eine Kapitalserhöhung der Hibernia-Gesellschaft sollte vorbereitet werden. Die lange besprochene Fusion mit der Zeche „General Blumenthal" soll nun endlich Ereigniß werden. Aber die Hibernia-Gesellschaft müßte die Kuxe dieser Zeche zu riesig hoch geschraubten Kursen erwerben; und nach den neuen Syndikatsbestimmungen wird die mächtige Ausdehnung den Werken nicht mehr so viel nützen wie früher. Am Meisten hat aber verstimmt, daß man den Umfang der Kapitalserhöhung nur sehr allmählich, nach allerlei Unanstandspausen, durchsickern ließ. Anfangs hieß es, die Aktienvermehrung solle nur zum Ankauf

der Blumenthal-Kuxe dienen; mehr sei nicht nöthig. Als der Ruf an die Generalversammlung erging, sah man erst, daß 1,6 Millionen Mark Aktien und $4^1/_2$ Millionen Obligationen ausgegeben werden sollten. Die Obligationen ließ man sich noch halbwegs gefallen; sie konnten schließlich zur Ausbeutung des neuen Besitzes nöthig sein. Eine starke Leistung war aber, daß man als Motiv der Aktienvermehrung anführte, neue Betriebsmittel müßten herbeigeschafft werden. Die Börse besann sich; merkwürdig, wie oft gerade vor der Zeit der Dividendenzahlung die großen Industriegesellschaften neue Betriebsmittel brauchen. Sollte auch die Hibernia gefährliche Wege wandeln und ihre Dividendenbedürfnisse durch die Vermehrung des Aktienkapitals decken?

Auch die Dortmunder Union erschien wieder in seltsamem Licht. Die Diskontogesellschaft fand es angebracht, eine neue dortmunder Hausse zu inszeniren. Die Makler unterstützen solche Bewegungen nicht gern, denn vor jedem allgemeinen Rückgang steigen die dortmunder Aktien, die deshalb auch die Totengräber der Börse heißen. Richtig: am Tage nach der Steigerung wurde es im Börsensaal unheimlich still. Und im Dunkeln war wieder gut munkeln. Die Union, flüsterte man, brauche neues Geld; der Aufsichtrath habe zwei Tage hinter einander auffallend lange Sitzungen gehabt und die Frage der Geldbeschaffung nach allen Richtungen erörtert. Diese Gerüchte, die sich hartnäckig erhielten, wurden von der Diskontogesellschaft natürlich für falsch erklärt. Natürlich; aber ich will annehmen, daß ihr Dementi der Wahrheit nicht ausbog. Sollten jetzt, so kurze Zeit nach der letzten, von Vielen getadelten Reorganisation, wirklich schon wieder die Baarmittel fehlen, so stünden wir vor dem stärksten Stück, das eine auf ihren Ruf haltende erste Bank seit Jahren dem kritischen Blick geboten hat. Die Zulassungstelle der berliner Börse hätte sich dann ernstlich die Frage vorzulegen, ob sie nicht neuen Aktien der Dortmunder Union die amtliche Börsennotiz verweigern und dadurch die Diskontoherren moralisch züchtigen solle. Schon die unbeglaubigte Nachricht, das Kapital für Dortmund solle abermals erhöht werden, hat die Börse um ihre Frühjahrsruhe gebracht. Auch sonst häuften sich plötzlich wieder die schlimmen Meldungen. Je näher der Julitermin rückt, desto schlechter lauten die Dividendenschätzungen für die großen Werke. Der Laurahütte sagte man 12 Prozent voraus; und der Bochumer Gußstahlverein, dessen Dividenden man noch bis in die letzte Zeit hinein auf mindestens 6 Prozent schätzte, soll nur 5 bezahlen. Wahrheit oder Dichtung? Bochumer sind der Spekulation als ein alter Liebling ja beinahe heilig; aber bei allem Werth der Affektion: eine fünfprozentige Dividende stände zu einem Kurs von 175 denn doch in keinem Verhältniß mehr.

Auf solcher Basis spielt sich jetzt der berliner Börsenhandel ab. Kein Anlaß zu enthusiastischen Regungen, aber eine Fülle beunruhigender Nachrichten, deren wahre Tragweite noch kaum zu ermessen ist. Dabei haben wir übertrieben hohe Kurse, die als vernünftig nur zu betrachten wären, wenn die Hoffnungen auf eine — wahrscheinlich noch sehr ferne — bessere Zukunft sich schon übermorgen erfüllen könnten. Ein starker Windstoß, der über den Ozean herweht: und wie Kartenhäuser stürzen all die Phantasiepaläste zusammen, die gläubige Gemüther sich aus Zufallsziffern errechnet haben. Noch ist Alles leidlich ruhig; doch mancher Meteorologe fängt zu fürchten an, daß es die angstvolle Ruhe vor dem nahen Sturm ist.

Plutus.

Notizbuch.

Unsere Zeitungmacher haben ein merkwürdig schlechtes Gedächtniß. Als Chamberlain neulich in Birmingham über den deutsch-kanadischen Zollkrieg sprach und den Handelsbund des Greater Britain als Ziel zeigte, geberdete sich unsere Presse, als sei ein funkelnagelneuer Plan enthüllt; und als dann Lord Rosebery das Freihandelsdogma bespöttelte, that sie wieder ungemein überrascht und schien gar nicht fassen zu können, daß Rothschilds Schwiegersohn so dicht neben dem bösen Joseph von Birmingham stehe. Die Thorheit war leicht zu meiden; die Herren brauchten nur bis in die Zeit des Ministeriums Rosebery zurückzudenken oder zurückzublättern: dann hätten sie gesehen, wie alt das Projekt schon ist, das sie nun als Saisonneuheit bestaunten. So alt ungefähr wie die Bewegung, deren Endziel ein politisch und wirthschaftlich geeintes Weltbritanien ist. Die politische Einheit (Imperial Federation) lockt, trotz dem Köder des Reichsbundesrathes, die starken britischen Kolonialländer einstweilen noch nicht; sie fürchten für ihre Selbständigkeit und haben nicht allzu große Lust, die ins Ungeheure wachsenden Kosten der Reichswehrmacht mitzutragen. Längst aber leuchten selbst den noch Bedenklichen die Vortheile ein, die dem Reich und all seinen Gliedern der Zollverein (Commercial Union) bringen könnte. Und solcher Zollbund ist ohne Imperial Federation möglich. Die londoner Handelskammer forderte schon vor achtzehn Jahren den handelspolitischen Zusammenschluß und auf der Kolonialkonferenz wurde 1887 von Griffith, dem Premierminister von Queensland, ein alle britischen Produkte begünstigender Differentialzoll, von Hofmeyr, dem Führer der Kapafrikander, ein Reichszuschlagszoll auf alle fremden Waaren vorgeschlagen. Also Commercial Union mit preferential customs. Die Reden, in denen das Ziel solches Präferentialzollbundes gezeigt wurden, weckten lauten Widerhall, namentlich in Kanada, dessen Parlament sich erbot, die Last der auf britischen Waaren ruhenden Einfuhrzölle zu mindern, wenn das Mutterland sich zu ausreichender Gegenleistung bereit erkläre. Nur die freihändlerische Orthodoxie wollte von dem Plan natürlich nichts hören. Doch empfahl schon vor genau elf Jahren im Oberhaus der Earl of Dunraven nachdrücklich Kanadas Angebot; und er fügte hinzu, er würde sogar die Einführung eines mäßigen Getreidezolles nicht für einen zu hohen Preis halten, wenn damit der Handelsbund erkauft werden könne. Und im selben Maimonat des Jahres 1892 höhnte Salisbury, ganz wie jetzt Rosebery, die „Rabbinen" der Cobdensynagoge; Getreide und Rohstoffe wollte auch er noch frei lassen, rieth aber recht vernehmlich, sich gegen die Einfuhr aus schutzzöllnerischen Ländern durch Retorsionzölle zu schützen. Vielleicht wäre es damals zu einer Entscheidung gekommen. Aber Salisbury fiel, Gladstone kam noch einmal zur Herrschaft und der Kampf für und wider Home-Rule verdrängte für eine Weile alle anderen Sorgen. Rosebery, der den erblindenden Gladstone ablöste, war Präsident der Imperial Federation League gewesen; von ihm durfte man einen vorwärts führenden Schritt erwarten. Doch er versagte auch auf diesem Gebiet und zog sich bald grollend zurück, um fortan nur noch „seine einsame Furche zu pflügen." Dann kamen die afrikanischen Kriege (Sudan, Transvaal, Oranje) und jetzt erst, nach der schweren, schließlich aber siegreich bestandenen Kraftprobe, nimmt Chamberlain den alten Gedanken wieder auf. Dieser zähe, trotz aller losprasselnden Leidenschaft nüchtern rechnende Mann, der kein Bureaukrat ist, Jeden hört, jedes

halbwegs Sachverständigen Meinung erfragt und nie eigensinnig bei Vorurtheilen verharrt, hat sich das Lebensziel nicht in den Niederungen gesucht. Er will dem britischen Weltreich die Einheit sichern. Deshalb rieth er zum Burenkrieg: der Pfahl mußte, koste es, was es wolle, aus dem Fleisch gerissen werden. Deshalb ging er nach Südafrika, wo ihn, den Verhaßten, leicht aus dem Hinterhalt eine Kugel treffen konnte: er brachte die Hoffnung auf den britisch-südafrikanischen Zollbund als kostbares Geschenk heim. Und nun konnte er weiter gehen. Auch die deutsche Einheit hat ein Zollverein vorbereitet; warum sollte in Englands größeren Verhältnissen nicht das Selbe möglich sein? Das britische Riesenreich, sagt er, produzirt Alles, was der Massenbedarf an Gütern fordert, und kann sich deshalb, als ein geschlossener Handelsstaat, von der Produktion anderer Länder nach und nach ganz unabhängig machen. Daß diese stolze Ansicht nicht von vorn herein falsch zu nennen ist, haben auch deutsche Nationalökonomen, wie Fuchs und Schaeffle, zugestanden. Ein mit all seinen Kolonien durch einen breiten Zollgürtel verbundenes Großbritanien wäre eine Macht, wie der Erdkreis sie noch nicht sah; auch die gefährlichsten Gegner, Rußland und die Vereinigten Staaten (die über kurz oder lang ja auch Südamerika wirthschaftlich unterjochen werden), müßten sich mit ihr friedlich abzufinden versuchen. Und die mitteleuropäischen Kontinentalstaaten ständen vor einer Lebensgefahr; sie hätten die abgeschlossenen russisch-asiatischen, amerikanischen und großbritischen Imperien vor sich und könnten sehen, wo sie bleiben. Ganz so schnell, wie Chamberlains ausschweifende Phantasie in heißen Stunden träumt, wird das Ziel nicht zu erreichen sein. Die Wirthschaftbedingungen der einzelnen britischen Kolonien weichen sehr von einander ab; nicht alle können die Finanzzölle, die ihnen der Export aus dem Mutterland einbringt, schon entbehren, nicht alle ihre erwachsenden Industrien gegen die Einfuhr aus entwickelteren Reichsgebieten schon ungeschützt lassen. Auch an Hindernissen politischer Art fehlt es nicht; alle aber werden, früh oder spät, sicher einst überwunden werden. Diese Gewißheit wird auch durch die Chamberlains Plan unfreundlich beurtheilenden Kolonialstimmen nicht erschüttert, die unsere Offiziösen — Das heißt: der größte Theil unserer bourgeoisen Presse — mit Behagen verzeichnen. Die Politiker am Kap, in Natal, Australien, Asien, Kanada müßten dem angelsächsischen Geist völlig fremd geblieben sein, wenn sie dem Gedanken der Commercial Union sofort enthusiastisch zustimmten, statt zu versuchen, durch spröde Zurückhaltung möglichst große Sondervortheile für ihr Land herauszuschlagen. Das Feilschen und Schachern kann Jahre dauern; vielleicht Jahrzehnte, wenn Chamberlains suggestive Gewalt nicht in einer Hochfluth der public opinion die Widerstände wegschwemmt. Die Lebensinteressen des großen Ganzen und seiner einzelnen Glieder werden endlich aber den Zollbund erzwingen. England muß seine Rüstung zu Land und zu Wasser beträchtlich stärken; Mittel: Schutzzoll. England muß sich gegen amerikanische und russische Prohibitivsysteme schützen; Mittel: Schutzzoll. England braucht Geld für die allzu lange verzögerte Arbeiterversicherung großen Stils; Mittel: Schutzzoll. Die Zahl der strenggläubigen Cobdeniten, denen schon der bloße Gedanke an einen englischen Weizen- oder Wollzoll äußerste Ruchlosigkeit scheint, ist seit Gladstones, des frommen Reichsschädlings, Tode mählich zusammengeschrumpft. Auch unter den Liberalen denken heute schon Viele wie Rosebery, das Evangelium des free trade gehöre nicht zu den Heilswahrheiten der Bergpredigt, sei nicht von der göttlichen Vorsehung für alle Ewigkeiten dem Volk der

Briten verkündet. Mit wachsender Sorge sehen sie den Rückgang des Getreidebaues und der Bevölkerungziffer in den Landbezirken; auch von dieser Angst könnte nur ein Schutzzoll das Vereinigte Königreich befreien. Das sind starke Argumente, an die Graf Posadowsky wohl nicht dachte, als er in einer schwachen Stunde rief, englische Staatsmänner würden gewiß nicht so unklug sein, nach einem geschlossenen großbritischen Zollvereinsgebiet zu streben. Sie müssens; sie können nicht anders, wenn sie über die allernächste Zukunft hinausdenken wollen. Lord Rosebery, dessen geistreiche Unklarheit von klugen Rechnern belichtet wird, ist wahrscheinlich von der großkapitalistischen, am Freihandel interessirten Verwandtschaft sanft gerüffelt worden und hat in einem Nachwort zu der in Burnley gehaltenen Rede seine Seele salvirt. Macht aber und die Möglichkeit, den Volkswillen zu lenken, hat heute nur Chamberlain; er wird an dem Tage, wo es ihm paßt, Premierminister sein — der feine Skeptiker Balfour wird ihm ohne Groll Platz machen — und Alles aufbieten, um sein Lebensziel zu erreichen. Er hat die Zeit für den Beginn einer wirksamen Agitation gut gewählt. Amerika wird über ein Kleines zu Massenexporten gezwungen sein und als stärkster Konkurrent Großbritaniens auf die Weltmärkte treten. Doch ein Kampfruf gegen Amerika wäre nicht populär, entspräche auch nicht Chamberlains Wunsch, alle Völker englischer Zunge in Freundschaft vereint zu sehen. Um so besser taugt für seinen Zweck der deutsch kanadische Zollstreit. Deutschland wird, weil es während des Burenkrieges zwar nicht durch Thaten, aber durch böse Reden die Briten gekränkt hat, in England mehr als je vorher gehaßt. Und Kanada, das mit seiner Wirthschaft schon ganz in die Einflußsphäre der Vereinigten Staaten zu fallen drohte, war lange das Schmerzenskind englischer Kolonialpolitik. Unerträglich ists, ruft deshalb Chamberlain, daß Deutschland gegen einen Theil unseres Reiches einen Zollkrieg führen darf. Das wird erst aufhören, wenn wir den großbritischen Handelsbund mit Vorzugszöllen für britische Produkte haben, vom Ausland unabhängig sind und Jedem, der mit einem Reichsglied in Händel geräth, das ganze Zollgebiet sperren können ... Schon diese Andeutungen zeigen wohl, daß es sich hier um die ernstesten Fragen der Wirthschaftzukunft handelt. Daß Kanada die deutschen Waaren differenzirt und mit einem Zuschlagszoll von $33\frac{1}{3}$ Prozent belastet hat, ist — bei der Winzigkeit des deutsch kanadischen Waarenaustausches — nicht langer Reden werth; trotzdem wird es interessant sein, zu sehen, wie unsere „starke Regirung" diesen Angriff aufnimmt. Unendlich wichtiger aber ist Chamberlains Drohung; sie zeigt dem mitteleuropäischen Festland und besonders dem Deutschen Reich Entwickelungmöglichkeiten, gegen die ein paar Prahlhansereien nicht nützen und die jedenfalls ganz andere Bedeutung haben als die Frage, ob der deutsche Kornzoll $3\frac{1}{2}$, 5 oder $5\frac{1}{2}$ Mark betragen soll. Leider arbeiten unsere Zollpolitiker noch mit Sentimentalitäten und Moralpredigten; wer sich mit $3\frac{1}{2}$ Mark Zoll bescheidet, ist ein höchst sittlicher Mensch, wer 5 Mark fordert, ein Wucherer, ein verruchtes Subjekt; Cobdenismus und Caprivismus werden wirklich noch wie göttliche Offenbarungen, wie Bestandtheile der Bergpredigt behandelt und der neue Zolltarif, dessen Feldfruchtsätze doch weit hinter den in Frankreich und in anderen Erbländern der Demokratie geltenden zurückbleiben, wird als das übelste aller Volksübel von leichtherzigen Tribunen verdammt. Und während wir um Lumpereien hadern — so nannte vor zwölf Jahren der Abgeordnete Barth die Zolldifferenz von anderthalb Mark —, wandelt sich die gesammte Weltwirthschaft, alle Lehrbücher der Nationalökonomie veralten und Gefahren ziehen herauf, die kein

Cobden, kein Peel, kein List ahnen konnte. Ob man in der Wilhelmstraße die Wetterzeichen wenigstens sieht? ... Morgen wieder lustig! Das Ministerium der versäumten Gelegenheiten hat Wichtigeres zu thun. Es muß die durch unbequeme Reden verursachten Falten ausbügeln, im Volk und an Höfen entstandene Verstimmungen mit bewährten Zauberformeln besprechen und Reisen arrangiren, die der Nation beweisen, wie herrlich weit sie es gebracht hat. Inzwischen schlägt die russische, britische, amerikanische Presse nie vernommene Grolltöne gegen Deutschland an und die in Berlin akkreditirten Diplomaten haben sich gewöhnt, auf die Frage, ob es in der Politik Neues gebe, mit dem deutschen Ohren nicht gerade hold klingenden Witz zu antworten: „Wissen Sie denn nicht, daß der Dreibund jetzt endgiltig befestigt ist?"

* * *

An Beschäftigung fehlt es deutschen Beamten nicht. Kaum hatten wir aus dem Bericht über eine Gerichtsverhandlung erfahren, daß es zu den Pflichten unseres in Washington beglaubigten Botschafters gehört, einer deutschen Sektfirma zu telegraphiren, die kaiserliche Rennyacht sei mit ihrem „Rheingold" getauft worden, da lasen wir im „Vorwärts" ein Rundschreiben, das den Bürger erkennen lehrt, welche wichtige Arbeit die Behörden im Dienst des Vaterlandes zu leisten haben. Hier ist es:

„Georg Büxenstein & Co.

Kunstanstalt — Berlin, den 8. April 1903.

Berlin S.W. 48, Friedrichstr. 240/241.

Hochgeehrter Herr Landrath!

Die Verfügung des Königlichen Ministeriums des Innern vom 6. d. Mts., Nr. Ia 528 wird Ihnen durch den Herrn Regirungpräsidenten zugegangen sein. Mit Bezug auf diese Präsidialverfügung, welcher voraussichtlich ebenfalls das inliegende Rundschreiben unserer Firma beiliegen wird, bitten wir Euer Hochwohlgeboren ganz ergebenst, in etwa zu erlassenden Bekanntmachungen, so weit solche für das Publikum bestimmt sind, die in unserem Rundschreiben erwähnten Vorzugspreise für die Angehörigen der Armee und Marine sowie für die Beamten nicht zu nennen, sondern den Beamten die Vorzugspreise hochgeneigtest auf dem Dienstwege bekannt zu geben. Da nach den Allerhöchsten Intentionen unsererseits beabsichtigt ist, in der Tagespresse das große Publikum auf diese Bildnisse besonders aufmerksam zu machen, so würde man diesen Kreisen ein unangenehmes Empfinden verursachen, wenn sie erführen, daß sie einen bis um 50 Prozent höheren Preis bezahlen müßten als die Beamten. Im Interesse der Verbreitung der Bildnisse müssen wir Dies möglichst zu vermeiden suchen und bitten wir Euer Hochwohlgeboren daher ganz ergebenst, so weit öffentliche Blätter, also auch die Kreisblätter, zu amtlichen Publikationen benutzt werden, in diesen lediglich den für das Publikum bestimmten Preis von 1 Mark pro Bild zu nennen. Sollten Euer Hochwohlgeboren zur Verbreitung an die untergeordneten Dienststellen von unserem Rundschreiben, von welchem wir uns ein Exemplar beizufügen erlauben, noch weitere Exemplare wünschen, so bitten wir, uns Dies geneigtest wissen zu lassen; dieselben stehen in beliebiger Anzahl zur Verfügung.

Die Erfüllung unserer ganz ergebenen Bitte erhoffend, zeichnen ehrerbietigst Georg Büxenstein & Co."

Der Inhaber der Firma Georg Büxenstein & Co. wird, als Förderer des Segelsportes, vom Kaiser geschätzt; er war auch Mitherausgeber des Jubiläumswerkes, das Wilhelm den Zweiten in hohen, allzu hohen Tönen feierte. Dieser Herr hat in

seiner Druckerei Bilder des Kaisers hergestellt, die dem Publikum für eine Mark, den Beamten und allen dem Heer und der Flotte Angehörenden um die Hälfte billiger angeboten werden. Schön. Nun aber ergeht eine Kabinetsverfügung an den Minister des Inneren: die Bilder sollen „thunlichst" verbreitet werden. Der Minister erläßt ein Rundschreiben an die Regirungpräsidenten: Verbreitet Büxensteins Kaiserbilder! Die Präsidenten geben die Mahnung an die Landräthe weiter. Und nun kommt Herr Büxenstein und sagt: Kinder, ich will, nach den Allerhöchsten Intentionen, in der Presse für meine Bilder agitiren und das Geschäft könnte mir verdorben werden, wenn Ihr verriethet, daß ich der Beamtenschaft, dem Heer und der Marine die Bilder zu Vorzugspreisen gebe. Nett; nicht wahr? Und ganz nach der Vorschrift, nicht ohne großen Gegenstand sich zu regen. Schade, daß man nicht erfährt, wie viele Aktenseiten wegen dieser beträchtlichen Staatsangelegenheit vollgeschrieben worden sind. Die Bilder werden sicher in Riesenposten verlangt. Ob die Konkurrenten der Firma Büxenstein mit dieser amtlichen Organisation des Bilderverschleißes einverstanden sind, ist eine andere Frage. Die Landräthe haben vielleicht ob der Zumuthung, die Thatsachen von Amts wegen behutsam zu verschleiern, ein Bischen geknirscht, Einiges über unlauteren Wettbewerb in den Bart gebrummt, schließlich aber dem Wink des mächtigen Druckers „hochgeneigtest" gehorcht. Wenn Aehnliches in bismärckischer Zeit ans Licht gekommen wäre, hätte die liberale Presse vierzehn Tage davon gelebt; heute nimmt mans als Schickung in stummer Ergebenheit hin.

* *
*

Im vorigen Heft sagte ich, das Wort vom Platz an der Sonne sei auch vor Balzacs Zeit schon in der französischen Literatur zu finden. Ein mißtrauischer Leser fragt: Wo? In Pascals Pensées (première partie, article IX, § 53) steht der Satz: Ce chien est à moi, disaient ces pauvres enfants; c'est là ma place au soleil: voilà le commencement et l'image de l'usurpation de toute la terre. Die Pensées sur la religion erschienen 1670. In späteren Ausgaben von Rousseaus Discours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes ist die Stelle citirt; in der ersten Ausgabe vom Jahre 1755 fehlt das Citat, das also, von Rousseau selbst oder von einem Herausgeber, nachträglich hinzugefügt worden sein muß. In den Tagen der Revolution wurde der „Platz an der Sonne" von Rednern nicht selten beschritten; und einer der würdigsten Schüler Bossuets hat einst für den Klerus die place au soleil de la patrie gefordert. Möglich ist übrigens, daß die Redensart aus Erinnerungen an das von Laertius und Plutarch überlieferte Gespräch entstand, das Alexander der Große in Korinth mit Diogenes geführt haben soll. Die nachweisbar früheste Quelle sind jedenfalls Pascals Pensées; und von Pascal, der ihnen die wirksamsten Waffen geliefert hat, wirksamere sogar als der von Jentsch geschlachtete Hoensbroech, sollten unsere hitzigen Jesuitenfeinde doch schon einmal reden gehört haben.

* *
*

Da wir gerade von Jesuiten sprechen: dem armen, wehrlosen Grafen Waldersee, der bekanntlich nur Soldat ist und sich, nach eigenem Geständniß, sein Leben lang nie um Politik gekümmert hat, wird wieder mal Uebles nachgesagt. Er soll, als er im Gefolge des Kaisers in Rom war, den Jesuitengeneral besucht haben. Undenkbar; der Jesuitenorden gehört im Deutschen Reich bis auf Weiteres ja noch zu den verbotenen Gesellschaften. Doch die Zeitungschreiber behaupten und die Offiziösesten bestreiten es nicht. Des Räthsels Lösung? Gewiß liegt nur ein Mißver-

ständniß vor. Wahrscheinlich hat ein neugieriger Römer gefragt, welche Funktion denn Graf Waldersee im Gefolge des Kaisers habe, und von einem Unkundigen die Antwort bekommen, dem frommen Kriegsmann seien im protestantischen Reich ungefähr die Aufgaben zugewiesen, die in Rom zum Pflichtenkreis des Jesuitengenerals gehören.

* *
*

Max Klinger hatte in einem an Reinhold Begas gerichteten Offenen Brief den Professor Geyger, einen Bildhauer von Temperament und Begabung, beschuldigt, ein ihm auf Klingers Empfehlung anvertrautes Kapital nicht im Sinn der Spenderin, sondern zu Privatzwecken benutzt zu haben. Klingers Zorn hatte recht unsanft gesprochen und das berliner Schöffengericht fand, trotzdem es den Wahrheitbeweis als erbracht ansah, den Meister der Beleidigung schuldig. Klinger wurde zu fünfzig Mark Geldstrafe verurtheilt. Gegen dieses witzige Urtheil erster Instanz legte Professor Geyger Berufung ein und wir lasen neulich, der Streit sei vor der achten Strafkammer des berliner Landgerichtes I durch eine Ehrenerklärung Klingers beendet worden. So viel Lärm um nichts? Die Botschaft hörte auch ich, doch mir fehlte der Glaube. In der forensischen Wirklichkeit hat die Sache sich denn auch etwas anders abgespielt. Geyger ließ durch seinen Anwalt erklären, er zweifle nicht an Klingers gutem Glauben und wünsche durchaus nicht, den großen Kollegen bestraft zu sehen; nur könne er sich nicht bei der Feststellung des ersten Richters beruhigen, die ihn der Unterschlagung geziehen habe. Der Vorsitzende meinte, nicht von Unterschlagung im eigentlichen Sinn, wohl aber von einem Vertrauensbruch könne die Rede sein. Klinger selbst sagte, wie in der ersten Instanz, er habe nicht die Absicht gehabt, den Professor Geyger zu beleidigen; nur um die Sache seis ihm zu thun gewesen; er eigne sich den Vorwurf der Unterschlagung nicht an, habe aber nichts zurückzunehmen noch zu bedauern und werde unter keinen Umständen sich zu der seinem wahren Gefühl widersprechenden Erklärung herbeilassen, die Beweisaufnahme habe ihn von Geygers bona fides überzeugt. Wirklich hat er auch nur erklärt, die „Absicht der Beleidigung habe ihm ferngelegen." Wer die berliner Gerichtspraxis und das heiße Bemühen, lästige Prozesse durch Vergleich aus der Welt zu schaffen, kennt, wird begreifen, daß Klinger sich zu dieser Erklärung entschloß, die er in minder feierlicher Form schon vor dem Schöffengericht abgegeben hatte und die er nach dem Verlauf der — in zweiter Instanz nicht angefochtenen — Beweisaufnahme wiederholen durfte, ohne sich und seiner guten Sache Etwas zu vergeben.

* *
*

Im berliner Hansaviertel, nah bei der Brückenallee, liest der Wanderer auf granitener Tafel: „Zur Erinnerung an den hohen Besuch Ihrer Majestät der Deutschen Kaiserin am zweiten April 1900 in meinem Blumengeschäft." Den Titel einer Deutschen Kaiserin sucht man in der Reichsverfassung zwar vergebens; doch die Tafel muß das Herz jedes Patrioten erfreuen. Vivant sequentes! Die Frau des Kaisers kauft ja nicht selten in berliner Geschäften. Die Leiter des Hohenzollern Museums aber sollten sich dieses erste Exemplar einer neuen Reliquiensorte nicht entgehen lassen.

* *
*

Trema, Bisanzio! Noch lebt auch im deutschen Land Männerstolz vor Königsthronen. Eben erst ward uns eine Probe so hoher Heldentugend gegeben. Entsetzliches war geschehen. Man denke: der junge Großherzog von Sachsen Weimar wollte nicht auf den Goethe-Tag kommen; vielleicht, weil er gerade seine Flitterwochen er-

lebt, vielleicht auch, weil er die Goethephilologen scheut. Denn der Goethe-Tag, lieber Leser, ist eine Veranstaltung der von Philologen in einträchtigem Zusammenwirken mit Bankiers und Journalisten geleiteten Goethe-Gesellschaft; und die Goethe-Gesellschaft ... Ja, was hat die doch gleich geleistet? Richtig: die riesige, bis zur Ungenießbarkeit kommentirte Goethe-Ausgabe, der sie, in devotem Aufblick zu einer durch Zufallsheirath auf den weimarischen Thron gelangten holländischen Prinzessin, den Namen Sophien-Ausgabe beigelegt hat. Den Herrn von Goethe hat sie den Deutschen noch nicht ganz verleidet; aber was nicht ist, kann werden. Und an Bücklingen vor Serenissimus und Serenissima, die Beide kein belästigend intimes Verhältniß zu Goethe hatten, hats auf Goethe-Tagen und in Goethe-Jahrbüchern nicht gefehlt. Und nun wollte der Großherzog nicht kommen. Nicht auszudenken! Natürlich wurde der Tag verschoben. Natürlich wurde der Festvortrag abgesagt. Wozu vortragen, wenn der Großherzog fehlt? Schwere Sorge lastete auf den Gemüthern deutscher Kulturmenschheit. Da erscholl eine Stimme: und Alles horchte auf. Eines Mannes, eines Helden Stimme; die Stimme des Herrn von Wildenbruch, der immer bereit ist, das Aeußerste zu wagen, wenn dem kostbarsten Besitz der Nation Gefahr droht. Zum Beispiel: wenn der Schillerpreis nicht verliehen wird und wenn der Großherzog von Weimar dem Goethe-Tag fern bleibt. In wundervoll tönendem Pathos tobte der Zorn des letzten Ritters sich aus. „Wenn kein Anderer es thut, will ich es thun!" Nämlich: den Herrn Wilhelm Ernst von Weimar bitten, er möge sich gefälligst doch für die Goethe-Gesellschaft interessiren; das große Erbe der Ernestiner, die Tradition, die glorreiche Institution des Goethe-Tages, die deutsche Sprache, — und überhaupt. Sänger und Held. Der schönste Satz in dem wildenbrüchigen Pronunciamento lautet: „Das, was wir von dem Großherzog wünschen, wünschen müssen, ist einzig und allein, daß er dabei sei, daß er durch seine Anwesenheit seine Theilnahme an der großen Sache bekunde, daß er sich vergegenwärtige, daß, wenn er fern bleibt, er all die Elemente, die schon jetzt nur mit lauer, halber Seele der großen Sache angehören, zum völligen Abfall auffordert, weil nun einmal der Goethe-Tag, so wie er entstanden ist und zur Zeit noch besteht, in dem Großherzog von Weimar sein Haupt erkennt und weil ein Körper abstirbt, wenn das Haupt versagt." Das ist, sammt der Schlußwendung, die Biologen und Pathologen überraschen wird, im Interesse der deutschen Sprache geschrieben. Gleich danach schilt Herr von Wildenbruch freilich den Vorstand der Goethe-Gesellschaft, der nicht eingesehen habe, „daß es erforderlichen Falls auch ohne Großherzöge gehen kann und gehen muß." Ganz sicher scheint auch ihm also nicht, daß ein Körper abstirbt, wenn das Haupt versagt. Aber im Ernst: sollte man für möglich halten, daß diese wundersamen Tiraden, zu deren Anfertigung wahrlich kein Milligramm Muth gehörte, nicht freundlich belächelt, sondern als eine That deutschen Heldengeistes gefeiert wurden? Das ist, lieber Leser, geschehen. Laß Dir darum sagen, daß die Goethe-Gesellschaft und der Goethe-Tag, auf dem es manchmal recht fidel zugehen soll, für die Verbreitung und Popularisirung goethischer Wesensart nie auch nur das Geringste geleistet haben; daß Dichterarchivforschungen und Philologenkneipen nicht zu den Dingen gehören, die ernster Erregung werth sind; daß es ungemein gleichgiltig ist, ob der allerneuste Vortrag über Goethe 1903, 1904 oder gar nicht gehalten wird (denn der Professor, der an der Reihe ist, kann, was er zu sagen hat, ja drucken lassen); und daß uns eine Gelehrtengesellschaft, die ihre Entschlüsse vom Wink eines Fürsten abhängig macht, nicht zu imponiren vermag.

Eine wissenschaftliche Vereinigung, die auf öffentliche Achtung und Beachtung Anspruch erhebt, durfte sich nicht eine Minute lang durch die Frage beirren lassen, ob der Großherzog kommen oder nicht kommen werde. Im nächsten Jahr wird er kommen; er hats an Herrn von Wildenbruch telegraphirt und das Vaterland kann also ruhig sein. Der oft verspotteten Goethephilologenzunft hat zu altem Leid aber nur noch das neue gefehlt, daß ihr von ihrem berühmten Gesellschafter nachgesagt wird, sie sehe in dem Großherzog ihr Haupt und sei dem Tode geweiht, wenn dieses Haupt sich nicht in Huld zu ihr niederneige. Herr von Wildenbruch ist ein wunderlicher Heiliger; immer guten Willens, immer von kindhaften Zwangsvorstellungen beherrscht und zu lauter Rügerede bereit, — und nie da zu finden, wo die alten Reste und neuen Keime deutscher Kultur gegen herrische Anmaßung und Banausenfrechheit vertheidigt werden müßten. Seine großen Worte wirken selten so ernst, wie sie gemeint sind. Sein Mennonit stöhnt: „Schill! Welch kleiner Name für so großen Mann!" Als es um den Schillerpreis ging, rief er, der furchtbare Tag könne kommen, wo die Gebildetsten der Nation über Kunstleistungen anders urtheilten als der Kaiser. Jetzt macht er den jungen Herrn von Weimar zum Leben spendenden Haupt der Goethe-Gesellschaft ... Gegen Ende des Zornbriefes entfährt ihm der Satz: „Zöpfe sind dazu da, daß sie abgeschnitten werden". Manches Mädchen wird widersprechen. Aber Herr von Wildenbruch, der anno 1903 in Berlin „den dem deutschen Geist anhaftenden Zug zum Radikalismus" entdeckt hat, würde gewiß einschneidende Reformen empfehlen, wenn er das Glück gehabt hätte, im wirklichen China geboren zu werden.

* * *

Von der weimarischen Goethe-Gesellschaft zum römischen Goethe-Denkmal ist nur ein Schritt. Der Kaiser hat es bekanntlich der Stadt Rom geschenkt, Herr Eberlein, der Spezialist für Ritter vom Geist, hat es — Eins! Zwei! Drei! — zur selben Zeit wie die Wagner-Eisspeise geschaffen und der Grundstein sollte gelegt werden, während der Kaiser in Rom war. Auf dem Pincio. Auf dem Pincio? ... Die Römer wurden nachdenklich. Ein deutscher Dichter, das von einem fremden Monarchen geschenkte Denkmal sollte von der Höhe her über die Hauptstadt hinragen, — ein ungemein großes, nicht aufregend schönes Denkmal, neben dem die Hermen der edelsten Söhne Italiens, die Büsten der Dante, Caesar, Michelangelo, Horaz, Raffael, Cavour winzig scheinen würden? Nein, sprachen sie; der Monte Pincio ist unser Pantheon und in dem gebührt der erste Platz nicht einem Deutschen. Der Grundstein wurde nicht gelegt und Herr Eberlein reiste wieder ab; nicht in bester Laune, wie seine boshaften Kollegen erzählen. Einstweilen ist das Denkmal also obdachlos; man hofft aber, es werde eines nicht zu fernen Tages in der Villa Borghese, wo Goethe Iphigeniens Schicksal nachsann, Unterstand finden. Auf den Pincio kommt es jedenfalls nicht und auch an eine andere beherrschende Stellung ist nicht zu denken. Ungefähr also die selbe Geschichte wie mit dem Alten Fritzen, den die Amerikaner ja auch eines Tages in Washington irgendwo sekretiren werden. Wundern dürfen wir uns über solche Erlebnisse nicht; würden wir etwa einen vom Zaren geschenkten Peter oder einen aus Madrid stammenden Calderon auf den Pariser Platz stellen? Neu aber sind diese Denkmalgeschichten, neu und nicht gerade erbaulich; es giebt kein Beispiel dafür, daß ein Monarch erst nach langen diplomatischen Verhandlungen seinen Geschenken in fremden Reichen anständige Unterkunft finden konnte.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Berlin, den 6. Juni 1903.

Döberitz.

Montag.

Wie mag es hier wohl ausgesehen haben, als der vierzigjährige König Fritz von Potsdam her mit seinen Kerlen ins Lager rückte? Der märkische Boden hat sich ja nicht verändert. Tausendschönchen und Klee, Zittergras und Elsengebüsch, gelbe Ranunkel und rothen Ampfer gabs auch damals gewiß schon im Osthavelland, wenn der Lenz über Sumpf und Luch den bunten Maiteppich gespreitet hatte. Sonst aber ... 1753. Acht Jahre nach Hohenfriedberg, sechs nach dem Ende des österreichischen Erbfolgekrieges. Friedenszeit, so zu sagen. Doch der Sohn des Soldatenkönigs traute dem Frieden nicht. Er hatte Schlesien und Glatz erobert; zum zweiten Male schon. Man würde es ihm nicht lassen. Himmel und Hölle würden Maria Theresia und ihr Wenzel Kaunitz aufbieten, aus ganz Europa die Hunde zusammenhetzen, um dem verhaßten Brandenburger die reiche Beute bald wieder abzujagen. Das wußte er. Und von Diplomatenkniffen hoffte er kein Heil. Verhandlungen ohne Waffen, schrieb er, sind wie Noten ohne Instrumente. Auf das Instrument kam es an: wer das beste hatte, konnte auf die Hilfe des lieben Herrgottes rechnen, der immer zu den stärksten Bataillonen hält. Weiterdrillen also, weitermanövriren, — und wenn den Rackers die Zunge aus dem Hals hängt. Ist nun mal nicht anders. Der Grundgedanke der allgemeinen Wehrpflicht, den Machiavelli und Spinoza der europäischen Menschheit nicht einzuhämmern vermocht hatten, war seit zwanzig Jahren in Preußen sacht durchgedrungen. Jeder Unterthan, hatte Friedrich Wilhelm gesagt, ist für die

Waffen geboren; auf diesen kriegerisch klingenden Satz war das Kantonreglement von 1733 gebaut. Erreichen konnte schon der Vater den Idealzustand nicht und der Sohn war froh, wenn ihm die Werber Ausländer zutrieben. Seine Preußen brauchte er zur Hebung des Landes, fürs sieche Gewerbe; und er sagte deshalb fast niemals Nein, wenn die bürgerlichen Behörden einen Einzelnen, eine Gruppe, einen ganzen Stand vor der rothen Kantonistenhalsbinde retten wollten. Auch mit Fremden mußte die Sache zu machen sein. Aus Landsknechten ein unüberwindliches Heer schaffen: Das gerade war der Witz, der ihn reizte. Einerlei, woher die Kerle kamen, wie sie aussahen, was sie etwa schon auf dem Kerbholz hatten, welchen Rock sie in Reihe und Glied trugen. Wasserscheu durften sie sein, dreckig, lüderlich, wie „Grasteufel" in zerschlissenen Kitteln herumhüpfen: wenn sie nur ihre Schuldigkeit thaten. Die wurde ihnen auf dem potsdamer Exerzirplatz und in der mockerauer Haide eingebläut. So hat nie vorher, nie nachher ein König mit seinen Truppen manövrirt. Da hatte die Schaulust nichts zu ergaffen. Alles war höllisch ernst. Da gabs keine Kleinigkeiten; immer wieder ward den Offizieren eingeschärft, auf das Detail zu achten, das ruhmlos scheint und doch „auch seinen Ruhm hat". Und wenn in Platzexerzitien und Felddienst bis zur Erschlaffung geschuftet war und die Mannschaft im Sitzen auf der Pritsche einschlief, nahm der König, ohne sich erst umzukleiden, einen Bogen und schrieb eine Abhandlung über ein militärisches Thema, das der Dienst des Tages ihm vors innere Auge gedrängt hatte. Der schmächtige Mann forderte nie von Anderen, was er selbst nicht dreifach geleistet hatte; und seine Nervenkraft schien unerschöpflich.

1753. Die Werke des Philosophen von Sanssouci und die Mémoires de Brandebourg waren schon veröffentlicht. Hagedorn brachte just die vermehrte Ausgabe seiner Moralischen Gedichte auf den Markt, die ersten Bände der „Schriften" Lessings erschienen, aber Gottsched saß unerschüttert noch auf seinem Thrönchen. Friedrich hatte eben mit Voltaire gebrochen. Wegen der Diatribe du docteur Akakia, die gegen Maupertuis gerichtet war; aber auch wegen mancher pariser Pamphlete, für deren Verfasser oder Inspirator der König den schlimmen Freund hielt. Wer hier, im Osthavelland, Fritzens Briefe aus dem Jahr 1753 liest, kann nachdenklich werden. Dieser Marquis de Brandebourg hatte auch drei Atlanten im Kopf; vielleicht mehr: an allgemeiner Bildung konnte Bonaparte es mit ihm nicht aufnehmen. Tausend bunte Dinge drückten sich in dieses Hirn ein, das von persönlichsten Sorgen doch überlastet sein mußte. An George Keith, Lord Marishal schrieb er gegen den Luxus, in dem er den Todfeind alles militärischen

Wesens, die Wurzel alles Uebels sah. „Zwölftausend Pfund Chokolade und zwanzigtausend Pfund Zucker haben die Sachsen für ihr Lager eingekauft. Ich glaube, wenn der Großmogul alle mongolischen Papageien ein Lager beziehen ließe, brauchte er nicht mehr Futter für sein Geflügellager.“ An dem selben Maitag über die Vorgänge im französischen Parlament: „Als Philosoph und Ketzer liebe ich die Priester nicht und wünsche von Herzen, daß ihnen der Mund gestopft und die hochmüthige Begierde ausgetrieben wird, die Herrschaft der Inquisition in Frankreich einzuführen.“ Im August über Voltaire: „Ich verzeihe ihm seine Bosheiten und Gemeinheiten, seine Schmähschriften und Verleumdungen; volle Absolution für alle Sünden, wie im Jubeljahr. Ich wünschte, er hätte seine Witze nur gegen mich losgelassen: dann hätte ich ihn nicht fortgejagt ... Wir erfreuen uns hier des tiefsten Friedens, trotz allen Lagern an all unseren Grenzen. Auch wir wollen ein Lager beziehen; aber am zwölften September rücken wir in die Winterquartiere. Viele Fremde kommen her; offen gestanden, würde ich sie gern entbehren. Bleiben Sie gesund und munter, lieber Lord. Beziehen Sie kein Lager, lassen Sie sich nicht in Geschichten mit Dichtern und in keinen Zank mit Huren ein: Das ist das einzige Mittel, um auf Erden glücklich zu leben.“ Sonst fand ich die döberitzer Tage nicht erwähnt. Nach der Rückkehr, am fünfzehnten September 1753, schrieb der König aus Sanssouci an Maupertuis: „Voltaires Beleidigungen kränken mich nicht. Sind sie begründet, so ists an mir, mich zu bessern; sind es nur Lügen, so wird die Wahrheit schließlich über allen Trug siegen. Wer in der Oeffentlichkeit steht, ist Verleumdungen ausgesetzt. Ich wollte ein wildes Pferd aufhalten, das in seinem Lauf unzählige Wunden schlug, und darf mich nicht darüber wundern, daß ich bei solchem Beginnen ein paar Schmutzspritzer abbekam. Trösten wir uns, lieber Präsident; über der Thür jedes Philosophen sollte das Wort Marc Aurels stehen: ‚Denen gerade, die Dich beleidigen, und der ehrlichen Bosheit sollst Du gütig begegnen, gütiger als Denen, die Dich nicht kränken.‘ Adieu, Liebster. Wenn Marc Aurel gesprochen hat, habe ich zu schweigen. Tausend Wünsche für Ihre Wiederherstellung. Federic.“ Das war die Stimmung. Immer wieder ists eine Freude, zu denken, daß dieser Mann einst über Preußen herrschte. Ein Mann ohne Phrase. Der nie das Bedürfniß hatte, sich schöner zu zeigen, als er war, nie auf Applaus lauerte. Der wußte: wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Seine Kräfte kannte und nichts unternahm, was über die Kraft hinaus ging. Wirken wollte, nicht unnütz erregen; sein, nicht scheinen. Mißtrauisch gegen zudringliche Schmeichler. „Mein ein-

ziger Gott ist meine Pflicht.“ Und war die Pflicht erfüllt: „Dafür bin ich da“; also keinen Nationaldank, keine Jubelhymnen. Nirgends der Wunsch, sich in einem besonderen Geheimrathsverhältniß zum lieben Herrgott zu sonnen, den Lockes Schüler, wenn er ihn nicht ganz keck „anrempelte“, ruhig in seinen Himmeln ließ. Mit allen menschlichen Malen ein ganzer Mann.

Warum er gerade hier gefeiert wird? Döberitz war in seinem Leben keine wichtige Etape. Was er die Fremden sehen ließ, die er so „gern entbehrt hätte“, war ein Schauspiel nur. Freilich keins im heutigen Stil. Wenn er manövrirte, mußte es immer ernsthaft zugehen. Keine Lebenden Bilder. Nichts auf Glanz appretirt. Die Truppe, die damals hier lag, mag nett ausgesehen haben; aber es waren die Kerle, die bei Lobositz und Roßbach später ihren Mann standen. Wie wenig er selbst von Feldlagern hielt, zeigen die Glossen in den Briefen an George Keith. Und zur Erinnerung an zwei Lagertage, die er, weil Gäste zuguckten, am Liebsten vermieden hätte, feiern wir nun ein großes militärisches Prunkfest. Schauspiel zum Gedächtniß des Schauspiels.

Dienstag

Bis in seine tiefste Quelle
Schäumt der alte Rhein vor Groll,
Flucht der Schmach, daß seine Welle
Fremdes Joch ertragen soll!

Das ist ein Fritzenvers. Fluchen konnte der gottlos Gekrönte, daß es eine Lust war. Der Vers galt den Franzosen. Die Russen kamen nicht besser weg: „O könnten sie ins Schwarze Meer mit einem Sprunge sich versenken, köpflings, den Hintern hinterher, sich selber und ihr Angedenken!“ Das diktirte die Wuth; was zum Henker hatten die Moskowiter sich in Deutschlands innere Händel zu mischen? Joseph de Maistre hätte ihm geantwortet: C'est la faute à Pierre. Und diesen Peter feiert man gerade jetzt. Zweihundertste Wiederkehr des Tages, da er Petersburg gründete, „das Fenster nach Europa aufmachte“. Wir haben keinen Grund, uns des Tages zu freuen. Auch die Russen selbst nicht. Noch heute leiden sie unter Peter. Der konnte nicht warten. Ein ungeduldiger Herr, der mit der gewaltigsten Arbeit bis übermorgen fertig sein wollte und sich berufen wähnte, sich allein, Ruhendes umzustürzen. Daß sein Großkhanat nach Asien gravitirte, paßte ihm nicht; die Russen sollten den Kaftan ausziehen, sich europäisch kleiden, den Bart scheren lassen und Tabak rauchen; legte die Frau gar noch den Orientalinnenschleier ab: dann mußte das Heil kommen. Ein mächtiger Wille und ein fast zum Genie gewordener Fleiß, aber kein großer Regent; ohne Verständniß für die Lebensbedingungen seines Volkes. Kostomarow, Rußlands klügster Historiker, hat richtig ge-

sagt, Peter habe sein Reich mit Asiatenmitteln europäisirt; die Europäisirung war auch danach. Im Uniformrock des Militärmonarchen blieb er selbst ja stets ein Asiat. Wie ein Vieh besoff er sich, konnte Speise und Trank nicht bei sich behalten und erregte in Versailles, Trignon, Fontainebleau durch Unsauberkeit, schmutzigen Geiz und wüste Schürzenjagden den Ekel des gallischen Hofgesindes. Der revolutionäre Zar hat das Land von tatarischen und byzantinischen Einflußspuren befreit; aber er hat auch den Keim des gefährlichsten Dualismus in die bis dahin ruhig hindämmernde slavische Seele gesenkt und die Vorfrucht des Nihilismus gebaut. Als er starb, hinterließ er ein äußerlich glänzendes, innerlich aber geschwächtes Reich, und da er von der Autokratie nicht das Allergeringste geopfert hatte, war für seine Erben, in einer veränderten Welt, die Last der Monomachenkrone noch schwerer geworden. Welche Einbildung, in Patriarchenlaune eine Hauptstadt erfinden, das eben den Schweden abgezwungene Ingermanland zum Centrum russischen Lebens machen zu können! Aus seinem Sankt Petersburg ist ja auch nichts geworden als eine Beamten-, Hof- und Amusirstadt ohne eigene, ohne nationale Physiognomie; der echte Russe fühlt sich nicht an den Newasümpfen, sondern in Moskau und Kiew zu Hause. Und genau so wars mit den Debarbarisirungversuchen, die Leibnizens Beifall fanden. Peter, der nichts organisch wachsen und werden ließ, wurde Rußlands Verhängniß. Weil er sich mit Ausländern umgab und Deutschen fette Weideplätze anwies, sind noch heute die Deutschen dem russischen Nationalgefühl ein Gräuel. Weil er als ein Europäer geachtet sein wollte, mußten seine Nachfolger sich in Kriegsabenteuer stürzen, in denen für den russischen Islam nichts Nützliches zu holen war. Und die asiatische Halbinsel, die sich Europa nennt und in komischem Größenwahn mit dem Maßstab ihrer kleinen Verhältnisse an die entlegensten Kulturen herantritt, ließ sich wirklich blenden und glaubt seitdem, das Zarenreich gehöre zu den europäischen Mächten. Daher die unsinnige Forderung, irgend ein Zar solle einem Volk von hundert Millionen Analphabeten verschiedenen Glaubens und Stammes Selbstbestimmungrechte und parlamentarische Einrichtungen geben: Daher das Staunen, wenn in Bessarabien Juden gemordet, am Baltenmeer mongolische Finen gemartert werden. Türken und Chinesen machen es doch nicht anders. Rußland ist kalter Orient. Da dauert Alles lange, länger manchmal noch als im heißen Morgenland. Das russische Riesenproblem würde uns nicht unlösbar erscheinen, wenn wir uns gewöhnen könnten, mit Jahrhunderten, statt mit Jahrzehnten, zu rechnen und nicht die angelsächsische, sondern die chinesische Kultur als Vergleichsnorm zu wählen. Hundert Jahre wird es noch

dauern, bis Rußland so weit ist, wie Friedrichs winziger Preußenstaat war. Das Intermezzo Peter täuscht nur das Auge. Was darüber zu sagen war, schrieb Joseph de Maistre an einen moskowitischen Freund: Pierre vous a mis avec l'étranger dans une fausse position. Nec tecum possum vivere nec sine te: c'est votre devise. Noch heute ist sies; die Russen selbst und das Urtheil über Rußland leiden darunter. Natürlich ists barbarisch, daß die Proletarier von Kischinew in Judenhäusern plündern und morden. Doch nur Kurzsicht kann für solche Gräuel einen Minister oder Gouverneur verantwortlich machen. Die mögen guten oder bösen Willens sein: über den Asiatengeist vermögen sie in heißen Stunden nichts. Und wer wundert sich denn noch, wenn nah bei der Erdmitte asiatischer Fanatismus aufprasselt und den Fremden, den Andersgläubigen, den Barbaros erschlägt? Deutschland sogar hat schlimmere Judenhetzen erlebt als Bessarabien... Das hastige Werk Petri wäre nicht nach Friedrichs Herzen gewesen. Der liebte Peters Gegner, den Schwedenkarl, liebte, wenn er nicht gerade zur ultima ratio regis greifen mußte, ruhige Entwickelungen und hätte eher als dem Zimmermann von Zaandam dem Dichter der Deutschen zugestimmt, der zu seinem treuen Eckermann sagte: „Für eine Nation ist nur Das gut, was aus ihrem eigenen allgemeinen Bedürfniß hervorgegangen ist, ohne Nachäffung einer anderen. Denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohlthätige Nahrung sein kann, erweist sich für ein anderes vielleicht als ein Gift."

Der große Fritz war nicht so undeutsch, wie Mancher glaubt, der ihn das Nibelungenlied und den Goetz höhnen, den Dichter der Henriade preisen hört. Die Schwächen des Heiligen Römischen Reiches empfand er wie persönliches Leid, zürnte, daß die elsässischen Thermopylen dem Feind geöffnet, die Lothringer vom wiener Hof an Frankreich ausgeliefert worden seien, und verzieh Maria Theresia nie, daß sie, als Königin von Ungarn, die Grazien des Ostens entfesselt, die Meute der „Jazygen, Kroaten, Tolpatschen" gegen Deutschland losgelassen habe. Die Erinnerung drängt sich auf; denn eben tönt das Echo der kroatisch-magyarischen Balgereien an unser Ohr. Stehen die Südslaven endlich gegen ihre Tyrannen auf? Oder bleibts wieder bei kleinen Scharmützeln, mit denen der ungarische Globus leicht fertig wird?.. Morgen kommt Wilhelm der Zweite ins Lager. Vor sechs Jahren rief er in Budapest: „Die ritterlichen Söhne Arpads haben in ihrer kampfesreichen Vergangenheit niemals gezögert, Gut und Blut für die Vertheidigung des Kreuzes zu opfern. Namen wie Zrinyi und Szigeth lassen noch heute das Herz eines jeden deutschen Jünglings höher schlagen." Zrinyi wurde also

— in einer an Irrthümern auch sonst reichen Historienrede — als Vertreter der Heldensöhne Arpads vorgeführt. Doch der Mann, der den jetzt so verrufenen Titel des Banus von Kroatien trug, war nicht, wie der Kaiser annahm, ein Magyar, sondern ein Kroat aus dem altslavischen Geschlecht der Subic, also ein Sproß der Stämme, die von den Magyaren seit Jahrhunderten bedrückt, ausgebeutet, geknechtet werden. Und wenn Körners Kindertragoedie deutsche Herzen heute noch für den Helden von Szigeth entflammt, dann leuchtet dieses Hochgefühls Feuer nicht dem Ruhm der Uralritter. Jetzt erst taucht der alte Gegensatz dem Gedächtniß wieder auf. Man denkt an Draskovics und Gaj, an Jellachich, Starcevics, Stroßmayr, an Alle, die aus den partes adnexae der ungarischen Krone ein unabhängiges Illyrien machen wollten. Sie haben nichts erreicht, werden nichts Wesentliches erreichen, so lange Oesterreich an Ungarns Kette keucht... Die pester Rede! Ein Preußenkönig sprach begeisternd von der „begeisterten Hingebung" des Magyarenvolkes, das sich im Flackerzorn gegen Fritz von Preußen erhob. Viel wurde ja nicht draus; Maria Theresia ließ sich nur kleine Konzessionen ablisten, die Ungarn schoben, nach langem Zögern, die verheißenen Truppen sehr sacht vor und diese zuchtlose Schaar, die Neipperg zu allen Teufeln wünschte, plagte den Landsmann auf dem Acker mehr als den Feind. Doch gefreut hätte Friedrich sich der Enkelrede gewiß nicht. Er bespöttelte Franz, den Kaiser-Gemahl, der die Kriegslieferungen an Ungarn benutzt habe, um für sein Privatschätzlein Geld zu verdienen, spie gegen die ganze panonische Sippschaft Gift und Galle und hätte den schmierigsten Grenadier abgeküßt, der ihm gemeldet hätte, die majestätische Dame, die den Titel einer Regina Dalmatiae, Croatiae et Slavoniae trug, sei ins Pfefferland abgefahren. Ein Unterrock weniger; und die beiden anderen cotillons brauchten Schlesiens wegen nicht wüthend zu rauschen. So ändern die Zeiten, die Zeitstimmungen sich. Wunderlicher als unsere war sicher nie eine. Wer gerade im Kalender steht, wird gefeiert. Arpad, Peter, Franzens Frau und der Alte Fritz; gestern der Papst, morgen der Papstschimpfer von Wittenberg. Und die Volksseele ist immer freudig dabei.

Mittwoch.

So, wie es gestern im Opernhaus dargestellt wurde, wars hier vor hundertundfünfzig Jahren sicher nicht. Memento: zur Erinnerung an ein Manöver, das sich von tausend anderen friderizianischen Felddienstübungen höchstens durch geringeren Ernst unterschied, wird ein Jubiläumsmanöver veranstaltet und zu Ehren dieser militärisch belanglosen Veranstaltung ein Festspiel aufgeführt. Natürlich ists vom Artilleristen z. D. Joseph Lauff gedichtet,

der, als Rheinländer, das Empfinden, den Geist altmärkischer Truppen wie kein Anderer kennt. Sonnenuntergang, der den Havelspiegel sanft röthet. Was man so „malerisch" nennt. Auch die Uniformen; nichts von dem Speck und Dreck, den Mannschaft und Offiziere damals durchs Lager schleppten. Nicht einmal der Versuch, nach Hamlets Vorschrift dem Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen. Auf Theaterpuppen sind bekannte Namen geklebt. Jeder sagt sein Knittelsprüchlein und fürcht sich nit. Jeder lechzt nach der Möglichkeit, sein Herzblut für den König hinströmen zu lassen. Selbst in dem Sachsenlager, wo gezuckerte Chokolade das Alltagsfutter war, kann das Ohr nicht süßere Rede vernommen haben. Und schließlich kommt Fritz und ist gut und ist fromm, blickt in festem Gottvertrauen zum Himmel auf und lauscht gerührt dem Abendchoral. Unten, wohin Du das Auge schickest, Waffenröcke; nur die allerletzten Parquetreihen sind als Preßghetto eingerichtet, — und die Großmächtigen sind ob so gnädiger Zulassung beglückt. Soll die wilhelminische so die Armee Friedrichs sehen?

So war sie nicht. Und er selbst sah ganz anders aus. Mag in Döberitz die unbequemen Gäste, den hechingischen Hohenzollernfürsten und den Prinzen Ludwig von Württemberg, mit saftigen Gotteslästerungen bewirthet haben. Solche Herren imponirten ihm nicht. Wer vor den Großen dieser Erde, sagte er gern, das Knie beugen will, darf sie nicht kennen (ungefähr wie Bismarck: „Sie ahnen nicht, welche Rarität in diesen hohen Regionen ein Gentleman ist"); und die dünkelhafte Nichtigkeit der kleinen Höfe wurde von seiner spitzen Zunge bös zerstochen. Vielleicht höhnte er das „Phantom" der Reichsarmee, „die ganze Rasse von Prinzen und Leuten Oesterreichs", „die kaiserliche Bande" oder wies mit grimmig geballter Faust auf das „unheimlich leichenhafte Angesicht Germaniens". Schade, daß seine Briefe nicht mehr gelesen werden; es lohnt, ihn kennen zu lernen. Eine prachtvolle Nüchternheit, an der wir heute genesen könnten. Der majestic common sense, den Dowden dem Schöpfer Falstaffs nachrühmte. Nicht die leiseste Neigung zur Pose. Und, bei allem Stolz, der leicht tyrannisch wurde, die Bereitschaft, klugen Rath, auch wenn er bitter schmeckte, als nützliche Arzenei hinunterzuschlucken. Wie bescheiden im Ton gegen Voltaire, gegen Maupertuis sogar! Und was ließ er sich von Podewils sagen! Von Heinrich, seinem Minister fürs Auswärtige, dem Gutsherrn von Varzin. Der steckte keine ungerechte Rüge stumm ein, hing der Katze stets die Schelle um und kam mit dem gefürchteten Wütherich dennoch gut aus. Jetzt ... Wieder ist ein Podewils in Berlin. Diesmal ein bayerischer Minister. Die Zeitungen erzählen viel davon. Preußen und Bayern

natürlich in herrlichster Harmonie; nie gab es auch nur den kleinsten Konflikt. Und „der Kanzler hat bei Tisch Herrn von Podewils wiederholt zugetrunken.“ Das ist das Schönste. Bisher wurde nur verzeichnet, wenn gekrönte Herren einem Minister, Staats- oder Gemeindecommis zutranken. Jetzt schon, wenn der Kanzler sich huldvoll bemüht, der doch selbst nach der Chinesenregel nicht mehr ist als der bayerische Ministerpräsident. „Wiederholt zugetrunken“. Und solche Berichte kommen recta aus der Wilhelmstraße. Das kleine Symptom zeigt die ganze Wirrniß unserer Zustände. Bismarck hätte die Meldung nicht unberichtigt gelassen. Auch Heinrich Podewils nicht. Der bayerische Träger des Namens scheint leicht zu befriedigen. Ausländische Minister werden in Berlin heutzutage ganz anders geehrt. Denen wird der Orden de rigueur nicht auf den Bahnhof nachgeschickt. Die sitzen an der Schloßtafel nicht neben einer Hofdame. Aber die Hauptsache ist ja, daß gedruckt werden kann: Nie war die Intimität inniger. Auf gläubige Herzen wirkts wie die Pfingstkantate. Und über das Zutrinken darf der wahre Patriot sich nicht wundern. Der Bayer wundert sich selbst ja nicht. Läßt sich daheim interviewen und schwärmt von Berlin, von Monsieur und Madame Bülow, von der „großartig schönen“ Puppenallee.

Die Zeitung kündet noch eine frohe Botschaft. Graf Bülow ist Domherr geworden. Ist ehrenvoll und bringt Gewinn; reichen sogar, denn die Präbenden sind nicht von schlechten Eltern. Kanonikus Bülow. Ich wette, daß wir nächstens lesen, er sei in die Kirche gegangen, habe eigentlich längst metaphysische Bedürfnisse gehabt. Ein Schäker von vielen Graden. Daß der höchste Beamte des Reiches so offen nach einer Pfründe strebt, deren einziger Zweck die Aufbesserung excellenter Finanzen sein kann, ist immerhin neu. Boetticher nahm mans in seiner Klemme nicht übel. Aber ein Herr, der hunderttausend Mark Gehalt und die Bilder aus dem Museum hat . . . Reichskanzler, Husarenoberst, Domherr. Die Franzosen lachen. Wissen eben nicht, wie ernst die Sache ist. Was kommt nun? Aufsichtrathspräsidium?

Donnerstag.

Zwei Fritzenworte. Erstes: Un camp est comme un vêtement; il ne doit être ni trop large ni trop étroit pour celui qui le porte. Zweites: Il n'y a certainement pas d'ennemis plus irréconciliables que la guerre et le luxe. L'un ruine un État, l'autre le soutient; l'un est l'ennemi de la vertu, l'autre son appui et son protecteur. Hier paßt der Rahmen nicht zu dem Bild. In dem pomphaften Feierkleid lebt kein solchem Aufwand angemessener Gedanke. Ein Mannöver soll im Frieden Kriegszustände zeigen; sonst ist es nutzlos, gehört zum Luxus, qui ruine un État.

Hier riechts nicht nach Krieg. Das strotzt und blinkt und glitzert. „Aber — ach! — ein Schauspiel nur!“ Ehrenpforten, Guirlanden, Fahnen. Riesenzelte. Zwischen Leinwänden Speisesäle, Empfangssalons, behagliche Schlafgemächer. Leckerbissen aller Arten, die ein verwöhnter Gaumen begehrt. Die fremden Offiziere werden zufrieden sein. Aber können sie hier Etwas lernen? So sieht der Krieg doch nicht aus. Alle Kommandirenden Generale sind herbefohlen; hatten Dienstag schon im Opernhaus anzutreten, sind ihren Corps also mindestens fünf Tage lang entzogen. Wozu? Was hier zu schauen ist, kennen sie nicht seit heute. Nicht viele bekannte Gesichter mehr. Die Besten, August Lentze und Gottlieb Haeseler, sind weg. Daß Stoetzer, der Gouverneur, Haeselers Corps bekommen hat, wird, als fast beispielloser Fall, eifrig beredet. Grund? Differenzen wegen der Entfestigung? Daß Gottlieb noch dienstfähig ist, wird nicht bestritten; daß er etwas plötzlich abgesägt wurde und nach der Verabschiedung schnell wieder kerngesund war, hat er selbst nicht verborgen. Und die Frage der Außenrayons — die nicht so einfach ist, wie sie Bürgermeistern, Stadtverordneten und Grundstückspekulanten scheint — macht manchem greisen General mehr Sorgen als dem Grafen Schlieffen, dessen Ansehen in der Armee nicht gerade moltkisch ist und den man gern Herrn von Goßler nachschickte, wenn man sicher wäre, Goltz als Generalstabschef zu bekommen, die letzte Hoffnung. Dann könnten die Mittwochsvorträge wieder was werden. Hülsen-Haeseler meint es wahrscheinlich gut, hat aber keine Autorität, kennt die Armee und deren Bedürfnisse nicht und wird nicht, wie Albedyll und Hahnke, als Vertrauensmann betrachtet. Ein älterer General hätte als Kabinetschef die Trennung von dem genialen metzer Sonderling besser inszenirt; über Haeseler ließ sich am Ende noch Anderes sagen als: „Seines Königs Wille war ihm das höchste Gebot“. (Eine Grabrede, die beinahe vermuthen läßt, der strenge Gottlieb sei ein fritzischer Atheist, der über dem „Allerhöchsten“ keinen Herrn Himmels und der Erden anerkennt.) Viel besprochen wird auch die Auflösung der Landesvertheidigung-Kommission; und: Sollen wirklich zwei Dutzend neuer Kavallerieregimenter verlangt werden?... Früher ließ man tüchtige Truppenführer auf ihrem Posten, so lange ein brauchbarer Kraftrest in ihnen war. Jetzt heißt die Parole: Verjüngung. Eher bonapartisch als friderizianisch. Der Sieger von Roßbach schrieb zwar: „Die Beobachter haben zu merken geglaubt, daß die meisten alten Soldaten zu schwatzen anfangen“; aber auch: „Unerfahrene Generale möchten Alles erhalten, erfahrene kümmern sich nur um den Hauptpunkt und nehmen kleine Uebel geduldig hin, wenn dadurch ein großes Unheil vermieden wird; qui trop embrasse mal étreint“.

Er selbst war sechsundsechzig Jahre alt, da er für die bayerische Erbfolge ins Feld zog. Und König Wilhelm, Moltke, Roon, Blumenthal haben 1870 ihre Sache doch leidlich gemacht; auch Blücher, der Siebenziger, schien anno 13 nicht zu senil. Die Gerontenherrschaft sind wir jetzt los. Man sieht kaum noch Einen, der Pulver gerochen hat. Lauter Friedenssoldaten; oder Herren, die im letzten Krieg Fähnrich, Secondlieutenant waren. Ein merkwürdiges Feldlager hier an der Havel. Doch die stattlichste Augenweide.

Das Neuste aus Berlin: Karl der Fünfte kommt nicht in den Dom, dessen Gräuelbau den schon so arg geschwächten deutschen Kunstgeschmack bedroht. Der Kanzler läßt eine Randbemerkung des Kaisers veröffentlichen, die das Gerücht ironisch abthut und den Zögling Hadrians neben allerlei schlimme Gesellen stellt; sogar neben Herrn Luzifer, den Erzfeind. Solches Urtheil ist wohl allzu schroff. Karl war Luthers höchster Richter und Gegner und hat den deutschen Dualismus verschuldet; aber er wollte auf seine besondere Weise auch ein Reformator der Kirche werden, deren Mißbräuche er hart rügte, und zwang mit Waffengewalt Klemens den Siebenten, heimlich aus der Engelsburg zu fliehen. Seine Gestalt nimmt in der Kindheitgeschichte des Protestantismus einen sehr breiten Raum ein; und es wäre kein Unglück, wenn das Steinbild des Mannes, dem die Neugläubigen die Augsburgische Konfession darbrachten, das Schiff eines geistlos der Peterskirche nachgebildeten Domes schmückte. In ein Historienbild dieser Sturmzeit gehört Kaiser Karl ganz sicher und mit Torquemada und Beelzebub hat er nicht die mindeste Aehnlichkeit. Er wollte die getrennten Kirchen Westeuropas wieder vereinen. Das möchte Wilhelm der Zweite auch. Darum neigt er, der sich stolz einen Lutherischen und den Schirmherrn des Protestantismus nennt, das Haupt tief vor dem Papst. Darum gestattet er — wünschte am Ende gar —, daß sein Portrait, in der Hülle des Propheten Daniel, am Portal der metzer Kathedrale prangt. Ist es danach so undenkbar, daß der Einsiedler von San Yuste im katholisch stilisirten Lutherdom der Reichshauptstadt Unterstand fände?

Freitag.

Etwas vom freien Bürgersinn. In Hamburg soll am zwanzigsten Juni ein Reiterstandbild Wilhelms der Ersten enthüllt werden. Der Kaiser kommt zur Denkmalsweihe. Und für die Empfangsfeierlichkeiten haben Senat und Bürgerschaft der Freien und Hansestadt 225 000 Mark bewilligt. Eine hübsche Summe für einen Tag. Ein altes niedersächsisches Orlogschiff soll künstlich nachgebildet werden. Das Zelt, in dem der Kaiser ungefähr fünfzig Minuten weilen wird, kostet fünfundzwanzigtausend Mark. Im

Ganzen also fast eine Viertelmillion. Für einen Tag? Für ein paar kurze Stunden. Wie viel mag wohl für das Denkmal selbst bewilligt worden sein? Einerlei: diese Wasserkantenrepublikaner sind noch Männer von altem Schrot und Korn. Vor acht Jahren boten sie dem Kaiser das Eintagswunder der Alsterinsel. Im inneren Alsterbassin ruhte sie auf gerammten Pfählen, trug einen Leuchtthurm und war mit Leinwand, Gips, Drahtgeflecht, buntem Glühlicht, Treibhausgewächsen, Cement, Goldstuck und Bengalfeuerwerk opernfeenhaft ausgestattet. Zweck des Aufwandes? Mein Gott: die fürstlichen Gäste mußten doch ein nettes Plätzchen an der Junisonne haben, wo sie behaglich Kaffee trinken konnten. Nach diesem Kaffeestündchen wurde die Insel wieder weggeräumt. So wars auch zu Suetons Zeit, als zwischen Bajae und Puteoli der Meeresarm überbrückt wurde, auf daß der Imperator zweimal hinüberziehe: hoch zu Roß, mit dem Eichenkranz und dem goldig glänzenden Reitermantel zuerst, dann auf dem Renngespann, im schlichten Kleid eines Wagenlenkers. Deutschen Republikanern wars vorbehalten, das Wunder des Busens von Bajae im Norden zu erneuen. 1895 konnte man wenigstens sagen, die Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals sei eine für die hamburgischen Interessen beträchtliche Angelegenheit und das große Kanalfest, zu dem aus aller Herren Ländern Gäste geladen waren, müsse einen würdigen Abschluß finden. Blieb nur die Frage nach dem Begriff wahrer Würde. Jetzt fehlt jeder Vorwand. Wieder ein Wilhelmsdenkmal; ungefähr das dreihundertste; immer zwölf auf ein Dutzend. Und dafür wird ein altes Kriegsschiff, werden ganze Coulissenhäuser hingekünstelt? Dafür 250 000 Mark? Arme Menschen, die ein hochwohllöblicher Senat zur Feier des Tages speisen könnte, giebt es in Hamburg wohl nicht. Alle sozialen Pflichten werden da über Gebühr und Hoffen erfüllt. Merkwürdig nur, daß trotzdem alle drei Wahlkreise mit ungeheurer Mehrheit Sozialdemokraten in den Reichstag schicken. Merkwürdig, daß die Erzählung von den für die paar Feststunden bewilligten 225 000 Mark in allen Wahlversammlungen wie eine Bombe wirkt. Die Redner brauchen weiter nichts hinzuzufügen: die Thatsache wirbt ihnen zu den alten noch abertausend neue Stimmen. Das Allermerkwürdigste aber ist, daß in Berlin kein Mann lebt, der dem Kaiser die häßliche Wirklichkeit zeigt und räth, das Hansenspektakel abzubestellen. Und das Traurigste, daß der freie Bürgersinn sich durch solche Mittel lärmender Theatralik beliebt machen zu können glaubt. Jedenfalls: über die Fritzenzeit sind wir längst hinaus. Doch in Döberitz darf man des Wortes denken, das der königliche Skeptiker schrieb: L'éducation des princes n'est que l'ouvrage des peuples.

Gestern, abends, ist der Kaiser ins Lager gekommen. Auf einem Dogcart; hinter ihm ein Groom, vor ihm ein Stallmeister. Das Nahen des höchsten Kriegsherrn hatten Radfahrer gemeldet; auch fuhr ein Flügeladjutant in einem Zweispänner dem Monarchen voraus. Die Kommandirenden Generale sprengten ihm entgegen, erhielten aber nur kurzen Gruß; der Dogcart bog in flottem Trab ins Truppenspalier. Diner im Kasino. Großer Zapfenstreich; bei Fackelschein rückten alle Gardemusikcorps vor das Konzertzelt, das für den Kaiser errichtet war. Programm von Menzels Meisterhand. Bei Dallgow, in einem anderen geräumigen Zeltlager, übernachtete Friedrichs Enkel. Eine Stimme des Entzückens über die großartigen Nachtbilder.

Sonnabend.

Ja, wer Eure Verehrung nicht kennte:
Euch, nicht ihm baut Ihr Monumente!

Das ist von Goethe, könnte, dem Sinne nach, aber auch von Friedrich sein. Der war weder fürs Dekorative noch fürs Monumentale.

Gestern früh also die große Gefechtsübung. Die Kaiserin sah mit ihren Kindern zu. Der größte Theil des Gardecorps („Blaue Westarmee") unter dem Kommando des Kaisers, der Rest („Rothe Ostarmee") unter dem Prinzen Friedrich Leopold. Die Rothen sind geschlagen worden. Vorher wurde furchtbar viel Pulver verschossen. Nachher kritisirte der Kaiser selbst die strategische Leistung des Morgens. Das Manöver hatte drei Stunden gedauert. Dann Parademarsch. Die Kaiserin saß in einem à la Daumont bespannten Wagen.

Der Erbprinz von Sachsen-Meiningen hat also doch die zweite Armee-Inspektion bekommen. Seit Georg König von Sachsen ist, war die Stelle nicht besetzt, denn der Kaiser wollte sie Friedrich August, dem Gatten Luises von Toskana, nicht geben. Der Meininger wird die breslauer Wunde schnell verschmerzen. Das Pflaster kann sich sehen lassen. Und Prinzen müssen demüthigen Sinnes sein. Noch ein Fritzenwort: Je voudrais qu'on dît tous les jours aux princes: Point d'orgueil! Point d'orgueil!

Von Döberitz datirter Allerhöchster Erlaß, der anordnet, von welcher Farbe die Ueberröcke der Offiziere, Sanitätoffiziere und Militärbeamten künftig sein müssen; sehr detaillirt, so daß Mißverständnisse kaum mehr möglich sind. Die Zeitung meldet, unser Militärbevollmächtigter in Wien, ein Bülow, habe von Wilhelm dem Zweiten den Auftrag erhalten, dem greisen Kaiser Franz Joseph eine nach Maß angefertigte Generalsblouse zu überreichen; das Neuste, was die Militärkleiderordnung ersonnen hat. Der selben Ehrenpflicht hatte sich der in Petersburg beglaubigte Militärbevollmächtigte

zu entledigen. Im Lokalanzeiger wird nächstens stehen, die Blouse habe im brucker Lager und an der Newa Enthusiasmus erregt und, trotzdem sie lose sitzt, die alten Bande der Freundschaft noch fester gezogen. Nicht das Aergste.

Nach der Gefechtsübung wurde gestern früh das Denkmal enthüllt. Sehr feierlich. Alle Musikcorps spielten: „Heil Dir im Siegerkranz". (Mit Siegerkränzen geschmückte Häupter waren ringsum nicht zu erblicken; denn Waldersee war nur Feldherr in partibus infidelium und hat aus Peking keinen grünen Lorber mitgebracht.) Ein granitener Obelisk; elf Meter hoch. Inschriften: „Friedrich II, der Große, führte von diesen Feldern vor hundertundfünfzig Jahren sein Heer zu Kampf und Sieg". (Die Zeitangabe ist nicht ganz genau; vor hundertundfünfzig Jahren schrieb Friedrich, er „erfreue sich des tiefsten Friedens", und der Siebenjährige Krieg begann erst im August 1756.) „Friedrich II, König von Preußen, lag mit 44 000 Mann im Lager zu Döberitz, zwölften bis vierzehnten September 1753 — Wilhelm II, Deutscher Kaiser, König von Preußen, lag mit dem Gardecorps im Lager zu Döberitz, acht- und neunundzwanzigsten Mai 1903. Ihre Thaten bleiben unser Eigenthum, ein Beispiel der Nacheiferung für alle Zeiten." Das „Ihre" ist doppeldeutig; vielleicht sind nur die Thaten Fritzens und seiner 44 000 Mann gemeint. Nach der Enthüllung war Galafrühstück. Dreihundertundsechzig Personen speisten in einem Zelt unter Fahnen und bunten Guirlanden. Schöne Aussicht in die pfingstlich prangende Haide. Höchst animirte Stimmung; denn viele Beförderungen und Auszeichnungen waren verkündet worden. Vor dem Denkstein hatte der höchste Kriegsherr zu den Gardetruppen gesprochen und mit weithin schallender Stimme gelobt, in der deutschen Armee solle auch künftig im Sinn Friedrichs des Großen weitergearbeitet werden. Dann marschirte die Mannschaft in die Garnisonen.

Sonntag.

Zur Erinnerung an die döberitzer Erinnerungfeier wird eine Denkmünze gestiftet. In Fritzens Leben bleibt Döberitz unwichtig.

In Frankfurt am Main werden Häuser und Straßen geschmückt. Sängerwettstreit. Der Kaiser kommt hin und fährt von dort zu den Festspielen nach Wiesbaden. Die Stadt des Neroberges, melden die Blätter, arbeitet bereits an ihrer Feiertagstoilette. Im hamburger Hafen, der wieder mal erweitert worden ist, werden von Krahn zu Krahn Guirlanden gezogen; die Lücken zwischen den Speichern werden mit Schaufassaden ausgefüllt. Alles für den zwanzigsten Junitag. Dann beginnen die Feste der Kieler Woche.

Berliner Sezession.

Im Bericht über die vorige Ausstellung der Berliner Sezession wurde hier von einer Hoffnung gesprochen. Liebermann hatte ein Bild ausgestellt, das wie eine erste Skizze großer Absichten anmuthete und den Glauben an zukünftige Vollendung weckte. Der deutsche Impressionistenführer war mit seiner „Delila“ zum viel verhöhnten Historienbild zurückgekehrt; doch hatten ihn die Erkenntniß des theaterwüthigen Statistengeistes der Pilotyschule und die Wahrheiten der neuen Naturanschauung gelehrt — so schien es —, eine Begebenheit, die in Aller Vorstellung einmal gelebt hat, so darzustellen, daß das psychologische Motiv, das sich in den verschiedensten Formen und auf allen Stufen des Lebens stets noch manifestirt und in der bekannten Mythe nur besonders klar zu Tage tritt, sich zugleich in seiner spezifischen und universalen Bedeutung zeigte und zur tragischen Gewalt erstarkte. Damit war endlich wieder einmal von einem modernen Maler, der sein Handwerk meistert, auf den Werth der poetischen Idee hingewiesen, die seit ein paar Jahrzehnten von den Prosaikern aus den Grenzen der Malerei verbannt ist und deren entscheidender Einfluß auf alles Formale von den guten Handwerkern nicht mehr verstanden wird. Wäre Etwas von dem Geiste, der Liebermann leitete, als er sein Bild erdachte, in seiner Gefolgschaft lebendig, so hätte das Beispiel den vom penetranten Oelfarbengeruch betäubten Dichterwillen aufrütteln müssen. Das ist nicht geschehen. Die Sezessionisten mögen sogar das Delilabild als eine Verirrung des sonst vortrefflichen Malers betrachtet haben und froh sein, daß auch er in seinen neusten Leistungen wieder zu der für profane Naturen allein seligmachenden Malerei reiner, voraussetzungloser Anschauung zurückgekehrt ist. Der Betrachter aber, der nicht eine Malerei für Maler, sondern eine Kunst für alle tief Empfindenden sehen will, erkennt in den Ausstellungen der Sezession immer klarer, daß von diesem seelenlosen Geschlecht nichts Entscheidendes für die deutsche Kunst zu erwarten ist. Wo nicht die Franzosen und Liebermann das Niveau erhöhen, bleibt die Veranstaltung durchaus im Charakter einer Klippschule für impressionistische Optik und Technik.

Seltsam, daß sich unter den berufenen Kunstbeurtheilern, die manchmal feinsten kritischen Sinn für Nuancen haben, so selten Einer findet, der mehr verlangt als Form und Farbe in ihren sich selbst bezweckenden Spielen oder als die vom Persönlichen kaum determinirte Wahrheit des Augenblickes. „Ihr Wissen in den schönen Künsten besteht in einem Studium der Regeln und Details oder in einem begrenzten Urtheil in Sachen der Farbe und Form, das sie entweder des Vergnügens halber oder zum Schein ausüben. Es ist ein Beweis für die Seichtigkeit der Schönheitstheorien unserer Kunst-

liebhaber, daß sie jedes Verständniß für die innige Abhängigkeit der Form von der Seele verloren zu haben scheinen." Eine Abneigung gegen große Menschlichkeit geht durch das ganze demokratische Jahrhundert und wirkt mächtig auf die Künste zurück. Schaffende wie Genießende scheuen, unter dem Zwange eines starken Gefühls in allen Lebenstiefen zu erzittern, schämen sich jeder anderen als der ästhetisch begründeten Begeisterung und lassen nur die prüfende, tastende Logik gelten. Sie sind den geheimnißvollen Plänen des Weltgeistes gegenüber skeptisch geworden und fürchten sich vor lebhaften Aeußerungen der Lebensbejahung, als bekundeten sie damit eine knechtische Ignoranz. In allen Künsten hat man, durch diese Unterdrückung der persönlichen Gefühlsenergie, die Fähigkeit verloren, die Melodie — die eigentliche Sprache rückhaltloser Bejahung — zu produziren; man beschäftigt sich nur noch intensiv, in fast wissenschaftlicher Weise, mit den Möglichkeiten der Darstellungmittel. Das vom Talent automatisch hervorgebrachte, vom Geschmack fein ausciselirte Metrum wird mit einem Gedanken nothdürftig verbunden; es ist nicht mehr der aus heißem Gefühl aufsteigende Gedanke, der das Metrum in den lustvollen Umarmungen einer stürmischen Weltliebe als lebendigen, architektonischen Organismus erzeugt. Die Malerei kennt nur noch das Auge und hält die Ergebnisse virtuosen Sehens für gereinigte Kunst. Was die neue Bilderkunst bietet, enthält oft feine und stolze Schönheiten; aber sie scheinen an der Straße gefunden und stehen in groteskem Gegensatz zum Stoff, den der Zufall gegeben hat. Schönheitwerthe, die durch das wechselvolle Spiel der Eigenfarben mit Licht und Luft und in den Zufälligkeiten der Formbildungen entstehen, findet man überall. Sogar ein ekler Kothhaufe kann optisch noch sehr schön sein. Warum malt der Künstler nicht auch den in herrlicher Farbigkeit schillernden Unrath? Weil er unklar fühlt, daß der Mensch nicht nur Auge ist und daß der Abscheu alle vom Koloristisch-Ornamentalen ausgehenden Schönheitempfindungen hemmen würde. Der Gegenstand gewinnt in diesem Falle also doch eine entscheidende Bedeutung. Man braucht diese Lehre nur konsequent anzuwenden, um zu der Erkenntniß von der inneren Verwandtschaft zwischen Form und Stoff, Aesthetik und Gefühl zu gelangen. Ein gleichgiltiges Stück Natur braucht nicht gemalt zu werden — es sei denn als Studie —, weil ich es jeden Tag reicher und wechselvoller sehe, als der Maler es zeigt. Denn ich sehe es im Zauber der Bewegung. Aber dieses Stück Natur, lautet die Antwort, wird durch ein Temperament gesehen und nicht das Was, sondern das Wie ist entscheidend. Da käme es also auf die Qualität dieses Temperamentes an; darauf, ob es fähig, ist die Prosa zum Gedicht zu erhöhen. Nun: die Temperamente der berliner Sezessionisten genügen mir nicht, weil ich, auch ein Laienschüler der Manetkreise und ein sehr dankbarer, reicher und mannichfaltiger anschauen gelernt

habe als sie. Ich sehe jeden Tag, im Freien, im Zimmer, in Fabrikräumen, vor den kleinen und großen Objekten der Natur, Schöneres und Charakteristischeres als diese anspruchsvollen Maler. Das Temperament, mit dem ich anschaue, bietet mir größeren Reichthum. Daß die Maler ihre Eindrücke mit Pinsel und Farbe darstellen können, ist ein großer Vorzug, macht sie aber nicht zu höheren Menschen. Wäre ich im Besitz dieser zum großen Theil lehr- und lernbaren Fähigkeit, so würde ich nicht irgend eine von den Schönheiten, die die Natur dem erzogenen Auge bietet, mit ästhetischem Behagen und kecker Technik nachmalen, sondern die Eindrücke sammeln, nach ihren Graden ordnen und versuchen, mit dem reichen Baumaterial einer durchaus naturalisirten Anschauung Architekturen der Kunst hervorbringen, würde einen Reinigungsprozeß vornehmen, das Wesentliche vom Zufälligen sondern und das unmittelbar Beobachtete in seiner Eigenart so übersteigern, daß sich in dem künstlerischen Ergebniß alles Verwandte, als in seiner Quelle, spiegelte. Zu solcher Arbeit braucht man freilich die leitende Idee. Den Impressionisten aber scheint das Zufällige, Störende, die Dissonanz von Schönheit und Stoff, ein besonders feiner Witz. Der Kontrast, daß das Reine und Erhabene die Wanzen der Alltäglichkeit auf sich dulden muß, spricht lebhaft zum modernen Gemüth, das nichts mehr von einer sittlichen Weltidee wissen will und im Zweifel höhnisch geworden ist. Solche Wege führen nicht zur großen Kunst, sondern in ihren Endungen zur pathetischen, ornamentalen Karikatur und zu einer gewissen Art von rein dekorativer Malerei. Auf dem ersten Wege sehen wir die bewundernswerthen Talente von Degas bis Lautrec, von Beardsley bis Heine; auf dem zweiten neben Anderen die Neo-Impressionisten. Diese schaffen mit leuchtenden Tupfen ein Stück fast gegenstandloser Farbigkeit, die im Zimmer flimmert und glimmt, wie ein ornamentales Mosaik glitzert und reine, ideenlose Dekoration ist. Das ist immerhin ein Ersatz.

Auch solcher Spezialitätenkünste sind die berliner Sezessionisten nicht fähig; trotzdem spricht man in ihren Kreisen von dem Werth der Persönlichkeit. Wo eine solche sich bethätigt, nicht der Gegenstand, sondern das Verhältniß der Künstlerseele dazu geschildert wird, hat der Anschauende stets einen Gewinn; denn sich mit einer Seele zu unterhalten, ist immer lehrreich und interessant. Es brauchen ja nicht durchaus geniale Seelen zu sein. Heroische Empfindungen darf man nicht von Allen verlangen; aber doch die Treue für das Eigenste und die Liebe zur Welt. Mag der Maler sein Stück Natur mit inniger Gemüthlichkeit erleben, mit kalter Resignation, jauchzender Freude, frommer Ehrfurcht oder wildem Welthohn: alle diese Gefühlsformen sind, so weit sie echt sind, Abzweigungen, Reflexe, Reaktionen oder Brechungen der einen großen, bejahenden Weltliebe. Nur der Indifferentismus, der mit Aesthetik und Handwerk kunstvoll spielt, die Eitelkeit, die das naive Gefühl

verdrängt, sind ewig unfruchtbar. Die Bilder der französischen Impressionisten sind werthvoll, weil sie gefühlt sind. Zwar ist das Gefühl selten groß und tief, aber es ist wahr und sehr konzis. Darum sieht das Auge dieser Maler mehr und besser als das ihrer deutschen Modeschüler, die gar keine Persönlichkeiten sind. Manet malte sein Spargelbild, weil ihm die Sache so gut gefiel. Warum sollte er nicht auch einmal Spargel malen, nachdem er Bilder wie die „Olympia“ oder „Le Repos“ geschaffen hatte? Die Freude an der Nachschrift der Natur, die reine Lust am Objekt wird nie verschwinden; auch die alten Niederländer malten Früchte und Fische und allerlei Stillleben mit behaglicher Freude am Virtuosenthum. Daneben hatten sie dann freilich ihre große psychologische und repräsentative Kunst. Die jungen berliner Sezessionisten rennen nun aber wie aufgescheuchte Hühner umher: „Haben Sie den Spargel gesehen? Das genialste Bild des Jahrhunderts! Donnerwetter!“ Und ihr ganzer Ehrgeiz erschöpft sich darin, ein unbedeutendes Objekt so gut malen zu können, wie Manet es gemalt hat, selbst wenn die Natur leise nach anderer Richtung drängt. Das ist dann ihre „Persönlichkeit“.

Das technische Können soll gewiß nicht unterschätzt werden; und daß Anton von Werner nicht mehr Vorbild der neuen Jugend ist, sondern Manet und seine Nachfolge, ist sicher gut. Aber eine eigene Kunst haben wir damit immer noch nicht. Denn hätte Manet diesen Leuten nicht gelebt, so wären sie gelassen beim Malprinzip Antons geblieben, hätten aus eigener Kraft nie einen neuen Weg gefunden. Darum finden sie auch jetzt den Weg allein nicht weiter. Sie leben von der Logik einer guten neuen Wahrheit, die nun salonfähig zu werden beginnt, ein Produkt umfassender geistiger Revolutionen ist und deshalb ein Lebensrecht behaupten kann. Doch die neuen Gebiete dieser Wahrheit sind künstlerisch eben erst erschlossen; tausend Wunder und Möglichkeiten harren noch der Entdeckung. Die Jünger kauen aber endlos das Lehrbare von den Grundsätzen der Meister wieder, trivialisiren die großen Ideen und wir erleben das alte Schauspiel: Die Revolutionäre werden, ohne es zu merken, eine konservative, reaktionäre Kaste. Sie sind unpersönlche Glieder einer täglich wachsenden Majorität, die innerhalb der deutschen Gesammtheit noch eine Minorität ist; so können sie sich als Neuerer, Vorkämpfer fühlen, wo sie doch nur Parteigänger sind. Ist ein Sozialdemokrat aber eine Persönlichkeit, nur weil er zur selbständigsten politischen Partei gehört?

An ehrlichem Suchen nach Größe oder Innigkeit fehlt es gewiß nicht. Slevogt, der mit den Bildern seiner münchener Periode ein schönes Versprechen gab und dann zum Impressionismus überging, findet vielleicht einmal zu sich selbst zurück. Vorläufig lernt er noch malen. Der „D'Andrade“ des voriges Jahres war ein Versuch, zur Helle zu gelangen, und sein neues großes Reiterportrait ist eine fleißige Lichtstudie. Der graue Pferdekopf ist

vor grauem Himmel gut, alles Uebrige aber ziemlich zaghaft und unselbständig gesehen, so sicher sich die Technik auch giebt. Das Bild ragt als Ganzes wenig, in manchen Partien überhaupt nicht über Das hinaus, was schon längst auf Schlachtenbildern geleistet worden ist. Lebhafter spricht das Reiterbild von Trübner an. Diese resolute Malernatur wird in jüngster Zeit mit Recht zu unseren Besten gezählt. Das Handwerk versteht er prachtvoll, doch berauscht er sich auch daran; er liebt die Farben und die Art, sie aufzutragen, den Pinselstrich und jede Finesse der Technik, liebt das Alles bis zur Poesie und leitet aus seiner Materie alle Sensationen ab. Daneben hat er noch weniger höhere Interessen als Leibl — auch ein reines Pinselgenie —, trotzdem er sich berufen fühlt, der Sezession eine unglaubliche Vorrede zu schreiben. Seine neuen Bilder sind sehr gut gemalt. Man sagt, das Reiterbild sei Ergebniß von ein paar Dutzend Studien; doch sieht es nicht aus wie ein Ergebniß, sondern nur wie eine, wie die beste von diesen Studien. Den Geist, der im Hause Trübner herrscht, spürt man auch vor einem Bilde von Alice Trübner: das Portrait einer Malerin, die im Bette liegend dargestellt ist. Auch hier ist das Einzelne breit und sicher gemalt; aber so groß die Kultur des Auges ist, so bedenklich ist es um die geistige Kultur dieser beiden Oelfarbenbändiger bestellt. Das saftige Talent Trübners erniedert sich selbst, da es sich vom Kunstmittel ganz abhängig macht. Doch schlimmer noch ist die Geistigkeit des unausstehlich tüchtigen Corinth. Dieser derbe Ostpreuße kann wirklich viel und Vieles; aber mit welcher gespreizten Originalitätsucht, in der Maske grober Natürlichkeit, wendet er es an! Er kokettirt mit seiner animalischen Vollsaftigkeit und sucht jedes Jahr mit neuen geistreichen Cynismen zu verblüffen. So wird er der Maler des berliner Premierenpublikums. Nie ist er darum verlegen, einen großen antiken Stoff ins Rüpelhafte zu verzerren, allegorische Witzchen auf riesenhafte Leinwände zu bringen oder sich durch literarisch gefärbte Aufrichtigkeiten den Anschein psychologischer Tiefe zu geben. Und dann malt er seine Bilder doch wieder so gut herunter, daß man herzlich bedauert, ein so starkes Talent der Mode zum Opfer fallen zu sehen. Auch an Leistikow, der doch ein tiefer, wahrer Künstler ist, erlebt man keine Freude mehr. Er scheint die Grenzen seiner Natur erreicht zu haben, übertreibt nun eine persönliche Anschauung und travestirt fast seine Eigenart. Die märkischen Waldbilder der letzten Zeit sind nicht mehr Vereinfachungen der Natur, sondern Brutalisirungen, seine Art gleitet immer mehr ins Tapetenhafte und äußerlich Dekorative hinein. Eben so ergeht es Ludwig von Hofmann, vor dessen neuen Bildern Einem das Herz wehthut. Wie es scheint, müssen wir auch ihn, der unsere stolzeste Hoffnung war, aufgeben. Schon die Ausstellung bei Keller & Reiner erschreckte; jetzt bestätigt er hier die schlimmsten Befürchtungen. Nicht eine

Spur von Natur ist mehr in seiner Arbeit; er kopirt schon die eigenen Farben, Formen und auch die Empfindungen, die er früher lebte. Das Gefühl ist erstorben und das System tritt an seine Stelle. Einst glaubten wir, er würde Liebermann in den Schatten stellen und unser großer Künstler werden; nun aber bleibt er nicht einmal beim schon Erreichten stehen, sondern geht zurück und Liebermann, der viel Aeltere, verbessert sich mit jedem Jahr. Hofmann hat die Verbindung mit der Natur, die seiner umbildenden Art so nöthig ist, verloren, während Liebermann diese Verbindung im Großen immer fester knüpft. Brandenburg, der bisher wenig mehr als ein wirrer Phantast war, sich jetzt aber scheinbar zu größerer Ruhe und Klarheit erzieht, wirkt nun gegen Hofmann frisch, gesund und jung. Liebermanns Malerei ist, was sie auch beginnen mag, stets in der Nähe der ganz großen Kunst. Es bleibt immer noch ein geringer Abstand, der nur überwunden werden könnte, wenn der Maler seiner Natur nach mehr Architektone wäre. Bei ihm ist die Einfachheit Reichthum und seine Kunst hat Stil, weil er allein in der Berliner Sezession eine volle Persönlichkeit ist.

Die Anderen, Ulrich Hübner, der Provinzmanet, Franck, die impressionistisch gewordene Knausnatur, Linde-Walther, der sanfte Kompromißler, Baluschek, der berliner Beobachter im Lokalanzeigerstil, Nußbaum, der sachliche Prosaiker, Breyer, der Gentleman-Sezessionist, der freundliche Philipp Klein und der affektirte König: sie Alle bleiben, bei vorzüglichen technischen Qualitäten, Sklaven fremder Art. Ihre Originalität ist Eklektizismus, der freilich schwerer nachzuprüfen ist als der von Stuck und Schuster-Woldan, weil die Vorbilder noch wenig bekannt und nicht allgemein gewürdigt sind. Diese Maler dürfen sich nicht beklagen, wenn man an den Ergebnissen ihrer Mühe und Tüchtigkeit unintereſſirt vorübergeht, denn man hat die gebotenen Sensationen viel stärker schon vor Bildern der Franzosen genossen. Hier findet man einen neuen Witz, dort eine geschickte Kombination; aber man sieht jedesmal, wie es gemacht, wie die Natur mit dem Auge des Meisters oder verschiedener Meister zugleich angeschaut ist. Ursprüngliche Empfindungen sucht man vergebens. Alles darf nachempfunden sein, Technik, Stil, selbst Farbe und Form im Einzelnen; nur nicht die erste, die schöpferische Empfindung. Es macht die anspruchslosen Bilder Baums lieb, daß dieser Maler, der auch fast jedes Mittel von Anderen hat, im Gefühl sich selbst mehr vertraut und in aller Beschränkung ein selbständiger Mensch bleibt.

Was das Persönliche bedeutet, spürt man vor den drei großen Bildern Segantinis. Der war ein großer Künstler im Herzen, aber kein großer Maler. Vieles in seinen Bildern läßt kalt, überall verräth sich das Mühsame und Gequälte, man spürt fremde Einflüsse, wird von der Technik nie ganz überzeugt und stets daran erinnert, daß diese reine Seele der selbst-

gesetzten Aufgabe, die beiden Kunstströmungen, die mit den Namen Böcklin und Millet bezeichnet werden können, zu vereinigen, nie gewachsen war. Da seine drei großen Bilder, die von der gleichzeitigen Ausstellung bei Keller & Reiner gut ergänzt werden, in der Sezession nicht genug Raum zum Ueberblick haben, machen sie keinen unmittelbaren Eindruck und im inneren Widerstreit steht man davor. Trotzdem ist die Begegnung ein Erlebniß. Das Gefühl schließt sich, es mag wollen oder nicht, dieser ehrlichen Seele auf immer an, steht unter ihrem Einfluß, wenn es zustimmt, und auch, wenn es ablehnt. Das vollbringt die Kunst einer einsamen Persönlichkeit; sie zwingt die Majorität. Die berliner Sezessionisten, die ein Stilleben besser malen können als Segantini, stecken tief in einer Majoritätkunst der nächsten Jahrzehnte und wirken doch nicht auf die Allgemeinheit zurück. Denn so will es der Weltgeist: je tiefer ein Mensch in seine Seele hinabsteigt, je wahrer er seinen edelsten Menschlichkeiten vertraut, desto reiner gestaltet er auch, ohne es zu wissen und zu wollen, das Allgemeine. Persönlichkeit: Das ist Wahrhaftigkeit; Individualismus: Das ist ein Leben im Dienste dieser Wahrhaftigkeit, die das erste Gesetz des Menschheitgeistes ist.

Das lehren, leider, wieder einmal die Fremden. Neben Segantini vor Allen Rodin. Wären seine beiden herrlichen Marmorwerke, die den Besuch allein werthvoll machen, und ein paar gute Portraitköpfe von Oppler nicht da, so bliebe der Eindruck der Plastik beschämend. Tuaillon und Gaul haben nicht ausgestellt und Klimsch gehört eigentlich gar nicht hierher, denn er ist ein Akademiker mit etwas sezessionistischem Esprit, der Alles nachmachen kann, was er sieht, dem aber nichts im eigenen Herzen lebt. Und besieht man seine „Salome“ genau, so ist auch das Können nicht einmal weit her, wie das unendlich langweilige Gewand beweist. Ein Künstler, der nichts zu sagen hat als Technisches, fordert zu einer Kritik des äußeren Könnens heraus; wo dagegen ein eigenthümlicher Geist waltet, kann man über manche Unvollkommenheit hinwegsehen und der Zukunft die Vollendung überlassen. Solche Talente weiß auch in Charlottenburg die Jury aber auszuschließen. So kommt es, daß man in der Sezession nicht einmal ein richtiges Bild vom Wollen und Können des jungen Nachwuchses erhält. Daher die erschreckende Leere in diesem Jahr. Neben neunundsiebenzig deutschen Künstlern findet man zweiunddreißig Ausländer. Doch was thuts? Das Publikum wird warm. Die Besuchsziffern steigen und die Zeit scheint nicht fern, wo die Sezessionistenkunst vom Herrn Omnis in Gnaden aufgenommen wird. Der Werth der Vereinigung ist aber illusorisch, wenn das Prinzip des Kampfes aufgehoben wird und der Erfolg wieder einmal die Idee erstickt. Es wäre schade, denn diesen Ausstellungen verdanken wir doch reiche Anregungen und werthvolle Belehrung.

Friedenau. Karl Scheffler.

Die Auferstehung der Hölle.

Es war um die Zeit, da Jesus den Menschen seine Lehre verkündete. Sie war so klar, so einfach, sie befreite die Menschen so völlig von ihrem Leid, daß Jeder ihr nachleben mußte und nichts ihren Siegeslauf hindern konnte. Beelzebub, der Herr und Gebieter aller Teufel, empfand darob große Unruhe. Er sah ein, daß seine Macht über die Menschen für immer dahin sein werde, wenn Christus nicht seiner Lehre entsage Das beunruhigte ihn, aber noch verlor er den Muth nicht. Die Pharisäer und Schriftgelehrten waren ihm treu geblieben und er beredete sie, den Heiland zu höhnen und zu martern. Den Jüngern rieth er, ihren Herrn zu verlassen und zu meiden. Er hoffte, die schmachvolle Verurtheilung, der Abfall der Jünger, die Qual und die Aussicht auf den Martertod werde den Heiland bestimmen, seine Lehre abzuschwören. Und dann wäre die Kraft der neuen Lehre im Keim erstickt.

Christus ward ans Kreuz geschlagen. Als er ausrief: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen!“ jubelte Beelzebub. Er ergriff die Eisen, mit denen er den entseelten Leib des Heilands fesseln wollte, und probirte ihre Festigkeit an den eigenen Füßen. Doch — horch! — da tönen vom Kreuz die Worte: „Mein Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“ Dann rief der Sterbende: „Es ist vollbracht!“ Neigte das Haupt und verschied.

Beelzebub raste vor Wuth. Nun war Alles verloren. Er wollte die Eisen von seinen Füßen streifen und fliehen, aber die Ketten schienen festgewachsen zu sein. Er wollte seine Flügel entfalten, aber wie Blei sanken sie kraftlos an ihm herab. Da blickte er empor und sah Christus in strahlendem Glanz vor dem Thor der Hölle und heraus strömten die Sünder in endloser Reihe, von Adam bis zu Judas. Er sah alle Teufel die Flucht ergreifen und die Mauern der Hölle zusammenstürzen. Um ihn her breitete sich lautlose, schwarze Finsterniß.

— —

Jahrhunderte verstrichen. Beelzebub zählte sie nicht mehr. Unbeweglich blieb er, mühsam scheuchte er die Gedanken hinweg, die immer wieder seine ohnmächtige Wuth und seinen Haß gegen Den auflodern ließen, der sein Unglück verschuldet hatte. Doch plötzlich — er wußte nicht, wann, nach wie vielen Jahrhunderten — drang in die Totenstille ein dumpfer Lärm: ein Stampfen und Stöhnen, Heulen und Zähneklappern. Beelzebub hob den Kopf und lauschte. Daß die Hölle wieder erstehen könne, nachdem der Heiland die Erde erobert hatte: an dies Wunder vermochte er nicht zu glauben. Aber das Stampfen und Stöhnen, das Heulen und Zähneklappern wurde immer deutlicher. Beelzebub stand auf. Rasselnd fielen die Ketten von seinen Füßen und er fühlte die Kraft in seine Schwingen zurückkehren. Er ließ den Pfiff ertönen, mit dem er einst seine Diener zu rufen gewohnt war. Da theilte sich der dichte Nebel über seinem Haupt und Schwefeldämpfe und rothe Feuergarben schossen daraus hervor. Teufel aller Arten, große und kleine, dicke und dünne, lahme und behende, drängten und zwängten sich hindurch und schaarten sich dann, wie Raben um ein Aas, um Beelzebub, ihren Meister.

„Was bedeutet der Lärm?“ fragte Beelzebub, indem er nach oben wies, woher das Heulen und Zähneklappern kam; „was geht dort vor?“

Einer der Teufel, ganz schwarz und nur mit einem Mäntelchen bekleidet, hatte sich neben Beelzebub niedergelassen; er öffnete seine rollenden Feueraugen, schloß sie dann wieder und entgegnete grinsend: „Immer das Selbe. Nichts hat sich verändert.“

„Aber giebt es denn Sünder?“ rief Beelzebub erstaunt.

„Viele,“ antwortete der Schwarze.

„Und was wurde aus der Lehre des Einen, dessen Namen ich nicht nennen will?“

Der Teufel zeigte in hämischem Lachen die spitzen Zähne.

„Die Lehre kann uns nichts anhaben,“ rief eine Stimme aus dem Kreise.

„Sie glauben nicht daran“, sagte der Teufel mit dem Mäntelchen.

„Aber diese Lehre befreit die Menschen doch aus unserer Gewalt!“

„Ich habe sie aber verändert!“ erwiderte mit dem Ausdruck froher Genugthuung der Teufel, während er mit seinem riesigen Schwanz auf die Erde klopfte.

„Wie geändert?“

„So, daß die Menschen nicht mehr an ‚seine‘ Lehre glauben, sondern an meine, die sie in seinem Namen bekennen.“

„Und wie hast Du Das angefangen?“ fragte Beelzebub, der noch immer an der Wahrheit des Gehörten zweifelte.

„Ach, es ging ganz von selbst; ich habe nur ein Bischen nachgeholfen!“

„Dann erzähle also, wie Alles kam.“

Nach einer Pause des Ueberlegens begann der Schwarze: „Als das Entsetzliche geschah und Ihr, unser Herr und Gebieter, uns verlassen hattet, ging ich auf die Erde und durchstreifte die Gegenden, von wo die Lehre ausging, die uns verderben sollte. Ich wollte sehen, wie die Leute lebten, die sich zu ihr bekannten. Und ich sah, daß sie vollkommen glücklich waren und wir keine Macht mehr über sie hatten. Sie befehdeten einander nicht, widerstanden den Versucherkünsten des Weibes und hatten keine eigenen Güter; aller Besitz war ihnen gemeinsam. Sie vertheidigten sich nicht gegen Angriffe und erwiderten Böses mit Gutem. Als ich Das sah, glaubte ich Alles verloren. Da ereignete sich Etwas, das, so unbedeutend es war, meine Aufmerksamkeit erregte. Es begab sich nämlich, daß manche Menschen glaubten, ein Jeder müsse beschnitten sein und das Opferfleisch dürfe nicht gegessen werden; andere aber hielten die Beschneidung für unnöthig und meinten, man könne von Allem essen. Ich redete ihnen nun ein, es handle sich dabei um einen gewaltigen Unterschied und keine Partei dürfe nachgeben; denn es gelte dem Dienst des Herrn. Und sie glaubten mir und ihr Streit entbrannte heftiger noch als vorher. Ich sagte beiden Parteien, nur durch Wunder ließe sich die Wahrheit beweisen. Natürlich kann kein Wunder Etwas beweisen; aber sie wollten um jeden Preis Recht behalten und so glaubten sie mir. Ich verschaffte ihnen also Wunder. Das war gar nicht schwer. Sie glaubten Alles, was ihrem Wunsch, allein die Wahrheit zu besitzen, dienen konnte. Die Einen behaupteten, feurige Zungen hätten sich auf ihre Häupter herabgesenkt, die Anderen, der Meister sei von den Toten erstanden und unter ihnen gewandelt. So erfanden sie Dinge, die niemals geschehen waren;

im Namen Dessen, der uns einst Lügner genannt, logen sie, ohne es zu wissen, eben so gut wie wir. Aber ich fürchtete, man werde die allzu offenbare Lüge doch endlich merken. Da erfand ich die Kirche. Und als sie an die Kirche glaubten, war ich ruhig: denn nun waren wir gerettet."

„Was verstehst Du unter dem Wort Kirche?" fragte Beelzebub streng: denn es ärgerte ihn, daß seine Unterthanen klüger waren als er.

„Die Kirche hat Existenzbedingungen, die ich aufzählen will. Die Menschen überzeugen sich und die Anderen, daß ihr Gott Einzelne auserwählt hat, denen er allein das Recht verlieh, seine Lehre richtig zu verkünden. Nur sie, die sich die Kirche nennen, wähnen sich im Besitz der Wahrheit; nicht, weil Das, was sie predigen, wahr ist, sondern, weil sie sich für die allein berufenen Nachfolger des Meisters und seiner Jünger halten."

„Und zu welchem Zweck sollte die Menschheit die Lehre Christi in einer für uns so nützlichen Weise umgewandelt haben?" fragte Beelzebub.

„Ganz einfach", entgegnete der Teufel: „Weil, nachdem sie sich als die einzigen wahren Verkünder des göttlichen Gesetzes erkannt und auch die Anderen davon überzeugt hatten, sie die obersten Lenker des menschlichen Schicksals waren und die höchste Macht über die Gläubigen erlangten. Als sie nun fest in der Macht saßen, wurden sie bald übermüthig und verderbt. Dadurch entstand natürlich Unwille und Feindschaft. Um ihre Feinde zu bekämpfen, begann die Kirche, Alle, die ihre Macht nicht anerkennen wollten, zu verfolgen, zu martern und zu verbrennen. Und ihr unheiliges Leben und ihre Grausamkeit gegen die Feinde mußte sie nun als einen unentbehrlichen Theil ihrer Lehre darstellen."

„Und doch war diese Lehre so klar und einfach", sagte Beelzebub, der nicht glauben mochte, daß seine Diener da gesiegt hatten, wo er gescheitert war. „Es ist doch unmöglich, daran zu deuteln. Verkündet ist ja: Alles, was Ihr wollt, daß Euch die Menschen thun, Das thuet ihnen auch."

Der Schwarze antwortete: „Da oben auf der Erde giebt es ein Märchen von einem guten Zauberer, der einen Menschen aus der Gewalt des bösen Zauberers retten wollte. Er verwandelte ihn in ein Hirsekorn, aber der Böse machte sich flugs zum Hahn und hätte das kleine Korn verschluckt, wenn der gute Zauberer es nicht mit einem Scheffel anderer Hirsekörner bedeckt hätte. Der Böse konnte das eine Korn nicht mehr herausfinden, — und so war der verwandelte Mensch gerettet. Auf meinen Rath machten die Menschen es eben so mit der Lehre Christi. Sie fanden, daß die Heilige Schrift des Gesetzes in neunundvierzig Büchern enthalten ist, und jedes Wort dieser Bücher war für sie die Offenbarung Gottes, der Heilige Geist. Sie bedeckten die eine gewisse Wahrheit mit so vielen eingebildeten Wahrheiten, daß es unmöglich war, sie alle anzunehmen oder die eine, die den Menschen noththut, herauszufinden. Das war das erste Mittel, womit die Kirche die Lehre zu unserem Heil veränderte. Das zweite, das sie länger als tausend Jahre anwandte, bestand darin, Alle lebendig zu verbrennen, die nach der Wahrheit forschen. Heute ist dieses Mittel nicht mehr im Gebrauch; aber sie schimpfen und schmähen die Wahrheitsucher so laut und gemein, daß deren Zahl von Tag zu Tag kleiner wird. Aber sie haben noch ein drittes Mittel. Da sie sich Kirche nennen und unfehlbar dünken, lehren sie, so oft es ihnen nöthig scheint, einfach das Gegentheil Dessen, was

in der Schrift steht. So steht zum Beispiel geschrieben: ‚Wenn Du aber betest, so gehe in Dein Kämmerlein und bete zu Deinem Vater im Verborgenen.‘ Sie aber lehren, daß man in den Tempeln beten soll, bei Orgelklang und Gesang. Oder es stehet geschrieben: ‚Ich aber sage Euch, daß Ihr nicht schwören sollt.‘ Sie aber lehren, daß man den Behörden Gehorsam schwören und Alles thun muß, was sie auch immer verlangen. Ferner ist geschrieben: ‚Du sollst nicht töten.‘ Sie aber lehren, daß man im Krieg nicht nur töten darf, sondern daß dann der Totschlag sogar eine verdienstliche Handlung ist.“

Der Teufel hatte geendet; sein wildes Auge blickte neugierig auf Beelzebub.

„Du hast sehr gut gethan“, sagte der Gebieter und lächelte befriedigt. Alle Anderen brachen in freudiges Gelächter aus.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Also hat sich nichts geändert? Es giebt immer noch Säufer und Räuber und Mörder?“ fragte Beelzebub vergnügt.

Alle wollten auf einmal reden und sich vor dem Herrn mit ihren Verdiensten brüsten.

„Es ist nicht mehr wie früher! Viel besser ist es,“ schrie der Eine.

„Die Räuber von heute sind viel schlimmer als die der alten Zeit,“ johlte ein Anderer.

„Wir haben kaum Zeit, den Siedekessel für alle Mörder zu heizen“, brüllte ein Dritter.

„Nur wer gefragt ist, soll reden“, donnerte Beelzebub in das chaotische Stimmengewirr. „Der Teufel der Ausschweifung trete vor. Er soll erzählen, wie ers anfängt, die Jünger Dessen zu verführen, der gesagt hat: ‚Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, Der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen.‘“

Ein brauner Teufel mit gedunsenem Gesicht und geiferndem Munde trat vor. Er kauerte sich demüthig vor Beelzebub, neigte den Kopf zur Seite, wedelte mit dem Schweif und begann langsam: „Wir benutzen dazu die alten Mittel, die Du, Herr und Gebieter, schon im Paradies anwandtest und mit denen Du uns das ganze Menschengeschlecht sichertest; aber wir wenden auch neue Methoden an, die uns die Kirche selbst liefert. Wir reden den Leuten ein, die Weihe der Ehe bestehe darin, daß man im schönsten Putz in den Tempel schreitet, eigens für diesen Zweck gemachte Hüte aufsetzt und unter allerlei Gesängen dreimal um einen kleinen Tisch geht.*) Wir reden ihnen ein, nur darum handle sichs bei einer wahren Ehe, und die Menschen glauben natürlich, daß jede andere Vereinigung von Mann und Weib nur ein Vergnügen ist, das zu nichts verpflichtet und dem sie sich nur zur Befriedigung ihrer Lust hingeben.“

Der braune Teufel neigte den Kopf auf die andere Seite und sah schweigend auf Beelzebub, um die Wirkung seiner Worte zu erkennen.

Beelzebub nickte zustimmend.

„Durch diese Mittel erzielen wir die besten Erfolge, ohne freilich auf die von Dir schon im Paradies erprobten — die verbotene Frucht und die Neugier — zu verzichten.“ Das fügte der Braune hinzu, um seinem Herrn zu schmeicheln.

*) Russische Hochzeitbräuche.

„Da sich die Menschen einbilden, daß sie in der Kirche noch eine wahre Ehe eingehen können, nachdem sie sich vorher schon mit vielen Frauen verbunden hatten, so gewöhnen sie sich an die Ausschweifung und fröhnen ihr auch nach der kirchlichen Eheschließung weiter. Wenn ihnen aber aus irgend einem Grunde die Pflichten, die ihnen die Ehe auferlegt, unbequem werden, dann verstehen sie es so einzurichten, daß sie zum zweiten Mal den Rundgang um den kleinen Tisch machen können, und die erste Ehe wird als null und nichtig betrachtet." Der Teufel schwieg und wischte sich mit dem Schwanz den geifernden Mund.

„Das Verfahren ist gut, sehr gut", schmunzelte Beelzebub befriedigt. „Wer hat die Räuber unter sich?"

„Ich!" schrie ein großer Teufel mit gewundenen Hörnern und unförmigen Händen und trat aus Reihe und Glied.

„Der die Hölle besiegt hat, lehrte, wie die Vögel unter dem Himmel zu leben und Dem, der den Mantel nimmt, auch den Rock nicht zu wehren. Wie konntet Ihr nun die Menschen, die solche Worte gehört haben, zum Rauben verleiten?" Mit dieser Frage begann das Verhör.

„Genau so", war die Antwort, „wie Du, Herr und Gebieter, es thatest, da Saul zum König gewählt wurde. Auch heute sagen wir den Menschen, daß es einträglicher sei, statt einander zu berauben, dieses Geschäft einem Einzigen zu überlassen, dem man die Macht über Alle giebt. Wir führen diesen Einen in einen Tempel, krönen ihn mit einer besonderen Kopfbedeckung, lassen ihn auf einem erhöhten Sessel sitzen, in den Händen einen Stab und eine Kugel halten, und salben ihn mit Oel. Im Namen Gottes und des Sohnes wird er auf diese Weise heilig gesprochen; und diese geheiligte Person kann, wenn sie will, nebst ihren Helfern und Helfershelfern nun das Volk nach Herzenslust plündern. Dann werden gewöhnlich noch Gesetze und Verordnungen erlassen, damit, auch ohne besondere Salbung und Weihe, die müßige Minderheit die arbeitende Mehrheit ungestraft berauben kann. Wie Du siehst, Herr, ist das neue Verfahren im Grunde eben so brauchbar wie das alte."

Sichtlich erfreut rief Beelzebub: „Vortrefflich! Doch weiter. Wer hat die Morde unter sich?"

„Ich!" rief laut ein blutrother Teufel mit riesigen Zähnen und spitzen Hörnern.

„Wie fängst Du es an, Die zu Mördern zu machen, deren Meister sagte: Liebet Eure Feinde?"

„Den größten Theil der Mörder", entgegnete der Rothe, „hat uns das Dogma von der Unfehlbarkeit der Kirche geliefert. Alle, die sich zur alleinseligmachenden Kirche bekannten, glaubten, es sei Verbrechen, ihre Lehre anders zu deuten als sie selbst. Deshalb schien es ein Gott wohlgefälliges Werk, die Leute, die Solches wagten, zu töten. Und so wurden denn Hunderttausende gemartert und getötet. Die Mörder aber hielten sich für heilige Werkzeuge des göttlichen Willens."

„Wie aber verleitet Ihr die Menschheit zum Kriege, da doch geschrieben steht, daß alle Menschen Kinder eines Vaters sind und daß man seine Feinde lieben soll?"

Der rothe Teufel lachte und klopfte sich vergnügt mit dem buschigen Schwanz

auf den Rücken. „Wir lassen eben jedes Volk glauben, es sei das beste auf der Erde. Deutschland, Deutschland über Alles, Frankreich, England, Rußland über Alles: daher muß es natürlich auch über alle anderen herrschen. Jede Nation ist davon überzeugt und fühlt sich daher immer von dem Nachbarn bedroht. So hassen sie einander und sind stets zur Vertheidigung bereit. Und immer umfangreicher werden die Rüstungen zum Kampf und immer glühender wird der Haß der Völker gegen einander. Mit dem größten Eifer bereiten den mörderischen Krieg gerade die Menschen vor, deren Meister uns Mörder schalt."

„Klug erdacht", rief Beelzebub in heller Bewunderung. „Doch die Gelehrten müssen ja sehen, daß die Kirche die Lehre verfälscht hat; warum stellen sie sie nicht wieder her?"

„Das können sie nicht", rief ein anderer Teufel, dessen schlaffe Glieder ein langer schwarzer Mantel bedeckte.

„Warum nicht?" fragte Beelzebub streng, denn der selbstbewußte Ton des Unterthanen paßte ihm nicht.

Ohne sich einschüchtern zu lassen, begann der Teufel gemächlich seine Erklärung: „Das können sie nicht, weil ich ihre Aufmerksamkeit von Dem ablenke, was sie wissen können und brauchen, und ich ihnen Dinge zeige, die sie nicht brauchen und nicht wissen können. Anfangs hieß ich die Leute glauben, ihre Hauptaufgabe sei, die verschiedenen Beziehungen zwischen den Personen der Dreieinigkeit zu kennen. Die Herkunft Christi, sein Wesen, der Geist Gottes beschäftigten sie so völlig, daß sie vergaßen, was ihnen der Heiland über das Leben gesagt hatte. Als diese Betrachtungen sie dann so weit geführt hatten, daß sie aufhörten, sich selbst zu verstehen, schwatzte ich Einigen vor, es sei ungeheuer wichtig, die Schriften eines Mannes, der tausend Jahre vor ihnen in Griechenland gelebt hatte und Aristoteles hieß, zu erforschen und zu erklären. Anderen zeigte ich das Mittel, Gold zu machen, als höchstes Ziel, wieder Anderen das Elixier, das alle Krankheiten heilt und ewige Jugend verleiht. An diese und ähnliche Dinge verschwenden noch heute die Klügsten unter ihnen all ihre Geisteskraft. Sie sind ganz durchdrungen von der Wichtigkeit ihrer Beschäftigung und fahren emsig fort, zu forschen, zu schreiben, zu drucken und von einer Sprache in die andere alle Ergebnisse ihrer Untersuchungen und Erfindungen zu übertragen, die zum größten Theil werthlos sind. Wenn sie wirklich einmal Ertrag bringen, so besteht er darin, daß die Genüsse der wenigen Reichen erhöht oder die Leiden der unendlich vielen Armen verschlimmert werden. Damit sie aber nie erfahren, daß nur die wahre Lehre Christi ihnen heilsam sein kann, rede ich ihnen ein, daß jede religiöse Lehre, auch die des Heilands, nur Irrthum und Aberglaube ist und daß die wahren Gesetze des Lebens nur das Studium der alten Geschichte erkennen lehren kann. Um sie immer mehr in ihrem Irrthum zu bestärken, zeige ich ihnen, daß es eine Reihe von Kenntnissen giebt, die man Wissenschaft nennt, und daß deren Behauptungen eben so unfehlbar sind wie die der Kirche. So lange die Menschheit in ihrem blinden Glauben an die Unfehlbarkeit der Wissenschaft beharrt, wird sie nie die Lehre Christi begreifen, die beinahe unser Verderben geworden wäre."

— —

„Sehr gut", rief Beelzebub und sein Gesicht strahlte vor Freude. „Ich bin höchst zufrieden mit Euch und Ihr sollt nicht unbelohnt bleiben."

„Und wir? Und wir? Uns hast Du vergessen!“ riefen die anderen Teufel, die noch nicht zu Wort gekommen waren.

„So sprecht! Was thut Ihr?“

„Ich bin der Teufel des Fortschritts!“ schrie der eine. „Ich der Arbeitstheilung“, kläffte ein anderer. „Ich des Verkehrs, des Buchdrucks, der Kunst, der Kultur, der Verdummung, der Wohlthätigkeit!“ So brüllten und johlten sie und drängten sich um den Gebieter.

„Jeder soll einzeln sprechen und so kurz wie möglich,“ entschied Beelzebub. Er wandte sich an den Teufel des Fortschritts. „Was thust Du?“

„Ich zeige den Leuten, daß sie um so glücklicher werden, je mehr Gegenstände sie hervorbringen. So vergeuden sie ihr Leben damit, Neues zu erfinden, obwohl es Denen nicht nützt, die es machen lassen, und Denen unerreichbar ist, die es produziren.“

„Gut. Und Du?“ fragte Beelzebub den Teufel der Arbeitstheilung.

„Ich lehre die Leute, daß, weil Maschinen schneller arbeiten als Menschen, man die Menschen zu Maschinen machen muß. Sie thun es auch und die Menschen, die wie Maschinen arbeiten, hassen die anderen, die sich ihrer bedienen.“

„Auch gut. Und Du?“

„Ich“, sagte der Teufel des Verkehrs, „rede den Menschen ein, daß ein möglichst schneller Wechsel des Aufenthaltortes sie glücklich macht. Statt nun zu versuchen, das Leben daheim besser zu gestalten, reisen sehr Viele von Ort zu Ort und sind stolz, wenn sie fünfzig Kilometer und mehr in der Stunde zurücklegen.“

Beelzebub lächelte wohlwollend. Dann trat der Buchdruckteufel hervor und erklärte, seine Aufgabe sei, einer möglichst großen Zahl von Menschen alle Thorheiten und Schändlichkeiten mitzutheilen, die auf der Erde begangen werden. Der Teufel der Kunst erzählte, wie er die Leute dadurch zum Laster verführe, daß er es ihnen unter den verlockendsten Formen zeigt. Der Teufel der Kultur rühmte sich, er habe die Leute überzeugt, daß Alles, womit sich die Teufel des Fortschritts, des Verkehrs, der Kunst und der Arbeitstheilung beschäftigen, eine Art Tugend sei, die den Menschen befriedige und ihn aller Sorge um sonstige Vervollkommnung enthebe. Der Teufel der Verdummung berichtete, daß er den Menschen verleite, sich durch Wein, Opium, Tabak und Morphium zu betäuben, um seine Leiden vergessen. Der Teufel der Wohlthätigkeit sagte, daß sich die Menschen, die nach Centnern stehlen, für sehr tugendhaft halten, wenn sie den Bestohlenen einige Gramm zurückerstatten.

„Ich bin der Luxus!“ „Ich bin die Mode!“ schrien andere Teufel.

Beelzebub wehrte sie ab. „Schon gut; ich danke Euch und werde Alle belohnen.“ Er bewegte die Flügel und richtete sich hoch auf. Die Teufel umringten ihn wie eine feste Kette. Am einen Ende stand der Teufel mit dem Mäntelchen, der Erfinder der Kirche, am anderen der schwarze Teufel der Wissenschaft. Beide reichten einander die Hände und schlossen so den Kreis. Und Alle tanzten mit Schreien und Lachen, Johlen und Pfeifen um Beelzebub, ihren Herrn und Gebieter. Und von oben her drang aus der Hölle Weinen und Jammern, Heulen und Zähneklappern.

Jasnaja Poljana. **Lew Tolstoi.**

Graf Albert Apponyi.

Man klagt in Budapest oft darüber, daß die ausländische und insbesondere die deutsche Presse über die politischen und parlamentarischen Verhältnisse Ungarns falsch unterrichtet sei. Wer jedoch die Quellen kennt, aus denen der größte Theil der deutschen Presse zu schöpfen pflegt, wird sich nicht wundern, daß im Deutschen Reich nur in den seltensten Fällen ein objektives Urtheil über ungarische Politik und ungarische Politiker gefällt werden kann. Die deutschen Zeitungen erhalten ihre Informationen — Ehre den wenigen Ausnahmen! — entweder aus dem Preßbureau oder von „alldeutschen" Berichterstattern oder aber (was das Schlimmste ist) auf dem Umwege über Wien. Niemals war dieser Uebelstand fühlbarer als bei der Beurtheilung des „Falles Apponyi". Der Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses wird heute als Reaktionär, morgen als Radikaler, bald als Höfling, bald als Feind des Königs geschildert; von der Journalisten Haß und Gunst (freilich meist von ihrem Haß) entstellt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte. Das Hofballintermezzo, das von den Blättern des In- und Auslandes nach allen Regeln der Schwarzen Kunst — oder vielleicht auch der Kunst des Anschwärzens — behandelt wurde, giebt die erwünschte Gelegenheit, die Verhältnisse einmal darzustellen, wie sie sind.

Ungarn hat heute zwei Staatsmänner großen Stils: den Ministerpräsidenten Koloman Szell und den Grafen Albert Apponyi. Beide sind Meister der Rede, Kenner des Parlamentes, politische Talente und politische Charaktere und es ist für die Länder der Stefanskrone erfreulich, daß diese Männer, die Jahre lang, obwohl persönlich befreundet, einander als Politiker feindlich gegenüber standen, jetzt endlich in einem Lager sind und Hand in Hand für die Politik wirken, der Franz Deak im Ausgleichsgesetz vom Jahr 1867 den Weg gezeigt hat. Je mehr die Popularität Szells leidet (und ein mehrmonatiger erbitterter Kampf der Opposition gegen einen Ministerpräsidenten schadet naturgemäß immer seiner Volksthümlichkeit), desto mehr tritt Graf Apponyi in den Vordergrund. Das aber ist manchen Politikern in Ungarn und auch in Oesterreich nicht angenehm. Man muß nämlich wissen, daß Graf Apponyi fast zwanzig Jahre an der Spitze der Opposition stand und viele Regirungen stürzte, deren ehemalige Anhänger auch jetzt noch zum Theil im Parlament, in den Ministerien, in den Komitaten und im Preßbureau eine Rolle spielen. Diese alten Gegner Apponyis bekämpfen ihn heute nicht mehr offen, denn er ist ja die mächtigste Stütze des neuen Regirungsystems, der Präsident des Abgeordnetenhauses und der populärste Staatsmann der Majorität, aber insgeheim scheint der alte Groll noch fortzuwuchern, wie manche unter offiziösem Zeichen erschienene Berichte in deutschen Blättern be-

wiesen. Eben so sind die „alldeutschen" Berichterstatter nicht für Apponyi eingenommen, in dem sie einen chauvinistischen Politiker fürchten, obwohl Graf Apponyi nicht nur ein überzeugter Anhänger des Bündnisses mit Deutschland, sondern auch ein Freund der deutschen Wissenschaft, der deutschen Literatur und der deutschen Musik ist — eine langjährige Freundschaft verband ihn mit Richard Wagner —, für die er in Ungarn viel gethan hat. Was schließlich die wiener Presse betrifft, so wird er von einem Theil als „Klerikaler" gebrandmarkt; man wirft ihm immer wieder vor, er sei gegen die Civilehe gewesen; und dieser Vorwurf wird bis zum Ueberdruß variirt. Und doch hat Ungarn dem Grafen Apponyi die freisinnige Kirchenpolitik zu danken. Er hat diese Politik bei dem „liberalen" Ministerium Szapary, das den Kampf gegen die Uebergriffe des Klerus nicht wagte, vertreten; und erst als die neue Regirung — das Kabinet Wekerle — Apponyi übertrumpfen und, statt der von dem Grafen vorgeschlagenen fakultativen, die obligatorische Civilehe einführen wollte, trat Apponyi gegen diesen Antrag der Regirung auf. Seltsam, daß manchen wiener Redakteuren, denen noch nie in den Sinn kam, für Oesterreich die Civilehe zu fordern, Apponyi als schwärzester Klerikaler erscheint, weil er die fakultative Civilehe für liberaler hält als die obligatorische.

Jetzt, wo die neue Militärvorlage im Vordergrund steht, sucht man, zur Abwechselung, Apponyi als Feind der „einheitlichen Armee" und als Gegner der „Monarchie" darzustellen. Vor Allem ein Wort über den Kampf gegen die Wehrvorlagen. Es ist begreiflich, daß der österreichische Reichsrath der Erhöhung des Rekrutenkontingentes fast ohne Debatte zustimmte, denn die österreichischen Parteien wollen einander auf dem Turf der Loyalität den Rang ablaufen. In Deutschland jedoch sollte man den Kampf, der jetzt in Ungarn geführt wird, nicht durch österreichische Brillen betrachten. Selbst Bismarck hat ja mit einer ähnlichen Vorlage einmal einen Mißerfolg erlebt und erst nach einem Appell an das Volk die Verstärkung der Wehrmacht durchzusetzen vermocht. Und wenn der Widerstand gegen Bismarck erlaubt war, wird er doch wohl auch gegen einige Generale der österreichisch-ungarischen Armee gestattet sein. Das nur nebenbei. Graf Apponyi war von den Wehrvorlagen eben so wenig entzückt wie die anderen Steuerzahler. Er legte seine Meinung über die Entwürfe in einem Memorandum nieder, worin er rieth, durch Zugeständnisse materieller und nationaler Natur die Opfer der Bevölkerung zu lindern. Schon damals sagte er übrigens voraus, die Wehrvorlage werde auf entschiedenen Widerstand stoßen. Leider ists so gekommen. Monate währt schon die Obstruktion im Abgeordnetenhause und das Schicksal der Wehrvorlagen ist heute eben so fraglich wie am ersten Tag. Natürlich sagten Viele dem Grafen Apponyi nach, er sei schuld an der

Obstruktion und unterstütze insgeheim die Feinde der Regirung, zu deren Anhängern er sich öffentlich zählt. „Man kann keine niedrigere Infamie aushecken als diesen Vorwurf“, sagte der Verdächtigte; aber es scheint, daß sich diese Verleumdung trotzdem nach allen Richtungen, nach rechts und links, nach unten und . . . oben verbreitete.

Der Kaiser und König Franz Joseph kam im Monat Mai nach Budapest. Er gab einen Hofball und sprach den Grafen Apponyi, wie bekannt, auf diesem Ball nicht an. Niemand in Ungarn denkt daran, dem König vorschreiben oder auch nur nahelegen zu wollen, mit wem er auf Hofbällen sprechen solle; doch in der Zeit einer politischen Krisis, da der Kaiser-König mit Politikern auf dem Hofball sprach, über Politik sprach, mußte Jeder in der Thatsache, daß der Präsident des Abgeordnetenhauses vom König nicht beachtet wurde, eine Absicht sehen. Wenn die Feinde Szells und Apponyis selbst unterlassen hätten, aus dem Zwischenfall Kapital zu schlagen und überall zu verkünden, Apponyi sei in Ungnade gefallen, so hätte der Präsident doch die Pflicht gehabt, sich und dem Parlament Aufklärung zu verschaffen. Er wußte so gut wie mancher andere Politiker, daß Desider Szilagyi einst seine Würde als Präsident nur niederlegte, weil der Monarch es wünschte; und auch Apponyi wäre wohl keine Stunde auf seinem Platz geblieben, wenn er erfahren hätte, der König wünsche einen anderen Parlamentsleiter.

Doch die Bedeutung eines Politikers hängt schließlich nicht davon ab, ob der Monarch ihn einer Ansprache würdigt. Wer die englische Geschichte — und sei es auch nur aus Lustspielen — kennt, weiß, daß den populärsten und größten Staatsmännern die Königsgunst sehr oft nicht leuchtete; und die großen ungarischen Politiker, Szechenyi, Deak und Kossuth, theilten oft dieses Schicksal. Doch Graf Apponyi dient dem König in Treue und persönlicher Anhänglichkeit und wollte nicht einmal den Schein einer Differenz zwischen der Krone und dem Präsidenten des Abgeordnetenhauses bestehen lassen. Deshalb erbat er sich eine Audienz und berichtete dem König, was in Ungarn geschehen sei und noch geschehe. Daß er bei dieser Gelegenheit auch den gegen ihn gesponnenen Intriguen ein Ende bereitete, darf man vermuthen, wenn man erfährt, daß Apponyi einem seiner besten Freunde erzählte: „Ich habe dem König, der sehr gnädig war, Alles gesagt, was ich zu sagen hatte. Als ich nach der einstündigen Audienz die Hofburg verließ, wußte ich, daß ich meine Pflicht als treuer, loyaler Unterthan und als guter Ungar erfüllt hatte.“ Und dennoch giebt es Zeitungen im Deutschen Reich, die es dem Grafen Apponyi verübeln, daß er seine Würde als Politiker und als Präsident des Abgeordnetenhauses selbst der Krone gegenüber mit aller Entschiedenheit wahrte. Es wäre Verrath am Parlament und an der eigenen Vergangenheit gewesen, wenn er anders gehandelt hätte.

Budapest. Julian Weiß.

Selbstanzeigen.

Zurechnungfähigkeit oder Zweckmäßigkeit? Franz Deuticke, Leipzig 1903.

Der Wille des Menschen ist der jedem Lebewesen innewohnende Trieb zur Selbsterhaltung, der vom Bewußtsein als Trieb nach Lustempfindung subjektiv widergespiegelt wird. Dieser unterschiedlos wirksame Trieb läuft beim bewußt handelnden Menschen innerhalb jener Vorstellungbahnen ab, die in Folge von Vererbung, Erziehung und zufälligen Einflüssen in dem Bewußtsein des Individuums die stärkste Intensität besitzen. Jede Handlung, daher auch die gesetzlich unerlaubte, die Rechtsverletzung, das Verbrechen, hat ihren Grund in jener durch die Vorstellungintensität bedingten Triebrichtung und nicht in der freien Wahl des Handelnden. Eine subjektive Schuld im Sinn der Willensfreiheit giebt es daher weder innerhalb noch außerhalb des Strafrechtes und kann folgerichtig nicht zur Grundlage der strafrechtlichen Verurtheilung dienen. Die Kriminalstrafe ist aber weder ihrer geschichtlichen Entwickelung noch ihrer wahren Aufgabe nach durch das Vorhandensein einer persönlichen Schuld bedingt. Sie ist vielmehr eine aus dem Selbsterhaltungtrieb des Individuums hervorgegangene Schutzmaßregel der Gesellschaft und wird nicht aus absolut wirkenden ethischen Motiven, sondern aus reinen Zweckmäßigkeitgründen angewendet. Für das Strafrecht ist das verbrecherische Individuum eine Sache, wie der fallende Stein, der zündende Blitz, das reißende Thier. Zweck und Inhalt des Strafrechtes ist die Abwehr der gesellschaftlichen Gefahr. Diese Abwehr, so weit sie Sache des Strafrechtes ist, wird angestrebt durch Verhängung eines Ungemachs über den Verletzer der Rechtsordnung. Bei Bestimmung dieses Ungemachs ist ausschließlich das Gesellschaftinteresse maßgebend. Dieses Gesellschaftinteresse bestimmt das nothwendige Maß der Strafen und zieht unbewußt die zulässigen Grenzen der Humanität. Durch die Nothwendigkeit der Strafpeinigung und wiederum durch die Zwecklosigkeit übertriebener Strafmarter regulirt sich das jeweilig herrschende Strafensystem. Die in unseren Kulturstaaten herrschenden sozialen Zustände lassen die Tortur und qualifizirte Todesstrafe als verwerflich, weil zwecklos, erscheinen. Verwerflich, weil zweckwidrig, dem Gesellschaftschutz abträglich, ist auch die grausame Peinigung der Strafgefangenen durch Schädigung ihrer Gesundheit. Die Besserung des Verurtheilten ist nicht Gegenstand des Strafrechtes, sondern der Sozialpolitik. Das Ziel der Strafe ist niemals das Individuum, sondern stets die Gesammtheit. Das Strafziel ist daher erst mit der subjektiven Wirkung der Strafe auf das Bewußtsein der Allgemeinheit erreicht, weshalb zu der Strafpeinigung und der Humanität als drittes Postulat der Zweckmäßigkeit die Oeffentlichkeit des Verfahrens hinzutreten muß. Diese Wirkung auf die Strafrechtssubjekte wird nur dann erzielt werden, wenn die Bestrafung an solchen Objekten vorgenommen wird, die mit den Strafrechtssubjekten gleichartig sind. Bei dem Strafobjekt, das die vom Strafrecht verlangte Assoziation zwischen einer bestimmten Handlung und ihrer Strafbarkeit überhaupt nicht zu bilden vermag oder im Zeitpunkte der That nicht zu bilden vermochte, besteht eine solche Gleichartigkeit mit den Strafrechtssubjekten nicht, weshalb Straflosigkeit einzutreten hat, sobald der Mangel der Einsicht in die Strafbarkeit der Handlung festgestellt erscheint.

Geisteskrankheit ist ein kriminalistisch unbrauchbarer Begriff, der eine feste Grenze zwischen Strafbarkeit und Straflosigkeit nicht zu ziehen vermag.

Wien. Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Moriz Brichta.

Die Grenzen der Aesthetik. Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig.

Ich war bestrebt, die Gründe und den Charakter aller Verschiebbarkeit der Aesthetik-Grenzen darzulegen. Nach einer solchen Untersuchung wird heute um so mehr verlangt, je weiter sich die feindlichen Schaaren von einander zu entfernen suchen, wobei sie die Fragen ihres Gemeinbesitzes und ihrer Gemeinziele verkennen. Und auch außerhalb der Aesthetik selbst, wo ihr Werth und Unwerth als der einer „Wissenschaft" von der Neutralität beurtheilt wird, auch hier hat die Feindsäligkeit der verschiedenen Ansichten Unordnung entstehen und sich entwickeln lassen. Die Diskussion der meisten Streitthemen leidet daran, daß die Grundfrage unerörtert bleibt: wie weit denn von der einen und der anderen Partei die Grenzen der Aesthetik gedehnt worden sind. Die Gesammtfrage gliedert sich in drei Theile, entsprechend den drei verschiedenen Vorstellungreihen, die hier den einen gemeinschaftlichen Namen „Grenzen" tragen. Dabei wird im erforderlichen Zusammenhang jedesmal an die Stelle der üblichen Wesensunterscheidung die natürliche Stufenunterscheidung gesetzt. Der erste Theil behandelt die Stellung der Aesthetik im allgemeinen System der Wissenschaften. Hier bin ich auf die Wechselbeziehungen eingegangen, die zwischen der Aesthetik und ihren Nachbargebieten bestehen. Der zweite Theil behandelt die Grenzen bei der Bestimmung des Stoffes, den sich die Aesthestik zur Arbeit vornimmt. Im Zusammenhang damit wird auch die Wahl des Kunststoffes erörtert, die Annäherung der Künste und die Frage nach einer Allkunst. Der dritte Theil behandelt die Grenzen innerhalb der Verwaltung des gewonnenen Gebietes. Die Ansprüche und Befugnisse der verschiedenen Gesetzesarten werden untersucht. Vorangegangen sind Antworten auf die Fragen, wer zum Aesthetiker berufen sei und welche möglichen Vorzüge in der Doppelperson des Künstlers und Aesthetikers liegen. Die einzelnen Themen erhalten die nöthigen geschichtlichen Notizen und als Leitthema zieht sich durch die Abhandlung der Gedanke, daß alle Aesthetik bei der Technik des schaffenden Künstlers anzusetzen hat, wenn sie wirksam ihrem Grundzweck nachgehen will: den Kunstintellekt des Schaffens und den der Aufnahme zu fördern. Dabei wird die Technik als Verhältniß zwischen dem vorgenommenen Kunststoff und den bewältigenden Mitteln der Darstellung gefaßt.

Schlachtensee. Gerhart von Keußler.

Glocken, die im Dunkeln rufen. Schafstein & Co., Köln 1903.

Feier.

Im Garten meiner Seele
Da ist es wunderbar,
Da gehn meine weißen Träume
Mit Chrysanthemen im Haar.

Im Garten meiner Seele
Da singen sie märchentief
Von der großen Sehnsucht der Liebe,
Die Jahre lang in mir schlief.

Und leise wandelt der Abend
Wie eine verwunschene Frau
Mit großen, verträumten Augen, —
Die Fernen leuchten blau.

Durchs stille Land geht leise
Die Liebe und winkt mit der Hand.
Sie trägt einen goldenen Gürtel
Wie flammenden Sonnenbrand.

In mir ist ein heiliges Singen,
Es tönt tief-wundersam
Von der großen Sehnsucht der Seele,
Von der Liebe, die endlich kam.

Gebet ans Leben.

Du hohes Leben, höre
Mein heiliges Gebet:
Erlöse und zerstöre,
Was in mir fragt und räth.
Ich will ein Wandrer werden,
Ein Wandrer hart und stumm.
O nimm aus meinen Geberden
Das alte Martyrium!

Ich hasse den Traum und die Trauer,
Die ich von Gott geerbt.
O mach' aus mir eine Mauer,
Mit blühendem Blut gefärbt,
Und gieb, daß zum lästernden Hohne
Mein steinernes Gesicht
Eine zackige Rosenkrone
Mit rothen Thränen umflicht.

Ich will die Liebe verlernen,
Die Liebe macht arm und bleich,
Ich will nach dem finstern und fernen
Menschenkönigreich,
Wo die Glocken das Schicksal bringen
Von schauernden Thürmen her
Und wo ich bei schweigenden Dingen
Ein schweigender Büßer wär':

Die Tage will ich verbüßen,
Die ich der Sehnsucht geschenkt,
Mit blassen und blutigen Füßen,

Das Herz gequält und gekränkt.
Ich will meine Träume verstoßen
In Frost und Winter und Schmach,
Weil ich den schweren und großen
Szepter der Liebe zerbrach.

Prag. Paul Leppin.

Große Berliner Straßenbahn.

Die Direktion der Großen Berliner Straßenbahn hielt bis vor kurzer Zeit für die beste die Aktiengesellschaft, von der am Wenigsten gesprochen wird. Und da sie den Ehrgeiz hatte, zu den besten zu gehören, wurde sie jedesmal nervös, wenn die Presse ihren Namen nannte. Das hat allmählich aufgehört. Das Verhältniß zwischen der Straßenbahn und der lieben öffentlichen Meinung ist langsam besser und schließlich so gut geworden, daß man daran denken konnte, das wiener System der Journalisten-Freikarten nach Berlin zu verpflanzen. Und siehe da: seitdem ist die Furcht der Straßenbahndirektion vor bedrucktem Holzpapier mit einem Schlage geschwunden. Sie benutzt jetzt sogar selbst fleißig die Presse, um ihrer Willensmeinung Ausdruck zu geben. So ist in der Zeitschrift für Kleinbahnen, die vom Eisenbahnministerium herausgegeben wird, neulich ein Artikel „über Leistungen und Gegenleistungen im Straßenbahnbetriebe“ erschienen, für den, wie der Verfasser den Lesern mittheilt, die Erfahrungen der Großen Berliner Straßenbahn verwendet worden sind. Nur Erfahrungen? Die guten Beziehungen, die Herr Direktor Micke zu seiner alten Heimath, dem Verkehrsministerium — dessen Direktor er früher war — unterhält, bürgen wohl dafür, daß auch direkte Angaben der Großen verwerthet wurden. Der Artikel hat die Tendenz, zu beweisen, daß die erhöhten sozialpolitischen und finanziellen Ansprüche, die an die Straßenbahn gestellt werden, deren Rentabilität untergraben und daß es unvermeidlich sein wird, den bösen Zehnpfennigtarif wieder abzuschaffen. Diese Tendenz zwingt mich, wieder einmal von der Großen Berliner zu reden.

Ist ihre Finanzlage wirklich so schlimm, wie sie dargestellt wird? Gewiß, antwortet stöhnend die Direktion; ganz gewiß. Beweis: seit wir den Zehnpfennigtarif haben, ist die Einnahme pro Person und Fahrt von 10,45 auf 9,24 Pfennige gesunken. Natürlich ist damit noch gar nichts bewiesen; daß bei einer Verbilligung des Tarifes der Durchschnittsertrag der beförderten Person zurückgehen muß, weiß schließlich Lehmanns Kutscher auch. Zu beantworten aber wäre die Frage, ob die Gesammteinnahme der Straßenbahn in den letzten Jahren zurückgegangen ist. Und hier lautet die Antwort: Nein; die Einnahmen sind sogar sehr beträchtlich gestiegen. Der Betrieb brachte 1897 einen Ertrag von 17,35, 1902 aber einen von 27,67 Millionen. Dagegen kann freilich eingewandt werden, die Verkehrssteigerung bedinge auch eine Steigerung der Unkosten; eine große Zahl neuer Wagen, Fahrer, Schaffner, Putzer sei nöthig geworden. Richtig; aber das vorhandene Material wird jetzt nicht nur schneller abgenutzt, sondern auch viel besser ausgenutzt. Der billige Fahrpreis hat den Verkehr auch auf die Strecken geleitet, wo früher die Wagen oft halb oder fast ganz leer fuhren;

die Durchschnittsfrequenz hat sich wesentlich gehoben. Allerdings erzählt uns die Direktion, der Gesammtertrag des Betriebes sei (von 1898 bis 1901) von 18 auf $7^1/_2$ Prozent gesunken. Doch diese Erzählung kann leicht in die Irre führen. 18 und $7^1/_2$ sind die Prozentzahlen der auf das Aktienkapital vertheilten Dividende, die also wirklich ein tüchtiges Stück zurückgegangen ist. Als noch Pferde die Wagen zogen, war die Straßenbahnaktie als Sparanlagepapier bei den solidesten berliner Spießbürgern ungemein beliebt. Dann kam die Elektrifizirung und ausschweifende Hoffnungen trugen die Aktie auf die steile Kurshöhe von 475. Diese schönen Tage sind nun vorüber, die Straßenbahnaktie ist nicht mehr so populär wie einst im Mai des Hoffens und die Großaktionäre wären sehr froh, wenn die Stadt Berlin ihnen die Aktien zum jetzigen Kurs abnähme. Doch der Rückgang der Dividende beweist noch keinen Rückgang des Gesammtertrages; er wird durch das starke Anschwellen des Aktienkapitals ausreichend erklärt. Seit dem Jahr 1894 ist das Kapital von $21^3/_8$ auf 85,785 Millionen gestiegen; und diese Vervierfachung des Aktienkapitals fiel in den kurzen Zeitraum von 1898 bis 1902. Dadurch ist zwischen den Betriebseinnahmen und dem zu verzinsenden Aktienkapital ein auffälliges Mißverhältniß entstanden. In Millionen Mark betrug:

	Aktienkapital	Einnahme aus Betrieb	Betriebseinnahme in Prozent des Aktienkapitals
1897	21,375	17,35	81,3
1898	45,75	18,61	40,7
1899	67,125	20,35	30,3
1900	68,625	24,99	36,4
1902	85,785	27,672	32,4

Da das Kapital vervierfacht, im Jahr 1897 aber noch eine Dividende von 16 Prozent vertheilt wurde, konnte die Dividende bis auf vier Prozent sinken, ohne daß der Gesammtertrag zurückging. Nicht auf 4 aber, sondern nur bis auf $7^1/_2$ sank die Dividende: der Gesammtertrag hat sich in Wirklichkeit also verdoppelt. Die folgende Tabelle zeigt die Steigerung der an die Aktionäre vertheilten Summen.

	Aktienkapital	An die Aktionäre vertheilt		Tantieme	
	Millionen Mark	in Prozent des Kapitals	Millionen Mark	Vorstand und Beamte	Aufsichtrath
1897	21,37	16	3,22	185 533	133 507
1898	21,37	18	3,847	219 146	154 481
1899	44,25	$10^1/_2$	3,646	267 151	151 936
1900	44,25	11	3,202	288 566	168 206
1901	85,785	$7^1/_2$	5,147	292 001	125 551
1902	85,785	$7^1/_2$	6,433	367 605	159 274

Von einem Rückgang des Gesammtertrages kann also nicht die Rede sein. Daß manche Aktionäre unklug genug waren, zu phantastisch hohen Kursen zu kaufen, und nun finden, die ihnen zufließende Dividende sei kein ihrer Kapitalleistung entsprechendes Aequivalent: diese Erfahrung mag Jeder mit sich selbst abmachen. Um Erfahrungen der Straßenbahn handelt sichs dabei nicht. Freilich hat die Kapitalsvermehrung den Aktionären keinen unmittelbaren Vortheil gebracht; in gewissem Sinn aber war sie bestimmt, den Aktionären zu nützen. Denn die Große Berliner hat mit dem neuen Kapital alle Konkurrenzlinien angekauft und sich eine Monopolstellung geschaffen: Das ist überreicher Ersatz für die einstweilen noch geringen oder ganz fehlenden Erträgnisse einzelner neuen Linien. Die Elektrifizirung selbst hat nur ein relativ kleines Kapital verschlungen. Ganz sicher wäre es also möglich gewesen, bei der Kapitalserhöhung weniger temperamentvoll vorzugehen. Aber man wollte nicht. Man wollte etwas Anderes. Der Antheil der Stadt Berlin am Ertrag der Bahn sollte geschmälert werden. Nach dem neuen Vertrag fließen in die Kommunalkasse zunächst 8 Prozent der Bruttoeinnahme aus der Personen- und Güterbeförderung. Daran ist nicht zu rütteln, nicht zu knausern. Zweitens hat die Stadt Anspruch auf die Hälfte des Betrages, der eine zwölfprozentige Dividende auf das alte Aktienkapital von $21^3/_8$ Millionen übersteigt; zu diesen $21^3/_8$ sind noch die $1^1/_3$ Millionen der früheren Neuen Berliner Pferdebahn zu addiren. Auch davon ist nichts abzuhandeln. Drittens aber gebührt der Kommune die Hälfte der auf die neu auszugebenden Aktien vertheilten Dividende, sobald sie über 6 Prozent hinausgeht. Um diesen Antheil der Stadt zu schmälern, gab man mit unermüdlichem Eifer neue Aktien aus; und diese Methode war den Aktionärinteressen jedenfalls günstiger als denen der Stadt. Die Direktion fühlt denn auch das Bedürfniß, sich bei den Bürgern zu entschuldigen, und weist stolz auf die Summen, die sie der Stadt einbringt. 93 655 000 Mark, heißts im letzten Geschäftsbericht, hat, seit die Gesellschaft besteht, die Straßenbahn an die Stadt abgeliefert. Ich finde nun aber diese direktoriale Rechenmeisterei einigermaßen seltsam. Die achtstellig prunkende Ziffer enthält erstens rund $2^1/_4$ Millionen Gemeindeeinkommensteuer; und zu dieser Abgabe ist, wenn ich nicht irre, jeder Bürger der Stadt Berlin, der sie leisten kann, verpflichtet. Zweitens: rund 52 Millionen bezieht die Gemeinde für die Herstellung und Erhaltung der Verkehrswege, für Brückenbauten, Straßenverbreiterungen, die Terrainkäufe nöthig machen, u. s. w. Selbst wenn dabei die Gesellschaft der Kommune Kosten erspart hat, bleibt die Thatsache bestehen, daß all diese Anlagen in erster Linie dem Interesse der Straßenbahn dienen. Weiter: rund 3,7 Millionen Mark entfallen auf Straßenreinigung und Schneeabfuhr; dafür muß bekanntlich auch jeder Grundbesitzer zahlen. Wirklich abgegeben sind von dem Bruttoertrag nur $24^1/_2$ Millionen; wie mir scheint, keine übertrieben hohe Miethe für die Benutzung der städtischen Straßen. Die Große Berliner läßt ja — außer den Journalisten, von denen sie vielleicht auf anderem Gebiet Gegenleistungen erwartet — auch keinen Fremden umsonst in ihren Wagen herumfahren; wenn die Stadt zu solchen Unternehmungen ihre Straßen gratis hergäbe, könnte schließlich eines Tages Herrn Busch oder Herrn Schumann der Einfall kommen, in der Friedrichstraße Cirkusvorstellungen zu veranstalten.

Doch ich setze den Fall, die Gesellschaft hätte seit ihrem Bestehen wirklich der Stadt 93 Millionen geopfert: auch dann hätte sie den ungeheuren Profit, den die Stadt ihr bringt, noch nicht annähernd bezahlt. Glaubt die Direktion, sie könne in Tirschtiegel auch nur $7^1/_2$ Prozent Dividende verdienen? Ich traue Herrn Micke viel zu, aber aus Tirschtiegel könnte selbst er nicht Berlin machen. Und darum sage ich: die Straßenbahngesellschaft hat der Stadt sicher große Vortheile gebracht, doch eben so sicher unendlich viel größere von ihr empfangen, — schon dadurch allein, daß Berlin Großstadt ist und rastlos noch weiter wächst. Hausbesitzer und Straßenbahn haben aus der emsigen Arbeit der Berliner den Hauptnutzen gezogen; und es wäre ein Skandal, wenn für diese fremde Arbeit nicht wenigstens eine kleine Gegenleistung geboten würde. Die Abgabe ist also in jedem Sinn billig; und eben so ists der Zehnpfennigtarif. Er war der Preis, ohne den die Vertragsverlängerung bis ins Jahr 1920 nicht zu haben war; diese Thatsache sollte man nicht aus dem Gedächtniß zu wischen suchen. Gegen die gewählte Tarifform läßt sich vom Standpunkt des Logikers Manches sagen; daß sie aber den Finanzen der Großen nicht schlecht bekommen ist, habe ich vorhin gezeigt. Diese Finanzen waren jedenfalls viel schlechter an dem Tage, wo die Gesellschaft den Vertrag annahm, der sie zur Einführung des Zehnpfennigtarifes verpflichtete. Denn damals glaubte man fest, am ersten Januar 1920 werde der Bahnkörper kostenlos in den Besitz der Stadt Berlin übergehen und die Gesellschaft sich auflösen. Inzwischen hat aber Herr Micke den Minister bewogen, die Konzession, ohne die Stadt Berlin zu fragen, bis zum Anbruch des Jahres 1950 zu verlängern; und nun wird, nach der Ansicht tüchtiger Juristen, am ersten Januar 1920 die Rechtslage so aussehen: der Bahnkörper gehört der Stadt, die aber den Betrieb nicht aufnehmen darf, weil sie keine Konzession hat; und die Straßenbahngesellschaft hat zwar die Konzession, darf aber nicht fahren, weil ihr die Gleise nicht mehr gehören. Die Stadt wird also genöthigt sein, eine Einigung herbeizuführen; mit anderen Worten: der Gesellschaft noch ein Stück Geld draufzuzahlen. Denn wenn sich bis 1920 nicht etwa Allerlei in unseren politischen Machtverhältnissen ändert, wird man sich gegen das Verbot, die städtischen Gleise zu benutzen, mit dem Kleinbahnengesetz zu helfen wissen. Zu den Vätern dieses Gesetzes gehört Herr Micke; und die Kommunaljuristen, die bei der Vertragsverlängerung klüger als dieser Kluge zu sein glaubten, tragen die Hauptschuld an der unsinnigen Rechtslage, die zu entstehen droht. Will die Straßenbahndirektion zum Schaden jetzt etwa noch den Spott fügen? Fast könnte mans annehmen, wenn man sie, der die Verlängerung der Konzession einen so unberechtigten wie unerwarteten Vermögenszuwachs gebracht hat, jammern hört, ihre Finanzlage erlaube ihr nicht, den Zehnpfennigtarif beizubehalten. Bis 1950 ein Monopol und dann noch erhöhte Fahrpreise: Das könnte freilich den Schlauköpfen passen. Weniger schon den Berlinern. Aber selbst im Hochsommer pflegen die Bäume nicht in den Himmel zu wachsen. **Plutus.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Berlin, den 13. Juni 1903.

Militärpensionen.

Der Antrag, das Gesetz über die Militärpensionen noch in dieser Legislaturperiode vorzulegen, hatte bei den Interessenten neue Hoffnungen erregt, die, da die Reichstagsmehrheit dem Gesetz wohlwollend gestimmt ist, gewiß nicht enttäuscht worden wären. Daß die Vorlage dann doch nicht kam, wurde mit der Rücksicht auf die ungünstige Finanzlage begründet. Diese ungünstige Finanzlage kann aber noch Jahre dauern; der wirthschaftliche Aufschwung, der einst die Bewilligung von sechshundert Millionen für die Verstärkung der Flotte als eine finanziell leicht zu tragende Mittelaufwendung erscheinen ließ, wird kaum so bald wiederkehren. Inzwischen aber würde der Nothstand der verabschiedeten Offiziere fortdauern, den die Regirung selbst anerkennt, da sie die Erhöhung der Pensionen für nöthig hält. Wenn man bedenkt, daß noch im Vorjahr allein in Preußen 100 Millionen für die Stärkung des Deutschthumes in den Ostmarken bewilligt wurden, wofür im Ganzen 250 Millionen beansprucht sind, und daß der jetzige Militäretat im Extraordinarium eine Forderung von 21 Millionen für das Festungwesen, eine von 4$^{1}/_{5}$ Millionen für Garnisonbauten in Elsaß-Lothringen allein und andere in ihrer Gesammtheit beträchtliche aufwies, wenn man ferner erwägt, daß unser Kriegsbudget mit Militärpension- und Invalidenfonds heute 985 Millionen umfaßt, dann sollte eine Steigerung um 20 bis 23 Millionen — so wird die Erhöhung der Militärpensionen beziffert und diese Ziffer wird rasch sinken, da die Veteranen von 1866 und 1870 allmählich aussterben — nicht von einer Forderung abschrecken, deren Dringlichkeit auf allen Seiten anerkannt wird. Die Erklärung des Kriegsministers, das Militärpension-

gesetz könne nicht vorgelegt werden, weil es einen jährlichen Mehraufwand von 20 (und bei rückwirkender Kraft 23) Millionen erfordere und weil bei Erschöpfung des Reichsinvalidenfonds im Jahre 1908 ein Reichszuschuß von 40 Millionen, im Ganzen also 60 Millionen erforderlich seien, umfaßt die Forderungen für beide Gattungen inaktiver Soldaten, deren Berechtigung nahezu gleich ist, da beide durch Heeresdienst und Lebensalter mehr oder minder erwerbsunfähig geworden sind. Wenn das Reichsschatzamt die Forderung des Militärpensiongesetzes vom wirthschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, so sollte die Regirung doch auch die übrigen Seiten ihrer innerpolitischen Bedeutung nicht übersehen. Daß die Vorlage wieder vertagt worden ist, mehrt die Unzufriedenheit in den weiten Kreisen der Interessenten; noch wichtiger ist aber, daß der Offizierersatz zu fehlen beginnt. Die materiellen Ansprüche an den Offizier sind heute, trotz den in den letzten Jahren bewilligten Gehaltsaufbesserungen, in Folge der allgemein gesteigerten Lebenshaltung, der Vertheuerung der Uniformen u. s. w., nachgerade so hoch geworden, daß selbst ein pensionirter Stabsoffizier — geschweige denn Hauptmann oder Lieutenant — mit der Durchschnittszahl von drei Kindern, der das dienstlich geforderte Heirathgut, wie in der Regel der Fall, ganz oder zum Theil aufgebraucht hat, bei den jetzigen Pensionirungverhältnissen seine Söhne einfach nicht mehr Offizier werden lassen kann, da die Ansprüche an Zulage, Equipirung und Lebenshaltung für sie unerschwinglich geworden sind. Auch scheiden die Offiziere bei dem jetzt üblichen Pensionirungverfahren so schnell aus dem aktiven Dienst, daß ein Stand, in dem thatsächlich etwa die Hälfte seiner Mitglieder nur bis zum Eintritt des besten Mannesalters, dem vierzigsten Lebensjahr, zu verbleiben gezwungen ist, immer mehr an Anziehungskraft verlieren muß; besonders für Familien, die alle idealen Vorzüge dieses Berufes zu schätzen wissen, in den materiell beschränkten Verhältnissen aber, die eine Folge des Generationen hindurch fortgesetzten Offizier- und Beamtenberufes zu sein pflegen, genöthigt sind, auf das wirthschaftliche Ergebniß der zu wählenden Laufbahn Rücksicht zu nehmen.

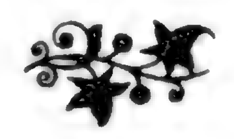
Die vor ein paar Jahren im Reichstag zur Sprache gebrachte Thatsache, daß die Hauptleute durchschnittlich mit 41, die Stabsoffiziere mit 48, die Obersten mit $51^1/_2$ Jahren verabschiedet werden, ist noch nicht durch eine andere zuverlässige Statistik widerlegt worden und dürfte sich bei dem herrschenden Verabschiedungmodus in jüngster Zeit kaum erheblich geändert haben, wenn auch in einem offiziösen Organ neulich behauptet wurde, die Dienstzeit bis zur Beförderung zum Hauptmann habe sich von 15 auf 16 Dienstjahre, zum Major von 23 auf 26, zum Oberstlieutenant von 29 auf 32, zum Obersten von 31 auf 34 Dienstjahre erhöht. Diese Chargen hätten aber selbst damit noch nicht die entsprechenden Ziffern der Armee erreicht, die mit

der unseren auf gleicher Höhe zu bleiben bestrebt ist: der französischen. In Frankreich ist das Durchschnittslebensalter der Kapitäns 43 Jahre, ihre Altersgrenze jedoch 53 Jahre, während der deutsche Hauptmann schon mit 41 Jahren den Dienst verläßt. Der französische Major scheidet mit 56, der deutsche mit 48 Jahren aus; der französische Oberst mit 60, der deutsche mit $51^1/_2$; der französische Oberstlieutenant mit 58, der deutsche mit 50 Jahren. Ungefähr um eben so viel günstiger liegen die Dienstzeitverhältnisse bei den Offiziercorps des russischen, österreichischen und italienischen Heeres. Schon dieses frühe Scheiden aus dem Lebensberuf des deutschen Offiziers müßte die Regirung bestimmen, die Pensionen zu erhöhen, und zwar mit rückwirkender Kraft, besonders für die älteren, die, wenn sie über fünfzig Jahre alt geworden sind, einen neuen Beruf kaum je noch ergreifen können und gerade in den vierziger und fünfziger Jahren doch für Unterhalt und Ausbildung der Kinder große Ausgaben haben. Auch den jüngeren Offizieren mag man die vorgeschlagene Erhöhung des Pensionsatzes von einem Viertel auf die Hälfte des pensionfähigen Diensteinkommens schon nach zehnjähriger Dienstzeit gönnen; müssen aber, mit Rücksicht auf den hohen Gesammtbetrag, die vorgeschlagenen Sätze verringert werden, so wäre es nur billig, daß diese Minderung die Offiziere träfe, die nach erst zehnjähriger Dienstzeit, also mit etwa 29 Jahren, ausscheiden und sich leicht einen neuen Lebensberuf schaffen können; ihnen sind, im Gegensatze zu den älteren Offizieren, im Bereich der Civil- und der Heeresverwaltung sehr viele Stellen offen und sie finden auch sonst und ohne beträchtliches Privatvermögen in diesem Lebensalter schnell eine lohnende Beschäftigung. Die älteren verabschiedeten Offiziere, denen von vorn herein durch die das Lebensalter betreffenden Bestimmungen viele Stellen verschlossen sind, können sich den fremden Verhältnissen bürgerlicher Berufe nur noch schwer anpassen. Für das Material des Heeres — ich erinnere an die oft wiederkehrenden Neubewaffnungen, Uniformänderungen, die Befestigunganlagen, an neue Erzeugnisse der Technik, neue Ausrüstungstücke u. s. w. — wird aus vollen Händen gegeben, für das Personal nur, so weit es aktiv ist; für die Inaktiven, die den größten Theil ihrer Kräfte im Heeresdienst verbraucht haben und auf die im Kriegsfall doch wesentlich gerechnet werden muß, fällt recht wenig ab. Da die Regirung zu der Erkenntniß gelangt ist, daß auch dieser Theil der Offiziere einer Aufbesserung dringend bedarf, kann sie nicht gerade diesen verabschiedeten Offizieren (ungefähr zehntausend) die Aufbesserung versagen. Die berechtigte Unzufriedenheit, die dadurch entstände, soll man nicht unterschätzen; all die Unzähligen, die mit den Verabschiedeten in irgend einer Verbindung stehen, können durch den Anblick solcher Behandlung nicht angespornt werden, ihren Nächsten zur Wahl der Offizierlaufbahn zu rathen. Der Staat ist aber auf den Offiziersersatz aus den

Familien seiner alten Offiziere, als den nach Gesinnung und Traditionen durchschnittlich geeignetsten, angewiesen; und diese Familien können, wenn ihre Lage nicht verbessert wird, den Ersatz einfach nicht mehr liefern. Man begreift deshalb nicht, warum die Regirung, der die Reichstagsmehrheit ja freudig zugestimmt hätte, so gewichtige Gründe übersah, die Vorlage abermals nicht einbrachte und sich der Möglichkeit des Vorwurfes aussetzte, besser als sie sorge der Reichstag für die alten Soldaten. Das wäre unter Kaiser Wilhelm dem Ersten und Bismarck gewiß nicht geschehen.

Als einziges Argument wird die Rücksicht auf die ungünstige Wirthschaftlage angeführt. Bei ernstem Willen könnte man aber den Militäretat auf manchen das Kriegsmaterial betreffenden Gebieten entlasten; zum Beispiel auf denen des Festungwesens (21 Millionen für 1903), Fußartillerie und manchen anderen. Jedenfalls darf da nicht gespart werden, wo es sich um eine Ehrenschuld handelt, nicht gespart werden an dem Einkommen der Männer, die den Wirthschaftaufschwung des Reiches in den Kriegen von 1866 und 1870 mit ihrem Schweiß und Blut erkämpft haben und von denen das Heer den geeignetsten Offizierersatz erwartet. Hält man jedoch Einschränkungen des Militäretats, trotz der lange Dauer versprechenden friedlichen Gesammtlage, nicht für zulässig, so mag man an die schon häufig empfohlene Wehrsteuer denken. Solche neue Einnahmequelle wird um so nöthiger sein, als in nicht allzu ferner Zeit für eine Aptirung des Feldartilleriematerials, für eine neue Artilleriebewaffnung, für Vermehrung der Kavallerie ungemein große Ausgaben zu erwarten sind. Frankreich und Oesterreich haben die Wehrsteuer schon eingeführt und damit weder die Zahl der Befreiungen vom Dienst vermehrt noch das Ansehen des Soldatenstandes vermindert. Auch wir werden auf die Dauer ohne diese Steuer nicht auskommen. Die Kopfzahl unserer Bevölkerung steigt jährlich um eine halbe Million; ein entsprechendes Anwachsen der Heerespräsenzstärke ist, abgesehen von den Kosten, schon deshalb ausgeschlossen, weil die übrigen Mächte, mit Ausnahme Rußlands, nicht eine so hohe Bevölkerungzunahme haben, ihr Heer also auch nicht im selben Umfang vergrößern können. Die Zahl der vom Dienst frei Bleibenden wird, im Verhältniß zur Ziffer der ins Heer Eingestellten, also ständig zunehmen. Und die Wehrsteuer, deren Ertrag von Manchen schon jetzt auf vierzig Millionen veranschlagt wird, könnte nicht nur für erhöhte Pensionen der Offiziere, sondern auch für auskömmlichere Ruhegehälter der Beamten die Mittel liefern.

Breslau. Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein.



Der alte Brunnen.

„Hab ich noch eine Flasche will?
O nein, drei leere stehn da schon.
Hier ist das Geld; und das für Dich:
Und jetzt zu Bett mit Dir, mein Sohn!“
Ich war der letzte Gast, nun ließ
Der müde Knirps mich aus dem Haus
Und in den vollen Mondenschein
Der Juninacht trat ich hinaus.

So still wars in dem alten Nest,
Kein Lärm scholl, kein Studentensang,
Nur aus der Mauernische leis
Des Brunnenstrahles Rieseln klang.
Und als ich diesen Ton vernahm,
Da gings mir plötzlich durch den Sinn:
Dein wartet noch ein alter Freund.
Die rechte Stunde ists, geh hin!

Der Brunnen ist es, der am Markt
Seit mehr als hundert Jahren rauscht,
Mit dem in stiller Sommernacht
Dereinst ich manches Wort getauscht.
Die heiße Kehle hab' ich oft
Gekühlt mit seinem frischen Naß;
Wir wachten noch, wenn Alles schlief,
Und schwatzten über Dies und Das.

Wie saß es auf der breiten Bank
So gut sich unterm Lindenbaum!
Das Rauschen klang, das Rauschen sang
Mich leise ein in süßen Traum.
Doch lauter scholls mir dann ins Ohr:
„Geh heim, Du schläfst mir sonst hier ein!“
Ich reckte mich empor und schritt
Nach Haus im lichten Morgenschein.

Und eh' ichs wußte, war ich da
Und schlang um seinen Stamm den Arm.
Ich weiß nicht: wars der schwere Wein?
Doch wurde mir ums Herz so warm.
Der Alte sprach: „So kommst Du auch
Mal wieder? Das ist nett von Dir.
Komm, setz' Dich hin, 's ist Alles noch
Wie einst vor dreißig Jahren hier."

Ich trank von seiner klaren Fluth
Und setzte dicht mich ihm zur Seit'.
Bei seinem Rauschen hab' ich lang'
Gedacht der alten, schönen Zeit.
Der alte Platz wars, jeden Stein
Im Mondenlicht erkannt' ich klar;
Ich dachte ihrer, die mit mir
Geschritten hier vor manchem Jahr.

Hier schritten wir an jedem Tag,
In jeder Nacht, so wollts die Pflicht,
Denn unsers braven Wirthes Haus
Lag an dem breiten Marktplatz dicht.
Die lieben Kerle, schlank und schmuck,
So frisch und flott, wo sind sie heut?
Der Brunnen sprach: „Die Besten tot,
Die Andern, ach, wie weit zerstreut!"

Dort steht auch noch das niedre Haus!
Ein Fenster blitzt im Mondenschein.
Ich kenn' es gut; in stiller Nacht
Stieg ich so manches Mal hinein.
Die Braune, die so wild geküßt,
Die Blonde mit dem leichten Sinn,
Wo blieb das holde Mädchenpaar?
Der Brunnen sprach: „Dahin, dahin!"

Und Du, vor dem das Leben noch
In blauer Bergesferne lag,
Kehrst Du zurück zum alten Nest,
Wie Du dereinst geschieden? Sag!
Wie war so frisch Dein junger Sinn,
Wie schlug das Herz so leicht und frei!
Schlägts heute noch im alten Takt?
Der Brunnen sprach: „Vorbei, vorbei!“

Ich saß und sann und sann, da hob
Der Alte an: „Jüngst waren hier
Zwei aus der Zeit, an die Du denkst,
Und sprachen Manches auch von Dir.
Philister waren stets sie mehr
Als Du, drum meinten sie zum End':
„Gewiß, er ist ein braver Kerl,
Doch immer noch zu sehr Student.“

Ich sprach: „Du weißt, vor manchem Jahr
War ich der Fröhlichste beim Wein;
Beim Weine sitz ich manchmal noch,
Doch sitz' ich jetzt für mich allein.
Du kannst mirs glauben, lieber Freund,
Es trinkt sich wahrlich so nicht schlecht,
Wenn still man denkt der alten Zeit.“
Der Brunnen sprach: „Hast Recht, hast Recht!“

Und weiter fragt' er: „Ist es wahr,
Liebst Dus noch stets, Dich umzusehn,
Wie Dus schon hier gethan, siehst Du
Ein schmuckes Kind vorübergehn?“
Ich lachte: „Leugnen will ichs nicht,
Es mag zuweilen noch so sein,
Doch großen Schaden hat davon
Wohl kaum das schmucke Mägdelein.“

Er knurrte was, dann fuhr er los —
Bedrohlich hört' es fast sich an —:
„Hast Du belogen je ein Weib,
Dich je gedrückt vor einem Mann?"
Ich lachte: „Alter, Du wirst schwach!
Nach solchen Sachen fragst Du noch?
Du inquirirst mich hier und kennst
Mich nun seit dreißig Jahren doch."

Er brummte: „Na, sei nur nicht bös.
Ich weiß, es war von mir nicht recht,
Doch thäts mir leid — Das kannst Du dir
Wohl denken —, wärst just Du nicht echt.
Nun aber geh nach Haus, es steht
Im Osten schon ein heller Schein.
Gut' Nacht, gut' Nacht! Und gleich zu Bett,
Sonst schläfst Du wieder mir hier ein."

Als in der Früh' ich weiterzog,
War voll der Markt vom Weiberschwarm.
Ich drängte mich zum Alten durch
Und schlang um seinen Stamm den Arm.
Ich trank von seiner klaren Fluth
Und netzte Stirn und Augen mir:
„Ade, ich muß nun weitergehn,
Zu Nacht bin ich schon weit von hier.

Das Leben ist nun bald dahin
Und schneller stets die Jahre gehn.
Wer weiß, Du lieber alter Freund,
Ob wir uns nochmals wiedersehn?
Doch kehr' ich auch nicht mehr zurück:
Du weißt, Dir bleib' ich immer gut."
Der Brunnen rauschte stärker auf:
„Fahr wohl, fahr wohl, Du treues Blut!"

Wilhelm Polstorff.

Sombarts Wirthschaftpsychologie.

Keine Gestaltung menschlichen Zusammenlebens kann einem Organismus verglichen werden. Von den Lungen und Schlagadern der Erde durfte Fechner reden, so lange er dichtete, meinetwegen auch philosophirte; aber ein reichliches halbes Jahrhundert im Märchenkostüm sich amusirt zu haben, müßte einer vermeintlichen Wissenschaft, wie der Soziologie, übergenug sein. Sollen wir sie überhaupt noch ernst nehmen, sollen wir nicht glauben, sie sei einem hebephrenen Siechthum verfallen und nur noch auf unser Mitleid mit ihren ewigen Kindheitfreuden angewiesen: so wird es Zeit, daß sie sich aller leeren, aller schiefen Gleichnisse begebe und zunächst einmal ängstlicher jede Analogie meide, als es sonst wohl eine Wissenschaft nöthig hat. Keine Gesellschaft ähnelt einem Organismus. Wenn wir selbst annähmen, der Determinist und der Hylozoist könnten sich auf etliche Gemeinsamkeiten einigen, sofern sie die Willensbestimmtheit des Menschen als einen der Lebensbedingtheit der Zelle im Wesen gleichen, nur komplizirteren Prozeß glaubten — glaubten, betone ich, denn heute wenigstens wäre davon noch nichts zu erweisen —, selbst wenn wir Das annähmen, so bliebe doch immer ein Unvergleichliches, das der Zelle kein noch so toller Phantast andichten mag: die Illusion der Willensfreiheit, das Entscheidungsgefühl, in dem wir den Sieg eines unter den ringenden Motiven, den Anfang der That erleben. Soll das Wort Organismus nicht jeglichen Sinn verlieren, so darf man es nicht für ein Ganzes anwenden, dessen Theile in ihrem Verhalten sich als willensfrei fühlen; und ohne Mühe wäre nachzuweisen, daß Ratzels Versuch, dem alten Gleichniß eine letzte biogeographische Realität zu retten, nur eine sehr enge, eine vor den Gegengründen gänzlich einschrumpfende Berechtigung in sich trägt. Wenn die Sozialwissenschaft es mit den Erscheinungen an Komplexen zu thun hat, deren Elemente willensfrei sich fühlende Menschen sind, so kann sie weder ihre Ziele, noch ihre Methoden, noch ihre Benennungen der Biologie entleihen, — sie müßte denn den Nachweis erbringen, daß diese Erscheinungen von den Wahlakten der Menschen gänzlich unabhängig seien. Das ist die große Frage einer Sozialtheorie, die ans Ende aller sozialwissenschaftlichen Arbeit gehört und doch mit zähem Eigensinn immer wieder den Eingang versperrt: ob die Sozialwissenschaft (oder Soziologie der Vorsichtigen) eine Sozialanthropologie, eine Sozialökonomie, eine Sozialgeographie oder eine Sozialpsychologie bedeute. Chamberlain und Ammon, die Marxisten, Ratzel und Helmolt haben mehr oder minder einseitig die drei ersten Antworten ertheilt. Lamprecht und Breysig haben sich, Jeder auf seine Art, aber Beide unzweideutig, als Psychologen bekannt. Nicht minder unzweideutig hat Werner Sombart sich zu ihnen gesellt; und er hat für seine Anschauung, daß Sozialwissenschaft

nur Sozialpsychologie sein könne, den umfassendsten Beweis zu erbringen versucht, der von einem Einzelnen überhaupt erwartet werden kann.

„Der moderne Kapitalismus“ (Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot) unterscheidet sich von den Lebenswerken Breysigs und Lamprechts wesentlich durch die Einengung des Beweisfeldes auf eine einzige Erscheinung im Sozialleben einer bestimmten Epoche. Breysig hat die ganze Kultur der Neuzeit, Lamprecht alle historischen Lebensäußerungen — wenn auch nur des deutschen Volkes — herangezogen; Sombarts Wurf ist in strengster Beschränkung eine Wirthschaftpsychologie geblieben. Damit rückt es aber in die unmittelbare Nachbarschaft von Wilhelm Wundts „Völkerpsychologie“, deren sprachpsychologischer Theil im Umfang von zwei Bänden vollendet vorliegt. Ich erblicke in Sombarts Werk jenes höchst erwünschte erste Glied, das die Völkerpsychologie zur Sozialpsychologie zu ergänzen berufen ist. Wundt hat, wie von je her in seinen Vorlesungen und Einzelarbeiten, so auch in seinem abschließenden Buch an der Einschränkung der Völkerpsychologie auf die Erscheinungen der Sprache, Mythe und Sitte festgehalten, Mythe und Sitte übrigens im weitesten Sinne, also die Religionen, die Moral und das Recht mit umfassend verstanden. Und doch läßt sich für diese Abgrenzung, so zweckmäßig sie einst für die tastenden Anfangsprogramme sozialpsychologischer Forschungarbeit gewesen sein mag, heute kein wirklich stichhaltiger Grund mehr ersinnen. Mindestens die Wirthschafteinrichtungen schließen sich diesen drei Zeugnissen einer nur im Gemeinschaftleben möglichen Geistesarbeit völlig ebenbürtig an; aber auch die Kunstbethätigung gehört unter die Objekte der Sozialpsychologie, natürlich nicht die Schöpfungen eines Sophokles, Rembrandt oder Goethe, wohl aber das ästhetische Treiben, der Genuß, die Muße der breiten Massen. Daß etwa in der Kunst die singuläre Leistung allzu stark die kollektive überwiege, wäre ein verfehlter Einwand, der die Mythe weit schärfer träfe, da die vulgäre Meinung und die ihr dienstbare heroistische Geschichtstheorie gerade die Religionen ausnahmelos zu Thaten bestimmter Stifter gestempelt hat; und wie denn nun das Verhältniß zwischen der singulären und der kollektiven Erscheinung sich darstelle, kann keinesfalls schon bei der Abgrenzung der sozialpsychologischen Aufgabe entschieden, muß vielmehr selbst erst als Aufgabe der Sozialpsychologie überwiesen werden. Genug. Sprache, Mythe, Sitte, Muße, Wirthschaft sollte Keiner mehr der sozialpsychologischen Forschung als ihr ureigenes Ackerland streitig machen. Zu den drei ersten hat — womit ich keinem der übrigen Beiträge Unrecht anthun möchte — vorerst Wundt das gewichtige Wort, dem Anhänger wie Gegner des Altmeisters mit gleicher Theilnahme lauschen; auf die Geisteserzeugnisse der Muße wurden von Allen von Bücher und Karl Groos einzelne, blendende Lichter geworfen, ohne daß eine zusammenfassende sozial-

psychologische Betrachtung des Schönen bis heute versucht worden wäre; für die Wirthschaft mögen wir jetzt Sombart unser Ohr leihen. Das darf er fordern; so großen Stils scheint mir seine Leistung zu sein, so ebenbürtig im Wurf der Sprachpsychologie Wundts, dem ihn doch keinerlei unmittelbare geistige Abhängigkeit verbindet, daß wir die Pflicht haben, ihn ausreden zu lassen, ehe wir zur umfassenden Apologie, Kritik oder Widerlegung uns melden. Und doch redest Du? höre ich mir spöttisch zurufen. Gemach. Weniger zum Schöpfer der beiden Bände als zu mir selbst und zu Denen, die sein Werk, so weit wir es haben, kennen; und in der Art etwa, wie man in einer Theaterpause mit ein paar Freunden die unmittelbaren Eindrücke tauscht und gern hier oder da ein Bedenken, ein Fragezeichen, einen Einwand, einen Zweifel bringt, — hauptsächlich, um sich zu attestiren, daß man gut aufmerke und nicht in träger Bewunderung entschlummert sei.

Sombarts Aktion hat zwei Vorspiele; und das zweite nennt er selbst einen Schönheitfehler. Nun, unterhaltsam pflegen Klassifikationen, terminologische Festsetzungen nie zu sein, und wo sie uns eine ganze Wissenschaft vortäuschen sollen, wie in der alten Logik oder der rationalen Psychologie, dort empfinden wir sie mit gutem Recht als gräßlich. Hier liegt die Sache wesentlich anders. Diese Einleitung rückt für den aufmerkenden Leser in das Licht des ihr voraufgehenden Geleitwortes. Da hörten wir ein Programm geisteswissenschaftlicher Forschung; nun empfangen wir die angenehme Gewißheit, daß Sombart die psychologische Grundnote dieses Programmes auch für seine Terminologie festzuhalten strebt. Für Jeden, der in der Sprache ein Stück Seele sucht, ist es eine rechte Freude, zu verfolgen, wie Sombart, statt nach bequemer Schablone geschnittene Etiketten uns zu oktroyiren, aus den schlichtesten Alltagsworten ihre lebendig fühlbare Deutung entziffert.

Das ist nicht nebensächlich, zumal bei einer werdenden Wissenschaft, die noch alle Möglichkeiten zur Wahl hat und gar leicht nach den schlechten greifen könnte; die Biologie hats gethan und ihre bedeutsamsten Untersuchungen sind heute mit einem wahren Spinngewebe terminologischer Geheimnisse verschleiert. Aber es ist auch nicht nebensächlich, weil durch diese sprachpsychologische Kleinarbeit Sombarts ein dem Kundigen viel verheißendes Wetterleuchten geht: das erste Aufflammen des Gegensatzes zu Bücher. Noch wird der Name nicht genannt; aber die Seiten, auf denen die qualitativen Unterschiede der Betriebsgestaltung analysirt werden, richten sich deutlich genug gegen eine Klassifikation, die sich von der Entstehung der Volkswirthschaft leiten ließ, um die Entstehung der Volkswirthschaft anschaulich zu machen, die im Prinzip historisch war, um in der Sache der Historie dienen zu können. Und mit solcher Kennzeichnung der von Bücher geführten Analyse muß dieser Angriff Sombarts bereits als unberechtigt, als prinzipiell verfehlt erscheinen.

Bücher hat ausdrücklich betont, seine Untersuchung gelte nicht einer wirthschaftlichen Elementarerscheinung, sondern einer historischen Kategorie. Philosophisch geredet: Arbeitgliederung sei ein Entwickelungbegriff. Sombart aber strebt hier die Aufhellung eines Elementarbegriffes, des Betriebes, an. Soeben hat er die unbedingte Trennung von Wirthschaft und Betrieb ausgesprochen, die psychologisch und methodologisch nöthig ist, weil die historischen Wirthschaftformen mit den historischen Betriebsformen sich nur selten decken, ein Elementarbegriff aber für jeden Entwickelungquerschnitt absolut giltig sein muß. Sombarts Analyse endet schließlich in dem Elementarbegriff des Betriebes. Ganz mit Recht: dieser Begriff ist in der That elementar; ihm geht jede historische Bedingtheit ab. Dagegen treten wir auf den Boden der Entwickelung, wo das Suchen nach Betriebsformen anfängt. Und eben hier begeht Sombart seinen Fehler. Er charakterisirt die Betriebsformen durch die wechselnde quantitative Verkettung zweier Prinzipien, die sie aufweisen sollen; diese Prinzipien aber liegen, wie man hört, aller Arbeitorganisation der Menschen zu Grunde, nur mannichfach kombinirt; sie sind also Elementarbegriffe und damit zur Konstituirung eines Entwickelungbegriffes an sich untauglich. Das entgeht denn auch Sombarts Scharfblick nicht und im letzten Augenblick kehrt er den Organisationprinzipien den Rücken, um statt ihrer das Verhältniß des Arbeiters zum Gesammtprozeß und Gesammtprodukt als Basis für die Entwickelungbegriffe der Betriebsformen zu wählen. Dieses Verhältniß ist aber überhaupt kein wirthschaftlicher, sondern ein allgemein logischer, hier also sprachpsychologischer Begriff, ohne den das Wort Arbeiter so wenig einen Sinn hätte wie das Wort Mutter ohne das in ihm ausgesprochene Verhältniß zur Zeugung und zum Kinde. Also ein ganz bestimmtes Verhältniß: das Maß nämlich des Schöpferantheiles jedes Einzelnen an dem Erzeugniß, wie ich es hier kurz nennen kann; und zwar ist es die Verkleinerung dieses Antheils, die endlich als Entwickelungbegriff der Betriebsformen erscheint, deren Veränderung uns von einem einzigen Punkt aus ansehen lehrt.

Wie Sombart anmerkt, ist dieser Gesichtspunkt kein realer; die durch jene Verkleinerung bezeichnete Entwickelung ist nicht die empirisch-historische. Aber, mein Gott, wozu dann die Mühe? Um eine ideelle Entwickelung vorzuführen, die wir uns in die Dinge hineindenken können? Oder vielmehr, nach der wir die Dinge umdenken müssen? Ich erschrak leise, als ich gerade auf diesen Seiten Hegel citirt fand. Hegelianische Entwickelungbegriffe zu konstruiren, ist wahrlich nicht nöthig. Also lassen wir die Verkleinerung des Schöpferantheiles. Nehmen wir den Schöpferantheil schlechthin, ohne Rücksicht darauf, wie er sich ändert. Dann haben wir ein Maß, mit dem jeder Querschnitt der Betriebsentwickelung gemessen werden kann, einen Elementarbegriff; und wenn wir acht Möglichkeiten des Maßes nehmen und für sie acht Namen

aufstellen, so haben wir acht engere Elementarbegriffe, also eine recht hübsche Betriebssystematik, nur keine Betriebsentwickelung. Reichlich vierzig Seiten nachher giebt uns Sombart unumwunden zu: daß die Lehre vom Betrieb in einer starren Systematik sich fast vollständig erschöpfe. Ich korrigire nur: die Lehre; Sombart meint natürlich: seine Lehre ... Und nach Alledem sind die Seiten über die zwei einzigen Organisationprinzipien schier unbegreiflich; Sombart läßt ja, wie gesagt, beide im entscheidenden Augenblick unter den Tisch fallen.

Die Gliederung der Wirthschafterscheinungen leitet dann Sombart mit einem Frontangriff gegen Bücher ein, dessen Lehre von den Wirthschaftstufen er geradezu als den falschen Abschluß von unvollständigen oder übertriebenen älteren Theorien, ja, als mundgerechte Verflachung der ungleich tieferen Vorarbeiten charakterisirt. Bücher unterschied seine drei Wirthschaftstufen nach der Länge des Weges, den die Güter vom ersten Produzenten bis zum Konsumenten zurücklegen, als geschlossene Hauswirthschaft, Stadtwirthschaft und Volkswirthschaft. Nun könnte man, mit dem guten Recht aller Kritik, diese Eintheilung ablehnen, ohne selbst eine bessere zu finden. Aber Sombart bringt uns eine eigene, neue Unterscheidung der Wirthschaftstufen; und von ihr darf man schon außerordentliche Vorzüge verlangen, wenn die herbe Kennzeichnung der älteren uns gerecht dünken soll. Es thut mir leid: aber ich kann diese Vorzüge nicht entdecken. Ich finde, daß Sombart im tiefsten Grunde auf das selbe Eintheilungprinzip sich stützt wie Bücher, daß er aber diese Aehnlichkeit durch eine zwar interessante, doch innerlich unnöthige Dialektik verschleiert und schließlich drei Namen bringt, die eine entschiedene Verschlechterung bedeuten. Büchers „Weglänge" ist das Maß der wirthschaftlichen Differenzirung. Sombart weiß nichts Besseres als dieses selbe Maß seiner Neuschöpfung unterzulegen; nur leitet er es aus dem Entwickelungsgrade der jeweilig verfügbaren Produktivkräfte her und übersetzt es in seine Kehrseite, in die Vergesellschaftung der wirtschaftlichen Thätigkeit. Der Wesensunterschied ist einfach gleich Null; oder um ein algebraisches Bild zu benützen: Sombart schreibt die Wurzel Büchers in den Logarithmus um. Ueber den Vorzug können dann formale Erwägungen entscheiden, die aber ohne grundsätzliche Tragweite sind. Nur in der Wortwahl ist Sombart ohne Zweifel der minder Glückliche. Abgesehen davon, daß die Spezialisirung abermals umdefinirt werden muß, damit sie für Sombarts jetzige Absicht nutzbar werde, geben die drei Bezeichnungen der Wirthschaftstufen als Individualwirthschaft, Uebergangswirthschaft und Gesellschaftwirthschaft alle Vorzüge der Namen Büchers preis, ohne durch eine einzige Verbesserung oder auch nur durch Schönheit sich auszuzeichnen. Die Definition der Individualwirthschaft, wie Sombart sie giebt, stößt, glaube ich, selbst den Laien auf das Wort Hauswirthschaft; und nicht minder findet die für die

Uebergangswirthschaft nach Sombarts Worten charakteristische „noch nicht sehr hochentwickelte Vergesellschaftung“ (der Einzelwirthschaften) in dem Wort Stadtwirthschaft ihren sprachlich besten Ausdruck.

Ich hätte von diesen Dingen nicht so ausführlich geredet, wüßte ich nicht, wie großen Werth Sombart gerade seiner Attacke gegen Bücher beimißt, und schriebe er nicht glänzend genug, um unkritische Enthusiasten zur selben Werthung hinzureißen. Mir ist diese Verirrung eine geringfügige Episode im Genuß des Werkes geblieben. Erhebt sich doch schon am Ausgang des selben Abschnittes Sombart zu einer Schärfe der Problemstellung, die das prächtige Geleitwort wieder in die Erinnerung ruft und später in den Ausführungen des zweiten Bandes zu den wundervollsten Früchten sozialpsychologischer Erkenntniß gereift erscheint. Obwohl die Ausreife nicht vollendet, nur ein gut Stück gefördert sein mag.

Es giebt kaum etwas Reizvolleres in unseren Tagen als den Streit um die Aufgaben und Methoden der Geisteswissenschaften (oder Kulturwissenschaften, wie einige modische Denker sehr viel schlechter zu sagen pflegen). Reizvoll sind sie besonders darum, weil die meisten Rufer im Kampf das Reich, von dem sie das ihre scheiden möchten, die Naturwissenschaft, gar nicht kennen oder es mindestens durch eine Brille betrachten, deren sich die moderne Naturforschung längst entledigt hat: durch die Brille des alten Kausalbegriffes und des alten Naturgesetzes. Es ist jene Sorte von Wissenschaftmystik, wie der Materialismus sie als seine Spezialität betrieb: der Aberglaube an den Erkenntnißwerth der Naturwissenschaft, die doch in Wahrheit nur eine besondere Art ist, unsere Vorstellunginhalte unter Abstraktion von den Gefühlsreaktionen anzusehen und zu ordnen. Das „Gesetz“ ist keine ewige, eherne, große Nothwendigkeit mehr, sondern sozusagen ein denktechnisches Mittel; und die vorsichtige Funktionformel hat die Kausalverknüpfung abgelöst. Natürlich wird das Gesetz als ordnende Etikette desto werthvoller, je mehr man darunter bringen kann, und seine wachsende und schließlich scheinbar ausnahmelose Giltigkeit ist unser Werk, nicht aber eine Eigenschaft der Dinge. Nach allen Kräften wird nun versucht, den Geisteswissenschaften das Recht auf solche Gesetze allgemeiner Geltung wegzubeweisen. Aus völlig mißverstandenen Aeußerungen Wundts (der die Giltigkeit der sozialen Gesetze als eine empirisch beschränkte schildert) hat Biermann kürzlich befriedigt den Schluß gezogen, daß es dann keine Gesetze seien, die es eben in der Sozialwissenschaft gar nicht geben könne. Von seinem Standpunkt aus mit Recht; nur glaube ich, daß der Standpunkt unhaltbar ist. Auch die Naturwissenschaft mußte sich mit Typusgesetzen begnügen, als sie noch in den Kinderschuhen stand, und nach dem momentanen Stande der Forschung hat das Gesetz von der Erhaltung der Energie durch die radioaktiven und die katalytischen Er=

scheinungen seine thatsächliche Geltung verloren, so sehr man im Recht ist, sie vorläufig weiter zu postuliren; für das organische Geschehen ist sie ja noch nie mehr als ein Postulat gewesen. Vermissen wir an einem Gesetz empirisch seine Allgemeingeltung, so zeigt uns Das nur an, daß es noch Bestandtheile enthält, die auszuscheiden sind. Eine prinzipielle Halbgiltigkeit der sozialen Gesetze aber scheint mir unbeweisbar zu sein.

Denn die Gesetze der Sozialwissenschaft sind psychologischen Wesens. Entweder leugnet man nun mit Kant die Möglichkeit einer Psychologie als Wissenschaft, weil Mathematik auf die psychischen Erscheinungen nicht anwendbar ist; oder man giebt zu, daß Mathematik lediglich das Formalprinzip der naturwissenschaftlichen Betrachtung, für den Charakter der Psychologie als Wissenschaft aber irrelevant, eine wissenschaftliche Psychologie also mindestens möglich sei. Dann giebt es auch Gesetze in dieser Psychologie und genau wie in der Naturwissenschaft wird unser Bemühen dahin gehen, sie zur Allgiltigkeit zu formuliren. In diesem Sinn hat Wundt seine drei psychologischen Beziehungsgesetze geschaffen: es giebt keine Ausnahme, wo immer geistiges Geschehen sich findet, von der psychischen Relation, von der psychischen Resultanz, vom psychischen Kontrast. In diesem Sinn hat, wie uns Franz Oppenheimer wieder eindringlich nachgewiesen hat, Malthus sein Populationgesetz gedacht: als ausnahmelos, nicht nur als typisch.

Sombart bleibt nun leider auf der „mittleren Linie", auf der er zwar Gesetze des sozialen Geschehens, doch mit beschränkter Geltung anerkennt. Er tröstet sich mit „so vielen anderen Wissenschaften". Welche er meint, weiß ich nicht; vielleicht die Assyriologie, die jetzt schon damit zufrieden ist, wenigstens den Offenbarungsglauben ausgeschaltet zu haben. Zwar scheint ihm eine Sekunde doch das Gewissen zu schlagen und er läßt uns den Ausblick auf eine Möglichkeit sozialer Gesetze offen; doch die würden, sagt er, in ihrer Abstraktheit über das soziale Leben nur wenig aussagen. Gewiß: so wenig wie die mechanischen Grundgesetze über den Reichthum des organischen Lebens, den trotzdem in ihnen auszudrücken, das Ziel der Physiologie bleibt. Wer redet hier aus Sombart? Der Aesthet, den es graut, das „tausendfältige Leben mit ödem Formelkram zuzudecken", wie er wenige Seiten später verächtlich vom Beruf des Forschens schlechthin sagt? Ich hoffe: der Historiker, der instinktiv fühlt, daß keine Entwickelung sich in den Rahmen einer noch so virtuosen Elementarformel pressen läßt. Und der Historiker ist es auch, der ihm auf den bald wundervollen, bald seltsamen Seiten die Feder führte, wo er seine Wahlfreiheit zwischen den beiden ordnenden Prinzipien der causa und des telos rechtfertigt.

In zwei Zügen offenbart sich Sombart hier als einen Forscher großen Stils. Er bläht sich nicht mit der Illusion, daß wissenschaftliche Erkenntniß

den Schleier vom Wesen der Dinge zu lüften vermöchte. Es wird ja vielleicht nicht nur den vom Aufklärungdünkel besessenen Gelehrtentyp unliebsam berühren, wenn Sombart die wissenschaftliche Forschung die armsäligste Art unseres Verhältnisses zur Welt schilt; ich habe mich des kühnen Satzes gefreut, obgleich mir seine positive Wendung, der Preis des Aesthetischen, nicht sehr befriedigend erscheint, da ich als das wahrhaft lebendige Verhältniß zu den Dingen nur das religiöse zu bewerthen vermag. Aus diesem Bekenntniß Sombarts aber ergiebt sich von selbst, daß er auch den Wegen der Forschung, wie ihren Zielen, die beweglichste Relativität zuspricht. Grundsätzliche Relativität, nicht blos methodische, die ja Niemand bestreiten würde: je nachdem soll die kausale, soll die teleologische Betrachtung die zweckmäßigere und darum gebotene sein. Heute die kausale; in einem sozialistischen Gemeinwesen die teleologische. Dieser Wagemuth der Prophezeiung hat mich nicht minder sympathisch angemuthet. Bücher zwar schrieb gegen diese Art Sombarts sarkastisch, er selbst zähle zu den altmodischen Leuten, nach deren Meinung es die Wissenschaft nur mit Dem zu thun habe, was war und was ist; aber straft nicht die Geschichte der Forschung den leipziger Denker hier auf ihren ruhmreichsten Blättern Lügen? Um nur ein Beispiel zu geben: wie unermeßlich fruchtbar ward für den klärenden Meinungstreit der Satz von Clausius, daß die Entropie des Weltalls einem Maximum zustrebe! Zu wie emsiger Nachprüfung hat hier der unerträgliche Gedanke an ein solches Ende der kosmischen Entwickelung die Physiker gespannt! Sollte der Sozialforscher nicht eine Möglichkeit erwähnen dürfen, die, wie immer es um ihre Realisirung bestellt sein mag, doch, als Endziel unserer größten politischen Partei, einer ganzen, täglich erstarkenden Klasse der Gesellschaft vorschwebt?

Trotzdem ist es der Theilirrthum eines größeren Irrthums, wenn Sombart für eine sozialistische Gesellschaft eine kausale Betrachtung unsinnig nennt. Es trifft zwar vollkommen zu, daß causa und telos ordnende Prinzipien in der sozialwissenschaftlichen Betrachtung darstellen; aber sie sind nicht koordinirt und nicht das Zeitalter entscheidet über die Wahl, sondern die jeweilige Problemstellung. So lange die Sozialwissenschaft beschreibend und vergleichend bleibt, muß sie teleologisch sein. Denn das psychische Erleben ist seiner Eigenart nach überall Wollen, Trieb, Zielstreben, — oder wie man es nennen will; und es ist sicherlich keine geringfügige Aufgabe, die das wirthschaftliche Dasein bestimmenden Willenserscheinungen genau zu beschreiben und zu vergleichen. So lange sie dieser Aufgabe sich widmet, respektirt die Sozialwissenschaft nothwendig das psychologische Faktum der Illusion einer Willensfreiheit, ist sie eben teleologisch geartet. Aber die Psychologie schreitet von der Kenntniß der Willensakte zur Kenntniß von deren Zusammenhang, also der Bestimmtheit jedes einzelnen durch einen anderen psychischen Vorgang fort; der Zweck

wird Motiv, das telos wird causa. Die Wissenschaft erklimmt ihre zweite Stufe; ihre Aufgabe ist eine kausale geworden. Und je nachdem sie elementare oder Entwickelungsgesetze aufzudecken sucht, hat sie die Kausalität der Synthese oder der Genese uns zu entschleiern. Es giebt eine Stufe, wo alle psychologische Forschung erst einmal teleologisch geartet sein muß, und es giebt eine spätere, wo sie kausal wird. Daß die spätere die höhere Stufe sei, ist eine Werthung, die uns die Bedeutung der Wissenschaft für praktische — technische oder religiöse — Dinge diktirt; ich stimme Sombart zu, wenn er diese Werthentscheidung als Forscher ablehnt. Doch sicherlich ist die spätere Stufe, einmal erreicht, nun auch die definitive; die teleologisch charakterisirte Beschreibung und Vergleichung rückt in die Stellung der Hilfswissenschaft, mag sie auch zeitweilig — etwa, wo ganz neue Stoffgebiete gefunden werden — wieder ins helle Licht des Vordergrundes treten. Immer mehr Zweckreihen als Motivreihen zu erforschen, ist der Gang der Psychologie, auch der sozialen, und das sozialistische Gemeinwesen, das diesen Gang änderte, umkehrte, müßte so beschaffen sein, daß es auch in der Realität keine Motivirtheit mehr zuließe, — müßte also ein Unding sein. Was Sombart die „blinden“ Marktgesetze nennt, die heute herrschen und die Sozialforschung kausal stempeln sollen, sind in Wahrheit nur besonders dunkle Kausalkomplexe; wo wir uns nicht zurechtfinden, schelten wir ja gern die Dinge blind, statt uns selbst blind oder die Dinge dunkel zu nennen. Die psychologische Forschung kennt nicht Engels' Sprung aus der Nothwendigkeit in die Freiheit; sie geht genau umgekehrt, sie sucht möglichst viele Akte der illusionären Willensfreiheit als Ereignisse der Willensbestimmtheit darzustellen. Und nicht nur gegen Stammler: auch gegen Sombart behält, in dieser einen Frage des Forschungprinzips, Karl Marx Recht.

Um Sombarts Verhältniß zu diesem hegelianischen Dialektiker ists eine eigene Sache. An drei Punkten galt es, Stellung zu Marx zu nehmen: und jedesmal hat Sombart die Position gewechselt. Er ist, mit einem Zugeständniß an die Teleologie, hinter ihn zurückgegangen im Forschungprinzip. Er hat sich völlig von ihm losgemacht in der Auffassung der treibenden Kräfte alles wirthschaftlichen Lebens, die für ihn psychische und nur psychische sind. Er hat sich zu ihm bekannt in der Aneignung des „konstruktiven“ Gedankens, im Glauben an die Möglichkeit, alle historischen Erscheinungen zu einem sozialen System aufzubauen. Und doch hat ihn dies ideelle Bekenntniß vor der realen Untreue nicht zu schützen vermocht. Denn Sombart meint unter einem sozialen System ein historisches. Ihm ist sonnenklar, daß die Entwickelung sich nicht auf eine zeitlose Formel bringen läßt, daß die genetische Wirklichkeit nicht synthetisch gefaßt werden kann. Ihm sind soziale Theorien wörtlich: „je für bestimmte, historisch abgrenzbare Wirthschaftperioden

je verschiedene Theorien"; „einheitlich geordnete Erklärungen aus den das Wirthschaftleben einer bestimmten Epoche prävalent beherrschenden Motivreihen der führenden Wirthschaftsubjekte". Das ist freilich nicht der psychologisirende Historismus, der eine glänzende, doch ablösungreife Phase volkswirthschaftlichen Forschens beherrschte: es ist aber eben so wenig Marxens Dialektisirung der Historie, sondern moderne Entwickelungwissenschaft, wie ihr zuerst mit allen Kräften Lamprecht über den neurankianischen Historismus und die marxistische Dialektisirung hinaus Bahn gebrochen hat. Das sollte man sich überlegen, ehe man in schmeichelnder oder feindsäliger Absicht Sombart mit Marx in einem Athem nennt. Er hat preisgegeben, was an Marx sterblich ist: seinen Materialismus und seine Dialektik; grundsätzlich hat er leider auch preisgegeben, was an Marx bleibend ist: den ausnahmelos kausalen Standpunkt (ein Trost, daß er ihn für die vorliegende Aufgabe wenigstens bewußt festhielt). So wenig, daß man es in diesem letzten Punkt bedauern muß, hat Sombart noch Etwas mit Marx zu schaffen; und wo sie am Stärksten unmarxisch, antimarxisch wird, dort liegt die wirkliche Größe seiner Leistung. Denn weder in seiner prinzipiellen Wissenschaftlehre noch in seiner sozialhistorischen Theoretik, sondern in seiner Wirthschaftpsychologie, der induktiven Führung psychologischer Analysis, Synthesis und Genesis, finde ich den Sombart, den ich ohne Zögern neben Wundt und Lamprecht, Bücher und Ratzel stelle. Neben sie, weil er ein Eigener neben ihnen ist, nicht Einem der Vier über die Schulter lugt, sondern die Dinge sieht und uns sehen läßt, wie jeder bedeutende Geist: à travers un tempérament.

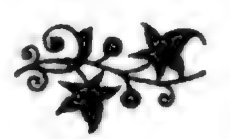
Soll ich Einzelheiten aus dieser Meisterarbeit herausheben, ihre Eigenart für ein Exzerpt zurechtklittern und den Genuß der Schöpfung durch einen doch nur faden Vorgeschmack verleiden? Nur auf zwei Stellen möchte ich hindeuten, weil sie mir Gipfel der sozialpsychologischen Linie zu sein scheinen. Sombart hat das Handwerk und die kapitalistische Unternehmung mit äußerster Unversöhnlichkeit geschieden. Es ist nichts in ihm von der wehmüthigen Romantik Büchers, die so gern ins alte Dorf, in die alte Stadt sich zurückerinnert und nicht daran glauben mag, daß all Dies vorüber sein soll. Den Duft der Poesie, der jeden kleinen Essay Büchers umwebt, würde man bei Sombart vergeblich suchen. Ja, ich gestehe, ich finde ihn ungerecht, wo er vom Reinmenschlichen des alten Bürgerthumes redet, ich finde ihn banal, wo er die kommende ästhetische Kultur ausmalt. Doch sind etwa zwei, drei Uebertreibungen wunderlich und sündhaft bei einer Kritik, vor der aller romantische Nebel zerfließt, die mitleidlos trennt, was war, von Dem, was ist und was wird? Man kann über die Berechtigung der Produkte dieser Scheidung mit ihm streiten; die Scheidung selbst, als psychologische Analyse, scheint mir eine der stärksten wissenschaftlichen Leistungen zu sein, die wir in

den letzten Jahren erlebt haben. Es zeugt auch von einem seltenen Takt für die Begrenzung der (von den am Wenigsten Berufenen immer am Liebsten beschworenen) geschichtlichen Wirklichkeit durch die zergliedernde Denkarbeit, wenn Sombart am Eingang seiner Untersuchungen definirt, was die kapitalistische Unternehmung für ihn sei. Die analytische Methode ist die natürlichste, denn sie greift an einem Ganzen an, das doch immer vor den Theilen Realität besitzt; aber sie ist auch die schwerste, weil sie den Denker zwingt, in der Wirklichkeit zu bleiben, während es so einfach sich macht, aus realen oder phantastischen Elementen eine schwindelnde Synthese oder Genese zu thürmen. Und doch hat Sombart diesen Weg, den er richtig als den für echte Forschung allein gangbaren erkannte, nicht gescheut. Das selbe Lob verdient seine Zergliederung der vielberufenen neuen Handwerkformen, vor Allem der in den Münchener Vereinigten Werkstätten betriebenen Thätigkeit. Wer Augen hat, zu sehen, muß hier merken, wie starke Bedeutung die Spürkraft des Forschers für die praktische Politik gewinnt: aus diesem Arsenal kann man manche scharfgeschliffene Waffe entlehnen, um vielgebrauchten Schlagwörtern des Tages den Garaus zu machen. Ein gefährlicherer Gegner als Sombart wird den Mittelstandsrettern und der kleinbürgerlichen Politik aller Nuancen überhaupt kaum erstehen. Hinter Tischen, Werkzeugen und Maschinen sieht er, unbeirrt durch fälschende Titel, den beseelten Menschen, sieht die Eigenart der psychischen, der betreibenden und vorzüglich der wirthschaftenden Leistungen. Was den Handwerkschwärmer mit dem Marxisten verbindet — die virtuose Fähigkeit, eigene fromme oder unfromme Wünsche als den Geist der Zeit uns zu präsentiren —: dafür fehlt Sombart jedes Organ. Ohne Erbarmen zerrt er unter den Illusionen die Wirklichkeit hervor. Pietät und Poesie gehen dabei zum Teufel; aber das Forschen ist ja auch keine moralische oder poetische Beschäftigung; was nicht ausschließt, daß es nach Sombarts eigener Forderung eine Kunst sein darf.

Es ist bei ihm eine: sein Werk ein Kunstwerk und sein Schöpfer ein Meister, wenn man den mit Goethe an der Beschränkung erkennt. Gerade darum wird freilich Sombart vor der Kritik einen schweren Stand haben. Der Eine wird ihm sagen, daß er kein Soziologe, der Andere, daß er kein Historiker, der Dritte, daß er kein Ethiker sei. Ich kannte als Student einen berüchtigten Examinator, der sein Opfer zuerst fragte, womit es sich beschäftigt habe, und dann Das prüfte, was ihm nicht aufgezählt worden war. So ähnlich machen es viele wissenschaftliche Kritiker. Sie werden Sombart vorwerfen, er schweige darüber, ob er seine treibenden wirthschaftlichen Kräfte für die primären Geschehnisse der sozialen Entwickelung schlechthin und seine objektiven Bedingungen für ihre Folgen halte, ob er also einer wirthschaftpsychologischen Geschichtauffassung huldige, — falls man es nicht vorzieht,

sie ihm einfach unterzuschieben. Und doch lag dies Schweigen gerade in seiner Aufgabe. In den Naturwissenschaften würde Keiner, der sein Leben der Erforschung des Stoffwechsels pflanzlicher Nährmittel widmete, verdächtigt werden, er zähle zu jener vegetarischen Sekte, die in der Nahrungweise das Entscheidende alles menschlichen Thuns erblicken. So weit sind die Geisteswissenschaften noch nicht. Hier ist klare, reinliche Scheidung noch als blinde Einseitigkeit, höchster Kritizismus noch als starrster Dogmatismus verschrien. Sombart wird als seinen schwersten Mangel bedauern hören, daß er die Aufgaben der Wirthschaftforschung mit seltener Klarheit erkannt, umgrenzt und einige davon zu lösen versucht hat, aber nicht that, was Lamprecht zu thun hatte, dessen Sache es ist, die Frage nach dem Verhältniß zwischen treibenden Kräften und objektiven Bedingungen zu beantworten. Geduld! Jedes Jahr beseitigt ein paar Mißverständnisse; und wenn wir erst einmal zehn Ordentliche Professoren haben, die klar darüber sind, was die Wirthschaftwissenschaft, verglichen mit Soziologie und Geschichte, verglichen auch mit der Psychologie der Sprache, Mythe, Sitte und Muße, zu leisten hat, dann wird auch in den akademischen Hörsälen von dem modernen Kapitalismus oft und eindringlich die Rede sein. Bis dahin muß der Forscher Sombart sich mit dem Verständniß Einzelner begnügen; den Menschen tröstet vielleicht ein Wenig die Popularität bei den Vielen, die andere Seiten seiner von der Natur so reich bedachten Persönlichkeit, nicht die rein wissenschaftlichen, ihm heute schon gesichert haben.

Charlottenburg. Dr. Willy Hellpach.



Psychopathie der Kinder.

Der Begriff — oder vielmehr der ausgedehnte Begriffskomplex — der psychopathischen Minderwerthigkeit ist nicht mehr Sonderbesitz der Nervenärzte. Eine ins Ungeheure angeschwollene Fachliteratur bringt um so rascher in Laienkreise, je mehr die ererbten oder — zum kleineren Theil — neu erworbenen Belastungen, die psychopathischen Neurosen, zunehmen. Der Arzt, der Irrenhäuser und Nervenanstalten überfluthet sieht, der moderne Kriminalist, der den Verbrecher als psychopathisch belastet und das Verbrechen selbst als soziale Krankheiterscheinung betrachtet, der Pädagoge, von der Volksschule bis hinauf zur Universität — denn die psychopathische Minderwerthigkeit ist durchaus keine Proletarierkrankheit —, aber auch jeder Einzelne in seinem Verhältniß zu Kindern, Untergebenen, Schutzbefohlenen hat dringenden Anlaß, sich mit diesen neuen Leidensformen vertraut zu machen.

Gerade dem Laien scheint es vielfach, als seien die Schranken ganzer Begriffskategorien, wie Gut und Böse, Recht und Unrecht, zu Gunsten der „krank=

haften Belastung" gefallen; und dagegen sträubt sich das robust bürgerliche Rechtsgefühl, das nichts von seiner persönlichen Logik aufgeben mag: die Strafe des Verbrechers sei in erster Linie nicht sowohl das Recht des Verbrechers oder auch des Geschädigten als vielmehr des Amateurpsychologen, der im Gerichtssaal „interessante Fälle" studirt. Dieser gut bürgerlichen Logik hat Lombroso mit seiner Schule viel zugemuthet. Reklamiren sie doch für die psychopathische Belastung nicht nur den Verbrecher, den Anarchisten, die Prostituirte, sondern auch das Genie, das freilich dem „Normalmenschen" zu allen Zeiten einigermaßen verdächtig war, und sogar den sonst so angesehenen Antisemiten, obwohl man füglich den Kampf um physische und ethische Rassereinheit auch für ein Zeichen besonders normaler Gesundheit halten könnte. Wer aber ist ein Normalmensch? Ferri veröffentlicht die Antwort Lombrosos auf eine telegraphische Anfrage des New-York-Herald nach der Beschaffenheit des „normalen Menschen"; sie lautet: „Ein Mensch, der über einen gesegneten Appetit verfügt, ein tüchtiger Arbeiter, geschäftsklug, egoistisch, geduldig, jede Machtsphäre achtend, — ein Hausthier". Diese Definition klingt jedenfalls recht tröstlich.

So weit psychische Gesundheit mit der gegebenen Lebenslage zusammenhängt, wäre Der gesund, der sein Huhn im Topf hat und um „kleinsten Gedicht keine Gelegenheit giebt". Aber auch dieser Maßstab ist offenbar unzuverlässig, da die zahlreichen Nervenanstalten, die für den Geldbeutel der Besitzenden errichtet wurden, die Fülle der direkt Kranken, der nur Problematischen und der für das soziale Leben Untauglichen nicht fassen können. Unbekannt wird wohl immer das Verhältniß der in Anstalten aller Art internirten Psychopathischen zu Jenen bleiben, die in der Freiheit leben, entweder, weil der pathologische Zustand unerkannt blieb, oder, weil die pekuniären Verhältnisse, auch wohl das nach dieser Richtung besonders empfindliche Schamgefühl der Familien sich der Aufnahme in Anstalten entgegenstellten. Daher das allseitige Erstaunen, wenn aus dem Schoße solcher „guten" Familien plötzlich Gewaltakte, Verbrechen oder Selbstmorde hervorsteigen.

Die schnell wachsende Zahl der Selbstmorde von Kindern und Jugendlichen — durchaus nicht nur der untersten Schichten — ist das erschreckende Symptom eines die Gesellschaft bedrohenden pathologischen Zustandes. Sie zeugt für die abnehmende moralische Widerstandskraft gegen das Leiden der Welt, das doch so viele unserer tiefsten Denker als eine gegebene, in allen Kulturen unveränderliche Summe betrachten. Die für den Einzelfall nicht eben geistreiche, aber schon typisch gewordene Erklärung: „in einem momentanen Anfall geistiger Umnachtung" bezeichnet nicht übel die Empfindung völliger Verständnißlosigkeit gegenüber einer solchen im Wachsen begriffenen Menge von Individuen, die finden: aucun jeu ne vaut la chandelle. Bei näherem Zusehen scheint die Zahl der aus moralischer Lebens- und Willensschwäche begangenen Selbstmorde die der im Affekt verübten weit zu übertreffen. Auch die Ausschaltung des „lieben Gottes", die materialistische Lebensauffassung, die man vielfach für solche trübe Erscheinung verantwortlich machen will, wird nur auf gewisse Naturen — eben die psychopathisch veranlagten — niederdrückend wirken. Millionen kommen ohne einen Gott ja vortrefflich aus und gedeihen ohne Methaphysik zu stattlicher Blüthe.

Auch das Milieu, in das ein Mensch sich hineingestellt findet, ist, mit

seiner überkommenen Summe von Urtheilen und Vorurtheilen, nur von sekundärer Bedeutung gegen das Eingeborene, von einer langen Ahnenreihe Ererbte. Gedächtnißfunktion der Materie, Gedächtniß der Plastidulen, der kleinsten aufbauenden Theile, nennt es der Fachausdruck, der Physisches und Psychisches mit diesen Begriffen umfaßt. Die psychopathisch Minderwerthigen also tragen die schwere Bürde des ererbt überkommenen Pathologischen. Das ist eine Tragik, die durchaus nicht erst Ibsen der Kunst erobert hat. Der besessene Knabe auf Raffaels Transfiguration trägt die typischen Züge ererbter Epilepsie; Faune und Satyrn zeigen so ziemlich alle Stadien alkoholistischer Hirnauflösung; Cervantes hat zweifellos den Größenwahn und die „fixe Idee" der Pathologischen studirt; George Sand giebt im Sohn der Consuelo eine großartige Studie des psychopathisch Entarteten; Othello, Lear, der Dänenprinz: sie Alle sind von einer mania Besessene. Und ihre Vorbilder leben zu allen Zeiten in Tausenden von Unglücklichen hinter Tollhaus- oder Gefängnißmauern.

In den psychopathisch veranlagten Kindern aber ruhen die Keime für unzählige Lebenstragoedien. Das kindliche Centralorgan des Nervenlebens leitet sie dann leise weiter: Ueber- oder Unterempfindlichkeit der alle Sinneseindrücke vermittelnden Hirnrinde; Konstruktion- oder Entartungfehler der Gehirnmasse, Schädelenge, — die Möglichkeiten fehlerhafter Dispositionen scheinen, obwohl sie sich für den Psychiater in große, abgegrenzte Gruppen sondern, unübersehbar. „Die Natur arbeitet nach keiner Schablone", sagt der jenaer Psychiater Binswanger in seinem Gutachten über den Geisteszustand des unglücklichen Studenten Fischer, der seine zärtlich geliebte Braut erschoß. Schon fordern Psychiater und Psychologen, den Begriff einer „Minderverantwortlichkeit" ins Strafrecht aufzunehmen. Doch braucht die fehlerhafte Veranlagung der Kinder nicht nothwendig die Tendenz zur krankhaften Weiterentwickelung in sich zu tragen. Köpfe allerersten Ranges — ich nenne nur Darwin, Liebig, Gauß — waren im kindlichen Alter von fast schwachsinnig langsamer Entwickelung; während berühmte „Wunderkinder" — ihre eigentliche Domäne lag meist in den (im mechanischen Sinn) verwandten Gebieten der Töne und der Zahlen, also in besonders kraftvoller Gedächtnißfunktion — sehr häufig enttäuschen. Zur Weiterentwickelung fehlerhafter, krankhafter Anlage trägt naturgemäß die äußere Umgebung, tragen in verwirrenden Evolutionen begriffene Zeitideen bei. Der Cäsarenwahnsinn, das in Verzückungen ertragene Martyrthum der religiös Verwirrten werden heute durch epileptische Veranlagung erklärt. Ja: strategische Fehler, die Napoleon im russischen Winterfeldzug beging, sollen beweisen, daß ihn die eigenthümliche Form seiner epileptischen Anlage — an manchen Tagen unüberwindliche Schlafsucht — in kritischen Stunden überfallen habe.

Von großen, ausgedehnten Unternehmungen, die Epileptische im Zustande partiell aufgehobenen Bewußtseins durchgeführt haben, giebt der bonner Psychiater Pelman viele Beispiele. Er zeigt uns Individuen, die große Reisen über das Weltmeer, Wochen lang dauernde Fußtouren unternommen, alle dafür zweckmäßigen Handlungen von Etape zu Etape ausgeführt hatten, um, am Ziel angelangt, aus einer doch also nur partiellen Bewußtseinsstörung zu erwachen, ohne Ahnung, wieso und zu welchem Zweck sie sich eigentlich an diesem Endpunkt einer langen und komplizirten Reise befänden. Wie gefährlich so Belastete unter

dem Einfluß schlimmer Lebenslagen oder gewissenloser Ausbeuter werden können, lehren unzählige Kriminalfälle.

Auf der Sophienhöhe bei Jena liegt das Erziehungheim des Direktors Trüper. Seine ausgedehnten, stattlichen Räumlichkeiten mitten in gepflegtem, bergigem Waldpark bilden die Welt einer mäßig großen Schaar von Knaben und Mädchen — Kindern der besitzenden Stände —, die für das Leben gestählt und erzogen werden sollen. Die Meisten sind Belastete; durch Geistes- oder schwere Nervenkrankheiten der Eltern, Alkoholismus ferner Ahnen, eheliche Inzucht, geistige Ueberarbeitung, Ueberreizung des Vaters zur Zeit der Zeugung. Oft sind die Ursachen der Debilität unzweideutig nachweisbar.

Wann sich zuerst die psychopathische Minderwerthigkeit zeigt? Eine ungemein hoch begabte junge Amerikanerin, Helen Keller, blind und taubstumm von zartem Kindesalter an, erschien ihrer Umgebung bösartig, krankhaft reizbar, gewaltthätig, bis eine liebevolle Pflegeschwester durch Verständniß für Das, was die Unglückliche nicht auszudrücken vermochte, Einfluß auf sie gewann. Helen Keller ist heute durch Privatunterricht, der die ihr zugänglichen Verständigungmittel benutzt, so weit gelangt wie jeder fleißige Student eines englischen college. Auch die Welt der übersinnlichen, religiösen und philosophischen Vorstellungen konnte ihr erschlossen werden. Bei ihr aber handelt es sich nur um defekte Sinnesorgane; ihr Geistesleben ist von besonderer Kraft und Feinheit der Auffassung.

Die belasteten Kinder haben die Grenze ihrer Entwickelungmöglichkeit mit ins Leben gebracht. Diese äußerste Grenze der Erziehbarkeit nun aber in jedem Einzelfall auch wirklich zu erreichen: Das ist die Aufgabe, die sich und seiner Anstalt der humane und scharfsichtige Direktor Trüper stellt. Wir gehen von Gruppe zu Gruppe. Die meisten Kinder sind in körperlich vorzüglichem Zustande, blühend und adrett, lebhaft gefesselt von ihren Beschäftigungen. Ein großes Pflegepersonal, akademisch und seminaristisch gebildete Lehrer, Handwerksmeister für den Unterricht in den Schreiner- und Modellirwerkstätten, im Zier- und Nutzgarten unterrichten stets nur kleine Gruppen von Knaben und Mädchen, die nicht in Alters-, sondern in Intelligenzklassen geschieden werden. Ein liebenswürdiger Ton, offene Zutraulichkeit auch gegen den fremden Besucher, ein glückliches Familienleben unter den Schicksalsgenossen.

Allmählich fallen dann einzelne Kinder auf. Ein schönes Blondinchen mit heiterem Lachen; nur das Lachen will nicht recht weichen, der kleine Kopf ist unruhig wie der Kopf eines Vögelchens, rückt fahrig nach rechts und links. Das Mädelchen hatte vorher so nett einen Kaffeetisch rüsten helfen, den Kleineren Gebäck ausgetheilt; ein eifriges Hausmütterchen, ein liebliches Gemüth steckt in der Anlage. Nur verhaspelt sie sich nach den ersten Versen eines Gedichtes; gestern konnte sie es noch. Eine Schwachsinnige. Die Eindrücke dringen nicht tief, sie wechseln rasch, können nicht Wurzel fassen. Wäre das Kind nicht als krank erkannt worden, es wäre in Schule und Haus gescholten, bestraft, verhöhnt, um den Rest seiner Ruhe und Fassung zerquält worden. Wer kennt nicht das Martyrium der minderwerthigen Schüler! Das jagdbare Thier im Walde ist nicht übler dran als diese Märtyrer der Verständnißlosigkeit.

Ein junger Platznachbar sagt das Gedicht bis zum Ende auf. Sehr langsam, die tiefliegenden Augen mit der finsteren Falte zwischen den Brauen

fest auf die verschränkten Hände gerichtet. Er kam als gänzlich Apathischer in die Anstalt, körperlich und geistig in fast lethargischem Zustand. Alle „Nachhilfestunden“ — die doppelte Arbeit also einem Kopfe zugemuthet, der für die einfache zu schwach ist — hatten ihn nicht auf die Höhe irgend einer Schulklasse zu heben vermocht. Nun haben, sorgfältig dosirt, Ruhe und Gymnastik, Aufenthalt im Freien, friedliches Behagen an Stelle der früheren Hetze ihn so weit gebracht, daß wieder Ansprüche an seine Leistungfähigkeit gestellt werden konnten. Und in dem fast schon aufgegebenen Knaben zeigte sich ein Talent für Sprachen; nicht im philologischen Sinn natürlich, sondern eine leichte Aneignungfähigkeit für die Scheidemünze der Konversation. Man darf schon jetzt hoffen, daß er in den ausgedehnten kaufmännischen Betrieben des Vaters ein Arbeitfeld finden wird.

Manchmal gelingt es, Zöglinge bis zum Wiedereintritt in höhere Schulen zu bringen. Das sind aber vereinzelte Fälle. Manchem eröffnen sich technische oder landwirthschaftliche Berufe. Alle Lehre wird hier in Beziehung zu den Erscheinungen des Lebens, den Kräften der Natur, den Hantirungen der Menschen gebracht. Alles mehr mechanische Drillen der Gedächtnißkraft fällt fort und eine Neigung zum Grübeln, zum unklaren Versinken kann in der stets angemessen beschäftigten und ausgefüllten Gemeinsamkeit, unter unabläßiger Führung gar nicht aufkommen. Diese Kinder nehmen ein harmonisches Weltbild mit in das Leben: das Bild der Anstalt, die so lange ihre Welt war, und eine Sittenlehre, die sich auf Pflichterfüllung, treue Kameradschaft, Herzensgüte und Achtung einer Autorität gründet. Diese Begriffe konnten um so fester wurzeln, als kein ihnen feindlicher Einfluß an die Kinder herankam. Ein ruhiger und bescheidener Wirkungskreis und die eigene, eng bemessene Urtheilskraft bewahrt ihnen wohl vielfach die Illusion eines Lebens, in dem das schlechthin Gute herrsche. In harten Konflikten, unter Entbehrungen oder Selbstgefühlskränkungen, aber auch in zur Gewohnheit gewordenen Ausschweifungen gehen später freilich nicht selten die guten Resultate mühevoller Erziehungjahre wieder verloren.

Der Staat und die Gemeinden sollten Fürsorgeanstalten schaffen, Herbergen und Sanatorien für das Riesenheer Derer, die Eduard von Hartmann als sechsten Stand bezeichnet und die er — wenigstens begrifflich — von dem bisher letzten Stande der Proletarier gelöst, unter sie herabgedrückt wissen will. (Schon, weil es bei ihrer wirthschaftlichen, sittlichen und körperlichen Verkommenheit mit den proles, den Nachkommen, kümmerlich aussieht.) In diesen sechsten Stand — den verkommenden und zersetzenden — sickern unabläßig von oben die degenerirten Elemente herab. Kein Preis wäre für solche Anstalten zu hoch; in unangreifbaren Ziffern hat Professor Pelman festgestellt, daß eine einzige Trinkerfamilie durch den Schaden, den sie in verschiedenen Generationen verursachte, den Staat fünf Millionen Mark gekostet hat. Doch könnte man sie auch Alle unterbringen: immer blieben noch die Anderen, die, nicht erkannt oder nicht als gemeinschädlich betrachtet, Unheil stiften, Ehen schließen und mit ihrer fehlerhaft geborenen Deszendenz die Gesellschaft verseuchen. Aber ist nicht schon viel geschehen, wenn man die Schaaren der Degenirten um die Hälfte, um ein Viertel nur geschmälert hat?

Jena. Else Franken.

Selbstanzeigen.

Amerikanismus. Schriften und Reden von Theodore Roosevelt, Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

Präsident Roosevelt ist der typischste Vertreter des heutigen Amerikanerthums, über dessen wahres Wesen bei uns noch immer recht nebelhafte und veraltete Vorstellungen herrschen. Es ist noch nicht allzu lange her, daß Amerika für unsere Begriffe nichts weiter war als die letzte Zufluchtstätte gescheiterter Existenzen, als ein Land, das gerade gut genug schien, die große Zahl Derer aufzunehmen, die aus dem einen oder anderen Grunde ihr Fortkommen in der alten Heimath nicht finden konnten. Und die wirthschaftliche und politische Entwickelung der Vereinigten Staaten zu einer Großmacht ersten Ranges ging mit zu schnellen Riesenschritten vor sich, als daß sich Europa leicht an den Gedanken gewöhnen konnte, in Amerika einen gleichberechtigten und ebenbürtigen Konkurrenten in dem Weltgetriebe zu sehen. Besonders als Kulturfaktor schien es minderwerthig; man hatte sich gewöhnt, mit einer gewissen Geringschätzung von dem „Lande des Dollars" zu sprechen, und Yankeethum war für Viele gleichbedeutend mit Geldprotzenthum und unberechtigter Ueberhebung. Um das Wesen des Amerikanismus, um die amerikanische Seele kümmerte man sich nicht. Doch schon die nähere Bekanntschaft mit einer Persönlichkeit, wie es Roosevelt ist, genügt, um unser bisheriges Urtheil als veraltet zu erkennen. Denn Roosevelt ist keine Ausnahmeerscheinung, sondern nur ein besonders markanter Typus. Es ist ein Zeichen der Charakterstärke und innerlichen Festigkeit dieses Mannes, daß er als Präsident Dem treu geblieben ist, was er in zahlreichen Wahlreden und Zeitungartikeln zu einer Zeit vertreten hat, wo er wohl selbst kaum den Gedanken an die Präsidentschaft ernsthaft erwogen haben mag. Das frische, muthige, um keine Tradition sich kümmernde feste Zupacken zeichnet ihn auch in seiner Eigenschaft als Präsident aus. Bekannt ist, welches Entsetzen es erregte, als Roosevelt bald nach seinem Amtsantritt den Negerprofessor Booker-Washington zu sich ins Weiße Haus lud. Und wir sehen, wie sehr Roosevelt sich die Sympathien in den Südstaaten zu verscherzen droht, da er weiter bemüht ist, aus der theoretischen Gleichberechtigung der schwarzen und weißen Rasse praktische Konsequenzen zu ziehen. Käme es Roosevelt lediglich darauf an, Propaganda für seine Wiederwahl zu machen, dann würde er sich hüten, so energisch zu einer Frage Stellung zu nehmen, der seine Vorgänger sorgsam aus dem Wege gegangen sind. Aber er verachtet den Feigling und ist ein Mann aus einem Guß. In einem Artikel über den „wahren Amerikanismus" sagt er einmal: „Niemals werden wir die Gefahren, die uns umgeben, überwinden, nie etwas Großes zu Stande bringen, nie das hohe Ziel erreichen, das die Gründer und Vertheidiger unserer mächtigen Republik uns vorgezeichnet haben, wenn wir nicht mit Herz und Seele, in Wort und That Amerikaner sind, durchdrungen von der Verantwortlichkeit, die der Name Amerikaner uns auferlegt, und stolz auf das große Vorrecht, diesen Namen tragen zu dürfen." Das Wesen des amerikanischen Volkes lehren Roosevelts Reden und Schriften uns klar erkennen. Deshalb habe ich eine kleine Auswahl dieser Reden und Schriften ins Deutsche übertragen.

Hamburg. Dr. Paul Rache.

Die Weltordnung. Dritter Band: Die Antwort auf die soziale Frage. Preis 4 Mark. E. & O. Bütow, Braunschweig.

Das soziale Problem habe ich von einer neuen Seite zu beleuchten versucht. Als Ingenieur gehe ich von der Naturwissenschaft aus, prüfe die organische Welt und suche eine Erklärung des durch unser Leben klaffenden Zwiespaltes, aus dem die soziale Frage erwuchs. Vom Christenthum, von der Freimaurerei, von den wichtigsten Kulturfaktoren ist dabei die Rede. Wenn das Buch unter Gebildeten viele Leser fände: vielleicht fände es auch manchen Freund.

Braunschweig. Otto Bütow.

❦

Der Nil, seine Hydrographie und wirthschaftliche Bedeutung. Verlag von Gebauer-Schwetschke, Halle.

Diese Schrift ist als viertes Heft des vom Professor Dr. K. Dove herausgegebenen Werkes „Angewandte Geographie“ erschienen. Als kurze Einleitung ist die Lösung des Nilquellenproblems im neunzehnten Jahrhundert vorausgeschickt. Es ist das Verdienst dieses Jahrhunderts, endlich das Dunkel gelichtet zu haben, das so lange über dem Ursprung des Nils schwebte. Als Quellfluß des Nils ist der Kagera anzusehen, der in drei Flüssen auf dem östlichen Rand der Grabensenkung zwischen dem Albert Edward- und Tanganjika-See entspringt. Auf seinem rund 7000 km langen Lauf entwässert der Nil ein Gebiet von 3110000 qkm. Von besonderem Werth dürften die Angaben über Gefälle und Wasserführung des Nil sein. Der zweite Haupttheil der Abhandlung, „Die wirthschaftliche Bedeutung des Nil“, zerfällt in die beiden Abschnitte: „Der Nil als Bewässerungader“ und „Der Nil als Verkehrsader.“ Der Nil ist der Schöpfer und zugleich der Erhalter seines Landes; seine lebhafteren oder schwächeren Pulsschläge bringen entweder Segen oder Elend. Schon in frühester Zeit wurden deshalb von den Uferbewohnern Beobachtungstationen eingerichtet, die über Höhe und Zeitdauer des Wasserstandes Aufschluß geben. Wir besitzen Messungen der Nilwasserstände zu Rodah seit dem Jahr 1733. Eingehender untersucht wird die sechsundzwanzigjährige Beobachtungreihe von Assuan; sie ist zu einer Diskussion besonders geeignet, weil in Assuan noch keine Bewässerunganlagen auf den Nilstand von Einfluß sind. Das Bewässerungsystem war schon zur Zeit Strabos sehr weit entwickelt; während der Herrschaft der Araber geriethen jedoch die Anlagen in argen Verfall und erst seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wurde ihnen durch Mehemed Ali wieder gebührende Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu Theil. Mehemed Ali ist der Erbauer des großen Stauwerkes an der Spitze des Deltas; in neuster Zeit sind bei Assuan und Siut zwei neue Stauwerke geschaffen worden, um eine genaue Regelung des Wasserzuflusses Egyptens herbeizuführen. Berechnungen haben ergeben, daß Egypten in einem Jahr durchschnittlich eine Wassermenge von rund 28672 Millionen cbm verbraucht, also ungefähr den vierten Theil der mittleren Gesammtwassermenge, die der Nil bei Assuan führt. Dem Nilschlamm, dessen Zusammensetzung und Stärke näher angegeben ist, wird heute nicht mehr, wie früher, ein allzu hoher Werth als Düngmittel zugeschrieben; die Ursache der großen Fruchtbarkeit liegt in der Natur des Bodens selbst und in den chemischen und phy-

sischen Vorgängen, die sich in ihm vollziehen. In der Bodennutzung des Kulturlandes werden drei Perioden unterschieden; doch kann der Boden alle drei Kulturen in einem Jahre nicht tragen. Ländereien, die allein zur Zeit der Ueberschwemmung mit Wasser versorgt werden, dulden nur die Winterkultur, während in Gebieten einer fortwährenden Bewässerung in einem Jahr eine Winterkultur und eine Sommer- oder Herbstkultur möglich ist. Im letzten Kapitel wird die Schiffbarkeit des gewaltigen Stromes untersucht. Schiffahrthindernisse bilden die Stromschnellen bei Dufile, die Grasbarren (Sedd) in der Gegend des neunten Grades nördlicher Breite und die sogenannten Nilkatarakte nördlich von Chartum. Doch die Riesenarbeiten der neuen egyptischen Nilsperren und die äquatoriale Nilregulirung, die ich genau beschreibe, werden bewirken, daß über viertausend km des Nillaufes befahren werden können.

Charlottenburg. Dr. Hermann Henze.

Sebald Soekers Pilgerfahrt. Insel-Verlag, Leipzig.

Schreiben ist eine Wissenschaft geworden, der Schreibende fast ein wissenschaftlicher Berichterstatter; und so ist es heutzutage wohl sehr gewagt, auf die Voraussetzung zu bauen, die Karikatur habe ein vollgiltiges künstlerisches Recht, ja, sie sei für gewisse Absichten eine künstlerische Nothwendigkeit. Ich fürchte, man wird diesem Buch „Unwahrscheinlichkeiten" vorhalten, — obgleich schon ein Blutstropfen unter dem Mikroskop unwahrscheinlich genug aussieht. Auch giebt die Jugend und der Norden den Ton an; modern ist ein Zukunftidealismus, der durch Zuversichtlichkeit ersetzt, was ihm an Begründung abgeht; man kann daher unbedenklich von der gottähnlichen Vollkommenheit jenes Menschen reden, den wir für nächstens vorbereiten; aber hat Einer die Erlaubniß, in reaktionärer Beschränktheit rückwärts zu schauen, sich zu fragen, ob nicht vor Tolstoi schon manche Braven lebten und ob nicht Manches, das wir „überwunden" haben, einiges Bedauern verdienen mag? Und gar ein Deutscher, der in Moskau seinen dauernden Wohnsitz hat: darf der als Literat etwas Anderes thun als etwa: Tschechow und Gorki übersetzen? Ach, es ist mit uns „fernen Landsleuten" eine eigene Sache. Seit Jahrzehnten hat man die in ihrer Allgemeinheit sehr übertriebene Klage wiederholt, der Deutsche verliere im Auslande schnell seine Art; er kehre als ein Anderer zurück, wenn er zurückkehrt. Wer nun aber sich die überflüssige Mühe geben wollte, sich in die Seele eines solchen Deutschen zu versetzen, Der stieße da vielleicht auf unerwartete Empfindungen. „Ich bin geblieben, was ich war", denkt wohl ein solcher Ausgewanderter; „nun kehre ich manchmal in die Heimath zurück und freue mich, die Meinen noch so anzutreffen, wie sie waren und wie ich geblieben bin; aber sie sind anders geworden; ich war ihnen treuer, als sie sich selbst waren. Ich glaubte, mich getäuscht zu haben; leider drängt im nächsten und wieder im nächsten Jahr die selbe Enttäuschung sich auf, stets verstärkt . . ." Da hätten wir denn doch eine Art von „innerem Erlebniß", von einem Sinn, der dem Buch zu Grunde liegen könnte. Wenn er aber nicht sogleich in die Augen fiele, wäre es ein Zeichen, daß der Verfasser doch wohl nicht ganz ohne Kunst gearbeitet hat.

Moskau. Gerhart Ouckama Knoop.

Erich Rathenau.

In der Zeit, wo sich England vom Agrar= zum Industriestaat wandelte, prägte Carlyle das Wort von den captains of industry, von den Fabrikleitern, die, wie in der äußeren Lebensführung, so auch in der Konkurrenz und im Werk selbst, zu ihren Arbeitern, sich immer nur als Gentlemen geben. Auch bei uns ist in ähnlicher Situation die selbe Forderung erhoben worden. Mit Recht; auch uns sind Industriekapitäne nöthig. Von einem solchen, dem ich Freund gewesen bin und der leider in jungen Jahren aus dem Leben abberufen wurde, will ich heute erzählen: von Erich Rathenau.

In Gesellschaften war ich ihm zwar mehrfach begegnet, aber wir waren nicht mit einander ins Gespräch gekommen. Da fiel mir im Dezember 1897 in einem Hefte der „Zukunft" eine von Erich Rathenau unterzeichnete Abhandlung, „Neuere Ergebnisse der Elektrotechnik", auf; sie ging von strengen Definitionen aus, entwickelte gut die Begründung der Wissenschaft, stellte deren Fortschritte übersichtlich dar und schloß mit einigen Ausblicken in die Zukunft. Ich fühlte mich in technischen Dingen viel zu sehr als Laien, um etwa ein Urtheil fällen zu wollen; aber ich hatte einfach als Leser des Aufsatzes die Impression: Das ist eine im besten Sinn des Wortes populärwissenschaftliche Darstellung und der Verfasser muß ein gebildeter Mann sein. Ich setze zur Charakteristik von Rathenaus Stil, der ja, nach Buffons Ausspruch, den ganzen Menschen widerspiegelt, ein Stück der Einleitung hierher:

„Dampf und Elektrizität sind die Stichworte unserer Zeit; aber während die Anwendbarkeit des Dampfes mit der Erzeugung von Kraft und Wärme erschöpft ist, liegt die Bedeutung der Elektrizität in ihrer Vielseitigkeit. Es giebt kaum ein Gebiet unseres industriellen Lebens, auf das der elektrische Strom nicht eingewirkt hätte, und diese Entwickelung drängt sich auf wenige Jahrzehnte zusammen. Vor hundert Jahren noch spielte der Elektriker von Fach etwa die selbe Rolle wie heute der Mann, der auf Messen und Jahrmärkten die Laterna Magica oder den Phonographen zeigt. Mit seiner Elektrisirmaschine, der Leydener Flasche und dem Fuchsschwanz setzte er seine Zuschauer in geheimnißvolles Grauen und bestärkte sie in ihrer Ueberzeugung, daß der animalische Magnetismus das Lebensprinzip aller Kreatur sei. In den folgenden Jahrzehnten, also zu Anfang unseres Jahrhunderts, brachten die Forschungen von Ampère, Ohm, Faraday und Anderen grundlegende Aufklärung über die Gesetze der Fortleitung und der Wirkung des elektrischen Stromes; und mit der Erfindung des Telegraphen im Jahre 1837 war die Elektrotechnik geschaffen. Fast gleichzeitig entstand durch Jacobis Entdeckung der Galvanoplastik die technische Elektrochemie. In wenigen Jahrzehnten war der Erdkreis in ein eisernes Netz von Fernleitungen eingesponnen, durch die mit Blitzesschnelle der menschliche Gedanke huschte, und seit 1866 war die alte mit der neuen Welt durch das metallene Band des submarinen Kabels verbunden... Hundertfältig ist heutzutage die Anwendung des Telegraphen. Er regelt die Fahrt der Züge und schützt sie — leider nicht immer — vor Zu-

sammenstößen, er meldet das beginnende Feuer und den versuchten Einbruch, er leitet im Felde die Bewegung des Heeres und verbindet die Vorposten mit der Kommandostelle, er warnt den Grubenarbeiter vor schlagenden Wettern und den Seemann vor heraufziehendem Ungewitter. Es ist ein Zeichen des schnellen Fortschrittes unserer Zeit, daß, kaum eingebürgert, der Telegraph schon mehr und mehr durch seinen Rivalen, das Telephon, verdrängt zu werden scheint, und zwar nicht allein im internen Verkehr der Städte, sondern auch im Fernverkehr. In den Vereinigten Staaten wird jetzt schon der Fernsprecher siebenmal häufiger benutzt als der Telegraph."

Am Abend des selben Tages, an dem ich diesen Aufsatz gelesen hatte, traf ich den Autor im Hause des Regirungrathes Magnus, damaligen Direktors der Nationalbank für Deutschland. Der Zufall fügte, daß wir bei Tisch neben einander saßen, und ich freute mich, in Erich Rathenau auch einen liebenswürdigen und vielseitig gebildeten Gesellschafter kennen zu lernen. Von da an trafen wir uns öfters; und bald hatte er sich, bei seiner offenen Natur, mir so vollständig angeschlossen, daß er mir Alles anvertraute, was ihm Geist oder Herz bewegte.

Ein etwas schwermüthiger Zug ging durch sein ganzes Wesen. Wer sein Schicksal kannte, mochte sich nicht darüber wundern. Schon als Knabe von zwölf Jahren hatte er sich ein so schweres Herzleiden zugezogen, daß er, auf ärztlichen Rath, aus der Schule genommen und durch Privatunterricht auf das Abiturientenexamen vorbereitet werden mußte. Die Herzaffektionen stellten sich aber von Zeit zu Zeit immer wieder ein. Ihnen ist er dann am Anfang dieses Jahres in Egypten, wohin er zur Stärkung seiner Gesundheit gereist war, erlegen. Der Schwäche seines Körpers blieb er sich stets bewußt und war darum jeden Augenblick aufs Schlimmste gefaßt. Aber niemals ließ er sich durch die Rücksicht auf seine schwache Gesundheit bestimmen, sich in seinen Arbeiten als Direktor des Kabelwerkes der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft eine Beschränkung aufzuerlegen. Und diese Thätigkeit war äußerst angreifend. Täglich sieben bis acht Stunden unausgesetzter Arbeit in der Fabrik, dazu jedes Jahr anstrengende Reisen, nach Süd- und Westeuropa, manchmal bis nach Amerika, zum Zweck geschäftlicher Konferenzen oder zum Studium fremder Werke und der neusten technischen Fortschritte. Davon, daß er sich schonen müsse — woran ich ihn gelegentlich erinnerte —, wollte er nichts hören. Die Erfüllung der Berufspflicht war ihm höchstes Ziel und nie kam ihm der Gedanke, seine Stellung als Sohn des gewaltigsten Unternehmers der Elektrizität-Industrie auszunutzen, um sich das Leben nach irgend einer Richtung zu erleichtern. Er war mit Leib und Seele Ingenieur und fühlte sich mit dem Werk, das er leitete, so eng verwachsen, daß er ausdrücklich wünschte, im nahen Wald unter den Eichen begraben zu werden, gegenüber den ragenden Schornsteinen seines Werkes.

Für die moderne Sozialpolitik hat er sich immer besonders interessirt, sowohl unter dem allgemeinen Gesichtspunkte des gesellschaftlichen Fortschrittes wie auch unter dem speziellen der Fürsorge für seine Arbeiter. Lange Abende trug er mir seine Gedanken über die Aufgaben des Fabrikanten auf dem Gebiete der Wohlfahrtpflege vor und mit heißer Begier griff er nach den Werken Carlyles und den sozialen Romanen D'Israelis, deren Lecture ich ihm empfahl, um ihn bei solcher Stimmung zu erhalten. Als durch einen Unglücksfall in der Fabrik ein Arbeiter den Tod fand, ging Rathenau Tage lang wie verstört umher: obwohl er sogleich Alles that, um für die Hinterbliebenen in ausgiebigster Weise zu sorgen, ließ ihm der Fall keine Ruhe. Er hatte eben wirklich ein Herz für Andere. So war er in allen Lebensbeziehungen. Bei ihm galt nur die Persönlichkeit und die Leistung; nichts Anderes. Und deshalb war er auch völlig frei von dem für gewisse Emporkömmlinge der berliner Hochfinanz so charakteristischen gesellschaftlichen Snobism, der diese Herren veranlaßt, es koste, was es wolle, beim alten Landesadel Anschluß zu suchen. Nie habe ich von Erich Rathenau ein Wort gehört, das nicht rein, nie an ihm ein Gefühl oder eine Gesinnung bemerkt, die nicht vornehm gewesen wären. Dem idealen verband sich das intellektuelle Streben. Hier ergab sich für ihn von selbst eine Fülle von Anregungen aus der geistigen Atmosphäre des elterlichen Hauses; und unermeßliche Perspektiven mußten sich dem Blick des Mannes eröffnen, der in der die Weltwirthschaft umspannenden Direktion der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft groß geworden war

Als ich an die kieler Universität berufen wurde, war mir die Trennung von Erich Rathenau besonders schmerzlich. Und nun ist er für immer dahin. Voll wehmüthigen Gedenkens schreibe ich ihm diese verspätete Totenklage. Nimmt man Alles in Allem, sohat er Nietzsches schönem Worte nachgelebt: Was das Leben Euch verspricht, — Das sollt Ihr dem Leben halten!

Kiel. Professor Georg Adler.

Zwei Briefe.

In dem Buch, das der Graphologe Hans H. Busse in Gemeinschaft mit Dr. Erich Bohn unter dem Titel ‚Geisterschriften und Drohbriefe‘ (München, Ackermann, 1902) veröffentlichte, sind auch Untersuchungen über rechts- und linkshändige Schrift, über die Augenkontrole beim Schreiben, über Schriftverstellungen und hastige Schrift u. s. w. bekannt gemacht worden, die zur Kritik der von Schreibmedien hervorgebrachten automatischen, inspirirten Schriften dem Okkultisten erwünschte Hinweise liefern. Um auf dem von Busse eingeschlagenen graphologischen Wege zu fruchtbaren Ergebnissen zu gelangen, lasse ich die folgende Aufforderung ergehen. Die vielen Personen, die automatische, inspirirte Schriften oder Fernschriften erhalten,

werden um Einsendung von Proben (wo es möglich ist, von längeren), aber auch um ausgiebige datirte Proben ihrer eigenen Handschrift gebeten. Zugleich wird Angabe erbeten, wie sie diese Schriften erhielten; ob sie die Worte vor dem Niederschreiben innerlich hörten oder wußten oder ob sie den Inhalt nur wußten und unwiderstehlich, gleichsam inspirirt, in Worte faßten, ob sie weder Worte noch Inhalt vorher wußten und ahnten, ob sie mit Bleistift oder Planchette oder gar nicht mit eigener Hand schrieben. Auch alle anderen Begleitumstände, Erfahrungen und Empfindungen werden die verehrten Einsender gewissenhaft zu beschreiben ersucht. Das Datum der Niederschriften oder deren ungefähre Entstehungzeit und die Namen, unter denen sie erschienen, bitte ich beizufügen. Je zeitlich näher die Entstehung liegt, desto weniger werden Erinnerungtäuschungen die begleitenden Angaben der Einsender färben können. Sind wir dabei vor allerlei Irrthümern freilich nicht geschützt, so wird die Vergleichung eines großen Materials doch vielleicht Licht verschaffen, da gewissen Merkmalen der Schriften gewisse berichtete Begleitumstände und Zustände der Schreibenden entsprechen. Herr Hans H. Busse stellt seine Kraft für die graphologische Kritik zur Verfügung und Jedermann ist bei ihm einer sachlichen Prüfung gewiß. Um auch den Schein jeder Beeinflussung zu vermeiden, werden die Namen der Einsender, deren Schriften er beurtheilt, ihm verborgen bleiben. Weil eben nur eine große Masse des Materials hier auf Erfolge Aussicht eröffnet, so möge Keiner uns versagen, was er für den Fortschritt der psychologischen Untersuchung darzubieten vermag, sich aber streng selbst prüfen, ob er jedes Wort seiner beizufügenden Erläuterungen vertreten könne. Die Namen der Einsender sind mir in den Briefen bekannt zu geben, dürfen aber nicht auf den Schriften, die ich dem graphologischen Sachverständigen vorzulegen habe, stehen. Anonyme Einsendungen bleiben unberücksichtigt. Auch für die folgende Veröffentlichung ist die Anführung der vollen Namen erwünscht; doch würden dafür auch die Anfangsbuchstaben der Namen und der Wohnorte genügen. Zur Begutachtung der Einsendungen bin ich bereit und mache für mich die Unkenntniß der Namen zur Bedingung, doch erbitte ich Angaben über Alter, Stand und Geschlecht. Auf Wunsch werden die Herrn Busse und mir anvertrauten Schriften zurückgeliefert; wird schnelle Rückgabe verlangt, so werden wir durch Photographien und Durchpausungen Ersatz schaffen. Weiterverbreitung dieses Aufrufes erbittet

München, Oettingenstraße 27. Dr. Walter Bormann."

II. „Nachdem ich die beiden Bücher des Exjesuiten Grafen Hoensbroech, ohne mich in die Kritik des Einzelnen einzulassen, in den ‚Grenzboten‘ und in der ‚Zukunft‘ grundsätzlich gewürdigt hatte, war ich mit dem Manne fertig und hätte mich ohne einen äußeren Anlaß nicht mehr mit ihm eingelassen. Ein solcher Anlaß ergab sich nun dadurch, daß mir die Redaktion der wiener ‚Zeit‘ die Fehdebriefe zur Besprechung übersandte, die ‚Pilatus‘ unter dem Titel ‚Quos ego!‘ gegen Hoensbroech veröffentlicht hat. Pilatus ist das Pseudonym eines liberalen Protestanten, der, wie er mir schreibt, die mühsälige Arbeit, dem Grafen seine zahlreichen ... nennen wir sie: Uebersetzungfehler nachzuweisen, wirklich nur ‚aus dem Gefühl sittlicher Empörung heraus‘ unternommen hat. Wie unsere berühmte moderne Gewissens- und Gewerbefreiheit nun leider einmal beschaffen ist, kann ich ihm nicht verargen, daß er sein Inkognito nicht zu lüften wagt. Meines Auftrages habe ich mich in der Nummer 448 der wiener Wochenschrift ‚Die Zeit‘ entledigt. Ich habe, um die Leser dieses Blattes

zu orientiren, das in den ‚Grenzboten‘ und in der ‚Zukunft‘ Gesagte kurz wiederholt, dann, ebenfalls kurz, über das Ergebniß der Untersuchung des Pilatus berichtet und mit einer grundsätzlichen Betrachtung des Jesuitenordens geschlossen. Das Buch von Pilatus ist dem zweiten Bande des Werkes von Hoensbroech gewidmet, das hauptsächlich die Moralkasuistik behandelt. Da ich die für die Gegenwart bedeutunglosen alten Kasuisten, die mir ganz gleichgiltig sind, weder selbst besitze noch in einer großen Bibliothek aufsuchen mag, war ich nur in einem einzigen Fall in der Lage, die Kritik des Pilatus nachzuprüfen, mit Hilfe meines kleinen Gury. Ich fand, daß Pilatus gegen Hoensbroech Recht hat, und ich zog daraus den Schluß, daß er in allen Fällen Recht haben wird; denn ein Mann, der unter Umständen, wo auf das Ja oder Nein Alles ankommt, auch nur ein einziges Mal aus dem deutlichen Ja einer Entscheidung ein deutliches Nein macht — so liegt nämlich die Sache in dem erwähnten Fall —, verdient überhaupt keinen Glauben mehr. Ich habe daran die Bemerkung geknüpft, daß sich Hoensbroech schon durch diese eine Uebersetzung in den Kreisen der Männer der Wissenschaft unmöglich gemacht habe. In Nr. 452 der ‚Zeit‘ antwortete der Herr Graf; als echter Jesuit in der vulgären Bedeutung des Wortes. Mit einem solchen ist eine Diskussion nicht möglich (ob und wie ich diskutiren und polemisiren kann, wissen die Leser der ‚Zukunft‘ und ich darf mir mit dem Glauben schmeicheln, daß so manchem Darwinianer und so manchem Agrarier ein Sträußchen mit mir Vergnügen bereitet hat); aber eine kurze Antwort habe ich natürlich geschickt, die wohl inzwischen erschienen ist. Den Lesern der ‚Zukunft‘ aber glaube ich wenigstens einen kurzen Bericht über die Angelegenheit schuldig zu sein, der zugleich die kurze Antwort in der ‚Zeit‘ ergänzen mag. Ich hatte in dem Artikel ‚Pilatus contra Hoensbroech‘ wichtige Behauptungen von grundsätzlicher Bedeutung aufgestellt: über die Ursachen des Hexenglaubens und die wissenschaftliche Verwerthung der Hexenprozesse, über die Beurtheilung des Papstthumes, über zweckwidrigen konfessionellen Hader, über die Kasuistik, über den Jesuitenorden. Von diesem habe ich gesagt, daß zwar die über ihn umlaufenden Geschichten Fabeln, seine Mitglieder im Allgemeinen rechtschaffene und viele von ihnen um die Wissenschaft verdiente Männer seien, daß aber trotzdem seine Wirksamkeit in der heutigen Zeit — vor dreihundert Jahren wars anders — mehr schade als nütze, wohlgemerkt aber: der katholischen Kirche schade, daher dem Protestantismus nütze und daß ich deshalb, wenn ich ein Feind der katholischen Kirche wäre, den deutschen Katholiken recht viele Jesuiten wünschen würde; endlich: daß und wieso der Jesuitenorden auch diesen Hoensbroech auf dem Gewissen hat. Die Erörterung dieser grundsätzlichen Behauptungen ist an sich dringend nöthig; und sie ists doppelt, weil in dem ekelhaften und sinnlosen Geschimpf, in das der konfessionelle Streit wieder einmal ausgeartet ist, zuguterletzt auch den führenden Geistern die wirklichen idealen Interessen und die eigentlichen Gegenstände des Streites aus dem Gesichtskreis zu entschwinden drohen. Diese grundsätzlichen Fragen hat nun Hoensbroech in seiner sogenannten Gegenkritik mit keinem Wort auch nur gestreift. Statt darauf einzugehen — wozu ihm wohl das Zeug fehlt —, stellt er meine bodenlose Unwissenheit, meine horrende Unkenntniß katholischer Dinge an den Pranger, behauptet, all seine Gegner kritisch vernichtet zu haben, und beruft sich auf die für ihn von Vertretern der Wissenschaft abgegebenen Zeugnisse. Um das Ergebniß der von mir in einem Fall vollzogenen Nachprüfung der Pilatuskritik den Augen seiner Leser zu verbergen, behauptet er ich hätte die fragliche Stelle verdreht und verstümmelt,

hütet sich aber, seine Behauptung durch Nebeneinanderstellen des Textes und meiner Uebersetzung zu beweisen, wie ich es mit dem Text und mit seiner Uebersetzung gethan habe. Statt dieses Einen, was noththat, was er aber nicht leisten konnte, hat er den ihm zur Verfügung stehenden reichlichen Raum auf inhaltlosen Phrasenschwulst und Schimpfereien verschwendet."

Neisse. Karl Jentsch.

Transvaal-Aktien.

Ueber die Aktion zur Verstaatlichung der Transvaalbahn habe ich hier schon Einiges erzählt. Als getreuer Chronist muß ich aber noch einmal auf die Sache zurückkommen, die sich inzwischen langsam zu einer cause célèbre ausgewachsen hat. Aeußerlich ist die ganze Angelegenheit ja erledigt. Am vierten Juni sind in dem selben Saal des Savoyhotels, wo der ersten Verkündung der englischen Offerte ein Schrei der Entrüstung geantwortet hatte, die Wünsche der deutschen Aktionäre eingesargt worden. Das englische Angebot, das einem Kurswerth von ungefähr 173½ entspricht, wurde angenommen. Vorgeschichte und Verlauf dieser letzten Versammlung sind geeignet, sogar die Erinnerung an den englischen Rechtsbruch zu verdunkeln, in ein sehr seltsames Licht aber das Verhalten der dem Schutzkomitee angehörigen Hochfinanz zu rücken

Seit ihrem ersten Lebenstage hatte die deutsche Schutzvereinigung das Bestreben, ihren Aktienbesitz der englischen Regirung als „zimmerrein" zu empfehlen, im Gegensatze zu den im Ausland befindlichen Titres, die vielfach dringend verdächtig sind, einst im Besitz der Burenregirung gewesen zu sein. Als das Komitee geschaffen wurde, drängte die Klugheit zu solcher Taktik. England erklärte damals: Die Transvaal-Aktionäre haben das Recht auf Rückkauf verwirkt, weil ihre Gesellschaft sich am Krieg betheiligt hat. Wir wollen zwar Gnade für Recht ergehen und die unschuldigen Aktionäre nicht büßen lassen, denken aber nicht daran, auch nur einen Penny den Aktien zu gewähren, die den Buren gehörten und von diesen bösen Menschen während des Krieges versilbert wurden. Die Rechtslage war dunkel und man konnte deshalb begreifen, daß die Vereinigung nur Aktien aufnahm, die erweislich schon vor dem ersten Dezember 1900 in deutschem Besitz gewesen waren. Diese Begrenzung schien zunächst ein — vielleicht nothwendiger — Selbstschutz, nicht ein Angriff auf die von Berlin aus unkontrolirbaren Rechte der ausländischen Aktionäre; sehr anfechtbar aber ist die Art, wie diese Sonderstellung später ausgenützt wurde. Schon in der Verhandlung vor der Transvaal Concessions Commission erklärten die deutschen Vertreter, Freiherr von Eckardstein und Herr Karl Schauer, ausdrücklich, Deutschland habe „weder Mühe noch Kosten gescheut", um das Eindringen verdächtiger Aktien zu hindern. „Only those shares have been registered in which the holders could prove a clear title to their posession. They have proved that they were in posession of the shares before the sale took place of those 5000 Transvaal Government shares." Aber mit solchen allgemeinen Darlegungen begnügte man sich nicht. Herr Schauer schilderte eingehend die

einzelnen Vorsichtmaßregeln, die man getroffen habe. Hier der Verhandlungbericht: „From July 1900 until February 1901 there were comparativeley small dealings in Netherlands South African Railway shares, as the price had to be kept down on purpose to prevent any selling on the part of the agents of the late Transvaal Government. Now I will give you some private informations which I did not put down in my report. The Transvaal Government tried first to sell some shares in Berlin and did not succeed in doing so. Then they tried to sell the shares via Paris, and in Paris there was actually a Syndicate. I do not know whether they have already taken the shares or what they have done with them, but the Syndicate tried to sell Transvaal shares in Berlin and the limit must have been something near 170. They knew that in Berlin and they kept under the price. The price was kept under 170 for a month. Then at the same time everybody knew is was dangerous to deal in Transvaal shares because the registration list had not been closed. For instance if you were a shareholder you would send in your application for registration of your shares and this list of registration has only been closed last week. Since that list was closed there was a certain feeling of greater security in the maiket that is to say people knew quite well that there could not be any danger, that those shares in which they were dealing were all bonafide shares . . . You see an investor could not come forward and the investors kept allot from the market but now as soon as that list has been closed dealings began and the price has risen in consequence.

The Chairman: . . . Of course the french Syndicate shares were not registered. Mr. Schauer: No they are not registered, we have got a list of the shareholders. The Chairman: What steps did the Schutzcomité take to investigate the bona fides of the shareholders? Mr. Schauer: They asked the people who presented their shares to show them the contracts and to see at what time the people hadacquired their shares."

Ich citire aus dem amtlichen Protokol — das hier zum ersten Mal in Deutschland veröffentlicht wird — und citire den englischen Originaltext, um nicht etwa den Verdacht aufkommen zu lassen, meine Uebersetzung habe den Sinn zu färben versucht.

Die feierliche Betheuerung ihrer Unschuld genügte den Herren noch nicht: sie fuhren gröberes Geschütz auf und griffen zu Waffen, die selbst im Krieg als unerlaubt gelten sollten. Von den 14000 Aktien der Transvaalbahn sind ungefähr 6800 bei der Schutzvereinigung eingeschrieben. Erwarb England diese Aktien, so hatte es, wie ich hier schon erwähnte, in jeder Generalversammlung der Transvaalbahn die Mehrheit und konnte nach Willkür beschließen lassen, was ihm gefiel und bequem war. Die deutschen Unterhändler genirten sich auch gar nicht, Herrn Chamberlain noch ausdrücklich auf diese günstige Möglichkeit hinzuweisen. Als über den Preis verhandelt wurde, kam es zu der folgenden erbaulichen Zwiesprache:

Chairman: . . . if you come to the average dividend for the last three years that would hit them rather hard.

Mr. Schauer: From a business point of view that is nothing to

do with it. We help you to get the bulk of the shares — the other 7146 shares — for nothing.

Chairman: Yes, I do not want to minimise the assistance which the shareholders of Austria and Germany have rendered.

Baron von Eckardstein: We have nothing to do with the dutch or french shareholders or anyone except the Austrians.

Dieses liebliche Gespräch lehrt unzweideutig, daß die deutschen Vertreter wußten, welche Konsequenzen der Uebergang der deutschen Aktien in englischen Besitz haben werde, und daß sie wissentlich, um einen möglichst hohen Preis herauszuschlagen, die ausländischen Aktionäre im Stich ließen. Diese Taktik war in der Verhandlung vor der Kommission allenfalls noch zu rechtfertigen: die Rechtslage war unklar und man glaubte vielleicht wirklich, England sei befugt, gewissen Aktien die Einlösung zu verweigern. Inzwischen aber, spätestens im Januar 1903, hat die Schutzvereinigung aus dem von ihr selbst erbetenen Gutachten des Professors Meili erfahren, daß Englands Verhalten allen Gesetzen des Völkerrechtes widerspricht. Jetzt schien es nicht mehr recht schicklich, die reine — oder unreine? — Gewinnsucht so offen vor allem Volke zu zeigen. Deshalb hielt in der letzten Versammlung der Certifikatbesitzer der Geheime Kommerzienrath Oppenheim von der Firma Robert Warschauer & Co. für angebracht, Herrn Schauer, der das offene Wort gesprochen hatte, zu desavouiren. Herr Schauer, sagte er, sei gar nicht offizieller Vertreter der Vereinigung gewesen, sondern von dem Gesandtschaftbeamten gewissermaßen nur als geschäftlicher Beirath zugezogen worden. Eine mindestens fragwürdige Behauptung; nach dem Protokol hat Herr Schauer ganz bündig erklärt, er verhandle als Repräsentant der Schutzvereinigung. Herr Geheimrath Oppenheim behauptete nun zwar, das Komitee habe sofort dem Reichskanzler gemeldet, daß es die Aeußerungen Schauers nicht vertreten könne. Sehr merkwürdig ist aber, daß gerade dieser immerhin wichtige Brief nicht verlesen wurde, während der Versammlung eine mehr weitschweifige als wichtige Korrespondenz Silbe für Silbe vorgetragen wurde. Doch mag die Vereinigung die Rede Schauers gebilligt oder mißbilligt haben: sicher hat sie die von Schauer allzu offen enthüllte Taktik auch nach Meilis Gutachten noch weiter angewandt. Sie hat sich von den Holländern und Franzosen getrennt, deren Kampf unmöglich gemacht und wissentlich dazu beigetragen, daß England den ausländischen Aktionären Gewalt anthun konnte.

Und was hat diese muthlose Unterwürfigkeit nun schließlich erreicht? Was ist der Lohn all der Opfer an Intelligenz und Würde, die das Komitee im Bunde mit unserem Auswärtigen Amt gebracht hat? Die Antwort muß geradezu niederschmetternd wirken. Vom Preis will ich gar nicht erst reden; erreicht ist aber nicht einmal die Zusicherung, daß sämmtliche Certifikate der Schutzvereinigung das unbedingte Recht auf Einlösung haben. In der englischen Offerte heißt es, nach der Uebersetzung des britischen Generalkonsulates in Berlin: „Das Verzeichniß des Schutzkomitees und die Kautionstücke werden der Regirung Seiner Majestät als Nachweis dienen, jedoch keineswegs als vollgiltiger Nachweis des Besitzrechtes einer bestimmten Aktie.“ In einer Eingabe an den Reichskanzler (vom siebenzehnten Januar 1903) wird das Auswärtige Amt gebeten, darauf hinzuwirken, daß England diesen Satz ändere; da heißt es: „Es bedarf für das

Komitee einer Bestätigung, daß durch diesen Passus anerkannt sein soll, daß sämmtliche Aktien, die in der Schutzvereinigung gebunden sind, von der englischen Regirung als zur Einlösung berechtigt anerkannt werden. Es würde in direktem Gegensatz zu den Voraussetzungen stehen, unter denen sich die Schutzvereinigung gebildet hat, wenn nicht allen von ihr ausgegebenen Inhabercertifikaten gleiche Behandlung zu Theil werden sollte. Das Grundgesetz der Schutzvereinigung ist: ‚Einer für Alle, Alle für Einen'; und eher müßte die Schutzvereinigung ihrer Auflösung entgegengehen, als diesem Prinzip untreu werden." Darauf antwortete die englische Regirung kühl: „Was den ersten Punkt betrifft, so verlangt die Regirung Seiner Majestät den ausreichenden Nachweis, daß jede Aktie, für die Zahlung zu leisten ist, vor Ausbruch des Krieges in Privatbesitz war." Diese Ohrfeige nahmen die Leiter der Schutzvereinigung ruhig hin. Wie konnten, wie durften sie unter solchen Umständen den deutschen Aktionären die Annahme der englischen Offerte empfehlen? Der Kurs ist erbärmlich und die Behandlung so, wie man sie eben nur deutschen Kommerzienräthen zu bieten wagt. Das Schutzkomitee kann freilich sagen, es habe die Annahme nicht empfohlen, sondern sich in der Versammlung jedes Rathschlages weislich enthalten. Aber es ließ durch seine kompakte Majorität die Offerte annehmen. Weshalb?

Seit Wochen schon geht ein Gemunkel durch die Reihen der Kapitalisten. Im Besitz der Schutzvereinigung sollen etwa fünfhundert Aktien sein, die noch nach dem ersten Dezember 1900 der Burenregirung gehörten und erst viel später in deutsche Hände kamen. Für diese Aktien, deren Nummern zu ermitteln sein werden, giebt England, wie es feierlich erklärt hat, keinen rothen Heller und die Besitzer der verdächtigen Stücke sind deshalb natürlich froh, 173 Prozent zu erhalten. Als ich die Botschaft hörte, fehlte mir zunächst der Glaube. Aber in der Versammlung geschahen Zeichen und Wunder. Plötzlich tauchte ein Antrag auf — und fand die freudige Zustimmung der natürlich vorher völlig ahnungslosen Komiteemitglieder —, wonach nicht etwa jedem Aktionär ohne Weiteres der volle Betrag, der ihm nach der englischen Offerte zukommt, ausgezahlt, sondern hübsch abgewartet werden solle, welche Aktien die englische Regirung zu beanstanden geruhen werde; den dadurch entstehenden Ausfall sollen dann alle Certifikatinhaber gemeinsam tragen. Die Mitglieder der Schutzvereinigung bekommen also nicht etwa $173\frac{1}{2}$ Prozent: der wirkliche Kurs ist vielmehr noch ganz ungewiß. Werden fünfhundert Aktien beanstandet, so erhalten die Mitglieder der Schutzvereinigung nur ungefähr 160 Prozent. Da nach der englischen Offerte aber kein Unterschied zwischen den Aktien gemacht wird, die sich der Schutzvereinigung angeschlossen haben, und denen, die vereinsamt geblieben sind, so bekommen die isolirten auf alle Fälle 173 Prozent von England direkt, während die Mitglieder der Schutzvereinigung vielleicht das Glück haben, einen Schaden bis zu 13 Prozent erleiden zu dürfen. Und diesen Antrag hat die Versammlung der Transvaal-Aktionäre angenommen. Wird man in der Wilhelmstraße solche Auffassung des Grundsatzes: „Alle für Einen, Einer für Alle" passiren lassen?

Die deutschen Aktionäre haben ihre ausländischen Leidensgenossen verrathen, sich selbst geschädigt und John Bull wieder einmal die Möglichkeit gegeben, den braven Michel nach Herzenslust auszulachen. Plutus.

Leichner & Wagner.

Johann Ludwig Leichner, „königlich preußischer Kommerzienrath, Parfumeur-Chemiker, Lieferant der königlichen Theater in Berlin und Brüssel, Herausgeber des Leichner-Albums, Präsident des Richard Wagner-Denkmal-Komitees", ist entschlossen, „im Sinn des Meisters, den er ehren will", weiterzuwirken. Die Familie Wagner und die Herren Humperdinck, Hans Richter, Mottl, Niemann, Klindworth haben öffentlich erklärt, die leichnerischen Feierpläne könne kein Freund, kein Kenner Wagners billigen. Thut nichts: der Parfumeur-Chemiker wird weiterwirken. Er ließ an die Presse ein Schriftstück versenden, das ihn rechtfertigen, seine Verdienste endlich einmal ins gebührende Tageslicht rücken soll. Ueberschrift: „Die Wahrheit in der Streitsache um das Richard Wagner-Denkmal". Das ist grammatisch falsch; Wahrheit soll aber auch im geflickten Kleide willkommen sein. Erstens also: Herr Leichner war Barytonist, hat am stettiner Stadttheater den Hans Sachs in den „Meistersingern" gesungen und ist von Wagner (der ihn nicht gehört hatte) „schriftlich mit wärmsten Worten zu diesem Erfolg beglückwünscht worden." Und ein solcher Mann soll nicht würdig sein, im Namen des deutschen Volkes zu sprechen, nicht fähig, „den Sinn des Meisters, den er ehren will", zu erkennen? Zweitens: Johann Ludwig ist nach dreizehnjährigem Wirken aus der Barytonistenlaufbahn geschieden (wahrscheinlich, weil Stettin seinem Ehrgeiz nicht genügte) und „Großindustrieller" geworden. So nennt er sich. Kein Nationalökonom, kein Statistiker wird eine Fabrik, in der Puder und Schminke gemacht wird, zur Großindustrie rechnen; weder die Zahl der solchem Betrieb dienenden Arbeiter und Maschinen noch die Höhe des Betriebskapitals (nach Lexis das einzig sichere Unterscheidungmerkmal) berechtigen dazu. Einerlei. Herr Leichner hält sich für einen Großindustriellen. Und er hat vierzigtausend Mark zum Ankauf des Wagner-Museums, zehntausend Mark für eine Musikausstellung, fünfzigtausend Mark für das Wagner-Denkmal gegeben „und sich außerdem bereit erklärt, für die Beschaffung der noch ferner nöthigen Mittel Sorge zu tragen." Diese Verheißung war nicht leicht zu nehmen; denn der Parfumeur-Chemiker hat „der Denkmalsangelegenheit seit Jahren seine ganze Kraft gewidmet" (die Großindustrie im Allgemeinen und sein Geschäft im Besonderen offenbar also sträflich vernachlässigt), er verfügt über „ein großes organisatorisches Talent" und hat eine „vortreffliche Organisation" geschaffen. Er sagt es ja selbst; und fügt hinzu, daß er in den Jahren, wo er „der Denkmalsangelegenheit seine ganze Kraft widmete", als Helfer in den Nöthen einer berliner Musikausstellung auftrat, „Vicepräsident des Preisgerichtes für die internationale Parfumerie und Vorsitzender der deutschen Parfumerie Ausstellung" in Paris war (und das „Leichner-Album, hundertundfünfzig Charakterköpfe für die Bühne", herausgab). Und an diesen Mann wagt sich die Scheelsucht. An Einen, dessen selbstlosem Edelsinn nur in alten Heldenmären ein Beispiel zu finden wäre. Selbstlosigkeit: Das ist die Hauptsache; denn sonst ... Mancher Großindustrielle hat schon mehr Geld für eine öffentliche Veranstaltung gegeben, viel mehr sogar, und doch nicht verlangt, als Präsident, als Sprecher deutscher Nation das große Wort zu führen. Wie aber gab Johann Ludwig? Wiederum sagt ers selbst; höret und staunet: „Als Oesterleins jetzt in Eisenach aufgestelltes Richard Wagner-Museum nach Amerika verkauft werden sollte und die Presse ein allgemeines Wehklagen darüber erhob, daß diese Sammlung werthvoller Erinnerungen dem Ausland

anheimfalle, da gab ein Großindustrieller, dessen Name sorgfältig verschwiegen wurde, die noch fehlende Ankaufssumme von vierzigtausend Mark her, um diesen Wagner-Schatz der Heimath zu erhalten. Erst nach drei Jahren stellte sich heraus, daß dieser X der in Mainz geborene und in Berlin ansässige Fabrikant Leichner sei, und man fragte sich erstaunt, was wohl einen Großindustriellen zu einem solchen Schritt bestimmen konnte. Der Beweggrund durfte doch nur in seiner Begeisterung für das Andenken Richard Wagners zu suchen sein; denn wäre es ihm um eine Reklame für sich zu thun gewesen, so würde er wohl diese für Deutschland immerhin ganz beträchtliche Spende laut genug der Welt verkündet haben." Den letzten Satz hätte ein kluger Berather gestrichen. Denn da Herr Leichner die beträchtlichere Spende fürs Wagner-Denkmal „laut genug der Welt verkündet" hat, könnte man daraus schließen, daß es ihm in diesem Fall doch „um eine Reklame für sich zu thun war". Was aber ists mit dem Museum? Wagners Witwe, die zum Urtheil Berufenste, hält es für werthlos und hat sich deshalb nie für den Ankauf interessirt. Weiß Johann Ludwig besser als Cosima, wo Wagner-Schätze ruhen? Möglich. Ganz sicher aber wird er von seinem Gedächtniß schlecht bedient. Er hat sich erboten, „die noch fehlende Ankaufssumme von vierzigtausend Mark" zu liefern. Diese Thatsache führt er mit Recht an, vergißt aber, daß er als Aequivalent einen Orden erbeten hat. Dringend erbeten. In Briefen, die zu heiterer Freude herumgezeigt wurden. Oesterleins Sammlung sollte in Eisenach zu sehen sein und Herr Leichner wollte für seine vierzigtausend Mark nur den berühmten Weißen Falken. Deshalb wurde der Name des großindustriellen Spenders „sorgfältig verschwiegen"; nur deshalb mußte er verschwiegen werden: sonst hätte Jeder den Zusammenhang gemerkt. Nach drei Jahren konnte der Name dann durchsickern. Das ist ein Fall; nicht der einzige. Herr Leichner ist „für das Andenken Richard Wagners" genau so begeistert wie für die russisch-orthodoxe Kirche, der er in Berlin ein Heim schaffen half, — gegen Zusicherung eines Ordens. Das sind nicht etwa Vermuthungen, sondern erweislich wahre Thatsachen. Herr Leichner lechzt nach Orden und Titeln und läßt sich seine Ehrgier nicht weniger kosten als andere Kommerzienräthe ihre Rennpferde, Segelyachten und Theatermädchen. Gewiß kein Verbrechen. Ich habe gar nichts dagegen, daß Orden und Titel Leuten verliehen werden, die für Krankenhäuser, Schulen, Museen, Bibliotheken, Denkmale Geld hergeben; eine bessere Verwendung entwertheter Restbestände wäre ja kaum zu ersinnen. Weiße Falken und Rothe Adler, alle Orden der Erde mag man Herrn Leichner gönnen: nur soll er nicht öffentlich pathetische Reden für das Wahre, Gute, Schöne halten, nur sich nicht vermessen, dem Empfinden des deutschen Volkes die Zunge zu lösen. Sein Name stand unter zehntausend eklen Geschäftsreklamen (ein paar, nicht die schlimmsten noch, wurden im letzten Maiheft abgedruckt). Sein Deutsch ist allzu stümperhaft. Er schickt Journalisten, die sein Streben und seine Feste loben oder tadeln könnten, Juwelierwaaren (wenn es erwünscht ist, auch bares Geld) ins Haus; manchmal bringt ers selbst. Er bietet Geld an, um Orden zu bekommen, und läßt sich von seinem Preßausschuß dann als selbstlosen Wohlthäter feiern. Jahre lang ists gelungen; und noch jetzt hat, zum Beispiel, die Vossische Zeitung kein Sterbenswörtchen von all den Protesten berühmter Männer veröffentlicht, die jede Gemeinschaft mit dem Parfumeur-Chemiker ablehnten. Nun aber ists genug. Der königlich preußische Kommerzienrath will weiterwirken. Mag er; doch im Stillen. Wenn er sich jetzt nicht der Sache opfert und bescheiden verschwindet, wird er erleben, daß er eine Wagner-Feier, der, um nicht in seine Nähe zu gerathen, alle ernsten Freunde und Förderer des wagnerischen Werkes fern bleiben, selbst den Berlinern von 1903 nicht ungestraft zumuthen darf.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Berlin, den 20. Juni 1903.

Palastrevolution.

Nach dem Frieden von Luneville wollte Bonaparte italische Würdenträger, die er in Lyon empfing, mit einer Festvorstellung bewirthen. Er ließ Talma und die Raucourt aus Paris kommen und den Gästen wurde Voltaires Mérope vorgespielt. Lauter Beifall folgte dem Vers: Le premier qui fut roi fut un soldat heureux. Aller Augen blickten auf den Ersten Konsul und alle Herzen riefen ihm zu: Dich, unseren glücklichsten Soldaten, wollen wir zum König krönen! Doch der Korse runzelte die Stirn und sagte nach der Vorstellung zum Grafen Chaptal: „Mérope wird nicht mehr aufgeführt. Was bedeutet denn dieses populäre Sprüchlein: ‚Den ersten König schuf das Glück der Feldschlacht‘? Wer bis zum Thron emporzusteigen vermag, ist der erste Mann seines Jahrhunderts und verdankt die Krone nicht dem Glück, sondern eigenem Verdienst und nationaler Dankbarkeit. Dieses Stück wird in Frankreich nicht wieder aufgeführt". Chaptal lächelte; dem Klugen schien solches Bedenken allzu kleinlich. Bonaparte war klüger. Das Volk, meinte er, braucht nicht im Theater daran erinnert zu werden, daß Monarchenmacht aus Erobererzügen stammt und mancher Schlächter von Fortunens Laune gekrönt ward. Das Volk erfährt schon genug, schon zu viel. Hatte es nicht eben erst, im Lenz 1801, gehört, daß man Könige töten kann, packen, niederringen, würgen, wie andere sterbliche Menschen? In Rußland wars geschehen. In einer Märznacht hatten Gardeoffiziere Paul den Ersten im Michaelpalast überfallen und erdrosselt. Den Gossudar von Gottes Gnaden, der gestern allmächtig gewesen war und heute ein Idiot, ein gemeingefährlich

Toller genannt wurde. Das war also möglich; in einem Lande möglich, dessen Herrscher zugleich der höchste Bischof ist. Auch gesalbte Häupter sind vor Mörderhänden nicht sicher. So weit hatte der Jakobinergeist es gebracht, den der Erste Konsul längst für den gefährlichsten Feind aller Staatsordnung hielt. Und dem so gestimmten, durch solche Schreckenskunde verwirrten Volk sollte nun noch von der Bühne herab gesagt werden, wie Kronen gewonnen wurden und Dynastien entstanden? Nein ... Der Kluge vergaß, was seine Franzosen im letzten Jahrzehnt erlebt hatten und welches Schauspiel er selbst ihnen sann. Ein Volk, das Ludwig Capet und seine Oesterreicherin geköpft, Robespierre und Marat zugejauchzt hatte, konnte aus Pauls Schicksal nichts Neues mehr lernen. Ob Mérope aufgeführt oder verboten wurde: schon griff der glückliche Soldat, griff Laetitias Sohn ja nach der Krone und bald mußte Jeder erkennen, wie mans vom Artillerielieutenant zum Kaiser bringen kann. Solches Erlebniß wirkt weiter als ein Bühnenspiel. Bonaparte verbot Voltaires Tragoedie. Joseph de Maistre aber, der den Caesar nahen sah, sprach den dunkel drohenden Satz: „An dem Tage, da vor Europens Auge ein Plebejer den Thron besteigt, wird eine neue Weltepoche beginnen."

Europa war ruhig. Es hatte seit zehn Jahren zu viel erlebt, um sich über eine Palastrevolution aufzuregen. Das Geschehene, sagt Goethe, „hat auf die Gemüther der Meisten eine unwiderstehliche Gewalt, und was unmöglich schien, nimmt sogleich, als es geschehen ist, neben dem Gemeinen seinen Platz ein." Ein Zar war von seinen eigenen Truppen getötet worden. Unmöglich? Es war geschehen. Im Hemd, mit Nachtjacke und Nachtmütze war Paul aus dem Bett gesprungen, als er die Verschwörer vor seiner Thür poltern hörte. Hinter einer Spanischen Wand fanden sie ihn, schrien ihn wild an, schimpften und schlugen ihn und würgten ihn schließlich mit seiner Offizierschärpe. Der Leib des Kaisers wurde mit Fäusten und Füßen mißhandelt. Der Oberst Ssablukow erzählt: „Ich sah Paul auf dem Paradebett. Sein Gesicht war, obgleich Aerzte und Maler es geschickt hergerichtet hatten, noch immer blau und schwarz; der Hut war so aufgesetzt, daß er so viel wie möglich die linke Schläfe und das linke Auge bedeckte, die man ihm eingeschlagen hatte." Als der Streich gelungen war, wurden alle verdächtigen Offiziere und Beamten getötet oder verhaftet und die Truppen auf den Namen des neuen Kaisers vereidet. Im ganzen Lande wurde die Botschaft mit lautem Jubelgeschrei begrüßt. Fremde Menschen umarmten einander auf offener Straße. Männer, Weiber, Kinder knieten in den Kirchen und dankten der Heiligen Mutter, die sie diesen Tag erleben ließ. Ein Rausch, als sei das Tausendjäh-

rige Reich friedlichen Glückes auf russischer Erde begründet. Und mit der vom härtesten Druck sich befreit wähnenden Menge jauchzte der Adel, die Hofgesellschaft. Tatishtshew schrieb an den Grafen Woronzow: „Uns Allen ist zu Muth, als seien wir neugeboren." Rogerson: „Das Ereigniß vom zwölften März hat (abgesehen von den Umständen, die vielleicht nicht zu vermeiden waren, aber peinlich wirken) die allgemeine Stimmung mit einem Schlag umgewandelt." Präsident Nicolai: „Ich bin entzückt von dem großen, glücklichen Ereigniß." Admiral Tshitshagow: „Kaum vermag die Stimme der Nation der Freude, die wir empfinden, Ausdruck zu geben." Graf Buturlin: „Preisen wir die Vorsehung!" Graf Morkow: „Seit dem großen Ereigniß strahlt uns endlich wieder die Sonne." Alexej Orlow: „Durch Gottes Gnade ist ein helles Gestirn aufgegangen, das uns den Frühling ankündet. Noch vor Ostern kam die Auferstehung. Ganz Rußland athmet freier. Selbst hier in Dresden hat Alles, hoch und niedrig, sich unbändig gefreut. Loben wir den Herrn, daß wir nicht ganz gefressen wurden. Halleluja! Halleluja! Und abermals Halleluja!" Whitworth, der England an Pauls Hofe vertreten hatte: „Wie soll ich schildern, was ich bei diesem von der Vorsehung geführten Streich empfand? Je mehr ich nachsinne, desto inniger danke ich dem Himmel." Ssmirnow, der Propst der russischen Gesandtschaft in London: „Jetzt brauchen wir nicht mehr vor unserem eigenen Schatten zu erschrecken. Der gute Fürst Castelcicala (Neapels Gesandter) weinte vor Freude." Der Senator und Departementsdirektor Weljaminow: „Es ist unmöglich, den Freudentaumel der Residenz zu beschreiben. Abends war in den Straßen ein Gewühl, wie ichs nie vorher gesehen hatte. In der ganzen Stadt gabs bald keinen Champagner mehr; ein einzelner Weinhändler (nicht der größte) hat an diesem Tage für sechzigtausend Rubel Sekt verkauft. Aus allen Kneipen scholl Jubelgekreisch. Petersburg glich einem riesigen Irrenhaus." Die Fürstin Liewen, geborene Baronin Benckendorf: „Die Verschwörer schwiegen nicht, sondern rühmten sich laut ihrer That und erfanden vielleicht noch Gräuel, die sie gar nicht verübt hatten." Noch höher hinauf; die Kaiserin Elisabeth schrieb an ihre Mutter, die Markgräfin von Baden: „Rußland wird nach vierjähriger Bedrückung jetzt aufathmen. Das schlimmste Hinderniß ist weggeräumt. Freilich ist der Gedanke furchtbar, die Ruhe einem Verbrechen zu danken. Doch muß ich gestehen: auch ich athme auf. Wie eine Tolle sehnte ich mich nach einer Revolution. Das Uebermaß despotischer Willkür nahm mir alle Fähigkeit zu ruhiger Ueberlegung; ich wünschte nur noch, mein unglückliches Rußland frei zu sehen, — um jeden Preis." So sprach Pauls Schwiegertochter, die Frau

seines Sohnes. Und dieser Sohn selbst? Der sanfte Alexander, Laharpes und Rousseaus weichmüthiger Schüler, weinte, bejammerte sein trauriges Schicksal und ließ sich von Elisabeth trösten. Allzu schwer wird der Frau diese Ehepflicht wohl nicht geworden sein. Aus dem Brief, den Nikita Petrowitsch Panin an die Zarin-Witwe schrieb, wissen wir, daß Alexander den Plan der Verschwörer kannte. Zugestimmt hat er ihm natürlich nicht, sondern auf jede Andeutung geantwortet: „Von solchen Dingen will ich nichts hören". Das genügte. Nach der That durfte er den Ueberraschten, Entsetzten mimen; die Hände, die ihm die Mütze der Monomachen reichten, hatten ja seinen Vater erwürgt. „Peinliche, aber vielleicht unvermeidliche Umstände." Am Ende wars doch der Finger Gottes, der Paul vom Thron gestoßen hatte. Alexander setzte die Mütze aufs Haupt und schüttelte die Hände, aus denen er das Wahrzeichen der Vatergewalt empfing. Sollte er die Mörder, seines heißesten Wunsches Vollstrecker, etwa strafen und im Heer, am Hof neue Unzufriedenheit wecken? So undankbar war er nicht. Vornehme Herren hatten die Henkerarbeit besorgt: General Freiherr von Bennigsen, die Grafen Pahlen und Panin, Fürst Platon Subow und andere Großwürdenträger. Denen durfte kein Haar gekrümmt werden; wurde auch keins gekrümmt. Der Einzige, der in Ungnade fiel, war Pahlen, der als Regisseur Alles sorgsam vorbereitet hatte, wider die Abrede aber erst nach der That im Palast erschien. Das verzieh ihm Alexander nicht. Einen so unzuverlässigen Diener, der wohl gar, wie Bernhardi vermuthet, mit der Möglichkeit des Mißlingens rechnete und dann, wenn der Plan gescheitert war, als Pauls Retter aus höchster Lebensgefahr auftreten wollte, einen solchen cunctator konnte der neue Kaiser nicht brauchen.

Europa blieb ruhig. Das Geschlecht, das den Enkel Ludwigs des Heiligen und die Tochter der großen Maria Theresia hinrichten sah, war nachgerade abgehärtet. Paris, das immer voraus ist, war schon wieder caesarisch gestimmt; draußen aber wirkte die pariser Stimmung von 1792 noch fort. Man schwärmte für Freiheit und Menschenrechte und freute sich, wenn Muthige ihr Land vom Tyrannen befreiten. Ist nicht jeder König ein Tyrann? Jeder, sprach Demos; selbst Ludwig der Sechzehnte, dem eigentlich keine greifbare Verletzung der Regentenpflicht nachzuweisen war. Schlimm genug aber schien, daß er von vierzehn Regirungjahren 1562 Tage auf der Jagd, 372 Tage auf Reisen vertrödelt hatte. Man war ungemein radikal, wollte am Darm des letzten Pfaffen den letzten König henken und die ewigen Rechte vom Himmel herunterholen, „die droben hangen, unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne selbst." Und da sollte man den tollen Autokraten bedauern, der von

den Schranzen in silberner Schlinge gewürgt worden war? Der allzu lange im Reich Katharinas gewüthet, Menschenglück vernichtet, mit blutiger Sense Menschenhäupter gemäht hatte? Ihm war geworden, was ihm gebührte. Nur Bonaparte verwünschte das böse Beispiel. Wenn man so mit legitimen Herren aus alter, guter Familie umsprang, mochte der empereur parvenu vor der ersten Glücksdämmerung zittern. Der Korse empfand, ohne es zu kennen, die Wahrheit des Wortes, das Schiller in seiner Geschichte des niederländischen Aufstandes sprach: „Weniger schmerzhaft drückt der Mißbrauch angeborener als der Mißbrauch empfangener Gewalt."

Hundertundzwei Jahre sind vergangen, seit Paul Petrowitsch unter Mörderhänden verröchelte. Die Jünglinge, denen es feurig durch die Wangen lief, wenn man von Freiheit sprach, sind längst begraben. Doch ihres Strebens hohes Ziel ward erreicht. Alle Menschenrechte sind dem Bürger, dem ärmsten sogar, gesichert. Während ich schreibe, wird in Deutschland ein neuer Reichstag gewählt. Der letzte Ackerknecht hat heute das selbe Recht wie der reichste Fürst, der höchste Beamte. Niemand kann ihn hindern, den Mann zu küren, dem er vertraut, Niemand ihn auch nur kontroliren. Schon im ersten Ansturm hat die Partei der armen Leute die Hauptstadt, des Kaisers Residenz, fast völlig erobert und aus allen Bundesstaaten, allen Provinzen kommt ihr Hoffnung nährende Kunde. Stärker noch als im alten wird sie im neuen Reichstag sein; und am Widerstande dieses Reichstages muß des Kanzlers, des Kaisers Wille sich brechen. Herrlich weit brachten wirs. So weit, daß wir für die Freiheit nun nicht mehr zu schwärmen brauchen. Daher der sittliche Zorn über die Ermordung des Königs von Serbien und seiner Draga. Ueberall; selbst in der sozialdemokratischen Presse wurde die „verthierte serbische Soldateska" ins Fegefeuer verdammt und durch die bourgeoisen Blätter rauschte die Empörung über „das Blutbad im Konak", die „feigen Mordbuben", die „erbärmliche Apathie der halbwilden Balkanhorde". Die Vorgänge von 1801 und 1903 sind einander sehr ähnlich. Auch Paul hatte eine am Hof gehaßte Liebste: die Fürstin Gagarin. Auch er wollte dem Reich einen illegitimen Thronfolger aufzwingen: den hübschen Prinzen Eugen von Württemberg. Wie in Petersburg, wurde in Belgrad gejubelt; wie dort, erhob sich hier keine Stimme für den Gemordeten. Alles genau wie damals. Militärrevolte, deren Erfolg im Hintergrund ein tugendsamer Prätendent abwartet; das Opfer im Hemd (der fette Paralytiker von Serbien trug im Bett rothe Seide); rohe Mißhandlung der Verwundeten, Sterbenden, Toten; statt der Strafe der Dank des Vaterlandes. Sogar der allerliebste Einfall,

die häßlichen Worte Mord und Totschlag zu meiden und in offiziellen und offiziösen Meldungen schlicht nur von „dem Ereigniß“ (l'événement) zu sprechen, stammt von der Newa und wurde zollfrei nach Serbien importirt. Alles wie einst im März. Nur ein Unterschied ist fühlbar: was 1801 eine patriotische Heldenthat hieß, ist 1903 zum abscheulichen Mordbubenstreich geworden.

Marcus Junius Brutus und seine Leute waren grausame Mordbuben: ihre Tücke traf mit spitzem Dolch dreiundzwanzigmal Caesars Leib. Cromwell, der seinen König köpfte: ein Mordbube. Und wie nenne ich den elenden Wilhelm Tell, den Feigling, der den vom Kaiser eingesetzten Landvogt aus sicherem Hinterhalt erschoß? Wir müssen neue Ideale suchen; die alten sind aus der Mode. Das Jahrhundert der Naturwissenschaften, des Liberalismus, Parlamentarismus, Amerikanismus (die Zeitungschreiber schmücken es täglich mit neuen Ehrennamen) ließ uns als Vermächtniß zwei wichtige Lehren. Die erste: daß alle Völker, die nicht fromm an den Christengott glauben, dem Untergange geweiht sind; die zweite: daß auch die Psychose eines angestammten Königs seinen Unterthanen heilig sein muß.

... Du möchtest, lieber Leser, ein Weilchen verschnaufen und nichts von den Obrenowitsch, Maschin, Lunjewitsch, Karageorgewitsch hören, deren Namen die Reporterschaar seit zehn Tagen Dir früh und spät ins Ohr gebrüllt hat? Unsere Wünsche begegnen einander Die Sache ist uns Beiden gründlich verekelt worden. Nur ein paar nüchterne Worte also; nur die Bitte, dem Hause Obrenowitsch keine Zähre nachzuweinen. Was geschehen ist, mußte geschehen, konnte nicht stiller, nicht schneller, nicht mit geringerem Blutverlust ausgeführt werden. Wie ein böses Thier hatte Alexander im Lande gehaust. Ein Paralytiker, ein Idiot, ein Imbeciller: einerlei, wie die Wissenschaft diesen Zustand nennt. Jeder wußte es; doch Keiner durfte es laut sagen. Irrsinn bei Großen ist nicht leicht zu behandeln. Wenn ein König Worte spricht, die den Bürger in die Narrenzelle oder mindestens unter Vormundschaft brächten, heißt mans entzückt ein Zeichen verblüffender Genialität; wenn er an der Galatafel in die Prunkschüssel spuckt, rühmen die Hofwedler seine muntere Laune. So wars immer. Gekrönte Tollheit wird erst anerkannt, wenn die Diagnose öffentlich gestellt ist; und gegen solchen Frevel ist thronende Majestät geschützt. Auch hatte der letzte Obrenowitsch die flinke Beweglichkeit, Versatilität und Redseligkeit, die an Idioten nicht selten zu beobachten sind. So lange er die Krone trug, war er sicher; Niemand konnte wagen, ihn zu entmündigen. Was also sollte geschehen? Ja, sagt man, gegen die Absetzung wäre nichts einzuwenden; um so mehr aber gegen den Mord. Sehr

schön, sehr sittlich, sehr sentimental. Nur wäre das arme Land dann nie zur Ruhe gekommen. Der verbannte König hätte Freunde gefunden, Parteien geworben und mit dem zähen Eifer des Wahnsinns Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um wieder in den Konak zurückzukehren. Solche Kämpfe hätten zehnmal, hundertmal mehr Menschenleben gekostet als eine Palastrevolution. Und draußen wäre dem Paar das saubere Plänchen gelungen, das die Wachsamkeit seiner Feinde in Belgrad vereitelt hatte. Alexander wußte, daß er nie Vater werden konnte, daß er unfähig war, ein Kind zu zeugen, unfähig dazu gewesen wäre, auch wenn er nicht die abgetakelte Liebste seines luetischen Vaters zur Frau genommen hätte. Dennoch spielten sie dem Volk die Komoedie der Schwangerschaft vor. Dennoch sang Sascha jedem Interviewer das selbe Lied: „Ich bin noch jung, erst Achtundzwanzig und kann noch oft Vaterfreuden erleben.“ Im Exil wäre Draga gewiß bald in die Wochen gekommen — Kinder sind überall billig zu kaufen — und dann pflanzte die Kunstbrut der Obrenowitsch sich zu neuem Unheil fort. Und daß die Serben von dieser Familie genug hatten, sollte man ihnen nicht gar so übel nehmen. Milan bestahl den Staat und bot, als er verbannt war, gegen den eigenen Sohn dessen Todfeinden seine Dienste an. Frau Natalie schrie ihr Eheleid durch alle Gassen und schalt auf offenen Postkarten ihre Schwiegertochter eine Hure. Der Vater erzählte überall, daß der Sohn impotent, die Mutter, daß er geisteskrank sei. Und der liebe Sohn sperrte Beiden die Heimath, pries in einer feierlichen Proklamation die Verbannung Milans als ein nationales Glück und gab den Befehl, das gute Papachen beim Ueberschreiten der Grenze niederzuknallen. Dahin kam es nicht. Aber der König fand andere Opfer. Wer vor Frau Draga nicht das Knie beugte, wurde ins Gefängniß geworfen oder geräuschlos ins Jenseits befördert. Die Offiziere mußten von den Brüdern der Königin Schimpf und Schläge hinnehmen; und der jüngere der beiden Lümmel sollte nächstens den Titel des Kronprinzen tragen. Eine Verbrecherfamilie. Wie ein Giftkraut mußte sie mit Stumpf und Stiel ausgejätet werden. Glimpflicher sollte man handeln, den König dem Psychiater, die schlotterige Königin dem Staatsgerichtshof ausliefern? Das hätte lange gedauert und Lärm gemacht. An günstigen Gutachten hätte es Herrn Alexander nicht gefehlt und der Prozeßgestank hätte das ganze Schweinereich verpestet. Dragas Schwager hat mit seinen Gehilfen schnell und schlau die schwere Arbeit besorgt. Daß aus den Menschen die Bestie hervorkriechen würde, war zu erwarten: vor den Soldaten, die sich Muth zur That angetrunken hatten, krümmte sich in ohnmächtiger Wuth ja das Paar, dessen Faust sie

so lange im Nacken fühlten. Doch eine Hinrichtung nach Prozeß und Urtheil wäre nicht angenehmer gewesen. Als Graf Pahlen gebeten wurde, den Leib des Zaren zu schützen, antwortete er in ungetrübter Seelenruhe: Impossible de faire une omelette, sans casser des oeufs. Und man muß den Serben das Verdienst lassen, daß ihr Eierkuchen rasch fertig war.

Die Häupter der Staaten und Staatskirchen haben dieses Verdienst dankbar anerkannt; und sie sind dem Himmel doch näher als die katzenjämmerlich aus dem Freiheitrausch erwachte Bourgeoisie und ihre willfährige Presse. Schließlich wars auch diesmal der Finger Gottes. Der Metropolit von Belgrad gab den Ton an: „Was geschah, mußte nach Gottes unerforschlichem Rathschluß geschehen und vor solcher göttlichen Fügung hat sich das Volk der Serben in Demuth zu beugen." Der Reußenzar gratulirte als Erster dem neuen König und empfahl ihn himmlischer Hilfe. Peter der Erste, von Gottes Gnaden König von Serbien, kann kommen. Kein Bonaparte wird knirschend dem Einzug zuschauen. Europa ist ruhig. Nur das liberale Bürgerthum, das einst mit Tyrannenblut färben wollte, flennt, weil das Wohl eines Volkes nicht zärtlicher Rücksicht auf den legitimen Herrscher geopfert ward.

Ein Großdeutscher.

Der Lauf der Zeit brachte es mit sich, daß der am zweiten Mai 1891 zu Blasewitz verstorbene Publizist Konstantin Frantz, der sich vergebens bemüht hatte, diesem Lauf eine andere Richtung zu geben, schon vor seinem Tode vergessen ward. Er lebt jedoch wieder auf in seinem begeisterten und sehr rührigen Jünger Ottomar Schuchardt, der unter dem Titel „Die deutsche Politik der Zukunft (Celle, Verlag der Schulbuchhandlung, 1899 bis 1902) drei Bändchen herausgegeben hat, in denen er Aussprüche seines Meisters mit eigenen Betrachtungen verwebt, um, wie er im Vorwort des dritten Bandes sagt, Richtunglinien für einen politischen und wirthschaftlichen Neubau zu entwerfen. Ohne von einander zu wissen — erst vor wenigen Jahren hat der Eine den Anderen entdeckt —, haben Frantz-Schuchardt (des bequemeren Ausdruckes wegen mögen die beiden Seelenverwandten zu einer Person verschmolzen werden) und meine Wenigkeit sich in der selben Gedankenbahn bewegt, was sich zum Theil daraus erklärt, daß ich bis 1870 regelmäßig die (seitdem sehr heruntergekommenen) Historisch-Politischen Blätter gelesen habe und daß Frantz der Schule von Görres und Jörg nah gestanden hat. Frantz-Schuchardt liebt den Bauernstand, das Landleben und die Natur und ihm graut vor qualmenden Schornsteinen. Er glaubt nicht an die Seg-

nungen des Industrialismus, die uns Die um Brentano verheißen. Er will im Politischen Selbständigkeit und Mannichfaltigkeit, nicht Bureaukratismus und Uniformität. Er ist überzeugt, daß wir an Uebervölkerung leiden, daß der Volkskörper nicht gesund bleiben kann, wenn nicht mit der Volksmenge die Bodenfläche wächst, und daß der leidenden Landwirthschaft mit Zöllen nicht zu helfen ist. Er legt Gewicht auf die unbestrittene Thatsache, daß wir ostwärts so wenig eine ethnographische wie eine geographische Grenze haben und daß deshalb ein deutscher Nationalstaat nach dem Muster des englischen oder französischen, wenn er wünschenswerth wäre, was er gar nicht ist, nicht möglich sein würde. Vom Wasser hält er nichts, und was heute als deutsche Weltpolitik von den Einen gerühmt, von den Anderen gescholten wird, erklärt er für ein plan- und rathloses Tasten. In Alledem bin ich vollständig mit Frantz-Schuchardt einverstanden; und wenn wir uns dieser Ansichten wegen vorläufig noch als Eigenbrödler und Schrullenheger verspotten lassen müssen, so giebt es doch manche andere, in denen wir, ebenfalls einig, der Zustimmung weiter Kreise sicher sein können; zum Beispiel, daß an dem jetzigen Elend der Deutschen in Oesterreich, abgesehen von den unvermeidlichen Folgen der Ablösung von Deutschland, namentlich die „Deutschliberalen“ schuld sind, die, so lange sie herrschten, weder deutsch noch liberal genannt zu werden verdienten.

Gerade Dem aber, was dem Gedankengewebe Frantz-Schuchardts die eigenthümliche Färbung giebt und was die Meisten, die seine Bücher in die Hand nehmen, bestimmen mag, sie nach flüchtigem Blättern unwillig zur Seite zu werfen, muß ich entschieden widersprechen. Er verurtheilt die Entscheidungen von 1866 als einen frevelhaften Rechtsbruch, der als Fluch fortwirke, findet Alles schlecht im neuen Reich und verabscheut Bismarck, den Urheber all dieser Uebel, als den bösen Dämon des deutschen Volkes. Das finde ich nun, obwohl sehr weit entfernt von kritikloser Bewunderung Bismarcks, wirklich schrullenhaft und thöricht. Der alte Bund war, wie Jedermann weiß, unmöglich geworden, weil das deutsche Volk, zwischen höchst aktionlustige Großmächte eingekeilt, sich selbst aktionfähig machen mußte, was es mit vierunddreißig Köpfen nicht sein konnte und bei dualistischer Verfassung, mit zwei Köpfen, noch weit weniger gewesen wäre; lieber noch hundert Köpfe als zwei, wenn nur einer als das eigentliche Haupt über die anderen weit emporragt, wie es im alten Reich von Heinrich dem Ersten bis zum Tode Barbarossas gewesen war. Daher braucht gar nicht untersucht zu werden, ob wahr ist, was Frantz-Schuhardt behauptet: daß an der Uneinigkeit der beiden Vormächte „fast immer“ Preußen Schuld gewesen sei. Die Einigkeit ist bei einer so unglücklichen Kombination a priori durch die Natur der Sache ausgeschlossen: zwischen annähernd gleich mächtigen Staaten, die ein gemeinsames Gebiet

beherrschen sollen, giebt es keine prästabilirte Harmonie. Vollkommen richtig und von großer Tragweite ist die Bemerkung: „Das Vorrücken eines abstrakten Einheitgedankens, dem zu Liebe ein Drittel des historischen deutschen Bodens mit Allem, was als Kolonialland daran hing, aufgegeben werden mußte, ließ unserer Staatswissenschaft schließlich den Boden ganz entschwinden und sie ihre Theorie ins Blaue und Nebelhafte hineinbauen. War nur ein ‚geeintes Deutschland‘ da, so war auch die deutsche Frage gelöst. Für das deutsche Volk zu sorgen, war nicht die Aufgabe dieser Wissenschaft.“ Aber vorläufig konnte der durch schwarzgelbe Grenzpfähle abgesperrte alte Reichsboden — und was dahinter lag — uns Reichsdeutschen gar nichts nützen; vorläufig mußte also die nächste und dringendste Aufgabe bewältigt und die Aktionfähigkeit hergestellt werden, deren Nothwendigkeit sich vier Jahre später handgreiflich kundgab. Was die angeblich üblen Folgen des Rechtsbruches betrifft, so muthen solche Redensarten in dem Buch eines historisch gebildeten Mannes wunderlich an. Der muß doch wissen, daß die Weltgeschichte — und nicht am Wenigsten die deutsche Geschichte — eine ununterbrochene Kette von Rechtsbrüchen ist und gar nichts Anderes sein kann, weil Staatsverträge niemals durch einen Civilprozeß gelöst werden und, so oft die geänderten Verhältnisse eine Lösung erzwingen, der dabei Verlierende niemals gutwillig nachgiebt und in jedem Fall über Rechtsbruch klagt. Die germanischen Staaten sind nicht anders als alle anderen Staaten auf das Recht des Schwertes gegründet worden, und wer die Landkarte etwa nach dem Grundsatze der Legitimität rückwärts revidiren wollte, müßte uns bis auf Noah zurückschrauben.

Das Vorurtheil gegen Bismarck und sein Werk läßt den Verfasser im neuen Reich Alles schwarz sehen. Möge er einmal über Delbrücks ergötzliche Sammlung von Lesefrüchten („Die gute alte Zeit“) meditiren (vom Politischen gilt eben ganz das Selbe wie vom Sittlichen) und überlegen, wie behaglich er sich fühlen würde, wenn er, durch einen Zauber zurückversetzt, im Zeitalter Heines oder in der Zeit des Rheinbundes oder in der des Siebenjährigen, des Dreißigjährigen, des Hussitenkrieges, des Schwarzen Todes, der Mongoleneinfälle, der Ungarneinfälle erwachte. Im Einzelnen verleitet ihn sein Vorurtheil zu einer Menge schiefer Urtheile. So zu denen über die soziale Gesetzgebung. Es ist vollkommen richtig, daß der Werth dieser Gesetzgebung von ihren Freunden überschätzt wird und daß sie nur zum Theil leistet, was man von ihr erwartet hatte, auch, daß, so lange die Grundursachen der sozialen Uebel, Bodenmangel und schlechte Bodenvertheilung, fortdauern, alles Kuriren nur die Krankheit von einer Stelle auf die andere und aus einer Form in die andere treibt. Aber wo ein unerträgliches Uebel drängt, da muß der Staatsmann eingreifen, wenn er auch weiß, daß die angewandte Kur nicht gründlich helfen kann und neue Uebel im Gefolge

hat. Der drohenden ungeheuerlichen Vagabondage und Armenlast gegenüber konnte nicht gewartet werden, bis die nach des Verfassers und auch nach meiner Ansicht wünschenswerthere genossenschaftliche Selbsthilfe im erforderlichen Umfange organisirt war. Darüber konnte Alles zu Grunde gehen, wie in England, wo man an dem Grundsatze der Freiwilligkeit zäh festhält, sehr viel zu Grunde gegangen ist. Wenn dem Preußischen gegenüber das Christlich-Germanische herausgestrichen wird, so ist dagegen ganz im Allgemeinen, nicht nur in Beziehung auf das hier besprochene Buch, Zweierlei zu bemerken. Erstens: daß auch im Mittelalter die christlichen Grundsätze, zum Beispiel in der Gewerbepolitik, nur so lange durchgeführt werden konnten, wie die wirthschaftlichen Bedingungen dafür vorhanden waren. Wo die wirthschaftliche Grundlage schwand, da wich sofort die christliche Ordnung einem höchst unchristlichen Interessenkampfe, wie die zahlreichen Weberaufstände des vierzehnten Jahrhunderts, die Gesellenbünde und ihre Unterdrückung in den folgenden Jahrhunderten lehren. Wenn anerkannt wird, daß die Möglichkeit der Durchführung christlicher Grundsätze von äußeren Bedingungen abhängt, so soll damit der Werth dieser Grundsätze nicht herabgesetzt, sondern nur zu einer billigen Beurtheilung späterer Geschlechter aufgefordert werden, die unter geänderten Verhältnissen ihre christliche Gesinnung nicht in den selben Formen bethätigen können wie ihre Vorfahren. Zweitens ist zu beachten, daß Manches, was als christlich-germanisch gepriesen wird, weder christlich noch germanisch ist. Auch Schuchardt irrt, wenn er in einer Polemik gegen die Sozialdemokratie den Gedanken der ursprünglichen Gleichberechtigung aller Menschen germanisch und christlich nennt. Das germanische Recht weiß nichts von der Gleichberechtigung aller ungefiederten Zweifüßler, sondern kennt nur das ständisch gegliederte Volk und lauter Sonderrechte; und die alten Deutschen haben gleich allen alten Völkern Sklaven gehabt; auch dachten sie gar nicht daran, in einem eroberten Lande den Unterworfenen Gleichberechtigung mit den Herrschenden zu gewähren. Die christliche Gleichberechtigung vor Gott aber ist grundverschieden von dem jakobinisch-sozialistischen Traum sozialer Gleichstellung und politischer Gleichberechtigung; die Kirche hat niemals die Aufhebung der Standes- und Rechtsunterschiede, ja, nicht einmal grundsätzlich die Abschaffung der Sklaverei gefordert, sondern nur dort, wo sie sich ihrer Pflicht bewußt blieb — was leider nicht überall und immer der Fall war —, sie zu mildern und ihre schlimmen Wirkungen innerlich, durch Einwirkung auf die Gesinnung, zu überwinden gestrebt.

Es ist zu bedauern, daß Schuchardt durch seine Voreingenommenheit gegen einen nun einmal geschichtlich gewordenen Zustand den vielen guten Gedanken, die seine Bücher enthalten, den Zugang zu weiteren Kreisen erschwert.

Neisse. Karl Jentsch.

Französische Kunst.

Die glänzende Ausstellung der Impressionisten in der Wiener Sezession, wo zum ersten Mal der historische Zusammenhang dieser Maler mit der Kunst der Vergangenheit veranschaulicht wurde, hat das Interesse an dieser Blütheerscheinung der französischen Kunst neu gestärkt*) und es mußten gerade dem deutschen Betrachter, der nicht ganz in Lokalpatriotismus aufgeht, allerlei Betrachtungen kommen, die das abgeschlossene Werk der französischen Malerei vielleicht in neuem Licht erscheinen lassen.

In dem lediglich sinnlich Wahrnehmbaren dieser Kunst liegt ihr wesentlicher Charakter. Wir Deutsche machen Bilder, die auch Kunst sind; wir entlasten auf diesem Wege unsere Seele und zeigen dem lieben Mitmenschen die Originalität unserer Symbolik, das Persönliche unserer Erlebnisse, die Tiefe unserer Gedanken. Diese Leute dagegen malen; und es trifft sich, daß sie trotzdem tief und persönlich genannt zu werden verdienen.

Wir legen heute großes Gewicht auf das Nationale und es begegnet uns zuweilen, die Aesthetik nach geographischen Begriffen abzuzirkeln. Wir wünschen, unser Volksbewußtsein in der Kunst auszudrücken, und verehren jede fromme Legende, die, sei sie auch aus den Zeiten der Kreuzzüge, „neue" Seiten unseres Wesens offenbart. Diese Leute dagegen haben wenig Gemüth für Dergleichen; ihre Legenden, namentlich wenn sie von Daumier, Forain oder Lautrec erdacht werden, haben unerhört wenig Alterthümliches und sind nichts weniger als fromm. Bei ihnen herrscht eine anarchistische Freiheit, die dem Begriff des Nationalen, wie so vielen anderen Begriffen, eher feindlich gesinnt ist, und es trifft sich, daß trotzdem keine Kunst im tiefsten Sinn volksthümlicher ist als die der Franzosen. Sie haben eine andere Natur als wir; sie haben überhaupt Natur. Man lasse einen Franzosen den höchsten Lorber erringen, selbst die Krone des Imperators, man sehe ihn leiden, sehe ihn als Bourgeois, als Gelehrten, als Künstler: es bleibt etwas naiv Elementares an ihm haften, das der Größte mit dem Kleinsten gemein hat, das jeden Ausdruck des Schmerzes und der Freude, den hohen Elan wie das niedrige Laster typisch färbt und unverwüstlich ist wie die Sprache; die Geste einer individuellen Natur.

Der Naturalismus konnte nur in Berlin zu dem Neutrum werden, in dem sich das Unpersönliche sonnte. Er war in Paris stets, selbst zu Zeiten Courbets, eine rein künstlerische Formel, die, so unabhängig man sich ihrer bediente, die stärkste Tradition in sich schloß. Die Maler von 1830 nahmen, wenn sie in den Wald von Fontainebleau zogen, um den Tag über in der Natur selbst zu malen, noch etwas Anderes mit als die primitive Staffelei, so urwüchsig sie

*) Während dieser Artikel gesetzt wurde, hörte ich, Heilbut lasse bei Cassirer ein Buch, „Die Impressionisten", erscheinen; wohl eine Ausdehnung der ausgezeichneten Studie Heilbuts in dem fünften Heft der Zeitschrift „Kunst und Künstler" (im selben Verlag), auf die ich bei dieser Gelegenheit eindringlich verweise. Ich selbst habe in den beiden illustrirten Monographien „Der moderne Impressionismus" und „Manet und sein Kreis" (Julius Bard, Berlin) das Thema behandelt.

sich selbst wohl erschienen und so schlicht sie thatsächlich gegenüber ihren Vorgängern aus dem achtzehnten Jahrhundert waren. Corot und Millet, der Eine ein wundervoller Poet, der Andere ein gigantischer Symbolist, der Schöpfer einer modernen Legende, vor deren markiger Kraft all unsere süßen, frommen Sagen von anno Dazumal wie Zunder verschwinden, schon diese Beiden konnten nicht mehr aus der Natur heraus malen, als sie selbst hinein dichteten. Manet rühmte sich, nur ein einziges Bild nicht ganz nach der Natur gemalt zu haben: die Erschießung des Kaisers von Mexiko, wo trotzdem alle Figuren, mit Ausnahme der Hauptperson, Portraits nach dem Leben sind. Und was sagt Das von Manet? Was kümmert uns, daß die „Nana", die ihn zu einem der herrlichsten Werke brachte, gelebt hat, daß das prachtvolle „Déjeuner sur l'herbe" aus waschechten Modellen zusammengesetzt ist? Interessanter ist schon, daß er damit eine glänzende Kunst, die jenseits der Pyrenäen verblüht war, zu neuem Leben erweckte, daß er einen riesigen Schatten, Diego Velasquez, der in den verblichenen Alluren einer gesunkenen Zeit lebendig geblieben war, uns deutete und in diesem Schatten das Licht entdeckte, die Farbe, eine Verjüngung.

Es ist nöthig, Goethe gelesen zu haben, und es ist von größtem Werth, Beethoven genießen zu können; es wird behauptet, daß Nietzsche zur Bildung gehört, und man sollte Dostojewskij erfaßt haben. Man soll eine Ahnung haben, daß die Kinder nicht vom Storch gebracht werden, und jeder Mensch bedarf halbwegs einer Idee von unseren sozialen Verhältnissen, um nicht unter die Räder zu kommen. Ich stehe nicht an, die Durchdringung dieser französischen Kunst, die Manet gebracht hat, für eben so vortheilhaft zu erachten. Wohl verstanden: für Den nur, dem der Sinn danach steht. Man braucht keine Kunst. Bismarck ist ohne sie fertig geworden und die Mehrzahl der Regenten führt ohne sie eine ersprießliche Regirung. Man braucht sie heute um so weniger, wo die Freude am Dasein mit so vielen Schmerzen erkauft wird; es giebt wichtigere Dinge. Wenn aber der Sinn zur Auseinandersetzung mit der Kunst drängt, wenn sich der Einzelne erlaubt, auf Kosten der Anderen zu genießen, wenn innerhalb des Abstrakten nach Existenzwerthen für eine nicht dem Magen dienende Bethätigung gesucht wird, muß man sich für diese Malerei entscheiden, wenn überhaupt für irgend eine. Es handelt sich hier nicht um die berühmte Seiltänzerweisheit, daß jedes Genre sein Für und Wider hat, daß Manet schön und Böcklin auch schön ist, daß man Beide lieben kann und Beide in ihrer Art den selben Kunstzwecken dienen. Es gilt, festzustellen, daß Manet Malerei ist und Böcklin etwas Anderes. Dieses Andere mag erhabener, mag uns Germanen germanischer erscheinen, mag den Dichtern das Dichten erleichtern; es mag auch künstlerisch für die Anregung des Dekorativen seinen ersprießlichen Werth haben: mit der typischen Kunst, die wir als Malerei verehren, hat es unmittelbar nichts zu thun. Böcklin ist in erster Linie ein Gestalter phantastischer Phänomene, an denen das Malerische die willkürlichste Qualität ist. Manet hat aus dem rein Malerischen Alles geschaffen, was diese Kunst, an der Jahrhunderte gewirkt haben, geben kann. Er hat nichts gewollt, als den Sinnen, lediglich unseren Sinnen die schönsten Eindrücke zu geben; das schönste Material, die schönste Farbe, die Konzentration alles Dessen, was wir zerstreut und vermischt in der Natur finden. Diese Konzentration des Willkürlichen, diese auf größte Vereinfachung des maßgebenden

sinnlichen Effektes dringende sichere Erkenntniß ist das Persönliche daran, nicht die Erfindung, nicht die Phantasie, die sich um nichts von der eines beliebigen Menschen unterscheidet. Was interessirt uns der „Faure“ oder der „flötende Junge“ oder die hundert Portraits mehr oder weniger bedeutender Zeitgenossen oder die vielen Blumenstücke? Das einzige im Vorwurf interessante Episodenbild Manets, die schon erwähnte Ermordung des Kaisers Maximilian, gehört zu seinen mäßigsten Bildern. Aber man mache mal den Versuch, ein solches Blumenstück Manets, wie es deren Dutzende giebt, neben den wildesten Böcklin zu halten, in dem Alles steckt, was sich die kühnste Phantasie nur träumen läßt. Im ersten Augenblick wird Niemand die paar Blumen sehen und nur diese Reiter, diese Felsen, diese merkwürdigen Thiere betrachten und erkennen wollen, was da vorgeht, was sich der Mann, der Das gemalt hat, eigentlich gedacht hat. Hat man es aber einmal, so erschlafft langsam, aber sicher das Interesse; der Verstand ruht sich, befriedigt über seine Arbeit, aus im stolzen Bewußtsein, auch dieses Ereigniß ad acta legen zu dürfen. Die Sinne haben nur eine rein intermediäre Arbeit geleistet. Da fällt das müde Auge auf die Blumen; und nun wird in jedem Menschen, der überhaupt für Blumen zu haben ist, eine vorher ganz unberührte Saite der Seele in Schwingungen gerathen. Den angenehmen Reiz, den er damals bei dem Anblick von Blumen genoß, findet er hier plötzlich in unbegreiflicher Weise gesteigert. Es ist nicht Alles der lebendigen Blume; der Duft, die Bewegung, alles in der Natur Unentbehrliche fehlt, — und doch ist Etwas daran, das man früher bei der selben Blume in der Natur kaum geahnt, vielleicht heimlich gewünscht hat: ein Zauber, der das irdisch Schwache, Vergängliche besiegt und uns trotz seiner Stärke nicht zu nah kommt, der die Gefahr des in der Natur Extremen vermeidet und nicht den Genuß mit Bedauern oder Ekel abwechselt. Hier werden die Augen nicht müde und auch der Verstand scheint zu ruhen. Ein Anderes arbeitet durch das Auge auf uns ein, klärt, besänftigt, stimmt schöne Töne in uns an, ruft Empfindungen, die wir vorher nicht gekannt haben und die uns mit Freude erfüllen, wird stärker und stärker, neuer und reicher; bis wir nur noch die drei Blumen sehen, vor deren sanfter Gewalt die Wildheit des anderen Bildes ärmlich und fremd verblaßt. Es ist nicht, weil Blumen lieblicher sind als Reitergetümmel oder Tritonenkämpfe. Ein anderer früherer Meister, den Böcklin verehrt hat, Tizian, hat auch solche wilden Sachen gemalt. In den Uffizien hängt eine Reiterschlacht, die nicht wilder und brünstiger gedacht werden kann, und auch sie hat dieses merkwürdige Doppelleben; und wenn man sie sieht, tritt auch bei ihr das Physische vollkommen zurück und man bewundert nur die Kraft, das Leben dieser Kunst, nicht dieser Pferde oder Reiter.

In dem tiefen Erfassen eines Stückchen Lebens steckt die Kunst dieser ganzen ruhmreichen Tradition, die Manet einleitet. Hier ruht das Schöne, das wir von dem heutigen Tag erwarten können, das Resultat des Schönen, das Glücksbewußtsein, das uns bei dem Genuß vollkommener Werke beseelt. Die Welt ist seit Schöpfung der Venus von Milo wesentlich häßlicher geworden, aber sie wird nicht schöner dadurch, daß wir die Formen dieser Venus nachbilden. Man kommt nicht um das Leben herum: man muß hindurch. Wenn wir es wirklich kennen, uns bewußt werden, woher seine Formen stammen, welchen Zwecken sie dienen, werden wir es lieben. Der Realismus Manets ist ein Symbol

unseres Selbsterhaltungtriebes; er hat nicht diese oder jene Schönheit, sondern die unsere fixirt, gezeigt, daß man auch in Hosen Alluren haben kann, bewiesen, daß die Schönheit fließt, daß sie nicht in Diesem oder Jenem, sondern in Allem und namentlich zwischen Allem stecken kann. Ein Rembrandt hatte sie sogar in dem Inneren seines geschlachteten Schweines entdeckt, das heute den Louvre ziert.

Diesem relativen Realismus, meint man, fehlt die in deutschen Ländern noch immer beliebte Fähigkeit, die Seele zu erheben. Hier, meine ich, kann man vielleicht von diesem oder jenem Genre reden. Man kann unmöglich an die Kunst Postulate stellen, die von der Gemüthsverfassung jedes einzelnen Betrachters willkürlich verändert werden. Dem Einen genügen drei sehr schöne Blumen zu der bewußten Erhebung; der Andere braucht eine recht melancholische Landschaft mit einem einsamen Reiter in blauer Rüstung. Bei gleichem künstlerischen Werth kann man unmöglich behaupten, daß der Mann, der mit seinen drei Blumen selig wird, eine schwächere Seele habe als der andere, der den größeren Apparat braucht, um in die so schätzenswerthe Rührung zu gelangen. Wenn aber der Werth ungleich, die Blume gut, der Reiter aber schlecht gemalt ist und trotzdem noch die Seele hier besser mitthut als bei dem Stilleben, dann . . . soll man sie sich abgewöhnen. Denn wenn die Seele nicht ästhetisch reagirt, ist sie, wenigstens bei der Kunstbetrachtung, überflüssig. Ich halte gerade die Franzosen für ungemein seelenvolle Leute. Ihre politische und soziale Rolle, die seit mehr als hundert Jahren darin besteht, den anderen Völkern die Kastanien aus dem Feuer zu holen, ist nur aus einem Ueberschuß von Seele zu erklären. Wir Deutsche dagegen verstehen jedenfalls in allen wesentlichen Fragen, wo es sich nicht um Kunst, sondern um den Magen handelt, dieser Seele Schweigen zu gebieten. In der Kunst aber verstecken die Franzosen ihre Seele; und man kann ihnen darob nicht gram sein. Es ist sozusagen ein Anstandsgefühl. Sie verstecken sie unter allen möglichen Dingen, wie sich in Paris unter tausend Dingen, trotz dem vielgerühmten Laster des Seinebabels, gar manches Anständige verbirgt.

Die Blague der Pariser ist wohl nichts Anderes als ihr Gegenmittel gegen die Sentimentalität, die man in Deutschland so schmerzlich an ihnen vermißt. Sie würzt den großen Zeichnern die Legende. An der Spitze steht Degas, dessen Ausdruck so mächtig ist, daß man in seinen einfachsten Akten Dramen ohne Worte zu sehen geneigt ist, und der zugleich dem Geschmack eine Auswahl von koloristischen Reizen bietet, von der noch einige Generationen leben können. Und auch er ist Natur, und wo er ein Erlebniß mitzutheilen scheint, ist es die Bewegung, die er dabei entdeckt, das Mechanische einer typischen Geste. Was er dabei unbewußt von der Psychologie der Frau hineinzeichnet, geht tiefer als alle Erotika eines Félicien Rops. Gerade daß sie Alle, nicht nur Degas, auf das Formuliren verzichten, daß sie uns den Ehrgeiz überlassen, der sie zu wenig dünkt, und sich auf die Dinge beschränken, die wir nicht können, ist das ungemein Vornehme an ihnen. Sie erreichen damit, daß in einer keuscheren Zeit, wo man sich nicht mehr für Erotika oder für die Nana oder für Dejeuners im Freien interessirt, ihre Werke immer noch gesehen werden können; daß diese dem allerletzten Tag abgesonnenen Bilder, die flüchtig scheinen wie alle Episoden unseres verrückten großstädtischen Lebens, in Wirklichkeit bleibend sind, tiefer bedeutend für uns und unsere Zeit als alle blaue Ritterromantik. Denn die

Perspektive, die sie geben, ist sehr groß; sie beschränkt sich nicht auf das Bischen Paris, sie äußert in dem minimalen Detail, nämlich in der Art, wie sie es niederschreibt, ein Symptom für unser Aller Art, die wir heute in Eisenbahnzügen fahren, ins Theater, nach der Börse gehen und, abgesehen davon, daß wir Oesterreicher, Preußen, Russen und Slowaken sind, uns als dem selben Jahrgang Angehörige, Betheiligte an mehr oder weniger den selben Lasten und Freuden zu betrachten haben. Man fühlt sich als Künstler in Paris wohl, weil man sich dort nicht zu Hause fühlt, weil dort die Erkenntniß, daß Einem diese oder jene duftende Familienecke fehlt, durch das Bewußtsein der Betheiligung an einem mächtigen Zeitfortschritt ersetzt wird, das sich auf die tiefsten, nicht nur ästhetischen Elemente stützt und zu einem höheren Heimathgefühl werden kann. Wie Monet und seine Freunde die Natur ansehen: Das ist keine Richtungfrage, sondern etwas Selbstverständliches. Es ist die Richtung einer ganzen Zeit, einer Generation, ja, einer Folge von Generationen. Es ist eine eben so natürliche Konsequenz wie die Literatur eines Dostojewskij, eines Zola. Es ist vielleicht noch tiefere Konsequenz, ideelleres Symbol; ist jedenfalls unanfechtbar.

Es wäre thöricht, den natürlichen Ausdruck dieser Künstler Naturalismus zu nennen; oder es ist überflüssig. Es sagt eben so viel von dieser Kunst, wie wenn man etwa von unseren Kleidern sagt, daß sie naturalistisch sind. Sie sind so, wie es uns gut steht. Diese Malerei sitzt den Leuten, die sie machen, wie angegossen. Renoir ist so absolut menschlich in seinen Bildern, im Guten wie im Bösen, daß man nie darauf kommt, ihn anders zu wünschen, trotzdem Einzelnen wohl nur wenige seiner Bilder (diese freilich über jeden Grad von Vollendung hinaus) ganz vollkommen erscheinen. Dieser Moderne hat manchmal einen Anflug von dem Bürgerthum des zweiten Kaiserreiches, der manchen Leuten unausstehlich sein mag; aber wer Werthe messen kann, wird von dem Künstler so hingerissen sein, daß er solche Seiten schließlich eben so natürlich und unentbehrlich findet wie das anfangs abstoßende Organ eines sympathischen Menschen. Uebrigens hat der Vergleich mit dem Organ etwas Verlockendes. Ich konnte mir den Autor der spröden Landschaften Sisleys immer nur als einen nervösen, fröstelnden Menschen vorstellen, der ein Wenig mit der Zunge anstößt. Man kommt mit all diesen Leuten in Beziehungen, deren Intimität bei Bildern der alten Kunst undenkbar ist. Sie gehen viel tiefer als die Sentimentalität der Lieblinge unserer Väter, vielleicht, weil sie sich nicht im ersten Augenblick und durchaus nicht Jedem erschließen. Ein Cézanne oder ein Gauguin will mit Liebe erworben werden; es sind sehr stille, abseits wandelnde Menschen, die sich in trivaler Gesellschaft nicht zu erkennen geben. Sie haben nie den mondänen Trara der großen Ausstellungen mitgemacht; höchstens zeigten sie sich in den Salons der Refusirten oder in der anarchistischen Gemeinde der Indépendants; und trotzdem sind sie Alle durchaus keine Anarchisten. Inmitten der aus tausend verschiedenen Richtungen zusammengesetzten Kunst unserer Zeit bilden die Impressionisten eine Familie, die so treu zusammenhält wie einst der ruhmreiche Kreis der Florentiner, die sich um Filippo Lippi sammelten. Die Parallele ist natürlicher und würdiger als der beliebte Vergleich der englischen Aestheten mit der Generation Botticellis. Auch wenn die Impressionisten kein Quattrocento hervorbringen, wenn ihre Mittel und die Sphäre ihrer Wirkungen räumlich be-

schränkt bleiben: der Adel ihrer Gesinnung und die Kraft ihrer Aeußerung sind nicht geringer, und wenn das gemeinsame unerschrockene Eintreten Vieler für eine Sache für ihre Güte spricht, so ist die Bewunderung nicht unberechtigt.

Die Sache selbst ist nicht leicht zu formuliren. Darin waren die Florentiner glücklicher. Ihre Aufgabe leuchtete Allen in weit sichtbarer Pracht voraus und wurde eben so sehr von dem Verlangen des Fürsten wie von dem Bewußtsein des Volkes empfunden. Das Verständniß Aller umgab und förderte sie. Die Heutigen sind allein Träger ihres Geschicks und ihr äußerer Erfolg unterliegt den Launen des Zufalles. Nicht der Zuruf der Menge noch fürstliches Lob bestärken sie. Sie finden kaum in der vagen Kameradschaft mit Ihresgleichen sicheren Verlaß und ihre ersten Siege sind stets einem Martyrium abgerungen, dem alle Romantik abgeht. Sie werden berühmt, wenn ihre beste Kraft verraucht ist; und sind sie es wirklich, so haben sie sich zudringlicher Händler und des Snobismus der modernen Amateure zu erwehren, die den Lorber manchmal mit häßlichen Blüthen durchziehen. Wie alle großen Erscheinungen, entstehen sie aus einem Gegensatze zur Gegenwart, da sie in die Zukunft deuten. Außer Manet sind fast alle vor der Frage gewesen, sich Brot oder Farben zu kaufen. Viele, wie Monet, haben wiederholt das Erreichte aufgegeben, die Technik, an die sich eine knappe Anhängerschaft mühsam gewöhnt hatte, nach schnellem Entschluß verlassen, um nach noch kühneren, konsequenteren Mitteln zu greifen. Alle hat der Fortschritt rastlos getrieben, die Sehnsucht nach einem Ziel, das eben so viel Seiten aufweist, wie es Menschen giebt, die danach streben.

Die Generation, die heute an der Arbeit ist, nachdem die Monet, Renoir, Degas und Cézanne am Feierabend einer unendlich fruchtbaren Thätigkeit alle Rechte gewonnen haben, sich auszuruhen, ist eine treue Folge dieser älteren, trotzdem sie sich nicht mehr mit dem ruhmreichen Namen der Impressionisten deckt Das Erstaunliche und Beglückende bei der Betrachtung der modernen Kunst Frankreichs, die Vielheit der Persönlichkeiten, die, trotz vollster Unabhängigkeit, Schritt vor Schritt auf die besten Resultate der Vorgänger gestützt ist, erhält sich auch bei den heutigen Jungen. Wie man Cézanne vielleicht am Tiefsten schätzen lernt, wenn man seine Kopien nach Delacroix sieht, der wiederum, als er Rubens kopirte, seine eigenste Handschrift schrieb, so äußert die heutige Generation auch da am Klarsten ihre Art, wo man sie in der Nähe der Aelteren findet. Der Unterschied ist so stark wie der zwischen Cézanne und Delacroix. Es giebt vielleicht keinen Jungen von der imposanten Haltung Manets, der klassischen Ruhe des Puvis oder dem unerschöpflichen Glanz eines Degas. Aber dafür scheint die Fähigkeit, das Persönlichste in Formen zu fassen, womöglich noch gesteigert. In den pariser, wiener, berliner Ausstellungen sind in letzter Zeit besonders zwei Künstler hervorgetreten, die ganz allein schon den Ruhm dieser Generation sichern. Beide sind voreilig aus dem Leben geschieden und haben so viel Schönes geschaffen, daß die Pietät, von ihnen zu sprechen, zu einer leichten Pflicht wird. Henri de Toulouse-Lautrec und Vincent van Gogh zeigen uns, trotzdem der Eine nicht Franzose ist, zwei Ströme der französischen Kunst, die zu einem gewissen Abschluß gelangt sind, und Beide können als glänzende Beispiele für die Originalität gelten, der, so stark sie sein mag, das Bewußtsein der Tradition nicht mangelt. Beide verblüffen durch eine unmittelbare Aeußerung

des Temperamentes, daß man vollkommen vergißt, hier mit Bildern zu thun zu haben, sondern höchst persönliche Erlebnisse kennen zu lernen glaubt. Und diese Erlebnisse sind wiederum nichts als ein Niederschlag natürlicher Anschauungen. Bei Lautrec mag der Eine oder Andere vielleicht an die Bedeutung einer mehr oder weniger deutlichen Legende glauben; bei Van Gogh kann auch der geschmeidigste Bilderleser nichts als Landschaften mit und ohne Menschen, als Stilleben, als Portraits erkennen, die willkürlich und absichtlos gemacht scheinen. Das heißt: wenn er überhaupt Etwas erkennt. Die moderne Kunst hat das Publikum schon an alles Mögliche gewöhnt, aber gegen diese schreienden Leinwandflächen, die ausnahmelos mit einem hitzig fegenden Besen gemacht scheinen, sieht das Allermeiste, was sonst die Ausstellungen bieten, sanft und artig aus. Die Töne, die Van Gogh anschlägt, sind so stark, daß kräftige Sinne dazu gehören, um ihre Harmonien zu fassen. Der Mensch, der dahinter steckt, ist offenbar so sehr Instinkt, giebt seine Dinge so blitzschnell, wie sie kamen, daß die menschliche Behäbigkeit Mühe hat, eben so schnell zu folgen. Van Goghs Malerei ist Animalkunst, wenn das unlogische Wort erlaubt ist. Animal, weil die Aeußerung nur Kraft scheint — und Kraft ist immer Schönheit —, weil sie gar keine menschlichen Schliche kennt, auch keinen Ehrgeiz und keinen Hochmuth, weil sie so nie gelernt werden kann, sondern dem Menschen gegeben ist, wie dem Thier die Schönheit und die Zwecksicherheit der Bewegung, weil sie natürlichstes Genie ist. Daß diese Kunst trotzdem Glied einer Kette bildet, ist das Erstaunliche. Die stärkste Koloristik verbindet sich in ihr mit dem stärksten Linearen, sie krönt den Impressionismus der Manet und Monet und des theuren Meisters Cézanne und potenzirt gleichzeitig Millet. So erscheint Van Gogh als der letzte Maler dieser großen Kunst, die nichts Anderes will als das höchste Eigene und den ganz Großen und ganz Alten verwandt ist; der letzte Maler ohne Furcht und Tadel. Man kann nach ihm neue Nuancen finden; keine neuen Ziele. Die Entwickelung, die über ihn hinausgeht, muß nothwendig andere Bedürfnisse suchen.

Das sagt in Wirklichkeit unendlich wenig von ihm. Man kann ihm alles Mögliche Gute und Schlechte nachweisen; daß er nicht so wissend wie Cézanne und muthiger als Monet war, daß er Daumier karikirte, daß er begriff, was an Millet unsterblich ist. Es bleibt etwas Elementares, daß eben nur Van Gogh genannt werden kann. Von Millet unterscheidet ihn Etwas, das kaum mit einer ästhetischen Floskel zu bezeichnen ist. Millet genoß die Natur, wenn er sie malte. Er war ihr Sohn. Er war aus dem selben Stoff. Der Ernst, der in seinen Bildern spricht, ist der des Landmannes, der die saure Arbeit kennt, aber fest auf ihre Früchte vertraut. Van Gogh ist greller Kampf. Er ging nicht zu der Natur; sie riß ihn zu sich. In rasender Eile malt er seine Bilder; er stößt sie aus wie vor Anstrengung kochendem Athem. In acht Jahren macht er deren fünfhundert. Sie sind in Minuten entstanden; Minuten, wie sie im Leben des gewöhnlichen Sterblichen nur selten vorkommen, die der Behäbige mit Recht vermeidet. Es sind an die Oberfläche dringende Affekte, deren zerrüttend lange Vorbereitung verborgen bleibt, Momente, wo der Geist so stark wird, daß der arme Mensch wie eine mürbe Schale von ihm abfällt. Daß Van Gogh im Wahnsinn umkam, ist nicht merkwürdig. Er wollte keine Kunst machen. Seine Kunst gehörte zu ihm, wie die Funktionen zum Leibe gehören. Sie war nichts

außer ihm: sondern eine Eigenthümlichkeit, mit der er auf die Welt kam, mit der er fertig werden und untergehen mußte. Was in ihm malerisch zu beeinflussen war, stammt von Cézanne. Auch Gauguin und Van Gogh mögen sich unter einander gegeben haben, als sie zusammen unter Cézanne in der Bretagne malten; aber das Beeinflussen ist hier, wie bei allen starken Leuten, ein recht relativer Begriff. Neben Van Gogh erscheint Cézanne als stiller Betrachter. Er ist unendlich raffinirter, weit kühler, sehr viel reifer, — savant, wie man in Paris sagt. Van Gogh ist immer in fast pathologischer Art an seinen Bildern betheiligt; er malt sich selbst in diesen lodernden Wolken, in diesen entsetzt zum Himmel aufschreienden Bäumen, in der schrecklichen Weite seiner Ebenen. Er hat auch sogenannte Stilleben gemacht; auf diesem Gebiet hat Cézanne sein Höchstes geleistet. Er stellt mit Vorliebe den Obstkorb diagonal in das Bild und füllt ihn mit Calvilles, gerade wie es Cézanne macht. Bei Diesem bleibt es ein Stilleben, die sozusagen aktuellste Auffassung der nature morte, ganz und gar persönlich in einer zu Recht bestehenden, etwa holländischen Tradition. Bei Van Gogh ist die Bezeichnung Stilleben für dies unerhört Vitale in den Früchten eine Ironie. Diese gelben Aepfel glühen, sie scheinen zu bersten; es ist, als habe sich Alles, was so ein Apfel Besonderes hat, in ihnen aufgespeichert. Es ist ein Stück tollsten Lebens, daß zufällig in diesen Korb gelangt ist. Und dieser Zufall ist geschmackvoll. Der Korb darf nur so stehen und nicht anders; die Farben sind von unerhörter Kühnheit, aber sie sind mit einer Sicherheit getroffen, die nicht die leiseste Aenderung wünschen läßt. Dieser Geschmack, der aus Kraft besteht und der alle Impressionisten auszeichnet, ist das Neue. Bei uns galt diese Qualität in der Blüthezeit des Naturalismus als entbehrliche Schwäche und sie wurde seitdem immer nur in dem matten Charme zartester Wirkungen gesucht, denen man das behutsame Tasten von Weitem ansieht. Diese Revolutionäre dagegen zeigen die Beherrschung der Form, die uns als Geschmack erscheint, auch im unbeobachteten Moment, in der Willkür; ihre Hände bleiben schön, auch wenn sie sich zur kräftigsten That ballen. Van Gogh ist der Anarchist unter ihnen. Er verneint das Milieu von heute. In dem öden, falschen Kram des sentimentalen Bourgeois wirken seine Bilder wie Keulenschläge. Aber ein Milieu, in das er hineinpaßt, das er zu schmücken vermag, ist nicht nur denkbar, sondern bereits im Entstehen. Die Zeit, die dahin gelangt ist, Leute dieses Schlages zu würdigen und zu verwerthen, kann keine verlorene sein.

Lautrec habe ich hier schon einmal besprochen; er verdankt am Meisten dem alten Degas, der als einer der Ersten in Frankreich begriff, was wir von Japan herübernehmen mußten. Man kann sich heute schon nicht mehr Paris ohne diese japanische Note vorstellen, die hier so natürlich ist, als hätten die asiatischen Vorfahren auch auf dem Boulevard gewohnt. Lautrec hat Degas vereinfacht; er brauchte eben so viele Stunden für seine Bilder wie Degas, der nie fertig wird, Monate. Er hat nichts weniger als die ungeheure Beharrlichkeit des großen Ingresschülers; kommt aber mit primitiveren Mitteln, mit einer großen Unverfrorenheit, der es nicht so sehr um das Einzelne wie um den rapiden Gesammteindruck zu thun ist, womöglich noch schneller ans Ziel.

Wie Lautrec Degas gegenübersteht, so verhält sich die ganze jüngere Generation zu den Impressionisten. Sie zieht aus ihnen, was sich den Sinnen

als wirksamster farbiger oder linearer Kontrast bietet, also dekorativ ist. Durchdrungen von der Einsicht, daß es unmöglich ist, einen Manet, einen Renoir oder einen Cézanne rein malerisch zu übertreffen und die beispiellose Naturanlage dieser Leute zu wiederholen, begnügen sie sich mit dem leichter faßbaren, rein koloristischen Problem; und ein hoher Ehrgeiz läßt sie auf diesem Wege ihrer Vorgänger würdige Wirkungen suchen. Die Bezeichnung „dekorativ" ist durch unsere schnellfingerigen Deutschen so vulgär geworden und die den Formenkampf unserer Zeit begleitenden Spielereien haben den Begriff Stil mit so vielen Banalitäten und Geschmacksroheiten diskreditirt, daß man ordentlich zögert, diese Worte hier zu gebrauchen. Die scheinbar über das Papier huschende Kunst Lautrecs und das dekorative Schlangenweibchen unserer landläufigen Dekorateure haben nicht das Allermindeste gemein: und doch dienen sie den selben Bedürfnissen. Der Unterschied ist, daß die Einen den Zeitinstinkt tief fassen und das Neue so fest wie möglich in der Wurzelerde einer großen künstlerischen Tradition zu verankern suchen, die Anderen sich von dem willkommenen Bedürfniß tragen lassen, wie der selige Arion auf dem Rücken des freundlichen Delphins. Die moderne Stilbewegung ist eine Reduktionmethode. Sie ist in Gefahr, in den Händen von Leuten, die nicht viel Zeit, noch weniger Talent, aber Sinn für Methode haben, aller Werthe entkleidet zu werden, die eine vorangegangene, höchst zeitgemäße Kunst mit enormen Anstrengungen geschaffen hat. Heute heißt es: à tout prix stilisiren; ob Das mit groben archaistischen Mitteln, ob mit chinesischen, japanischen, egyptischen oder weiß Gott welchen Elementen geschieht, ist den meisten Betheiligten gleichgiltig, wenn nur eine irgendwie possirliche Form dabei herauskommt. Nichts ist dunkler und verwickelter als der Modernismus dieser Erscheinung, die als dekorative Malerei bisher mehr Irrthümer und Vergehen gegen die ästhetische Sittlichkeit als gediegene Werthe geboren hat. Es wäre ein Jammer, wenn diese Bewegung zum Abschluß käme, ohne sich mit den Ergebnissen der Impressionisten, in denen wir unbestreitbar uns allein gehörende Dokumente unserer Art und unserer Zeit zu erblicken haben, abzufinden. Das jüngere Geschlecht Frankreichs ist sich dieser Aufgabe bewußt und das Zögern, mit dem der bessere Theil der französischen Künstlerschaft sich der modernen Bewegung der anderen Länder anschließt, spricht nicht nur gegen ihr Verständniß für zeitgemäße Forderungen, sondern auch für die Tiefe ihrer Ueberzeugung. Der geschwinde Griff, mit dem man sonst an allen Orten den Pinsel mit dem Handwerkszeug des Gewerblers vertauschte, fiel den Leuten am Leichtesten, die den Pinsel nicht recht zu führen verstanden hatten; es war nicht lediglich ein prinzipieller Schritt, sondern oft ein Ausweg aus persönlichen Drangsalen. Gegen die Wohlthätigkeit solches Schrittes hat dieser Beweggrund nichts Entscheidendes zu bedeuten; aber die Einsicht in diese Momente vermag vielleicht zu verhüten, daß die jungfranzösischen Künstler zum alten Eisen geworden werden, weil sie sich immer noch der in modernen Gewerblerkreisen als atavistisch erkannten Bethätigung des Malens hingeben. Schließlich kann man zum Glück von jeder Sache, wie immer sie auch sei, Etwas haben, wenn sie ganz in ihrer Art vollendet ist; und so haben auch die Jungen Frankreichs noch etwas Anderes als Pietät von uns zu erwarten. Die planmäßige Ausbildung ihres reichen Besitzes bietet dafür genügende Handhabe.

Wir haben heute in Frankreich auf der einen Seite die Neo-Impressionisten, die nicht umsonst bei ihrem ersten Auftreten in Deutschland das Interesse der Künstler und Kunstliebhaber erregten. Die spleenige Abgeschlossenheit, in der das Publikum diese Leute erblickt, ist in Wirklichkeit eine einfache und nützliche Konsequenz, die durchaus nicht durch die Strenge, mit der Signac und seine Kameraden sie durchführen, in Frage gestellt wird. Es ist die Formulirung eines Resultates, das von den frühesten Anfängen der Malerei an vorbereitet wurde, das Turner zuerst ahnte, das Monet und seine Freunde weiter ausbildeten und das von den Neo-Impressionisten zum Abschluß gebracht wurde: die mit den Erfahrungen der Optik in Einklang stehende Kunst des größten und reinsten Farbeneffektes. Das ist durchaus nicht Alles, was die pariser Malerei groß macht. Der stärkste pariser Maler unserer Zeit, Manet, steht abseits. Die Geschichte, die auf ihn den Sieg des Impressionismus zurückführt, giebt ihm einen Ruhmestitel, dessen er nicht bedarf. Manet hatte mehr zu thun, als folgerichtig zu sein. Die gradlinige Energie der reinen Konsequenz wird von dem Genie eher gehindert. Dafür gehören Stiernacken wie Monet und Signac. Monet sieht viel genialer aus, so lange er in den Fußstapfen Manets seine glänzenden Portraits machte und noch weit von seinen letzten Studien der Atmosphäre entfernt war.

Aber diese letzte Phase war nothwendiger. Die Neo-Impressionisten haben in der Verfolgung dieses Weges eine Technik gefunden, die, wenn überhaupt jemals die Malerei noch unserem Schmuck dienlich werden kann, das glücklichste Material dafür zur Verfügung stellt. Schon Seurat, als er die „Grande jatte", den „Chahut" und den „Cirque" malte, begriff den dekorativen Werth dieser fast wissenschaftlichen Kunst im Dienst einer großlinigen Dekoration und versuchte, ihn in seiner primitiven Zeichnung zu realisiren. Es gelang den Belgiern der Gruppe, Ryſſelberghe vor Allen, der seit ein paar Jahren die glänzendsten Wandbilder der modernen Kunst schafft. Seine Freunde Van de Velde und Lemmen übertrugen die Erfahrung, die sie als Schüler des Neo-Impressionismus gesammelt hatten, auf das gewerbliche Gebiet und bilden die direkte Verbindung der abstrakten Malerei mit dem praktischen Nutzen. Was sie und Andere unverlierbar mit auf den Weg nahmen, ist die logische Einsicht in die Ziele der Zeit. Der Realismus der Impressionisten wurde in ihnen zu dem Pfadfinder, der sie mit Sicherheit auf Wege wies, die dem modernen Bewußtsein natürlich sind. Aber auch außerhalb der Gruppe blieb diese Wirkung nicht ohne Einfluß. Die Suggestion Seurats war so stark, daß selbst der alte Pissaro eine Zeit lang mitging. Läßt man sich darauf ein, die indirekte Uebertragung zu verfolgen, so bleibt wenig von der pariser Malerei übrig, das nicht irgendwie in deren Bannkreis gehöre. Selbst die in Frankreich isolirte Richtung der Odilon Redon und Maurice Denis entlehnt ihm die Koloristik und giebt dem skeptischen Sinn, der dem zarten zeichnerischen Ideal dieser Poeten nicht zu folgen vermag, die Wohlthat des sorgfältigen Farbengeschmackes. Wenn der Name Moreaus längst verschollen ist, wird das Auge sich immer noch an den Flächen eines Puvis de Chavannes erfreuen; und Maurice Denis und Odilon Redon wird es eben so gehen, weil sie eben auch nicht nur tiefsinnige oder zärtliche Symbolisten sind.

Neben dieser Gruppe von Malern, die dem Licht zustreben und sich nur im hellsten Sonnenschein wohl fühlen, hat die Schule, die mehr dem Einfluß

Cézannes verwandt ist, nicht minder schätzbare Gegenwerthe gefunden. Die Kunst der Vuillard und Bonnard gehört zu den Ueberraschungen von Paris, auf die man sicher am Wenigsten gefaßt ist. Man begreift Monet, Renoir und Sisley, wenn man draußen irgendwo an der Seine ist. Man findet Degas, Lautrec und Besnard vollkommen im Einklang mit Dem, was man sich unter Paris vorstellt, man kann sich Puvis und Denis erklären, gerade weil sie Gegensätze dazu vorstellen; aber das Milieu, dem ein Vuillard gehört, hätte man in Paris nie vermuthet. Man definirt es am Besten, wenn man an den schlichten Bourgeois denkt, der neben dem schwindelhaften Bankier, neben dem Noceur, neben der eleganten Frau, neben Rochefort und Madame Humbert auch in Paris wohnt, ja, der, trotz allen Redensarten über Frankreich, immer noch in der Majorität ist und die Gesundheit des Landes verbürgt. Nur muß man sich diesen Bourgeois nicht als Zeloten und Banausen denken, sondern als den stillen, anspruchlosen Betrachter, der seinem Behagen nachgeht und keine geräuschvollen Feste braucht, um es zu finden. Der bürgerliche Charakter der ganzen französischen Malerei seit Manet findet hier seine pikanteste Note; und wie eine feine Menschlichkeit dazu gehört, um in dem anspruchlosen Zeitgenossen, der sich ganz ohne Phrase, ganz ohne äußerliche Besonderheiten, mit einer Atmosphäre spröder Schweigsamkeit umgiebt, den Einen zu finden, der des Nachgehens werth ist, so bedarf auch diese Kunst, die in dem Lärm des Tages leicht verschwindet, guter Augen.

Vuillard findet in der nüchternsten Staffage Farben und zeichnerische Probleme differenzirtester Art. Seine gewissen graublauen und gelblichen Töne, die aus den raffinirtesten Kontrasten gewonnen werden, glaubt man vorher nie gesehen zu haben; es ist viel Japan, viel Whistler, viel Cézanne, und trotzdem ist es noch etwas ganz Anderes, nicht Zerlegbares, das für die Art dieser Kunst eben so wichtig ist wie für Denis die Feinheit der Kontur oder für Van Gogh die rauhe Vehemenz der Pinselstriche. Es liegt in der Atmosphäre, in der Stimmung, wenn man dies viel mißbrauchte Wort anwenden darf, Etwas von einem alten Junggesellen oder — noch besser — von einer Alten Jungfer, aber von einer feinen Alten Jungfer, die nur sympathische Schrullen hat, wenn sich ein solches Vorkommen denken läßt. Es ist so gediegen wie der Anstand alter Leute. Bonnard ist auffallender, unberechenbar, manchmal überspannt. Vuillard wird nie daneben treffen, Bonnard haut in nervöser Hast sehr oft vorbei; wo er aber trifft, ist es in ganz verblüffender Vollendung, und wo man ihn auf einem Irrthum zu erwischen glaubt, irrt er so amusant, daß man ihn nie korrigiren möchte. Roussel endlich, der Dritte im Bunde, ist der Harmloseste, aber vielleicht der Sympathischste, der seine Bilder mit dem Flaum von Federn zu malen scheint und dabei Dinge festhält, zu deren Komplex ein echter, rechter Landschafter einen Möbelwagen von Details braucht. Bescheidene Leute sind alle Drei; doch dafür dürfen sie nicht mit Unterstützung bedient werden. Man braucht nur ihre anmaßenden Vettern jenseits vom Kanal, die Schotten, dagegen zu halten, um ihren Werth zu erhöhen. Die Diskretion der Glasgower ist oft die intelligente Einsicht, Dinge nicht sagen zu wollen, die man selber nicht weiß. Diese pariser Boys sagen Alles, was zu sagen ist. Man muß nur die Augen aufmachen.

Während diese Maler den reinen Impressionismus modifiziren, ja, wie Denis, von ihm wegzutreiben scheinen, ist die Skulptur vollkommen in die Rich-

tung gerathen, die eigentlich nur als malerische Tendenz begriffen werden kann. Anfänge dieser Richtung stecken schon in der frühesten Kunst und man könnte die Geschichte der gesammten Skulptur auf eine Entwickelung Dessen, was wir heute Impressionismus nennen, zurückführen. Es ist ein Riesenschritt in dieser Entwickelung, von der Starrheit egyptischer Monumente zu dem weichen Idealismus nach Praxiteles. Es ist eine eben so weitgreifende Fortsetzung von dieser klassischen Form zu der Skulptur der Renaissance. Bei dem letzten Schritt, der von Michelangelo zu Rodin führt, tritt die Evolution in ihre dramatische Phase, deren Höhepunkt wir mit erleben. Denn die wirkliche Entscheidung ist erst in unserer Zeit gefallen, als die Malerei in den Mittelpunkt aller ästhetischen Interessen rückte und ihre Wesensart auch auf die Schwesterkunst zu übertragen suchte, die bisher in dem Schatten einer großen Vergangenheit geblüht hatte. Und wieder drängt sich auch hier der Vergleich mit der schönen Epoche der Florentiner auf, an die wir stets gern erinnert werden, auch wenn es nur mit einiger Ironie möglich ist. Wieder haben sich die Rollen vertauscht. Donatello, der damals die Maler befruchtete, ist nicht mehr. Der Bildhauer, der starke Genosse der Baukunst, die früher die Mutter aller Künste war, sieht eine neue Zeit um sich wachsen, der er vergeblich mit seinen alten Mitteln zu dienen sucht. Sich selbst überlassen, macht auch die Plastik aus der Noth eine Tugend und versteckt unter den verlockenden Zeichen einer immer größeren Freiheit den Mangel vitaler Existenzbedingungen. Der Vergleich mit Florenz hinkt in seiner Umkehrung insofern, als es schwierig ist, für unsere Zeit unter den Malern einen eben so prägnanten Namen zu finden wie einen Donatello unter den Bildhauern, den man für die Beeinflussung allein verantwortlich machen könnte. So lange noch, wie bei Houdon und Rude, der allgemeine Stilgedanke der Zeit mächtig ist, ist die Bewegung hier nicht deutlicher als in irgend einer anderen Kunst. Carpeaux' glänzendes Virtuosenthum vermeidet, dazu Stellung zu nehmen. Die Tendenz wird erst bemerkbar, als die große naturalistische Bewegung, die im Walde von Fontainebleau entstand, in das Atelier des Bildhauers dringt. Das neue Ideal, das wie ein verspätetes Kind der Revolution den Franzosen zum ersten Mal eine schlichte Menschlichkeit zeigte, war stark genug, um die Skulptur, die es in denkbar günstigster Stunde, so zu sagen an einem toten Punkt, traf, in neue Bahnen zu drängen. Millets mächtige Suggestion traf erst verspätet auf einen kongenialen Bildner, Konstantin Meunier, der in einer unendlich würdigen Synthese das Neue einer fruchtbar gährenden Zeit mit dem Rest michelangelesker Formensprache verband. Es ist vielleicht kein Zufall, daß sich kein Franzose zu diesem Werk fand, wie auch der Maler, der Millet am Tiefsten verstanden hat, Van Gogh, kein Franzose war. Und wie nicht Die von Fontainebleau, sondern Delacroix das Urelement der Rasse zeigt, so ringt sich das Urgallische in Rodin zum Ausdruck. Mit ihm entsteht das Genie der modernen Plastik, das am Scheidewege der Kunst noch einmal das Pathos, dessen je die lateinische Rasse fähig war, mit der tiefsten geheimnißvollen Erkenntniß verbindet und Dinge gestaltet, die weder die Plastik noch irgend eine andere Kunst je so tief und erhaben gefaßt hat. Ein ganz großer Mensch, den das Gemurmel der Bedenklichen nicht trifft und um dessen Werk man alles Negative zu vergessen geneigt ist, selbst den Niedergang, den er zur Folge gehabt hat. Wir sind so gemacht,

daß selbst, wenn endlich die große Sintfluth uns umbraust, wir vom letzten einsamen Fleck aus noch auf die erhabene Geste eines großen Zauberers lauschen, die das Unheil erläutert. Rodin ist ein Fels, den die Irrthümer so drohend umbranden, daß er oft unter den Wogen zu verschwinden scheint, aber nur, um desto merkwürdiger und ergreifender aufzutauchen. Er hat nichts gemacht, das ganz er selbst ist, dem nicht das Mene Tekel eingebrannt ist. Durch seine porte d'enfer, diese Sammlung der genialsten Einfälle eines Ueberkünstlers, geht man ganz sicher in das Gebiet, wo die Kunst aufhört, die reine, abgeklärte Hüterin unverbitterter Freuden zu sein; aber man schreitet ohne Zögern, wie ein Träumer, der köstlichen Gebilden nachtastet, und wenn man sich an der Wirklichkeit den Kopf stößt, zürnt man ihr, nicht dem geheimnißvollen Führer. Alles, was uns heute bewegt, was wir so tief verehren, daß uns jede Formulirung plump und mißglückt erscheint, hat er in gewissen Posen, die sich als Akte, als Skizzen, vielleicht am Stärksten in seinen Federzeichnungen geben, in einer Weise angedeutet, daß wir in ihm den Tiefsten der Symbolisten feiern möchten. Ihm glaubt man das Unausgesprochene. In einer Hand von ihm stecken tausend Gedichte und man möchte sich stets in die schöne Figur des Genius hineindenken, den er hinter den mächtigen Körper seines Viktor Hugo gestellt hat, und nicht aufhören, auf das Lautwerden des dichterischen Geheimnisses zu lauschen. Rodin ist für Frankreich Alles; er ist nicht nur der Sammelpunkt aller französischen Tradition, von dem Klassizismus bis zum sprudelndsten Barock: er ist ein Symbol für Frankreich überhaupt, wie der Faust eins für uns Deutsche ist.

Rosso könnte man vielleicht den Mephisto Rodins nennen, der die Verneinung vollzieht, die der Andere im kühnen Optimismus um Haaresgrenze vermeidet. Er hat Rodin die letzte Richtung gegeben. Es steht fest, daß der Schöpfer des „Viktor Hugo" ein Anderer ist als der Meister, der den klassisch vollendeten „Kuß" schuf; und wenn man Rosso nichts verdankte als seinen Einfluß, der Rodin auf die einsame Höhe dieser Kunst trieb, wäre es genug, um ihm ein ruhmvolles Andenken zu sichern. Aber seine Kinderköpfe beweisen, daß er sehr viel wesentlichere Ansprüche darauf hat, neben dem glücklicheren Genossen zu gelten. Nie ist Einfacheres mit größerer Intimität gemacht worden als diese bleichen Gesichtchen; und ob Das nun gemalt oder gemeißelt ist, kann uns einen Augenblick gleichgiltig sein.

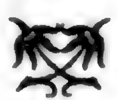
Das Gefolge dieser Koryphäen ist so groß wie die Zahl der Maler, die den Impressionisten nachgehen. Die deutschen Ausstellungen haben schon seit Jahren mit dankenswerthem Verständniß die Tüchtigen, wie Charpentier, das lyrische Pendant zu dem großen Dramatiker Rodin, herauszufinden vermocht. Auch Deutsche, wie der junge Hoetger, sind zu meiner großen Freude darunter. Im Uebrigen wälzt sich der Strom dieses Impressionismus mit wechselvoller Folge und fordert zuweilen den boshaften Vergleich mit der Sauce heraus, der so oft die Dunkelmaler geärgert hat. Man hat oft im Salon den Eindruck, als wären all diese malerischen Dinge aus Versehen in etwas recht Dickflüssiges hineingefallen; und daß talentvolle Leute, wie Viegeland, mit diesem Mittel wundervolle Suggestion ausüben, entschädigt nicht für die Fülle des Verunglückten bei Anderen, geringer Begabten. Auch hier ist von der Erhabenheit bis zur Mache nur ein Schritt; und nirgends fällt es leichter als hier, hinter der kecken Geberde des freien Künstlerthums den Mangel an Kultur zu verbergen.

Es ist nöthig und dient der Hebung unseres durch die Erfolge unserer westlichen Nachbarn bedenklich gedrückten Selbstbewußtseins, die Grenze dieser Plastik zu erkennen, die mit aller Gewalt danach strebt, nicht mehr plastisch zu wirken. Es genügt, diese Kunst zu verfolgen, sobald sie die nur von der Individualität des Einzelnen oder dem Gutdünken der Jury beschränkte Sphäre des Ausstellung- oder Ateliertthums verläßt und bei den Werken mithilft, bei denen es der nüchternen Zeit noch immer nicht gelungen ist, die Kunst ganz zu entfernen. Denn schließlich ist der pariser Salon und das Atelier noch nicht die Welt, so geräuschvoll auch die Kämpfe der Begeisterung darin toben. Das Wogen des Applauses dringt immer nur an die abgetönten Glasscheiben der festlichen Hallen; und das Leben, das außerhalb dieser gläsernen Schmuckkästen seine tieferen Kreise treibt, hat wenig mit solchem geheimnißvollen Gebahren zu thun. Gewiß: man hat die Gegenwart durch die Kunst betrachten gelernt; man wird nicht dümmer noch ärmer an Gemüth davon. Die Skulptur ist in den Händen großer Künstler zu einem fabelhaften Werkzeug geworden, das der Erkenntniß der modernen Seele dient wie die fein ciselirte Psychologie eines nordischen Prosaisten. Das hatten die Alten nicht. Der Schöpfer der Venus von Milo verfügte über eine ungemein wenig entwickelte Psychologik, wenn man das erstbeste Genie unserer Tage daneben hält. Nun gar die Kunst, die auf dieses Heidenthum folgte, die in Stein gehauenen Bildnisse unserer Heiligen, die geronnene Frömmigkeit inbrünstiger Beter, denen das Denken verboten war! Zwischen beiden Religionen verlief bis zu unserer Zeit die ganze Geschichte der Skulptur; und noch in manchen Rossos und Rodins ist leicht die Gothik neben der klassischen Form zu erkennen. Der sinnenfreudige Marmor der Griechen war die Gottheit, um die sich die Säulen des Tempels erhoben; der nordischen Art der christlichen Skulptur gelang es, das Werk als Einzelheit unter vielen anderen einer Alles beherrschenden, untheilbaren Idee einzuordnen. Auch in dem Dom von Chartres geht es Einem wie vor der Venus von Milo: man denkt nicht an die Analyse und sucht nicht die Spur des Menschen in dem göttlichen Werk. Den Menschen in der Kunst hat die Moderne uns näher gebracht, und je näher uns das Werk rückt, desto weiter schwindet der göttliche Raum, der es einst beherbergte, zurück; und heute ragt es in unheimlicher Einsamkeit unvermittelt zum freien Himmel; und wir stehen mit kritischen Mienen davor, begeistern und ereifern uns und ... gehen weiter.

Jedes neue Denkmal moderner Künstler, das in einer schönen Stadt, wo auch immer, enthüllt wird, erregt in der Seele des Beschaulichen ein gewisses Gruseln. Vielleicht ist nicht mehr die Zeit für diese Sitte, der Verehrung marmorne Postamente zu errichten, vielleicht ist unsere Art nicht mehr für dieses Unsterblichkeitpathos geeignet; jedenfalls haben wir keinen rechten Platz mehr dafür. Ich habe mich oft darauf ertappt, die pseudo klassischen Statuen in den Parks von Versailles und Fontainebleau, die man in keiner Ausstellung eines Blickes würdigen würde, hinreißend schön zu finden, ja, sogar unentbehrlich, und ich habe dennoch, wie Jeder, der auf sich hält, der wüsten Schriftstellergenossenschaft in Paris, die Rodins „Balzac" ablehnt, ewige Rache geschworen. Aber ich vermochte mir nie vorzustellen, auf welchem Platz von Paris dieses durch alle Feuilletons aller Erdtheile gehetzte Werk auch nur halbwegs möglich sein könnte.

Man verfolge die Kunst der französischen Plastik, sobald sie etwas Anderes als nur das „Ding an sich“ macht. Rude findet in dem pariser Arc de triomphe noch eine unbändig starke Wirkung. Damit ist die angewandte Monumentalkunst des neuen Paris erschöpft. Alle Versuche Rodins nach dieser Richtung sind verfehlt. Die Jüngeren haben uns auf dem Gebiete des Gewerbes Gelegenheit zu Betrachtungen gegeben, die noch weniger erfreulicher Art sind. Der feine Charpentier, der den zierlichsten Gliederaufbau beherrscht und die schönste moderne Medaille macht, wird erschreckend banal, sobald er ein Möbel fertigt. Als sich ein mit Reichthümer gesegneter Amateur einen Billardsaal von ihm bauen ließ, leistete sich ein niederträchtiger Bekannter die Bemerkung, daß wohl auch die Billardbälle mit Skulpturen versehen sein würden. Carriès, der große Keramiker der französischen Plastik, verunglückte überall, wo er seiner Erfindung eine mehr oder weniger praktische Bestimmung zu geben versuchte. Carabin, dem in der Behandlung des Materials fabelhafte Reize gelingen, wird monströs, sobald er aus seinen Akten Sessel und Tische zusammenstellt. Und so könnte man noch mancherlei Beispiele für die Thatsache erbringen, daß es in Frankreich bis heute noch ziemlich ausgeschlossen ist, das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden. Trotzdem ist auch hier auf eine weitere Verwendung der glänzenden Schöpfung des französischen Genies zu hoffen. Frankreich hat das Barock, diesen Impressionismus in der Architektur, geschaffen; es muß den Kelch leeren, der es Jahrhunderte gelabt hat. Vielleicht hilft die Kunst ihm momentan nur dazu, den Rausch zu beschleunigen, der unvermeidlich ist, aber aus dem es ein Erwachen giebt. Schon sind von einer anderen Seite Leute am Werk, die nicht den Meißel, sondern die nimbuslose Kunst des Ingenieurs zu üben wissen. Die industrielle Blüthe des neuen Frankreich, die das tüchtige bürgerliche Element der jungen Republik mit der selben Hoffnung verfolgt, mit der es die Sicherung der republikanischen Verfassung betreibt, wird diese Wendung begünstigen. Und ist es so weit, dann wird die alte Tradition ihre werthvolle Mithilfe nicht versagen.

Paris. Julius Meier-Graefe.



Selbstanzeigen.

Kampf. Bekenntnisse eines Fünfundzwanzigjährigen von Emil Vitrus. Bei R. Linke in Dresden.

Dieses Buch sind die Bekenntnisse meiner Jugend und ein Mahnwort zugleich an Alle, die noch jung an Jahren und Erfahrung sind. Obwohl es einen rücksichtlos objektiven Selbstzerfaserungprozeß vorführt, wollte ich doch auch didaktisch wirken und vor der wahl- und skrupellosen Befriedigung des Geschlechtstriebes warnen. Die Auffassung des erotischen Triebes als Rückenmarksverlangen und die seiner Befriedigung als Rückenmarksarbeit ist Prostitution unserer besten Kraft und in psychischer und physischer Beziehung verwerflich. So soll die Mittheilung ärztlicher Erfahrung im Verein mit der Schilderung des Seelenlebens eines „modernen“ Menschen ein Wegzeiger sein für Alle, die noch am

Anfange stehen. Doch auch die Anderen, deren Kampf schon längst vergangenen Zeiten angehört, werden ein Bröckchen von dem eigenen Seelenleben in diesem „Kampf" wiederfinden und mit dem Autor fühlen.

Wien. Dr. Emil Glas.

❦

Geld-, Bank- und Börsenwesen. Ein Handbuch für Bankbeamte, Juristen, Kaufleute, Kapitalisten und für den akademischen Gebrauch. Zweite, vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Karl Ernst Poeschel, 1903. 3 M.

Im ersten Theil wird die historische Entwickelung des Geldwesens geschildert, die Münzgesetzgebung im Allgemeinen und die des Deutschen Reiches im Besonderen besprochen. Ausführliche Darstellung der Währungfrage, des Wechsel- und des Checkverkehrs. Der zweite Theil behandelt die geschichtliche Entwickelung des Bankwesens und erläutert die Technik der bankgeschäftlichen Transaktionen. Im dritten Theil werden die verschiedenen Arten der Börsengeschäfte besprochen und die verschiedenen Werthpapiergattungen charakterisirt.

Georg Obst.

❦

The West African Mail. Illustrirte Wochenschrift für westafrikanische Interessen. Herausgegeben von Edmund D. Morel. (E. D. M.) Liverpool. 26,50 Mark einschließlich Porto per Jahr.

Die neue illustrirte Wochenschrift widmet sich speziell den Interessen Derer, die mit West- und Centralafrika in Verbindung stehen, und bietet in Wort und Bild einen vollkommenen Wochenbericht über alle west- und centralafrikanischen Vorkommnisse und Fragen, vom kaufmännischen sowohl wie vom industriellen und politischen Standpunkt aus. Sie dürfte als Wegweiser im alltäglichen Geschäft, auch als Nachschlagebuch für den Kaufmann, den Fabrikanten und Studirenden nützlich sein. Der Herausgeber, Edmund D. Morel, hat vor Kurzem in seinem Werk „Affairs of West-Africa" bedeutsame Darstellungen der Zustände in Nigeria, Französisch- und Englisch-Westafrika geboten, nöthige Reformen empfohlen und das Treiben des unter belgischer Oberhoheit stehenden Kongostaates beleuchtet. Seine Name, seine publizistische Erfahrung und die Wahl seiner Mitarbeiter bürgen dafür, daß dem neuen Blatte ein hohes Ziel gesetzt ist und daß dieses Ziel erreicht werden wird. Die deutsche Agentur des Unternehmens, das auch die Baumwoll- und Goldmineninteressen Südafrikas mit besonderem Eifer wahrnehmen wird, hat ihren Sitz in Hamburg.

Liverpool. Edmund D. Morel.

❦

Claire. Verlag von H. Barsdorf, Berlin.

Das Buch ist unter der Bezeichnung „Ein masochistischer Roman" in die Welt gegangen. Ein Leser schrieb mir, ich hätte ja fast nur Krankhaftes in dem Buche geschildert. Das müsse man tadeln. Gewiß: die Empfindungwelt einiger Menschen, die ich in diesem Buche geschildert habe, liegt außerhalb des Schemas; aber ist es etwa Aufgabe des Künstlers, ewig das Schema, das „Gesunde" darzustellen? Was heißt schließlich „gesund"? Was „krank"? Mir war

es darum zu thun, eine Tragoedie des Lebens auszudeuten, die sich einmal neben mir abgespielt hat. Ob mir die Deutung wirklich gelungen ist, weiß ich nicht. Aber darf man mir den Versuch einer Deutung verargen, nur, weil das zu Deutende außerhalb des „Schemas“ liegt?

Stadthagen. Hans Fuchs.

Die Beherrschung der Luft. Eduard Beyer, Wien. Preis 1 Mark.

Eine philosophisch physikalische Begründung des Prinzipes „Plus lourd que l'air." Der Physiker weiß es auch ohne mich, aber es scheint doch eine ganze Menge Leute zu geben, die im Unklaren sind. Ich habe versucht, gemeinverständlich zu schreiben, aber meine Freunde bezweifeln, daß es mir gelungen sei.

Mettnau, Radolfzell. W. R. Rickmers.

Hochland. Blätter für Höhenkunst und Geisteskultur. Dresden, E. Pierson. 1903.

„Hochland“ will auf lyrischem, epischem und dramatischem Gebiet, im Gegensatz zu der kleinlichen Milieukunst, eine vertiefte Ideendichtung pflegen und fördern, literarhistorisch werthvolles Altes ans Licht bringen, durch Skizzen und Essays über philosophische Probleme den Geist der Zeit klären und die Leser zur selbstthätigen Mitarbeit anregen, endlich den tiefen Seelengehalt der Musik der Literatur nutzbar machen und das Wort durch neue Stimmungwerthe bereichern.

Paul Friedrich.

Kranz und Krähen. Neue Gedichte. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei Akt.-Ges. (vormals J. F. Richter). 1,50 Mark.

Bild.

Ich sah Dich schlank im schwarzverbrämten Kleid
Den Garten kreuzen durch die nassen Wege.
Es war der ersten Gilbe wunde Zeit.

Die bunten Blätter glänzten auf dem Stege,
Als hätten sie des Maien Thau getrunken,
Und waren doch bei Abendsonnenschräge

Vom Herbst gepflückt, durch Nebel hingesunken.
Dein Schleppsaum streifte raschelfroh den Rand
Der falben Beete; und der Ruf der Unken

Durchklang allein dies müde Gartenland.
Die letzte Aster, sommerhimmelblau,
Brach Deine halbgeneigte weiße Hand,

Hielt sie dem Auge nah zu stummer Schau.
Dann ging ein Lächeln, eines Lächelns Ahnung,
Um Deine Lippen leis, geliebte Frau,

An künftigen Frühling glückesschwere Mahnung.

Hamburg-Hohenfelde. Heinrich Spiero.

Krafft-Ebing.

Am zweiundzwanzigsten Dezember 1902 ist Krafft-Ebing in Graz seinen Leiden erlegen. Mit ihm ist ein deutscher Gelehrter von ungewöhnlichen Eigenschaften ins Grab gesunken. Frei von kleinlichen Charakterzügen, die man mit Recht oder Unrecht so oft deutschen Gelehrten nachsagt, hat er sein arbeitreiches Leben der Wissenschaft und der Menschheit gewidmet. Wohl fast Jeder, der mit ihm in persönliche Berührung kam, hat den Reiz einer vornehmen Persönlichkeit empfunden. Selten findet man mit so viel Geist solche Bescheidenheit vereint; die kleinen Eitelkeiten anderer Forscher waren ihm fremd. Als ich ihn auf einen Widerspruch in einer seiner Arbeiten, der Anderen entgangen war, brieflich aufmerksam gemacht hatte, dankte er mir dafür mit den Worten, er habe sich bei Empfang meines Briefes gefreut, zu erfahren, daß wenigstens Einer seine Arbeit genau gelesen habe.

Wenn man die Bedeutung, die Krafft-Ebing für die Wissenschaft und für deren praktische Nutzung hatte, würdigen will, muß man zunächst seines Einflusses auf die Psychiatrie gedenken. In doppelter Weise war er für sie wirksam: erstens durch die systematische Bearbeitung des gesammten Gebietes, zweitens durch Spezialarbeiten. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte eine starke Bewegung zu Gunsten einer humaneren Behandlung der Geisteskranken begonnen; sie ging von Frankreich, Italien und England aus, verbreitete sich schnell über alle Kulturstaaten und bewirkte, daß die Geisteskranken in Irrenanstalten der Aufsicht und Behandlung von Aerzten unterstellt wurden. Dadurch wurde allmählich eine Psychiatrie geschaffen, die sich von der Metaphysik löste. Man fing an, die Geisteskranken nach naturwissenschaftlicher Methode zu studiren, und so kam Ordnung in das früher ganz wirre Gebiet. Der berühmte Irrenarzt Griesinger hatte schon 1845 in einem Lehrbuch die naturwissenschaftliche Betrachtung der Geisteskrankheiten systematisch durchgeführt; wenn er aber auch in späteren Auflagen die Fortschritte der Psychiatrie berücksichtigte, so waren doch allmählich so viele neue Fragen und Krankheitbilder erforscht worden, daß nach dem Tode Griesingers eine einheitliche Bearbeitung der gesammten Psychiatrie dringendes Bedürfniß wurde. Es ist ein Hauptverdienst Krafft-Ebings, daß er durch sein Lehrbuch der Psychiatrie, dessen erste Auflage 1879 erschien, diesem Bedürfniß Rechnung trug. Fast zwei Jahrzehnte lang blieb dieses Buch das herrschende Lehrbuch, aber auch für Erfahrenere ein werthvolles Nachschlagewerk. Zahlreiche Krankengeschichten erleichterten die Einführung in die Psychiatrie. Krafft-Ebing ging von den elementaren Störungen unserer psychischen Thätigkeiten aus und erörterte in diesem Standard Work alle für die Psychiatrie bedeutsamen Momente: die Ursachen und die Symptome, die allgemeine Pathologie und

pathologische Anatomie, die Prognose und Behandlung der Geisteskrankheiten. In der Psychiatrie strebte Krafft-Ebing danach, die klinische Psychiatrie in den Vordergrund treten zu lassen, und er hütete sich vor einer Ueberschätzung der pathologischen Anatomie, deren Wichtigkeit er doch durchaus anerkannte. Im engsten Zusammenhang mit der klinischen Psychiatrie stehen auch viele therapeutische Bestrebungen, die wir Krafft-Ebing danken.

Auch auf vielen Spezialgebieten der Psychiatrie aber hat Krafft-Ebing bahnbrechend gewirkt. Schon 1865 gab er uns die Lehre von der Mania transitoria. Es handelt sich hier um eine geistige Störung, die bei vorher und nachher psychisch Gesunden entsteht, plötzlich einsetzt, nur wenige Stunden dauert, mit einer schweren Störung des Selbstbewußtseins einhergeht und oft das Bild schwerer Tobsucht bietet. Nach neuerer Auffassung sind viele dieser Fälle zu den psychischen Aequivalenten der Epilepsie zu rechnen. Die Epilepsie äußert sich ja nicht immer in Krampf- oder Schwindelanfällen, sondern oft genug nur in vorübergehenden psychischen Störungen, den sogenannten psychischen Aequivalenten. Hierbei ist der Epileptische zu allerlei Handlungen, besonders auch solchen gewaltthätiger Natur fähig. Die Lehre von der psychischen Epilepsie ist in den letzten Jahrzehnten wesentlich ausgebaut worden und Krafft-Ebing hat durch die genannte Arbeit einen Hauptanstoß dazu gegeben. Ueberhaupt hat er gerade die vorübergehenden geistigen Störungen, wie sie sich auch sonst noch finden, zu seinem speziellen Forschungsgebiet gemacht.

Von größter Bedeutung waren ferner seine Arbeiten über die Zwangsvorstellungen; dieser Begriff ist heute ja auch zahlreichen Laien bekannt. Bereits 1867 hat Krafft-Ebing das Wort Zwangsvorstellung geschaffen, um damit Vorstellungen zu bezeichnen, die durch krankhafte Dauer und Intensität auffallen. Es ist ein Irrthum und ein merkwürdiger Zufall, wenn dem verstorbenen berliner Psychiater Westphal, der gleichfalls nicht nur durch umfassende Kenntnisse, sondern auch durch große Bescheidenheit ausgezeichnet war, dieses Verdienst zugesprochen wird.

Ich will die anderen Spezialarbeiten Krafft-Ebings auf dem Gebiete der Psychiatrie nicht einzeln besprechen. Kaum dürfte es eine Geisteskrankheit geben, zu deren genauerer Kenntniß er nicht Beiträge geliefert hat. Die progressive Paralyse und die Paranoia, das hysterische und das neurasthenische Irrsein, das Menstrualirrsein u. s. w.: überall finden wir seinen Namen. Eben so hat er auf dem Gebiete der Nervenkrankheiten im engeren Sinn, wo es sich nicht um psychische Störungen handelt, unser Wissen bereichert: zum Beispiel auf dem Gebiete der Rückenmarksschwindsucht, der Lähmungen von Nerven. Selbst über den Unterleibstyphus hat er gearbeitet. Wenn aber ein Forscher auf mehreren Gebieten arbeitet, so kennen ihn die Meisten nur auf dem Gebiet, wo seine Thätigkeit besonders weithin wirkt. Und so

sind viele dieser Arbeiten Krafft-Ebings selbst manchen Aerzten unbekannt geblieben, obwohl sie genügt hätten, ihm einen ehrenvollen Namen in der Wissenschaft zu schaffen, selbst wenn er nie über Geisteskrankheiten, über gerichtliche Medizin noch über sexuelle Perversionen gearbeitet hätte.

Ein ganz besonderes Interesse wendete Krafft-Ebing der gerichtlichen Medizin zu. Wenn wir die 360 Arbeiten betrachten, die sein Assistent Alfred Fuchs zusammengestellt hat, dann sehen wir sofort, daß die forensische Psychiatrie eine wesentliche Rolle darin spielt. Ueberaus groß ist die Zahl der Gutachten, die Krafft-Ebing veröffentlicht hat und die der forensischen Psychiatrie und dem Lernenden neues Material liefern. Aber Krafft-Ebing hat auch die gerichtliche Psychopathologie monographisch bearbeitet. Er hat in seinem Lehrbuch der gerichtlichen Psychopathologie all ihre Beziehungen zum Strafrecht und bürgerlichen Recht besprochen. Auch dieses Buch war lange das einzige in Betracht kommende Nachschlagebuch für diese Fragen. Es dürfte wenige Aerzte geben, die vor Gericht psychiatrische Fälle begutachteten, ohne aus diesem Buch Belehrung zu schöpfen. Wenn mancher Angeklagte heute schwerer Bestrafung, vielleicht dem Schaffot entgeht, weil er eine Handlung im epileptischen oder sonstwie geistig gestörten Zustand ausgeführt hat und Dies jetzt erkannt wird, so ist Das nicht zuletzt das Verdienst Krafft-Ebings, der unermüdlich war, die gerichtliche Medizin in dieser Beziehung wohlthätig zu reformiren.

Ich komme jetzt zu zwei Gebieten, auf denen Krafft-Ebing ganz speziell gearbeitet und viele Angriffe erlebt hat; das eine ist das Studium des Hypnotismus, das andere das der sexuellen Perversionen. Krafft-Ebing wars, der, als der neuere Hypnotismus die Aufmerksamkeit vieler Forscher erregte, dessen Wichtigkeit sofort erkannte und die Suggestion in wie außerhalb der Hypnose zu würdigen wußte. Man kann über die Bedeutung der Hypnose als Heilmittel verschiedener Meinung sein; aber man darf die geradezu umwälzende Bedeutung, die der Hypnotismus für die Beurtheilung der gesammten Heilmittel herbeigeführt hat, nicht verkennen. Zahllose Heilmittel, bei denen die verschiedensten Autoren immer nur die chemische und physikalische Wirkung untersuchten, sind dadurch wirksam, daß der Patient ihnen vertraut. Diese psychische Wirkung war von den meisten Medizinern übersehen oder ignorirt worden; die Hypnose lehrte aber, daß man solche Einwirkungen lediglich durch Suggestion erreichen konnte. Auch heute wird noch manchmal dieses Moment verkannt. Wenn jetzt Einzelne hochmüthig auf den Hypnotismus herabsehen, so kann ihnen nur dringend empfohlen werden, ihn und die hypnotische Suggestion zu studiren. Manche Irrlehre wäre in der Medizin nicht entstanden, wenn man die Suggestion stets richtig gewürdigt hätte. Und hier ist wieder Krafft-Ebing zu nennen. Er hat durch Versuche an verschiedenen

Personen die Ausdehnung der Suggestionsfähigkeit studirt; er zeigte, wie man Schmerzen, Appetit, Stuhlgang u. s. w. durch Suggestion beeinflussen kann. Wenn behauptet wird, er sei das Opfer geschickter Betrügerinnen geworden, so muß der Sachverständige darüber lächeln und in Anlehnung an einen Nekrolog sagen: Krafft-Ebing verstand von der Suggestion und dem Hypnotismus mehr als alle seine Kritiker.

Auf dem anderen Gebiet, dem der sexuellen Perversionen, sind zwar schon vor Krafft-Ebing Ansätze gemacht worden, die Anomalien des Geschlechtstriebes wissenschaftlich zu erforschen. Casper, Westphal und Andere haben nachgewiesen, daß es Männer giebt, deren Liebesempfindungen so beschaffen sind wie die des normalen Weibes, also Männer, die sich geschlechtlich zum Manne hingezogen fühlen. Aber Krafft-Ebing hat auf diesem dunklen Gebiet ein System geschaffen. Er hat die verschiedenen Abstufungen der gleichgeschlechtlichen Liebe kennen gelehrt, indem er, zum Beispiel, die Fälle abtrennte, wo neben der Liebe zum gleichen die zum andern Geschlecht vorhanden ist, also die sogenannte psycho-sexuelle Hermaphrodisie vorliegt. Er hat ferner die Fälle abgetrennt, wo nicht nur das seelische Empfinden dem entgegengesetzten Geschlechte ähnlich ist, sondern auch die körperliche Beschaffenheit gewisse Charakteristika des anderen Geschlechtes annimmt: die Skeletbildung, der Gesichtstypus, die Stimme. Krafft-Ebing hat aber auch weiter den Typus des Masochismus und Sadismus der Wissenschaft erschlossen, bei dem das normale Geschlechtsempfinden durch den Drang zu passiver Schmerzerduldung oder zu aktiver Mißhandlung ersetzt ist. Er hat uns seine Psychopathia Sexualis geliefert, die in immer neuen Auflagen erschien und die Fortschritte in der Erkenntniß der sexuellen Perversionen monographisch darstellte. Freilich gab, abgesehen von manchen sachlichen Angriffen, die gegen Krafft-Ebings Auffassung der sexuellen Perversionen gerichtet waren, gerade dieses Hauptwerk Veranlassung zu Vorwürfen. Ganz weise Männer meinten — und ihr Meinen sollte nicht nur Krafft-Ebing, sondern auch Andere treffen —, solche Dinge dürfe man nicht in Büchern, sondern nur in Archiven veröffentlichen, damit sie nur Fachmännern zugänglich seien; sonst läsen zu viele Laien solche Bücher sexuellen Inhalts. Diesen Punkt möchte ich hier etwas ausführlicher behandeln, weil er ein allgemeines Interesse bietet und dieser Einwand in privaten Unterhaltungen oft erhoben wird.

Zunächst bemerke ich, daß die Archive und die wissenschaftlichen medizinischen Zeitschriften viel Ballast enthalten und ihre Lecture sehr viel überflüssige Zeit erfordert. Aus Dutzenden von Zeitschriften kann nicht Jeder sich das Material zur Kenntniß der sexuellen Psychopathie zusammensuchen; am Wenigsten kanns der beschäftigte Praktiker. Ferner sind diese Zeitschriften so theuer, daß nur selten ein Arzt im Stande ist, eine größere Zahl zu

kaufen. Die Journal-Lesezirkel und die Bibliotheken können nicht abhelfen; denn auch hier muß der Leser sehr viel Zeit auf das Heraussuchen der betreffenden Artikel verwenden und oft kann er sie nicht erhalten, wenn er sie gerade braucht. Hinzu kommt weiter: wenn diese Dinge nur in medizinischen Zeitschriften veröffentlicht werden, kommen sie nicht zur Kenntniß der Juristen und Pädagogen, die doch auch an diesen Fragen ein Interesse haben. Schon aus diesen Gründen ist die Zusammenfassung der Materie in eine Monographie vorzuziehen. Auch findet der Forscher, der seinen Stoff in Zeitschriften veröffentlichen will, dazu nicht immer Gelegenheit. Man muß die redaktionellen Verhältnisse auch bei wissenschaftlichen Zeitschriften etwas genauer kennen, um zu wissen, wie es da manchmal zugeht. Es ist merkwürdig, wie lange manche Autoren auf die Veröffentlichung ihrer Arbeiten warten müssen, während andere sofort gedruckt werden. Oft werden Arbeiten ganz zurückgewiesen oder sie bleiben so lange ungedruckt, bis dem Autor die Geduld ausgeht. Daß die Annoncen oder auch der Verlag dabei den Redakteur beeinflussen, darf man natürlich nicht annehmen. Immerhin ist doch die Gefahr einer Cliquenbildung bei der wissenschaftlichen Presse überaus groß. Ein Arzt, der auf seine Einsendung überhaupt keine Antwort bekam und nach Monaten mühsam das Manuskript zurückerhielt, hat erst neulich gesagt: „Böse Zungen wollen behaupten, Jemand, der seine Assistentenzeit an den Kliniken anderer Universitäten durchgemacht hat und als homo novus in das berliner Medizinalleben eintritt, sei besonders für solche Leiden prädisponirt."

So waren auch Monographien über sexuelle Perversionen unbedingt nöthig; und es war eins der Hauptverdienste Krafft-Ebings, daß er hier die Initiative ergriff. Allzu ernst braucht man auch die Einwendungen der Gegner dieses Standpunktes nicht immer zu nehmen, wie der folgende Vorfall beweisen dürfte. Einer von ihnen, der so dringend die Archive empfiehlt, um die Publikation in Monographien zu verhindern, las an einer großen Universität ein öffentliches psychiatrisches Kolleg, in das nicht nur viele Mediziner, sondern auch Laien strömten. Der Zufall wollte, daß in diesem Kolleg ein homosexueller junger Mann, der weder Mediziner noch Jurist war, eine längere Auseinandersetzung über den perversen Verkehr hörte und dabei erfuhr, wo sich die Päderasten der Stadt herumtrieben. Nachdem der Herr in dieser Universitätvorlesung den Ort erfahren hatte, ging er noch an demselben Abend hin und machte so die Bekanntschaft der päderastischen Prostitution. Dieser Universitätlehrer ist aber ein eifriger Gegner der Popularisirung sexualwissenschaftlicher Arbeit.

Diese Ausführungen schienen mir nicht ganz unwichtig, um die Hauptangriffe, die gegen Krafft-Ebing wegen seiner Psychopathia Sexualis gerichtet wurden, zurückzuweisen, — wenn es überhaupt einer Zurückweisung

für ernste Männer noch bedurfte. Ueber den Werth der wissenschaftlichen Angriffe kann natürlich nur der Fachmann urtheilen; ihre Erörterung würde hier zu weit führen. Man denke nur an die Frage, ob und was bei den sexuellen Perversionen angeboren und was erworben ist. Wenn aber auch, wie jeder Mensch, Krafft-Ebing Irrthümern ausgesetzt war, so treten sie neben seinen ungeheuren Verdiensten zurück. Zu den wissenschaftlichen Verdiensten kommt noch eine reiche ärztliche Thätigkeit, die ihm bei seinen Patienten eine Verehrung eintrug, wie man sie nur selten findet. Freilich ist davon nicht so viel in die Oeffentlichkeit gedrungen. Krafft-Ebing war nicht ein Mann, der sich durch Preßoffiziöse als Spezialisten für Humanität ausschreien ließ. Er war der zurückhaltende Arzt der alten Schule, der sich begnügte, in der Stille des Sprech- oder Krankenzimmers für Die zu wirken, die sich ihm anvertraut hatten. Dr. Albert Moll.

Serbische Finanzen.

Extrablätter hatten den Erfolg der serbischen Militärrevolte gemeldet. König Alexander und Ihre Majestät Draga, verwitwete Maschin, seien getötet und Peter Karageorgewitsch solle den Thron Miloschs besteigen. An der Richtigkeit der Meldung war nicht zu zweifeln, denn sie stammte aus Belgrad, nicht aus Semlin, von wo sonst die von der serbischen Depeschenzensur beanstandeten Meldungen zu kommen pflegten. Wie so oft in den letzten Jahren, brachte die Sommerzeit also eine Sensation, die alle Langweile fürs Erste verbannen mußte. Die Börsianer kamen in Bewegung und gingen früher als an gewöhnlichen Tagen auf den Markt der Märkte; auch die Kutschen der Hochfinanz, die sonst erst um Eins sichtbar werden, bogen heute schon um Zwölf in die Burgstraße ein. Doch der Eifer fand keinen Lohn. Selbst die serbischen Werthe waren nur unwesentlich verändert und die Spekulation zeigte eine zuversichtliche Stimmung, trotzdem außer der belgrader Katastrophe gerade heute auch noch eine new-yorker Börsenpanik gemeldet war. Ein Tag wie andere Tage. Nur wartete man gespannter auf neue Nachrichten. Da aber nichts Sensationelles mehr kam, mußte man sich mit dem Vergnügen bescheiden, aus dem Munde der serbischen Konsuln, die der Börse, aber nicht der Haute Finance angehören, immer wieder zu vernehmen, daß auch sie nichts Neues mitzutheilen wüßten. In Wien zog die Fronleichnamsprozession durch die Straßen und die Börsenthür war geschlossen. Nur die Verkaufordres einzelner österreichischen — nicht katholischen — Spekulanten ließen ahnen, wie die wiener Finanz über die serbischen Vorgänge denke. Kreditaktien fielen um ein paar Prozent; hier und da wurden auch Antheile der Berliner Handelsgesellschaft angeboten. Nicht etwa, weil man Herrn Fürstenberg die Unklugheit zutraute, Werthe, die er emittirt hat, in größeren Mengen selbst zu behalten, sondern, weil man doch irgend Etwas thun wollte, das mit dem Tagesereigniß in Zusammenhang stand. Deshalb verkauften Einzelne Aktien der Handelsgesellschaft, die, gemeinsam mit der wiener Länderbank, das Serben-

konsortium leitet. Wenig Bewegung also; und doch war die berliner Börse endlich wieder einmal in ihrem Element. Sie konnte hohe und höchste Politik treiben und die von Alters her in der Burgstraße beliebte Balkanfrage beschwatzen. Die petersburger Börse war fest: also durfte man vermuthen, Prinz Peter, der Enkel des Schwarzen Georg, habe sich, ehe er den Putsch wagte, die Zustimmung der Russen gesichert. Dafür sprach auch die steigende Tendenz des pariser Geldmarktes, der nur für die erst kürzlich erworbenen serbischen Renten weichende Kurse sandte. Ist aber der Zar zufrieden, so sinds die Börsen auch; wer möchte Väterchens Kreise stören? Balfour und Genossen sind zu beschäftigt, um sich Halbasiens wegen aufzuregen, und die Oesterreicher, deren Diplomatie von dem nahen Skandal offenbar nichts geahnt hatte, sind im eigenen Lande so engagirt, daß sie den Ereignissen freien Lauf lassen müssen. Und Deutschland? An ernsthafte Unternehmungen des Grafen Bülow glaubt die Börse schon lange nicht mehr; sie weiß nachgerade, daß aus der Wilhelmstraße nur Worte zu erwarten sind. So ging man denn bald wieder an das gewohnte Tagewerk, um Prozente zu feilschen. Ungehört verhallte die Mahnung der Furchtsamen, Peter Karageorgewitsch sei ein zweiter Milan, ein Abenteurer und Verschwender. Noch im Januar 1902 habe er „sein Volk" in einem pomphaften Sendschreiben aufgefordert, seinem glorreichen Großvater, dem Befreier vom Türkenjoch, ein Nationaldenkmal zu errichten; wer weiß, ob er nicht, als Vasall Rußlands, gegen die Türkei mobil machen würde? Auch dieser Angstruf wirkte nicht. Wir, hieß es, haben auch glorreiche Großväter, denen wir Denkmale setzen, und sinnen doch nicht auf Krieg. Die Börse wollte sich nicht erschrecken lassen... Ganz so leicht wird der Kapitalist im Lande sich mit dem Ereigniß nicht abfinden; er weiß zu gut, daß jeder Regirungwechsel Geld kostet. An dem Donnerstag, der die Meldung brachte, sah man Herrn Fürstenberg in eifrigem Gespräch mit Journalisten aller Grade. Der Senior der Handelsgesellschaft erzählte ihnen — und abends las mans ja auch in den Blättern —, das serbische Volk athme auf, da es von einem planlosen, unsteten Tyrannen befreit sei; auch beichtete er allerlei Intimes aus den Verhandlungen über die letzte, in Paris begebene Anleihe von 60 Millionen. Dreimal sei man genöthigt gewesen, die Verträge zu ändern, weil Alexander sie aus nichtigen Gründen zurückwies. Jetzt aber müsse sich Alles wenden; die besten Elemente des Landes seien in der neuen Regirung vereint, große Männer, die sich nicht zu Ministern des kleinen Alexander hergaben. Zu diesen Großen und Ehrenwerthen gehört auch der Handelsminister Georg Gentschitsch, der einer Veruntreuung von Staatsgeldern dringend verdächtig war, — natürlich nur in den Augen Derer um Alexander.

Die neue Regirung wird schwerlich im Stande sein, die Grundlagen der serbischen Finanzwirthschaft zu ändern. Die gehören nun einmal zur Balkanphysiognomie. Die Unehrlichkeit der Politiker und Finanzleute ist, so skrupellos sie auch die Kassen leert, noch nicht das Schlimmste. Aber all diese Serben, Rumänen, Bulgaren möchten täglich bei Borchardt essen, während ihre Verhältnisse sie doch zu Aschinger weisen. Der Kulturmensch sucht den Etat seiner Wünsche wenigstens einigermaßen mit dem Etat seiner Kasse in Uebereinstimmung zu bringen. Dieses Streben kennt der Balkanbewohner kaum. Ihm fehlt der ruhige, nüchterne Wirklichkeitsinn; und der selbe Kulturmensch, der streng

darauf hält, daß Niemand sich über Vermögen engagire, drängt dem Halbbarbaren die Segnungen des Luxus geradezu auf. Zu Hause überlegt der Geschäftsmann sichs dreimal, ehe er Einem borgt, dessen Verhältnisse nicht über jeden Zweifel erhaben sind; dem unsolidesten, der eigenen Schwäche bewußten Fremden aber wird ohne Bedenken gepumpt. Daher kommts, daß man in den Balkanländern elektrisches Licht und elektrische Straßenbahnen sieht, Prunkbauten und nach europäischem Muster gedrillte Armeen. Kein Wunder also, daß in allen Balkanbudgets die Ausgaben für Tilgung und Verzinsung der Staatsschuld und für das Heerwesen den größten Posten bilden. Uns erinnern diese Staaten an Operettenländer; ernster muß sie aber der Kapitalist nehmen, dem ihre Papiere von pfiffigen Bankdirektoren verkauft worden sind. Denn es ist kein Spaß, Gläubiger eines Staates zu sein, der Schulden hat wie ein mündiges Großindustrieland, dessen Wirthschaft aber noch in den Kinderschuhen steckt.

Was bedeutet denn Serbien für die Weltwirthschaft? Es exportirt Pflaumen und Getreide, hat ans Ausland Militärlieferungen zu vergeben, ist im Grunde aber noch reiner Ackerbaustaat. In den letzten Jahren versuchte man, künstlich eine Industrie aufzupäppeln, gab Subventionen und wollte diesem Zweck sogar einen Theil des Ueberschusses der Klassenlotterie zuwenden. Doch die wichtigste Vorbedingung zu industrieller Größe fehlt: der natürliche Reichthum des Bodens. Die Erzfunde lassen viel zu wünschen übrig; an Kohlenlagern ist zwar kein Mangel, aber die Schichtung des Gesteins ist ungleich, der Abbau schwierig und theuer und die Lager sind so weit über das Land hin zerstreut, daß starke Industriecentren nicht zu schaffen sind. Mit einem Eisenbahnnetz von 550 Kilometern ist da nichts anzufangen. Auch das Kreditwesen ist noch unentwickelt. Neben der Staatsbank, die natürlich der regirenden Partei dient, giebt es noch ein paar andere Kreditinstitute mit zum Theil recht hochtönenden Namen; doch auch sie sind in den Händen politischer Parteien und fragen mehr nach der Gesinnungtüchtigkeit als nach der Kreditfähigkeit ihrer Kundschaft. Und auf solchen Fundamenten ruht nun die Schuldenlast. Die Berliner Handelsgesellschaft hat 1881 die finanzielle Bekanntschaft Deutschlands mit Serbien vermittelt. Herr Fürstenberg wollte, als er seine Bank reorganisirt hatte, zeigen, daß er stark genug sei, nicht nur Aktiengesellschaften, sondern auch Staaten Kredit zu geben. Die Gläubigerinteressen schienen so sorgsam gewahrt, daß selbst die Firma Mendelssohn & Co. sich bestimmen ließ, bei der ersten Emission Hilfe zu leisten. Für etliche Jahre wurden die Zinsen — wie sonst nur bei Wuchergeschäften üblich — gleich vom Kapital abgezogen und zurückbehalten, als Deckungen verschiedene Einnahmen verpfändet und besondere Kassen mit der Verwaltung betraut. Alles ging denn auch gut, bis das Jahr des großen Staatskrachs kam. Damals, 1893, hatte die Zahlungeinstellung der Northern Pacific Bahn die Kapitalisten kopfscheu gemacht und der Kurs der serbischen Rente war nicht zu halten. Die Handelsgesellschaft suchte die ängstlichen Gemüther zu beschwichtigen, witterte schließlich aber die nahende Katastrophe und bereitete sich auf die kommenden Dinge dadurch vor, daß sie am siebenten Februar 1894 in einer Versammlung der serbischen Gläubiger Vertrauensmänner für die Ueberwachung des Anleihedienstes wählen ließ. Dann brach das Wetter los. Wer freilich die Geschichte der serbischen Finanzen nach den Jahresberichten der Berliner Handelsgesellschaft

schreiben wollte, würde kaum klar erkennen, was denn eigentlich das verhängnißvolle Jahr 1895 den Serben gebracht habe. Da heißt es in trockenem Ton: „Wir fungirten im verflossenen Geschäftsjahr bei der Ausgabe der vierprozentigen serbischen Staatsanleihe vom Jahr 1895 als Konvertirungsstelle. Zugleich mit der durch die Budgetverhältnisse erforderlich gewordenen Umwandlung der serbischen Staatsschuld in die letztgenannte vierprozentige Anleihe ging der Dienst der den Staatsgläubigern verpfändeten Einnahmen auf die durch Gesetz vom achten Juli 1895 eingesetzte autonome Monopolverwaltung über, die angewiesen ist, diese ihr direkt zufließenden Einnahmen in erster Reihe für den Dienst der Staatsanleihen zu verwenden. Die für die Fälligkeiten der serbischen Staatsschuld im zweiten Semester 1895 und am ersten Januar 1896 erforderlich gewesenen Mittel sind aus den Eingängen der autonomen Monopolverwaltung, die über ihre Thätigkeit monatliche Berichte veröffentlicht, bestritten worden." Mit diesem eleganten Sprung wird über eine Finanzrevolution hinwegvoltigirt. Die „durch die Budgetverhältnisse erforderlich gewordene Umwandlung der serbischen Staatsschuld" war nämlich ein kaum noch verschleierter Staatsbankerot mit obligatem Treubruch. Die verpfändeten Einnahmen reichten zur Deckung des Dienstes der verschiedenen Anleihen völlig aus; trotzdem wurden die Zinsen von 5 auf 4 Prozent herabgesetzt und nicht nur alle Anleihen zu einer einzigen verschmolzen, sondern auch die verschiedenen Sicherheiten zusammengeworfen. Die Zustimmung der Gläubiger hatte man natürlich nicht erst lange erbeten. Der serbische Finanzminister befahl einfach im Kommandoton eines preußischen Unteroffiziers: „Die Besitzer der serbischen Staatsanleihen haben ihre Stücke zum Umtausch anzumelden; später wird die Zahlung der fünfprozentigen Coupons und die Verlosung der Stücke der fünfprozentigen Anleihen eingestellt und werden nur noch die Coupons und die ausgelosten Stücke der vierprozentigen Anleihe eingelöst." Als Trost für verwundete Herzen bewilligte man eine besondere Verwaltung der Monopole unter ausländischer Kontrole. Doch was nützt ohne exekutive Zwangsgewalt alle Kontrole? Die serbische Monopolverwaltung ist die Karikatur eines verständig eingerichteten Sicherheitdienstes. Die Sache geht, so lange es den Serben eben paßt. In der Monopolverwaltung haben Sitz und Stimme: der Gouverneur und der Vicegouverneur der serbischen Nationalbank, der ehemalige Präsident des belgrader Kassationhofes und zwei Vertreter der Obligationäre. Noch nicht vier Jahre bestand die Monopolverwaltung zu Recht oder zu Unrecht: da erlebten wir die erste Unredlichkeit. Angeblich mit Zustimmung der betheiligten Regirungen, thatsächlich aber ohne Befragung der Gläubiger, wurde im September 1899 plötzlich die Verpfändung der Eisenbahnen durch die Verpfändung der Erträgnisse aus den Monopolen auf Zündhölzchen und Cigarettenpapier ersetzt. Die Regirungen hatten nicht so ganz freiwillig zugestimmt. Als die Eisenbahnen noch an die Monopolverwaltung verpfändet waren, ermächtigte im Januar 1899, die Skupschtina die Regirung, eine fünfprozentige Anleihe im Betrage von 30 Millionen Francs aufzunehmen; die nöthige Sicherheit sollten die Staatsbahnen bieten. Der deutsche und der französische Gesandte protestirten. Aber man bewies ihnen wohl, daß Serbien ohne die neue Anleihe einfach ruinirt sei; und da sie wünschen mußten, wenigstens den alten Zustand eines unsichtbaren Ruins aufrecht zu erhalten, machten sie gute Miene zum sehr bösen Spiel. Einzelne Gläubiger protestirten, wurden aber als quantité négligeable behandelt.

Sieht man von solchen erbaulichen Episoden ab, so findet man, daß sich die Einnahmen der Monopolverwaltung sehr günstig entwickelten. Und wieder belehrt uns der vom März 1903 datirte Bericht der Handelsgesellschaft über diese Entwickelung: „Die langjährigen Bestrebungen zur Hebung des serbischen Staatskredites erzielten im Berichtsjahr (1902) einen erheblichen Erfolg, zumal die 1895 errichtete serbische Monopolverwaltung seit ihrem Bestehen nicht nur die für den Dienst der Staatsschuld erforderlichen Annuitäten aufgebracht, sondern darüber hinaus von Jahr zu Jahr steigende Ueberschüsse an die Staatskasse abgeführt hat. Durch die unter Leitung einer französischen Finanzgruppe zur Zeit der Abfassung dieses Berichtes erfolgreich emittirte neue fünfprozentige Anleihe ist die Regelung der im Lauf der Jahre aufgenommenen Schwebenden Schulden nun gleichfalls durchgeführt.“ Wieder also in wenigen kühlen Zeilen die Geschichte einer ganzen Finanzepoche. Nur leider: wieder nicht ganz richtig. Wo war damals eine Hebung des serbischen Staatskredites zu spüren? Daß die Kurse der Serbenanleihen vor der pariser Emission in die Höhe getrieben wurden, war für die Handelsgesellschaft ein günstiges Moment: sie konnte mit alten Beständen räumen. Aber das Zeichen einer Kreditbesserung konnte man darin nicht sehen; auch nicht in der Thatsache, daß die Franzosen halfen, die immer bedrohlicher anschwellende Schwebende Schuld endlich zu fundiren. Das thaten sie ja nur im eigensten Interesse, nach der Lehre des alten finanzpolitischen Liedes: Wer einmal Geld geborgt hat, muß weiter borgen, wenn er nicht Alles verlieren will. Mit Recht hat man sich damals gefreut, daß Paris und nicht Berlin neues Geld borgte; das Serbenrisiko, sagte man, sei nun international vertheilt. Das ist in gewissem Sinn richtig. Doch ganz unbetheiligt war Deutschland wohl nicht. Führung und Emission war allerdings in Paris. Aber es gab auch deutsche Konsorten und ganz freiwillig hatte man wohl nicht auf Berlin als Emissionstelle verzichtet; wahrscheinlich fürchtete man, gewisse latente Bedenken wieder aufleben zu sehen und sich am Ende gar einen Refus der Zahlungstelle zu holen. Nach dem Rechtsbruch der Zwangskonversion weigerten sich nämlich die berliner Börsenbehörden, die gesammte neue vierprozentige Anleihe zum Handel zuzulassen; sie erklärten nur die Nummern für lieferbar, die im Umtausch gegen die frühere, in Deutschland gehandelte fünfprozentige Anleihe gegeben würden. Später, einen Tag bevor die durch das Börsengesetz geschaffene amtliche Zulassungstelle in Wirksamkeit trat, ließ man plötzlich die ganze Anleihe zu. Ob dieser Beschluß zu Recht besteht, ob also die jüngste Serbenanleihe zum legitimen Handel der berliner Börse gehört, ist sehr zweifelhaft. Sicher wäre diese Angelegenheit zur Sprache und Prüfung gekommen, wenn man die neue Anleihe hier emittirt hätte.

Dieses Kapitel aus der serbischen Finanzgeschichte zeigt, wie wenig Vertrauen die Verwaltung des Balkanreiches sich bisher verdient hat. Diese Wirthschaft hat mit zum Sturz der Obrenowitsch beigetragen. Monate lang mußten die Offiziere auf den Sold warten; und da machten sie eben eine Palastrevolution. Wird Peter nun besser wirthschaften? Bis zur nächsten Anleihe wahrscheinlich ...

Plutus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Berlin, den 27. Juni 1903.

Das Volkslied.

Breslau.

Fürstenzimmer des Hauptbahnhofes. Sechzehn Arbeiter im Bratenrock. Sie kamen, um dem Deutschen Kaiser zu danken, und ihr Sprecher hat seine Rede gut gelernt. Er bringt, im Namen der Kameraden, „ehrfurchtvollen Dank" und „unterthänigste Huldigung"; „tief empfundenen Dank für das in der essener Rede den deutschen Arbeitern geschenkte Vertrauen"; das Gelöbniß „unentwegter Treue" und die Bitte: „Gott möge Eure Majestät segnen und schützen immerdar!" Fromme Christen also und zuverlässige Monarchisten. In Essen hatte der Kaiser gesagt, ein im „Vorwärts" über angeblich homosexuelle Neigungen Krupps veröffentlichter Artikel sei „eine That, so niederträchtig und gemein, daß sie Aller Herzen erbeben gemacht und jedem Patrioten die Schamröthe auf die Wange treiben mußte über die unserem ganzen Volk angethane Schmach." Für die „Schandthat" hatte er die ganze sozialdemokratische Partei verantwortlich gemacht, deren Anhänger nicht mehr würdig seien, sich Deutsche zu nennen, und den Arbeitern zugerufen: „Wer nicht das Tischtuch zwischen sich und diesen Leuten zerschneidet, legt moralisch gewissermaßen die Mitschuld (an einem Mord) auf sein Haupt." Diese Worte waren vor ein paar Tagen gesprochen: und schon nahten schlichte Männer aus der Werkstatt und dankten dem Kaiser. Der war „von freudiger Befriedigung erfüllt", weil „die Arbeiter Breslaus sich entschlossen haben, zu ihrem König und Landesvater zu kommen", und sprach zu den sechzehn frommen Christen und zuverlässigen Monarchisten:

„Jahrelang habt Ihr und Eure Brüder Euch durch Agitatoren der Sozialisten in dem Wahn erhalten lassen, daß, wenn Ihr nicht dieser Partei angehörtet oder Euch zu ihr bekenntet, Ihr für nichts geachtet und nicht in der Lage sein würdet, Euren berechtigten Interessen Gehör zu verschaffen zur Verbesserung Eurer Lage. Das ist eine grobe Lüge, ein schwerer Irrthum. Statt Euch objektiv zu vertreten, versuchten die Agitatoren, Euch aufzuhetzen gegen Eure Arbeitgeber, gegen die anderen Stände, gegen Thron und Altar, und haben Euch zugleich auf das Rücksichtloseste ausgebeutet, terrorisirt und geknechtet, um ihre Macht zu stärken. Und wozu wurde diese Macht gebraucht? Nicht zur Förderung Eures Wohles, sondern, um Haß zu säen zwischen den Klassen, und zur Ausstreuung feiger Verleumdungen, denen nichts heilig geblieben ist und die sich schließlich an dem Hehrsten vergriffen, was wir hienieden besitzen: an der deutschen Mannesehre! Mit solchen Menschen könnt und dürft Ihr als ehrliebende Männer nichts mehr zu thun haben, nicht mehr von ihnen Euch leiten lassen!" Ein grauer Dezembertag. Der Bahnhof war mit grünen Gewinden, Fahnen und Treibhauspflanzen geputzt. Als der Kaiser abgereist war, hörten wir Einiges über die Genesis der „erhebenden Kundgebung". Acht breslauer Fabrikanten, die für die Wahrung eines berechtigten Klasseninteresses die Konjunktur günstig wähnten, hatten ihre Arbeiter gefragt, ob sie Einwände gegen den Plan hätten, dem Kaiser, der auf einer Jagdreise durch Schlesiens Hauptstadt kam, eine Deputation auf den Bahnhof zu schicken. Der Winter war hart, der Betrieb in den Tagen arger Industrienoth überall eingeschränkt: nur ein kleiner Theil der Gefragten weigerte seine Zustimmung. Unter den älteren, auskömmlich bezahlten Arbeitern giebt es noch immer ja auch einzelne, die der Weltanschauung der Schulze, Duncker, Hirsch nicht entwuchsen; und diesmal war der Sprecher wenigstens nicht, wie einst bei den westfälischen Bergarbeitern und später bei den tegernseer Theaterspielern, ein Sozialdemokrat, sondern ein brav freisinniger Federschmied. Im Feiertagskleid führte er seine fünfzehn Mann ins Fürstenzimmer. Und der Kaiser war glücklich, weil „die Arbeiter Breslaus sich entschlossen haben, zu ihrem König und Landesvater zu kommen". Hundert Zeitungen stärkten ihn in diesem Glauben. Hundert Ausschnitte wurden ihm vorgelegt und er las, nun müsse Alles sich, Alles wenden. Längst habe die Sozialdemokratie ihren Höhepunkt überschritten; von dem tötlichen Kaiserstreich werde sie sich nie wieder erholen. Aus allen Industriebezirken kamen Dankdepeschen und Jubelrufe an Wilhelm den Zweiten. Das Volk huldigte ihm, das ganze, vom drückenden Nachtalben befreite, dankbare Volk. Was thats, daß die rothe Rotte der vaterlandlosen

Gesellen laut knirschte und ihre besten Männer im Reichstag gegen die Scheltreden protestiren ließ? Damit war nur bewiesen, daß der Hieb gesessen hatte. Herrlich, daß gerade noch vor dem Beginn des Wahlkampfes aus solchem Munde das erlösende Wort gesprochen war!.. Da fiel plötzlich ein Reif in die Frühlenzträume. Ueber die Umstände, die Krupps Ende herbeigeführt oder doch beschleunigt hatten, wurde Allerlei bekannt. Man erfuhr, daß der Kanonenkönig an hohen Stellen schlimmen Wandels beschuldigt und hinreichend verdächtig gefunden worden war, ehe ein sozialdemokratisches Blatt über den Capresenklatsch eine Sterbenssilbe veröffentlicht hatte. Das gegen den „Vorwärts" eingeleitete Strafverfahren wurde eingestellt und der Artikel, der, nach des Kaisers Urtheil, „Aller Herzen erbeben gemacht und jedem Patrioten die Schamröthe auf die Wange treiben mußte über die unserem ganzen Volk angethane Schmach", konnte auf allen Straßen wieder verkauft werden. Das gab eine Ueberraschung. Doch die Patrioten faßten sich schnell. Ein formaler Fehler im Strafantrag, nichts weiter; die Sozialdemokratie bleibt dennoch gerichtet und Ihr werdet vor dem Johannistag sehen, daß sie im Volk den Boden verloren hat. „Im Volk." Wie das Volk denkt, was es sinnt und trachtet, hatte der Dezember mit seinen erhebenden Kundgebungen ja deutlich gelehrt. „Im Volk werden die Reden des Kaisers nicht mißverstanden": also sprach im Reichstag der Kanzler, Oberst Graf Bernhard von Bülow.

Sechs Monde gingen. Ein neuer Reichstag wurde gewählt. Keine Fahnen heute, kein Straßenputz. In Breslau stimmte eine ungeheure Mehrheit für die Sozialdemokraten. In Essen wurden achtzehntausend, im essener Revier fünfzigtausend Stimmen mehr als bei der vorigen Wahl für den sozialdemokratischen Kandidaten abgegeben, — für den Vertreter der Partei, von der Wilhelm der Zweite gesagt hatte: „Mit solchen Menschen könnt und dürft Ihr als ehrliebende Männer nichts mehr zu thun haben, nicht mehr von ihnen Euch leiten lassen." Als die Zettel gezählt, die Riesenziffern verkündet waren, schaarte sichs unter nächtigem Himmel zu dichten Haufen. Sieg! In Berlin, Hamburg, Dresden, Bremen, Kiel, Lübeck, in allen Industriestädten, in Nord und Süd: überall Sieg. Fünfzig Mandate gleich in der Hauptwahl erstritten. Vierundfünfzig. Achtundfünfzig. Und in hundertundzwanzig Kreisen sind unsere Genossen in die Stichwahl gekommen. „Wir sind der Staat, wir hämmern jung..." „Es wächst auf Erden Brot genug..." „Wir wandeln fort die Bahn, die uns geführt Lassalle." Dann gehts in Gruppen heimwärts; und der von der Sensation des Abends erschöpfte Bürger hört ein Gesumm, hört Worte und Töne des Arbeiterliedes:

Es stand meine Wiege in niedrigem Haus,
Die Sorgen, die gingen drin ein und drin aus.
Und weil meinem Herzen der Hochmuth blieb fern,
Drum bin ich auch immer beim Volke so gern.
Und guckt die Sorge auch mal durch die Scheiben:
Ein Sohn des Volkes will ich sein und bleiben.

Wiesbaden.

Vom Wilhelmsplatz bis zum Kochbrunnen, weiter noch, bis an den Eingang ins Nerothal flattern Fahnen, winken vom Sims, von Dächern und Pfeilern Laubgewinde und Blumenketten herab. Geputzte Sommerpracht. Kein Feiertagsgewand könnte die Reize der Thermenstadt zu höherer Geltung bringen als das grüne, mit tausend Blüthenfarben bestickte Kleid, das ihr der Brachmonat anthat; nun ähnelt sie einem Pfauenweibchen Zuloagas, das die Pfirsichhaut mit Reismehl tüncht, das dunkle Gitanenhaupt und den grazilen Leib mit billigem Trödeltand behängt. An der Neuen Kolonnade ragt das Schauspielhaus in weißlich glühendes Gewölk. Unter einem grünen Baldachin schreiten und fahren die Zugelassenen bis an die Pforte; das künstliche Gerank birgt ihnen den Sommerhimmel. Sie treten ein. Rosen und Flieder. Riesenguirlanden schmiegen sich von der Decke her ans Gebälk; Holzwerk und Stuck sind in frisches Grün und Kunstblumen (natürliche würden in der Hitze allzu rasch welken) gehüllt, künstlich erzeugter Fliederduft durchzieht den Saal und alle Ränge und Logen sind mit Preußenfähnchen geschmückt. Der Blumenhain einer Theaterfee aus Borussenland. Herolde in altdeutscher Tracht blasen Fanfaren. Schwere Stoffe rauschen, edles Gestein blitzt auf, ein Summen und Klirren, ein Neigen und Beugen: und Alles ist still. Am Ozean ringt Rezia flehend die Hände; Armida lockt Rinaldo aus der Kreuzfahrerpflicht in den kirkischen Garten; George Brown ruft in munterer Lieutenantslaune das holde Gespenst von Avenel zu galantem Spiel; Vasco da Gama schlingt den siechen Arm um sein braunes Liebchen. Die Schatten der Wieland und Burns, der Tasso und Camoes huschen durchs Gedächtniß. Von der Merowingersage führt der Weg uns ans Heilige Grab, vom schottischen Spulland in den Legendenkreis der Lusiaden. Und wenn das Bühnenbild unserem Auge entschwindet und der Schausaal sich wieder erhellt, riechen wir Flieder, sehen Kunstblumen, frisches Grün und schwarzweiße Fähnchen.

Kaiserfestspiele. Ringsum sind Straßen und Plätze gesperrt.

Auf dem Neroberg stehen Zwei. Unten entschlummert die Stadt. „Das war nun der vierte Abend. Um keinen Preis möchte ich einen fünften

erleben. Und im nächsten Jahr fliehe ich vor dem Fest in den Taunus. Alles, was von Natur und Kultur in mir lebt, bäumt sich gegen den falschen, fälschenden Prunk. Wahrlich: unsere besten Männer haben vergebens gelebt. Als Wagner vor dreißig Jahren über sein bayreuther Festspielhaus berichtete, sprach er mit Stolz davon, daß ‚nur das allerdürftigste Material‘ verwandt und ‚eine völlige Schmucklosigkeit‘ erreicht worden sei. Hier putzt man den Raum mit Papierblumen und Preußenwimpeln, gaukelt uns einen Märchengarten vor, thut alles irgend Erdenkliche, um das Auge, das Kunst schauen sollte, abzulenken, und muß, um die Zerstreuten doch zu kurzer Sammlung zu zwingen, auf den Brettern den Pomp ins Unerträgliche steigern. Elektrisches Licht und künstliche Rosen: Phantasie, das scheue Seelchen, entflattert uns schaudernd. Zur Aufführung werden nur Werke gewählt, die ein blendendes Aufgebot szenischen Plunders erlauben. Da gräbt man die ‚Afrikanerin‘ aus, den widrigsten Wechselbalg meyerbeerischer Spekulantenlaune. Natürlich: die Rathsversammlung, das Schiff, tropische Landschaften; Maler, Maschinenmeister, Hoftapezirer können hier nach Herzenslust schwelgen. Da setzt man Boieldieus Hochländern Rokokoperrücken auf und macht aus dem Balladengetändel ein parfumirtes Schäferspiel. Und jedes Werk, das edelste wie das gemeinste, wird plumpen Handwerkerfäusten ausgeliefert. Neue Texte, neue Musik. Ein tüchtiger Versschmied und ein Dutzendkapellmeister entstellen, verstümmeln uns Gluck und Weber: und keine Künstlerschaar, keine Kunstwächtergilde wagt wider solchen Gräuel ein lautes Wort. In keinem anderen Lande nähme das Publikum Aehnliches ohne heftigen Widerspruch hin. ‚Oberon‘ und ‚Armida‘, zwei Kronjuwelen deutscher Poesie, sind kaum noch zu erkennen. Und für solche Thaten werden die Herren Hülsen, Lauff, Schlar obendrein noch gelobt, — von Leuten gelobt, die sich, ohne zu erröthen, Kunstkritiker nennen. Blättere in den Büchern alter und neuer Theatergeschichte, hellenischer oder gallischer: schwerere Sünde wird Dein Blick auf den berüchtigtsten Seiten nicht finden. Und so florirt der deutsche Geist seinem ...“

„Den laß aus dem Spiel, Liebster; und übertreibe die Rednerei nicht gar so fürchterlich. Die Hunderte, Tausende meinetwegen, die hierher kommen, wie nach Monto Carlo zum Karneval, nach Hamburg zum Derby, nach Kiel zur Regatta, sind nicht die Wahrer deutschen Geistes und deutscher Kunst. Gluck und Weber würden schnöderen Unfug überleben. Und dem Volk ist die Schaustätte dieser Festspiele abgesperrt. Kennst Du Nekrassows Gedicht ‚Vor der Ehrenpforte‘? ‚In Rauschstunden des Sklaventaumels strömt die Menge herbei ...‘ Wo Du nicht seufzen hörst, wimmelt kein Volk.“

Frankfurt.

Fahnen, Guirlanden, Teppiche. Der Schmuck ist hier üppiger als in der Stadt der Staatspensionäre. Zwischen weißen Obelisken mit Goldstuck eine Feststraße für den Kaiser, der täglich mit Frau und Kindern aus dem Taunusschloß herüberkommt. Morgens und nachmittags hört er am Main Männerchöre, abends am Kochbrunnen Paradeopern; in Frankfurt Hegar, Brambach, Meßner, Kienzl, in Wiesbaden Weber, Boieldieu, Gluck, Meyerbeer. Vierunddreißig Männergesangvereine kämpfen um eine Goldkette, den vor acht Jahren vom Kaiser gestifteten Wanderpreis. Jeder Verein darf einen selbst gewählten, muß einen sechs Wochen vorher von der Jury bestimmten Chor singen; dann folgt ein engerer Wettbewerb: die als die leistungfähigsten erkannten Vereine müssen einen Chor vortragen, zu dessen Einübung ihnen nur eine Stunde Zeit gelassen ist. Kein Konzert also, geladenen Gästen zur Kurzweil, sondern eine Schlußprüfung, die lehren soll, welche Sängerschaar nach vierjährigem Kursus schwierige Aufgaben am Besten und Schnellsten bewältigen kann. Neun Sachverständige sollen mit Stimmenmehrheit entscheiden. Der Kaiser sitzt als Patron, nicht als Examinator in seiner Loge. Weil er morgens von Wiesbaden kommt und nachmittags zurückfährt, ist der wichtigste Theil der Stadt fast den ganzen Tag abgesperrt. Auf weiten Umwegen durch Seitengäßchen muß der Fremde das Ziel seiner Wünsche suchen. Wer auf den Bahnhof will, mag sich wahren: auf eine Stunde Verspätung muß er mindestens rechnen. Ausländer, die nicht daran dachten, ihren Paß mitzubringen, werden von der Polizei sanft oder unsanft ermahnt, schleunig aus dem Weichbild der Ostfrankenhauptstadt zu schwinden. Die protzt nun in Gala. Sammet und Seide, Brillanten und Perlen, stucco di lustro und buntes Licht... Ein Volksfest.

Nach dem ersten Wettsingen fuhr der Kaiser mit Familie, Gästen, Gefolge über den Paulsplatz vors neue Rathhaus. „Durch jubelnde Menschenspaliere", stand in der Zeitung. Schulkinder in Festgewanden. Die Geistlichkeit mit der Kirchenfahne. Glockengeläut. Vom Thurm herab tönten Fanfaren; die Bläser als altfrankfurter Stadtmusikanten vermummt. (Wie ziehen künftig wohl Deutschlands siegreiche Feldherren in deutsche Städte ein?) Natürlich darf auch das Rathhaus sich nicht im Alltagskleid zeigen. „Der Bürgersaal war mit Gobelins und Festons reich geschmückt". In diesem Saal spricht der Kaiser. „Spontan, ein Ausbruch herzlicher Gefühle, war der gestrige Empfang; ein Beweis dafür, wie gut es Frankfurt unter der preußischen Krone gegangen ist." (Der König von Preußen sagts, der Gast, nicht der Wirth, das Haupt der frankfurter Bürger.) „Noch bewegt die Brust Frankfurts ein Wunsch,

dem ich gern Folge geben werde. Es ist schon lange der Wunsch, daß die Zusammengehörigkeit der Stadt mit ihrer Garnison durch ein äußeres Band auch in der Heeresgeschichte sich kennzeichnen möge. Und diesem Wunsch der frankfurter Patrizier entgegenkommend, habe ich befohlen, daß vom heutigen Tage an das zweite hessische Artillerieregiment Nr. 63 ‚Frankfurt' heißen soll. Nur, wer seine Geschichte pflegt, wer seine Traditionen hochhält, kann in der Welt Etwas werden". Siebenunddreißig Jahre vorher hatte, auch an einem Junitag, die Freie Stadt Frankfurt gegen Preußen für Oesterreich gestimmt und mit ihrem Kontingent das Bundesheer verstärkt. Mit preußischer Tradition hatte erst Vogel von Falckenstein, dann Manteuffel sie bekannt gemacht; und noch lange wurde die Pickelhaube am Main gehaßt. Und jetzt „bewegt die Brust Frankfurts der Wunsch", einem preußischen Artillerieregiment den Stadtnamen verliehen zu sehen. Eine militärmoralische Eroberung.

Zwei Tage noch währte der Sängerkrieg. Und der Kaiser hielt aus, kam sehr oft in die Preisrichterloge und erzählte den zum Urtheil Berufenen, wie die Vorträge auf ihn gewirkt hatten. „Er zeigte sich heiter, ungezwungen, humorvoll, aber sehr ablehnend." Nach einem Meerliede der Kölner: „Nun hören Sie diese Komposition! Die Menschen singen fünfundsechzigmal ‚Geschwinde', zweiundsiebenzigmal ‚Ans Land', — und Das nennt der Komponist eine Seefahrt!" Nach einem anderen Chor: „Die Unglücksmenschen haben an jedem richtigen Ton vorbeigesungen!" Als das Programm abermals einen Chor des bonner Komponisten Brambach ankündete: „Gott Strambach! Wieder einer von Brambach!" Nach dem von der Jury gewählten Preischor: „Sehen Sie sich doch die Menschenkinder an! Die werden ja braun und blau im Gesicht; ich habe es durch mein Glas gesehen. Die Chöre sind auch viel zu schwer. Ich werde das Komponiren im Deutschen Reich auf zehn Jahre verbieten." Während die Potsdamer sangen: „Da singt mein Schneider mit! Passen Sie mal auf: da steht er!" Beim Vortrag eines rheinischen Vereins: „Sehen Sie mal: da singen vier Friseure und zwei Photographen mit. Das interessirt mich besonders." Die Preisrichter lauschten andächtig solchen Scherzen; nicht minder andächtig gewiß aber auch den Männerchören. Sie sollen sich königlich über die kaiserlichen Glossen gefreut haben, die das Wettsingen begleiteten. Keiner hat geklagt. Keinem wurde die Richterruhe gestört, die Aufnahmefähigkeit geschmälert.

Die goldne Kette gieb mir nicht,
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern.

Gieb sie dem Kanzler, den Du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Nicht jeder Sänger denkt goethisch, nicht jeder spricht zum König: „Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet." In Frankfurt gings jetzt um die Kette. Der berliner Lehrergesangverein trug sie heim. Die Kölner hatten schönere Stimmen, die Berliner aber die straffere Disziplin und wohl auch — die Hauptsache — den tüchtigeren Dirigenten. Der Kaiser winkt, der Page lief; wirklich: bei diesem Volksfest gab es Pagen, Herolde und ähnlichen Mummenschanz. Die Frau des Kaisers vertheilte mit eigener Hand die Preise; der erste ziert nun die Brust des berliner Vereinsvorsitzenden, nicht des Dirigenten, der seiner Mannschaft den Sieg erstritt. Dann kam das Merkwürdigste. Sängermanöverkritik. Die Vereinsvorstände wurden zum Kaiser in die Loge befohlen und erhielten von ihm sehr schlechte Censuren. Zwar habe es an Eifer und Fleiß nicht gefehlt und manche Leistung habe lauten Beifall verdient, aber man habe sich allgemein zu schwere Aufgaben gestellt. Die Vereine seien sämmtlich auf falschem Wege. „Der Männergesangverein soll das Volkslied pflegen." Warum sang man nicht: „Wer hat Dich, Du schöner Wald", „Ich hatt' einen Kameraden" oder „Es zogen drei Burschen"? „Diese Kompositionen sind außerordentlich werthvoll für die Ausbildung der Technik. Hegar und Brambach mangelt es zu sehr an Melodik. Auch komponiren die Herren Texte, die etwas lang sind. Es wird Ihnen vielleicht interessant sein, zu hören, daß fast zwei Drittel aller Vereine zu hoch eingesetzt und zum Theil um einen halben, um drei Viertel, einer sogar um fünf Viertel Ton zu hoch geschlossen haben. Deshalb haben ihnen die gewählten Aufgaben selber geschadet. Die Wahl der Chöre werde ich in Zukunft dadurch entsprechender zu gestalten versuchen, daß ich eine Sammlung veranstalten werde sämmtlicher Volkslieder, die in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz geschrieben, gesungen und bekannt sind. Dann werden wir in der Lage sein, aus diesem Kreis Lieder zu suchen, die wir brauchen. Wir sind hier am Rhein und nicht ein einziger Verein hat die ‚Drei Burschen' gesungen oder ‚Joachim Hans von Zieten' und ‚Fridericus Rex'. Wir sind hier in Frankfurt und kein einziger hat Kalliwoda gewählt. Wir haben Mendelssohn, Beethoven, Abt; von ihnen ist nichts erklungen. Hiermit ist nun wohl der modernen Komposition genug gethan. Wenn Sie die einfachen, schönen Chöre, wie sie das Volkslied und die Komponisten darbieten, die ich genannt habe, singen, so werden Sie selber Freude haben und weniger Schwierigkeiten und gleich-

zeitig werden Sie das Publikum, das zum Theil aus Fremden besteht, besser mit unserem Volkslied bekannt machen. Sie werden mit dem Volksliede den Patriotismus stärken und damit das allgemeine Band, das Alle umschließen soll. Ich erwarte von Ihnen, daß Sie möglichst meinen Rathschlägen entsprechen werden. Ich danke Ihnen" ... Der Kaiser hat den „Sang an Aegir" komponirt und Militärkapellen manchmal den Takt geschlagen.

Siebenzig, achtzig Männer hörten die Rügerede; sachverständige Männer, die sich Monate lang für das Dreitagewerk geplagt hatten. Sicher trat Einer vor, beugte zur Ehrerbietung das Haupt und sprach: „Wir sind hier in Frankfurt, in der Heimath des Dichters, der gesagt hat: ‚Man erkennt Niemand an als Den, der uns nutzt. Wir erkennen den Fürsten an, weil wir unter seiner Firma den Besitz gesichert sehen. Wir gewärtigen uns von ihm Schutz gegen äußere und innere widerwärtige Verhältnisse.' Auch als Kunstrichter wollen wir unseren Fürsten gern anerkennen, wenn er uns nutzt. Wir kamen zum Wettstreit, den namhafte Könner und Kenner entscheiden sollten, und waren nicht darauf gefaßt, aus des Kaisers Munde ein Urtheil zu hören, das morgen nun bis an die Grenzen unseres Kulturkreises bekannt sein und den Ruhm unseres Kunstverstandes nicht mehren wird. Wir nehmen es hin, wie wir müssen, appelliren aber an eine höhere Instanz. Den Weg, den wir einschlugen, wiesen uns Fachmänner, deren erprobter Leitung wir uns anvertraut haben. Die Lieder vom schönen Wald, vom guten Kameraden, von den drei Burschen können auch wir singen, haben wir Alle tausendmal gesungen; als außerordentlich werthvoll für die Ausbildung der Technik gelten sie uns nicht. Und hier hatten wir nicht die Aufgabe, die Hörer mit einfachen, schönen Liedern zu erfreuen, sondern, zu zeigen, wie weit wirs in der Ueberwindung technischer Schwierigkeiten gebracht haben. Daß unsere Leistung nicht vollkommen ist, wissen wir; ob es nöthig war, vor dem Volk und den Völkern unsere Mängel dick anzukreiden, mag zweifelhaft sein. An wohlfeilen Volksliedersammlungen fehlt es nicht. Schon Goethe plante eine; 1808 veröffentlichte er Gedanken ‚über den Plan einer Liederbibel'. Da heißt es: ‚Unter Volk verstehen wir gewöhnlich eine ungebildete, bildungfähige Menge, ganze Nationen, insofern sie auf den ersten Stufen der Kultur stehen, die unteren Volksklassen, Kinder. Für eine solche Menge müßte also das Buch geeignet sein. Und was bedarf diese wohl? Ein Höheres, aber ihrem Zustand Analoges. Was wirkt auf sie? Der tüchtige Gehalt mehr als die Form. Was ist an ihr zu bilden wünschenswerth? Der Charakter, nicht der Geschmack: der letzte muß sich aus dem ersten entwickeln. Keine

Art von Gegenstand dürfte ausgeschlossen sein; auch keine äußere poetische Form dürfte solcher Bibel fehlen. Im Knüttelvers würde die für uns natürlichste und vielleicht die künstlichste in Sonett und Terzinen aufzunehmen sein. Bedenkt man, daß so wenige Nationen überhaupt, besonders keine neuere Anspruch an absolute Originalität machen kann, so braucht sich der Deutsche nicht zu schämen, der seiner Lage nach in den Fall kam, seine Bildung von außen zu erhalten, und besonders, was Poesie betrifft, Gehalt und Form von Fremden genommen hat.' Achtzehn Jahre später, als er serbische, lettische und schwedische Lieder anzeigte, schrieb er: ‚Immer mehr werden wir in den Stand gesetzt, einzusehen, was Volks- und Nationalpoesie heißen könne; denn eigentlich giebt es nur eine Dichtung: die echte; sie gehört weder dem Volk noch dem Adel, weder dem König noch dem Bauer. Wer sich als wahren Menschen fühlt, wird sie ausüben; sie tritt unter einem einfachen, ja, rohen Volk unwiderstehlich hervor, ist aber auch gebildeten, ja, hochgebildeten Nationen nicht versagt. Unsere wichtigste Bemühung bleibt es daher, zur allgemeinsten Uebersicht zu gelangen, um das poetische Talent in allen Aeußerungen anzuerkennen und es als integranten Teil durch die Geschichte der Menschheit sich durchschlingend zu bemerken.' Excellenz Goethe zog also der Volkspoesie die Grenzen nicht gar so eng. Seitdem sind Liederbibeln aller Arten entstanden, spottbillige darunter; und nach dieser Richtung braucht kein Kaiser sich mehr zu bemühen. Die Lieder, die uns empfohlen wurden, kennen wir längst und mußten voraussetzen, daß jeder Verein, selbst die kleinste Liedertafel sie sonder Fehl singen könne. Hier sollte die Kraft sich an schwereren Aufgaben bewähren. Hegar ist in Basel, Brambach in Bonn geboren; warum passen sie weniger ins Rheinstromrevier als Kalliwoda, der Prager, der in Donaueschingen heimisch wurde? Und was sollen wir zu der Zusammenstellung der drei Namen Mendelssohn, Beethowen, Abt sagen? Eine Triasformation: Muschelkalk, Sandstein und Mergel. Beethoven — der wohl eigentlich nicht zu den Volkssängern gezählt werden darf — ragt als ein einsamer Riese über den Wandel der Zeiten, der Moden hin. Von Mendelssohn sagte Wagner, Deutschlands größter Tonzauberer seit Beethovens Tagen, bei ihm habe ‚selbst alles formelle Produktionvermögen aufgehört, wo seine Figuren die Gestalt tiefer und markiger menschlicher Herzensempfindungen anzunehmen bestimmt waren'. Und Abt ist, wie Kalliwoda, ein sentimentaler Leierkastenmann, hinter dessen Namen Hans von Bülow schon 1859 (in einem Brief an Louis Köhler) den Ekelruf schrieb: ‚Pfui Teufel!' Kein Künstler hätte die Drei in einem

Athem genannt. Auch der Vorwurf (Vorwurf sollte es ja sein), wir hätten ältere Schätze verschmäht und uns der ‚modernen Komposition‘ zugewandt, ist unhaltbar. Gerade die Modernen, Strauß, Schillings, Humperdinck, Weingartner, Mahler, könnten unsere Wahl mit Fug tadeln. Tadelnswerth scheint sie auch mir; aber nicht wegen schlimmer Modernität: Hegar ist 1841, Brambach 1833 geboren und war Hillers Schüler. In der Stärkung des Patriotismus sehen wir nicht unser Ziel; wiederum halten wirs mit dem größten Frankfurter, der gesagt hat: ‚Es giebt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft. Beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf Das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden.‘ Unsere alten Sänge kann der Fremde im Konzertsaal und an Vereinsabenden, nicht im Sportkampf kennen lernen; wer Percherons sehen will, geht nicht zum Grand Prix. Schließlich geben wir noch zu erwägen, daß auch Volkslieder nur in einer bestimmten Zeit und Zone des Fühlens wachsen, daß sie nicht aus dürrem Bodem zu stampfen sind und den Volksliedcharakter verlieren, wenn sie in ein anderes Gefühlsklima verpflanzt werden oder in geheizten Glashäusern hinkümmern müssen. Wir Lehrer, Kaufleute, Handwerker empfinden nicht wie die drei Burschen, die bei der Frau Wirthin einkehrten; Fridericus Rex ist uns ein verehrter, doch unserem Wesen fremder Held und Zieten kam mit seinen Leibhusaren unserem Auge nie aus dem Busch. Denn wir sind aus Sachsen, Hannover, Hessen, vom Rhein und vom Main, haben andere Traditionen als die Altpreußen, und ‚nur wer seine Traditionen hochhält, kann in der Welt Etwas werden‘. Und ferner: nur einheitlichem Volksbewußtsein kann Volkskunst entkeimen. Heute aber wohnen in jedem modernen Staat zwei Nationen, die einander fremder sind als der australische dem westfälischen Großkaufmann und die Ballkönigin von Rio der Rennplatzschönheit von Baden-Baden: die Völker der Wohlhabenden und der Armen, Bourgeois und Proletarier. Die haben so gut wie nichts gemeinsam; weder Glauben noch Ideal, nicht die Bildung des Geistes und erst recht nicht die Tafel der Genüsse. Die können nie zu einander kommen; das Wasser ist zu tief, und wer hindurch will, muß schon die Sprünge Augusti Scherl machen und nach dem Liederhort greifen, der den sinnreichen, den doch vielleicht allzu verrätherischen Titel trägt: ‚Im Volkston. Komponirt für die ‚Woche‘‘. Einfache, schöne Chöre mag ein Bauernvolk, eine um die Scholle ringende Kriegernation singen. Unsere Sitten sind nicht einfach: ein Blick auf diese Feststätte lehrts. Auch unsere Weihespiele sinds nicht: Wiesbaden zeugt eben dafür. Wir putzen

uns, schminken uns, schwelgen in monumentalem Epigonenprunk, saugen künstlichen Flieder: und sollten singen, wie in den Zweigen der Vogel singt? Eberlein-Lauff, Kienzl-Meßner: Das giebt ungefähr einen Reim . . . All diese Gründe zwingen uns, in Ehrfurcht den majestätischen Rath abzulehnen".

Keiner hat so gesprochen. Von siebenzig, achtzig sachverständigen Männern keiner. Natürlich nur, weil Niemand den Goethe, den Wagner, den Bülow am Schnürchen hatte, nicht etwa, weil vor dem Throngerüst der Mannesmuth lahmte. Die Rezensentenzunft fand, der Kaiser habe zur Kette goldene Regeln gefügt. Die ungekrönte Sängerschaar zog mit saurer Miene heimwärts und zankte sich unterwegs erst den Groll aus der Kehle. Und Allfrankfurt lieferte auch für die letzte Fahrt in den Taunus das „jubelnde Menschenspalier". Vom Sängerplatz bis auf den Bahnhof: Hurra! Hurra! Hurra! „Spontan; ein Ausbruch herzlicher Gefühle", wie beim Einzug; „ein Beweis, wie gut es Frankfurt unter der preußischen Krone gegangen ist".

Zehn Tage danach erhielt in der Garnisonstadt des zweiten hessischen Artillerieregimentes Nr. 63, im reichen, glücklichen Frankfurt der Sozialdemokrat dreizehntausend Stimmen mehr als irgend ein anderer Wahlkandidat.

In Berlin aber ward der Lehrergesangverein, weil er seine Sache besser gemacht hatte als die vom Kaiser so hart gerüffelten Tonverderber, mit den Ehren des Triumphators empfangen. Nachts um die erste Stunde spielte eine Regimentskapelle ihm den Tannhäusermarsch und der Bürgermeister hatte sich mit Stadtschulräthen auf den Bahnhof bemüht und hielt den Kömmlingen eine pompöse Rede. Auf Allerhöchsten Befehl. „Von den Zuschauern im Bahnhof und auf den Straßen wurden die Heimkehrenden mit Jubelgeschrei begrüßt. Alle Fenster waren besetzt. Man wehte den Sängern mit Tüchern zu und überall ertönten Hurrarufe." Nachts um Eins. So ziehen ins neuste Deutschland die Sieger ein. Der Lehrerverein zeigte sich dankbar und sang den Gaffern ein Volkslied . . . vom wackeren Kalliwoda aus Prag.

Hamburg.

Vom Hafen bis auf den Rathhausmarkt und weiter bis in die Villenvorstädte an der Alster: Fahnen, Laubgewinde, Putzteppiche, Ehrenpforten. Getreulich ward „Die bunte Kuh", ein altes Orlogschiff, nachgebildet; auch kann die Neugier sich an Häusercoulissen satt sehen. Eine Hafenerweiterung, die Herr Ballin längst schon für seine Amerikalinie wünschte, und ein Wilhelmdenkmal wird heute geweiht. Ein Dutzenddenkmal, versteht sich. Der alte Kaiser zu Pferde; Reliefs, die allerlei Handelsaufschwünge, die Eini-

gung der deutschen Stämme, die Eroberung der alten Reichslande darstellen. Vier Riesenallegorien sollen an die Einheit in Maß und Münze, an die Reichspost, die Sozialreform und das Bürgerliche Gesetzbuch erinnern. Also ein Werk starker Künstlerphantasie. Auf ungeheuren Eisenmasten zwei vergoldete Schiffe; ein verwünscht gescheiter Einfall. Nicht der einzige: das Denkmal trägt keine Inschrift. Der Kaiser pflegt seinen Großvater Wilhelm den Großen zu nennen. Dazu konnte Hammonia sich kein Herz fassen. Und „Wilhelm der Erste" hätte dem hohen Gast zu nüchtern geklungen: ergo blieb der Sockel leer. Doch der Bürgermeister, Herr Burchard (der im Reichstag gelassen das Wort sprach: „Bordelle im polizeitechnischen Sinn giebt es in Hamburg nicht"), brachte gleich im zweiten Satz seiner dem Neoborussenstil klug angepaßten Rede den „großen Kaiser". Der Enkel antwortete. „Ich kann nicht unterlassen, den wahrhaft überwältigenden Empfang, den mir Groß und Klein, Alt und Jung, Hoch und Niedrig hier hat zu Theil werden lassen, hervorzuheben. Die vielen Tausende von Gesichtern, die mir heute entgegengeleuchtet haben, sind Bürge dafür, daß der Gruß mir aus tiefem Herzen und aus bewegtem Gefühl entgegenschallte. In künftigen Jahrhunderten wird die Ehrfurcht gebietende Gestalt meines Großvaters, mindestens eben so von Sagen umwoben, so gewaltig und hochragend über alle Zeiten im deutschen Volke dastehen wie einstens die Gestalt Kaiser Barbarossas". (Meint der Kaiser den ersten Friedrich, der im Salef ertrank, oder Friedrich den Zweiten, den Kyffhäuserhelden, dessen rastlos bewegter Geist über die deutschen Grenzen hinaus irrlichtelirte, der sich als Herrn der Welt fühlte und mit seinem ausschweifenden Universalismus den Zerfall des Reiches beschleunigte?) „In langer Friedensarbeit, in stiller Werkstatt reiften die Gedanken und fertig waren die Pläne des schon zum Greis gewordenen Mannes, als die gewaltige Aufgabe an ihn herantrat, als er uns das Reich wieder erstehen ließ." (Das ist fromme Familienlegende, der Bismarck, Moltke, Roon, Treitschke, Sybel und Augusta widersprochen hätten. Dem alten König mußte jeder große politische Entschluß abgerungen werden. Sein eigener Sohn sagte im März 1866 zu Bernhardi: „Bismarck hat sich des Königs ganz zu bemächtigen gewußt; wie er Das gemacht hat, weiß ich nicht, aber es ist so; der König sieht jetzt Alles nur durch die bismärckische Brille." Hundert Zeugnisse beweisen, von wo der Plan und die Initiative kam und wie fern dem gütigen alten Herrn der Wunsch lag, „das Reich wieder erstehen zu lassen". Wie Otto Mittelstaedt vor sechs Jahren hier schrieb, so wars: „Was in der langen, gesegneten Regirung Kaiser Wilhelms an blen-

dender Genialität, an schöpferischen Ideen und himmelstürmender Willenskraft geleuchtet hat, war seinem persönlichen Wesen fremd, gehörte nicht ihm, sondern ausschließlich Anderen an: Bismarck, Moltke, Roon.") Das deutsche Volk, ruft Wilhelm der Zweite, soll in böser wie in guter Zeit seinen Idealen treu bleiben; „dann wird es der Granitblock werden, der, wie er draußen den großen Kaiser trägt, so, getreu seinen Traditionen, die neuen Aufgaben und Schöpfungen, die an uns herantreten, auf seinem Herzen und mit seiner Kraft tragen wird." Die Rede schloß mit den Sätzen: „Die Augen auf! Den Kopf in die Höhe! Den Blick nach oben, das Knie gebeugt vor dem großen Alliirten, der noch nie die Deutschen verlassen hat, und wenn er sie noch so schwer geprüft und gedehmütigt hat, der sie stets wieder aus dem Staub erhob; Hand aufs Herz, den Blick in die Weite gerichtet und von Zeit zu Zeit einen Blick der Erinnerung zur Stärkung auf den alten Kaiser und seine Zeit: und ich bin fest überzeugt, daß, wie Hamburg in der Welt vorneweg geht, so wird unser Vaterland vorangehen auf der Bahn der Aufklärung, der Bahn der Erleuchtung, der Bahn des praktischen Christenthums, ein Segen für die Menschheit, ein Hort des Friedens, eine Bewunderung für alle Länder." Eine seltsame Mischung; stolz und doch melancholisch. Mancher wird froh sein, wenn Deutschland in Reihe und Glied marschirt und von glücklicheren Weltmächten nicht überflügelt wird. „Hamburg vorneweg!" flüstert Einer im Gedräng. „Der halbe Tag kostet uns eine Viertelmillion, falls der Voranschlag ausreicht. Wir konntens nicht billiger machen, haben nur ausgeführt, was von Berlin angeregt wurde. Ein Senator sagte mirs selbst. Die Bürgerschaft hat gebrummt; aber nun sehen Sie!" Hinter der Schutzmannschaft wimmelts. Abertausende, trotz Regen und Absperrung; bis an die Elbhügel von Sankt Pauli ein wirres Gekribbel. Und aus den Fenstern, von den Dächern herab jubelt es, jauchzt und kann der Lust nimmer ein Ende finden. „Abends war die Stadt und der Hafen prachtvoll illuminirt. Der Kaiser zeigte sich mehrfach auf dem Balkon, der auf den Rathhausmarkt geht. Hier harrte eine tausendköpfige Menge, die den Kaiser stürmisch begrüßte und patriotische Lieder sang." Ein wahrhaft überwältigender Empfang.

„Amtliches Wahlresultat! In Hamburg drei sozialdemokratische Abgeordnete mit 43 000 Stimmen Mehrheit gewählt! Im ganzen Reich 2 911 317 Stimmen für die Sozialdemokratie abgegeben! Amtliches ..."

Bei Pfordte, dem neuen Denkmal gegenüber, gehts hoch her. Morgen ist Norddeutsches Derby. „Da singen sie: Heil Dir im Siegerkranz! Wer schickt in unserer alten Heimath denn eigentlich die Rothen in den Reichstag?"

❧

Unorganisches und Organisches.

Das unterscheidende Merkmal des Organischen vom Unorganischen sah man im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts noch vorzugsweise im Stoff, genauer: in bestimmten chemischen Verbindungen, die nur im Organismus möglich sein sollten. Die künstliche Darstellung organischer Verbindungen lehrte die Irrthümlichkeit dieser Ansicht kennen; und man suchte seitdem das Unterscheidungmerkmal vorzugsweise in der Form. Das Unorganische ist kristallinisch oder amorph, das Organische hat die rundliche, gestreckte oder verästelte Zellenform oder die typischen Formen der Zellverbände. Neuerdings wurden jedoch Beobachtungen gemacht, die dieses Unterscheidungmerkmal noch weniger berechtigt erscheinen lassen als das vorhergehende.

Was man amorph nennt, ist in Wirklichkeit nicht formlos, sondern ein krauses Gewirr von kristallinischen und zellenähnlichen Formen. Zwischen den Kristallen und den einzelligen Organismen hat sich ein Zwischenreich mannichfaltiger Formen im Unorganischen eingeschoben, die alle einfacheren morphologischen Typen der einzelligen Organismen vorwegnehmen. Während die organischen Stoffverbindungen in der unorganischen Natur nicht von selbst entstehen, sondern nur durch die bewußte Absicht des Chemikers unter künstlichen Bedingungen im Laboratorium hergestellt werden können, bilden sich die zellenähnlichen Formen in der unorganischen Natur vielfach ganz von selbst ohne menschliches Zuthun oder unter Versuchsbedingungen, die den Vorgang wesentlich sich selbst überlassen. Zwischen kristallinischen und organischen Formen hat man mehr und mehr Zwischenstufen kennen gelernt; und während man sich früher bemühte, die organischen Typen nach Analogie der Kristalle zu begreifen und praktisch zu erklären, scheint es jetzt im Gegentheil, als wenn der Kristallisationvorgang aus den zellenähnlichen Formbildungen verstanden werden mußte.

Wo ein bisher für zuverlässig gehaltenes Unterscheidungmerkmal hinfällig wird, da scheint leicht eine für unüberschreitbar gehaltene Grenze zu sinken und die Phantasie gewinnt freien Spielraum. Auf der einen Seite liegt die Gefahr vor, die unorganischen Gesetze auch für die organischen Formbildungvorgänge als ausreichend, also den Sieg der mechanischen Weltanschauung für gesichert anzusehen, weil die einfachsten Organismen mit Formen arbeiten, die auch in der unorganischen Natur schon gegeben sind. Auf der anderen Seite tritt die Versuchung nahe, die Eigenthümlichkeiten des organischen Lebens in die unorganische Natur zurückzuübertragen, Keimchen und Fortpflanzungvorgänge zu sehen, wo keine sind, und eine organische Deutung der gesammten Naturvorgänge anzustreben. Dem gegenüber wird daran festzuhalten sein, daß der Organismus zwar mit unorganischem Material

und mit den im Unorganischen vorgefundenen zellenähnlichen Formen arbeitet, daß er aber Beide in ganz anderer Weise verwendet, als Dies in der unorganischen Natur vorkommt. Das Leben liegt weder im Stoff noch in der Form noch in einer festen und ständigen Verknüpfung Beider, sondern in einem dynamischen Prozeß, durch den Beide in stets wechselnde Beziehungen zu einander gesetzt und den Zwecken komplexerer Individualitätstufen dienstbar gemacht werden.

Immerhin ist es von Wichtigkeit, irrthümliche Unterscheidungmerkmale fallen zu lassen, um der richtigen Einsicht näher zu kommen. Deshalb wird die Erkenntniß, daß die unorganische Natur von zellenähnlichen Formen wimmelt, eine mindestens eben so bedeutungvolle Etape im biologischen Verständniß bilden wie dereinst die Erkenntniß, daß organische Stoffe künstlich darstellbar seien. Bis jetzt ist aber die erste Erkenntniß noch wenig verbreitet; die meisten offiziellen Vertreter der Naturwissenschaft scheuen sich sogar, sich mit diesen Dingen zu befassen, aus Furcht, sich eine Blöße zu geben. Das ist ein Vorgang, der sich immer wiederholt, wenn lange gehegte Vorurtheile ins Wanken kommen, wenn die Beobachtungen schwierig sind und an die Grenzen der mikroskopischen Wahrnehmbarkeit heranreichen, zum Theil sogar über diese hinausweisen. Deshalb dürfte es nützlich sein, kurz zusammenzustellen, was in dieser Hinsicht schon jetzt als gesicherter wissenschaftlicher Besitz gelten kann.

Schon 1648 erhielt Glauber aus festem Eisenchlorid und Kalisilikatlösung einen „Eisenbaum“. Im Jahre 1836 fand Ehrenberg in Quarzkristallen dicht an einander gedrängte Kügelchen oder Körnchen bis zu 0,0004 mm Durchmesser und beobachtete die Entstehung solcher beim Niederschlag von Kieselsäure. G. Rose und Link beobachteten 1837 und 1839 solche runde Körner bei der Fällung von Kalk- und Metallsalzen und das nachherige Zusammenwachsen solcher Körner zu Kristallbildungen. Virchow entdeckte 1857 die Myelinformen der Oelschäume aus wässerigen Lösungen ölsaurer Alkalien, die den Sphärokristallen nahe stehen. Rudolf Böttger berichtete 1865 und 66 von baum- und strauchartigen Vegetationen von Metallsalzen in wässeriger Natronwasserglaslösung, Traube 1866 von verschieden geformten Zellen aus Leim und Gerbsäure und aus verschiedenen Metallsalzen. Von 1875 an werden dann die Mittheilungen über Zellen- und Niederschlagsmembranen und ihre Veränderungen immer häufiger. J. Reinke, Ferdinand Cohn, Georg Quincke, H. de Vries, A. Righi, Neuberg, G. Tammann, Graham, Bütschli, Famintzin, Vogelsang, Hansen, Harting, W. Biedermann, Von Schrön, Benedict, Münden und Andere haben diese eigenthümlichen Erscheinungen nach verschiedenen Richtungen hin durchforscht.*) Als Ergebniß läßt sich Folgendes hinstellen.

*) Vgl. Georg Quincke, „Ueber die Klärung trüber Lösungen“, „Ueber unsichtbare Flüssigkeitschichten“ und „Die Oberflächenspannung u. s. w.“ in den

Ueberall, wo zwei Flüssigkeitschichten von verschiedener Zähigkeit zusammenstoßen, bildet sich eine Oberflächenspannung, die zu einem Abrundungstreben führt. Der Tropfen und der Schlauch sind die einfachsten abgeschlossenen Gebilde, die dabei entstehen und durch das abweichende Lichtbrechnungvermögen der gespannten Oberfläche sichtbar werden, wofern nicht ihr Durchmesser kleiner ist als eine halbe Lichtwelle oder etwa 0,00025 mm. Tropfen und Schlauch gehen in allen möglichen Formen in einander über. Tropfen oder Körnchen reihen sich perlschnurartig an einander und können mit einander verfließen; Schläuche können durch stellenweise eintretende Verdickungen oder Einschnürungen einer zusammenhängenden Tropfenreihe ähnlich sehen. Aus einem Tropfen können kleine Schläuche hervorragen, die sich zu ihnen verhalten wie Scheinfüße oder Geißeln zu Moneren oder Sporen; ein cylindrischer Schlauch kann durch Theilungwände in Kammern gegliedert sein, nach Art eines pflanzlichen Sprosses. Die Schläuche können kurz oder lang sein und bald den Stäbchenbakterien, bald fadenförmigen Algen gleichen. Wenn die eine Seitenwand eines Schlauches sich schneller verdickt als die andere, so erhält ihre Spannung das Uebergewicht über die ihr gegenüberliegende; die erste wird konkav eingebogen, die zweite konvex ausgebogen. So entstehen gekrümmte, wellenförmige, propfenzieherartige und spiralige Schläuche. Durch Strömungen und Wirbel in der Flüssigkeit können die Flüssigkeitschichten verschiedener Zähigkeit so gegen einander verschoben werden, daß ebene Spannungflächen windschief oder schraubenförmig gedreht werden, daß Schneckenformen und Wendeltreppen entstehen. Auch zu den Kiesel- und Kalkschalen der verschiedenen Infusorienarten finden sich Analoga in der Formenwelt dieser unorganischen Gebilde.

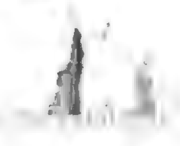
In den Schläuchen, Tröpfchen, Linsen können wieder kleinere Tröpfchen oder Körnchen einzeln oder gruppenweise eingebettet liegen, wenn bei der Entstehung jener Gebilde Theilchen der einen Flüssigkeitart in die andere mit eingeschlossen wurden; sie können den Hohlräumchen und eingeschlossenen Körnchen des Protaplasma ähneln. Der Verdichtungprozeß der Oberfläche kann sich mehrmals wiederholt haben und liefert dann Körnchen mit konzentrischen Schichten (Famintzinsche Schichtungskörper), ähnlich den Stärkekörnern

„Annalen der Physik" 1902 bis 1903, vierte Folge, Band 7 bis 10. Daselbst ist auch die übrige Literatur zu finden, ausgenommen: Von Schrön „Le tre Conferenze tenute nell' Aula dell' Università di Napoli. Relazione fatte dal Dr. A. Nacciarone, 1899; Max Münden, „Vier Beiträge zur Granulafrage" im Archiv für Anatomie und Physiologie, physiologische Abtheilung 1896 und 1897 und im Centralblatt für Bakteriologie und Parasitenkunde, erste Abtheilung 1899; Der Selbe: „Die bakteriologisch-biologische Grundlage physikalischer, chemischer und mineralogischer Formgestaltungen" in den Verhandlungen der Naturforscherversammlung 1901, II, erste Hälfte Seite 63 bis 72.

oder Hagelkörnern. Eine dichtere Masse in einem Tropfen kann dem Kern einer Zelle gleichen. Die Körnchen können sich in brombeerartige Gruppen zusammendrängen und Mikrokokkenkolonien gleichen. Oft scheiden sich auch Luftbläschen an der Grenzschicht der Flüssigkeiten ab, die das Bild verwickelter machen, der Schwimmfähigkeit der Gebilde trotz ihrem größeren spezifischen Gewicht eine längere Dauer geben und ihre Bewegung von Licht und Wärmestrahlen abhängig machen (positive und negative Photoraxis). Die Schläuche haben nicht nur an ihren Spitzen öfters Luftblasen oder dickere Tropfen, sondern bisweilen auch auf ihnen senkrecht stehende oder schräge seitliche Auswüchse; oder sie treten als Büschel auf, die auseinander streben.

Die Bläschenkolonien bringen die Myelinformen und die Sphärokristalle zweiter Art hervor; die Verzweigungen der Schläuche bilden die Grundlage zu den Kristallbäumen, Kristallskeletten oder Dendriten; die Schlauchbüschel oder hohlen Nadelbüschel liefern einerseits die Trichiten, andererseits die Sphärokristalle erster Art, die aus centralen Strahlen gebildet sind. Die Myelinformen, die beiden Arten der Sphärokristalle, die Dendrite und Trichite werden allgemein als Uebergangsformen zwischen den eigentlichen Kristallen und höheren morphologischen Gebilden angesehen. Eine Mittelstellung zwischen den eigentlichen Kristallen und den Sphärokristallen zweiter Art, Myelinformen und Trichiten nehmen wiederum die Kristalle von Eiweiß, Leim und Oxyhämoglobin ein, insofern sie langsamer als die ersten erstarren und aus größeren zellenartigen Gebilden hervorgehen.

Diese Zusammenhänge legen den Gedanken nahe, daß auch die eigentlichen Kristalle nichts weiter sind als erstarrte Schaummassen, deren Schaumlamellen in konstanten, durch die Oberflächenspannungen bestimmten Winkeln aufeinanderstoßen. Nach Frankenheim, Von Hauer und O. Lehmann wird die Kristallform durch kleine Beimengungen fremder Stoffe völlig verändert. Dies läßt sich daraus verstehen, daß durch kleine Beimengungen fremder Stoffe auch die Oberflächenspannung zweier an einander stoßenden Flüssigkeitarten stark verändert wird, wie es die kleinen Zusätze von Klärungmitteln zu trüben Lösungen zeigen. Die Auffassung der Kristalle nach Raumgitterschemen ist mit derjenigen nach erstarrten Schäumen wohl vereinbar. Denn jedes Salz giebt mit Wasser zwei Lösungen, die einander in Oberflächenspannung versetzen und aus deren zäheren sich das Salz abscheidet durch Erstarren der gespannten Oberflächenschicht. Geht die Erstarrung langsam vor sich, so stellen sich größere Schaumlamellen in bestimmte Winkel, (90°, 120°, 45° u. s. w.) zu einander ein, die vom Verhältniß der Oberflächenspannungen abhängen. Erfolgt aber die Erstarrung zu rasch, so ergreift sie Schaumwände, die dünner sind als die doppelte Wirkungweite der Molekularkräfte (etwa 0,0001 mm); dann bleiben die Winkel unbestimmt und es



ergiebt sich eine amorphe Masse. Doppelt brechende Kristalle entstehen, wenn die Schaumwellen beim Eintrocknen und Erstarren Wände von bestimmter Lage anders dehnen und pressen als andere. Bei den drei Arten natürlicher Kieselsäureschäume (Tabaschir, porzellanartiger Kieselsäureschaum und Hydrophan), mit denen gewisse künstlich dargestellte Kieselsäureschäume Aehnlichkeiten aufweisen, ist die Schaumstruktur locker, bei den Kristallen dagegen dicht.

Verschiedene Forscher haben behauptet, die Entstehung von Kristallen aus zellenähnlichen Gebilden und die Auflösung der Kristalle in solche beobachtet zu haben (insbesondere Von Schrön und Münden). Andere haben das Gegentheil behauptet und es ist durchaus möglich, daß bei vielen Kristallisationvorgängen die zellenähnlichen Anfangsformen unterhalb der Grenze des Sichtbaren bleiben und erst die scharfen Kanten der zusammenstoßenden Schaumwände zusammengeflossener Zellen sichtbar werden, insbesondere, wenn in diesen Kanten und Ecken Luftbläschen oder Fremdkörperchen von anderem Lichtbrechungvermögen sich ansammeln. Diese Ansicht über die Entstehung der Kristalle würde als allgemeingiltige Theorie freilich immer nur Hypothese bleiben, wenn ein Theil dieser Vorgänge sich in Dimensionen unterhalb der Sichtbarkeit, obzwar oberhalb der doppelten Wirkungweite der Molekularkräfte abspielte, also zwischen 0,000 25 und 0,000 1 mm. Wenn sie aber auch nur als Hypothese gerechtfertigt wäre, so würde daraus folgen, daß die zellenähnlichen Formen in der unorganischen Natur das genetische Prius sowohl der kristallinischen als auch der amorphen Struktur sind und daß die beiden letzten nur Erstarrungprodukte der aus den ersten entspringenden Gebilde sind. Wenn aber auch diese Erklärung der Kristallisation nur für gewisse Arten von Kristallen richtig sein sollte, so wäre doch die Priorität der zellenähnlichen Formen vor gewissen kristallinischen und amorphen eine eben so wichtige Erweiterung unserer Kenntnisse wie die Analogien zwischen vielen unorganischen und organischen Formbildungen von mikroskopischer Kleinheit.

Die physikalische Grundlage aller dieser Vorgänge ist die Schaumbildung, die immer zwei Flüssigkeiten von verschiedener Zähigkeit erfordert. Die dünnere dieser Flüssigkeiten kann auch ein Gas sein, wie, zum Beispiel, die atmosphärische Luft beim Seifenschaum. Wir wissen bis jetzt eben so wenig, worin der flüssige Aggregatzustand besteht, als was eigentlich eine Lösung ist. Wir nennen Pseudolösungen das Schweben feiner Theilchen in einer Flüssigkeit, Pseudoflüssigkeiten das Schweben fester Theilchen in Verdampfungsgashüllen (zum Beispiel: erhitztes Kohlenpulver oder ein erhitztes Gemenge von wasserfreiem Natriumkarbonat, Kohle und Magnesia). Wir sprechen von Pseudolösungen und Pseudoflüssigkeiten, so lange die schwebenden Theilchen eine mikroskopisch wahrnehmbare Größe haben; stehen sie aber unterhalb dieser, so gehen die Pseudolösungen ohne feste Grenze in echte Lösungen

und die Pseudoflüssigkeiten in echte Flüssigkeiten über. Pseudolösungen mit hinreichend großen schwebenden Theilchen erscheinen trübe; die Klärung durch Zusatz eines Klärungmittels besteht darin, daß das sich durch die Flüssigkeit stoßweise verbreitende Klärungmittel die Oberflächenspannung der schwebenden Theilchen oder der sie unmittelbar umgebenden dichteren Flüssigkeitschichten verändert und dadurch zur Bildung von Bläschen führt, die zu Schaumflocken zusammenfließen und zu Boden sinken.

Wo zwei Lösungen von verschiedener Zähigkeit und Konzentration mit einander gemischt sind, die langsam erstarrende Oberflächenschichten mit einander bilden, da können die zellenähnlichen Gebilde sich derartig an einander lagern, daß sie sich gegenseitig stützen und vor dem Niedersinken bewahren. Die ganze Masse bildet dann einen Schaum, dessen Wände durch ihre Oberflächenspannung einen gewissen Widerstand gegen Verschiebung leisten. Sind die Schaumlamellen mikroskopisch klein, so heißt solcher Schaum eine Gallerte. Jede Flüssigkeit, die sich zu Fäden ziehen läßt, zeigt dadurch an, daß sie eine schaumige oder gallertartige Struktur hat. Solche Gallerten giebt es von vielen unorganischen Stoffen, zum Beispiel: Kieselsäure, Eisenoxydhydrat. So lange die Schaumzellen einer Gallerte flüssige Wände haben, können sie mit anderen zusammenfließen oder auch durch Flüssigkeitaufnahme quellen und durch Flüssigkeitabgabe schrumpfen; denn die noch flüssigen Schaumwände sind dehnbar und durchgängig. Sobald dagegen die Schaumwände erstarrt sind, hört ihre Dehnbarkeit, Durchgängigkeit und Verschmelzbarkeit mit anderen auf. Durchgängig bleiben sie nur da, wo sie brüchig, durchlöchert, porös sind. Eine steife Gallerte verhält sich deshalb in osmotischer Beziehung ganz anders als eine noch flüssige. Feste, von Poren unterbrochene Wände aus geronnenen Schäumen oder steifen Gallerten dienen den Organismen wesentlich nur als Schutzhüllen und Stützgerüste, während die Lebensvorgänge sich an noch flüssigen Gallerten abspielen.

Deshalb sind diejenigen Schäume oder Gallerten die geeignetste Stätte des Lebens, die am Langsamsten erstarren. Die Schäume und Gallerten aus unorganischen Verbindungen (metallischen und alkalischen Salzen) sind darum wenig geeignet zur Grundlage von Organismen, weil sie meistens in einigen Sekunden oder Minuten erstarren und den Lebensvorgängen keine genügende Zeit zu ihrer Entfaltung lassen würden. Organische Verbindungen (wie Stärke, Leim, Eiweiß) gerinnen viel langsamer und eignen sich deshalb viel besser zur Grundlage des Lebens; sie haben außerdem vor der ebenfalls langsam gerinnenden Kieselsäure den Vorzug, verwickelte chemische Verbindungen zu sein und bei ihrem Abbau und Wiederaufbau zu den mannichfachsten chemischen Umsätzen Gelegenheit zu geben. Aber auch sie bleiben nicht immer im Zustande flüssiger Gallerten, sondern werden zuletzt, und

wenn es selbst Jahre dauert, fest und unbrauchbar zu Quellungen, Verschmelzungen und Formveränderungen. Dies ist der Grund, daß das Leben, um sich selbst zu erhalten, mit wechselnden Stoffen arbeiten, daß es die erstarrten oder der Erstarrung sich nähernden stofflichen Unterlagen abstoßen und durch neu aus Flüssigkeiten gebildete ersetzen muß. Das Leben muß die materielle Grundlage, auf der es ruht, immer von Neuem abbrechen, indem es die alt werdenden, der Erstarrung nahe rückenden oder bereits erstarrten materiellen Theile chemisch auflöst und ausscheidet. Das Leben ist nichts als ein beständiger Kampf gegen das Altern und die Erhärtungtendenz seiner stofflichen Grundlagen. Bei mehrzelligen Organismen tritt zu dieser Mauserung jeder einzelnen Zelle noch die Mauserung des Gesammtorganismus hinzu, die sich in der Abstoßung ausgedienter Zellen und ihrem Ersatz durch neu gebildete junge vollzieht. Damit rücken wir dem Unterscheidungmerkmal des Organischen vom Unorganischen näher.

Wenn der kristallinischen und amorphen Struktur zellenähnliche Formbildungprozesse voraufgehen, so könnte man versucht sein, in diesen eben so ein Analogon der Lebensvorgänge zu sehen wie in den zellenähnlichen Gebilden ein Analogon der organischen Formen. Wie der Baum in seinem Holze, dem Niederschlag des Lebensprozesses früherer Jahre, tot ist und nur in seinem Kambiumring, der Stätte des diesjährigen Wachsthumes, lebt, so könnte man versucht sein, den Kristall zwar als tot, aber die Oberflächenschicht des in der Mutterlauge liegenden Kristalles als lebendig anzusehen, sofern in ihr sich ein Wachsthumsprozeß in zellenähnlichen, noch nicht erstarrten Formgebilden oder noch flüssigen Schaumlamellen vollzieht. Gleichwohl wäre diese Gleichsetzung übereilt, weil das Wichtigste bei ihr übersehen wäre.

Der Kristall, mag es sich um Metallsalze oder um Leim und Eiweiß handeln, wächst allerdings eben so gut, wie ein Organismus wächst. Aber bei dem Kristall ist das Wachsthum lediglich Produkt der Molekularkräfte und der durch sie bedingten Oberflächenspannungen, sei es mit, sei es ohne elektrische und chemische Spannungen. Bei dem Organismus dagegen ist das Wachsthum nicht bloßes Produkt der zusammenwirkenden Molekularkräfte allein, sondern ein Produkt aus dem Zusammenwirken dieser mit den unbekannten Kräften, die den Stoffwechsel leiten. Bei dem Wachsen des Kristalles ist dieser völlig passiv, bei dem Wachsen des Organismus ist dieser aktiv, wenn auch nur reaktiv in Bezug auf die gegebenen Bedingungen. Bei dem Kristall erstarrt jede Form, sobald sie fertig gebildet ist, bei dem Organismus bleibt sie im Fluß des Werdens und der Veränderung. Wenn der Kristall in seinem Wachsthum lebte, so lebte er nur dem Tode, dem alsbaldigen Sterben ohne Nachkommen; der Organismus aber lebt wirklich denn er lebt nicht dem Tode, sondern dem Leben, der Erhaltung des Lebens durch die Mauserung und Fortpflanzung.

Der Kristall läßt die Bedingungen, unter denen er wächst, unverändert; der Organismus bestrebt sich, die Bedingungen, unter denen er wächst, beständig zu seinen Gunsten zu verändern; er sucht sich der Umgebung anzupassen und die Umgebung seinen Zwecken dienstbar zu machen. In diesem mehr oder minder erfolgreichen Streben nach Veränderung der vorgefundenen Bedingungen liegt seine „Aktivität“, die man mit Recht blos einen anderen Ausdruck für sein „Leben“ genannt hat. Diese Aktivität ist darauf gerichtet, die je nach den Umständen wechselnden Mittel für die Erhaltung des Lebens zu beschaffen; in diesem Sinn ist sie Anpassung und Zweckthätigkeit. Als die allem Leben gemeinsame zweckthätige Anpassung aber ist der Stoffwechsel zu bezeichnen, der allein es ermöglicht, der Erstarrungtendenz der Schäume und Gallerten zum Trotz immer für flüssige Schäume und Gallerten als unentbehrliche Grundlage des Lebens vorzusorgen.

Die zellenähnlichen Formen der unorganischen Natur entstehen kausal nothwendig nach physikochemischen Gesetzen, aber final zufällig, insofern sie selbst keine Individuen höherer Ordnung gegenüber den Molekülen darstellen und deshalb auch keine eigenen Individualzwecke haben. Zweckmäßig sind sie nur in dem Sinn, wie die Gesetze und Gebilde der unorganischen Natur überhaupt es sind, als Vorstufen und Unterbau der organischen Natur. In einer unorganischen Zelle ist jeder Theil so, wie er ist und nach den an seinem Orte wirksamen Molekularkräften sein muß: aber er ist nicht dienendes Glied in einem höheren Ganzen. Zwischen den Theilen findet wohl kausale, physikochemische Wechselwirkung statt, aber keine finale Wechselbeziehung, durch die jeder Theil allen anderen und alle zusammen dem Ganzen dienen. Aber erst, wo solche finalen Beziehungen stattfinden, kann man mit Recht von einem Individuum höherer Ordnung sprechen, das sich aus den Elementarindividuum zusammensetzt.

Deshalb haben die gleichen morphologischen Erscheinungen eine ganz verschiedene Bedeutung bei unorganischen und bei organischen Zellen. Bei den ersten entstehen sie durch final zufälliges Zusammentreffen verschiedener Flüssigkeiten, bei den zweiten aus Säften, die von der Zelle selbst für den Zweck dieser Formgebilde produzirt werden. Bei den ersten ist die äußere Form der Zellenoberfläche entscheidend, die allein durch das Zusammentreffen zweier Flüssigkeiten unmittelbar bestimmt wird; bei den zweiten kommt Alles auf die innere Struktur an, von der die chemische Beschaffenheit der produzirten Säfte und dadurch mittelbar auch die äußere Form abhängt. Bei den ersten geht die Formbildung von der Hülle aus und besteht eigentlich nur aus nebeneinandergelagerten oder ineinandergeschobenen Hüllen; bei den zweiten ist die Hülle etwas Nebensächliches und die Formbildung geht von centralen Organen (Kern, Centralkörperchen, Farbträgern) aus. Bei den ersten ist

auch die morphologische Differenzirung innerhalb der Zelle final zufällig und für die Dauer des Gebildes bedeutunglos; bei den zweiten ist es gerade die innere morphologische Differenzirung, die mikroskopische und submikroskopische Struktur, auf die Alles ankommt, da von ihr die chemischen Leistungen abhängen. Morphologisch gleichartige Einschlüsse, wie Körnchen, Luftbläschen, Schichtungskörper, haben Dem gemäß ebenfalls bei beiden ganz verschiedene Bedeutung; bei den ersten sind sie zufällige Produkte der gegebenen Entstehungbedingungen, bei den zweiten selbstgesetzte Mittel für den Stoffwechsel, zum Beispiel Nahrungvorräthe, Schwimmblasen, Mittel zur Aenderung des Gleichgewichtszustandes, Kolben und Retorten für Bereitung bestimmter Säfte u. s. w. Kernähnliche Gebilde bei unorganischen Zellen haben niemals eine dem Kern der Protoplasmazellen ähnliche Funktion; sie täuschen nur eine äußerliche Aehnlichkeit vor. Das Selbe gilt für Körnchen, die sich bei zufälligem Platzen der Oberflächenschicht nach außen ergießen und eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Ausströmen von Sporen vortäuschen können. Bei den unorganischen Gebilden ist die äußere wie die innere Form entweder in jedem Theile gleichartig oder nur durch zufällige Umstände verschieden ausgefallen, strebt aber nach einem Gleichgewichtszustand hin, der diese Unterschiede in völlige Gleichmäßigkeit aller Theile ausgleicht (Schaumstruktur oder kristallinische Struktur). In den organischen Gebilden dagegen dienen alle morphologischen Bestimmtheiten der physiologischen Funktion, alle inneren morphologischen Unterschiede der Arbeitstheilung und die Formbildung strebt nach immer weiterer Arbeitstheilung und morphologischer Differenzirung hin.

Die Aehnlichkeiten der unorganischen Zellen mit Organismen beziehen sich zunächst nur auf einzellige Organismen, bei denen der spezifische Typus mehr in der inneren Struktur als in der äußeren Gestalt zu suchen ist; denn diese kann je nach den Umständen starke Abänderungen zeigen. Mit mehrzelligen Organismen sind nur die komplizirteren Gebilde vergleichbar, bei denen unorganische Zellen wie die Blasen eines Schaumes sich aneinandergelagert haben, oder Schläuche von Querwänden durchsetzt sind, oder Nadeln von einem Centrum ausstrahlen, oder Schläuche seitliche Auswüchse zeigen. Auch hier zeigt sich, daß die einfacheren Typen der Zusammensetzung schon in der unorganischen Natur vorgebildet sind, daß die organische Natur nicht nöthig hat, sie erst frei zu erfinden, sondern nur das Vorhandene zu benutzen braucht. Aber in der Art der Benutzung liegt eben der Unterschied. Der Organismus wandelt die ihm von der unorganischen Natur zur Verfügung gestellte Form nach seinen Zwecken um, indem er sich den jeweiligen Lebensbedingungen anpaßt. Schon die einzelligen Organismen bieten zum Theil ganz eigenartige Typen dar, die durch differenzirende Anpassung entstanden sind und deshalb in der unorganischen Natur Ihresgleichen weder haben

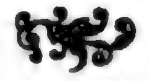
noch haben können. Man denke an die eigenartigen Formen mancher Infusorien (zum Beispiel: Trompetenthierchen, Stentor Roeselii) oder an ihre zwei Kerne, deren einer bei der Ernährung, deren anderer bei der Fortpflanzung sich bethätigt. Noch mehr gilt Dies von den mehrzelligen Organismen, insbesondere von den Thieren, die sich auf aktive Körperbewegung eingerichtet haben, während die ortbeständigen Pflanzen mehr Parallelen mit Kristallbäumen zeigen.

Alle stammesgeschichtlichen Umbildungen des Typus, die durch zweckmäßige Anpassung erfolgen, haben in der unorganischen Natur eben so wenig eine Analogie wie diejenigen Komplikationen der Organisation, die letzten Endes der Steigerung der bewußten Intelligenz dienen. Das organische Formenreich hat eine Geschichte, die sich in der stammesgeschichtlichen Entwickelung vom Niederen zum Höheren abspielt; das unorganische Formenreich ist geschichtlos, weil ein bloßes Produkt der immer sich selbst gleichen physikchemischen Gesetze. Wie das Leben überall die physikochemischen Gesetze zu respektiren hat, über die es sich doch durch seine Autonomie erhebt, so hat es auch das unorganische Formenreich, das aus den physikochemischen Gesetzen entspringt, zum Anknüpfung- und Ausgangpunkt, bringt selbst aber zu ihm etwas ganz Neues hinzu, die Umgestaltung und Verwerthung dieses Formenreiches zur Selbsterhaltung der Individuen und Arten und zu ihrer Höherbildung, die ganz außerhalb der physikochemischen Gesetze liegen.

Wir kennen auch in der unorganischen Natur Gebilde, deren Form sich trotz dem Wechsel des sie bildenden Stoffes und gerade durch diesen Wechsel dauernd erhält, zum Beispiel: den Wasserfall, den Springbrunnen, die Flamme. Im natürlichen Wasserfall sind die Bedingungen (das wasserführende Flußbett, die Felsenwand) konstant, so weit sie nicht durch die Abnagung des Wasserfalles selbst allmählich zerstört werden; beim Springbrunnen und bei einer Flamme von sich selbst gleichbleibender Form und örtlicher Stellung sind sie durch bewußte Absicht künstlich herbeigeführt und unterhalten (Docht, Brenner, Herd, fortdauernde Beschickung mit Brennmaterial). In keinem dieser Beispiele trägt das durch den Stoffwechsel unterhaltene Formgebilde Etwas dazu bei, die Gleichmäßigkeit der Beschickung mit neuem Stoff, die Abfuhr des verbrauchten und die Maschinenbedingungen eines die Form erhaltenden Stoffumsatzes und Energieumsatzes zu regeln. Diesen Gebilden fehlt jede Aktivität und Selbstregulation, wie die Organismen sie besitzen, die eben vermittels ihrer sich und ihre Art erhalten und fortentwickeln. Die menschliche Intelligenz kann maschinelle Selbstregulationen künstlicher Art anbringen, durch welche die Gleichmäßigkeit der Form bei wechselnder Stärke des Stoffzuflusses verbürgt wird, aber ein Springbrunnen oder eine Flamme selbst wird eben so wenig jemals sich selbst reguliren, wie

sie überhaupt die Maschinenbedingungen herstellt, auf denen ihr Bestand beruht. Deshalb ist es eine Verkennung des Unterschiedes, von Flammenorganismen zu reden (Preyer). Einzig und allein die flüssigen Schäume und Gallerten von sehr langsamer Erstarrung, hohem Molekulargewicht und verwickelter chemischer Zusammensetzung bieten die unentbehrliche physikochemische Grundlage, auf der solche Selbstregulation sich entfalten kann, und deshalb ist es kein Zweifel, daß wir das Leben nur in Gestalt von Plasmaorganismen kennen.

Großlichterfelde. Eduard von Hartmann.



Mont Saint-Michel.

Auf den normannischen Gefilden hat einst der Erzengel Michael den Satan zum Kampf gestellt. Lange und erbittert haben sie gerungen, bis endlich der Heilige den Höllenfürsten mit ungeheurer Gewalt um den Leib packte und in weitem Bogen über das ganze Land hinausschleuderte, in das Atlantische Meer. Der Satan stürzte in die Fluthen, der ganzen Länge nach; aber er war so groß, daß sein Kopf noch herausragte. Vergebens stemmte der Heilige Michael sich dagegen: er drückte ihn glatt und breit, daß sich die Knochen zu Felsen verhärteten, aber er bekam ihn nicht unter. Da fand er einen trefflichen Ausweg. Er nahm eine Schaufel und grub tiefe Löcher in den Schädel des Satans. Dann holte er wuchtige Blöcke von der normannischen Küste herüber und setzte einen auf den anderen, bis es aus dem Kopf des Teufels langsam herauswuchs zu gewaltiger Höhe über dem Meeresspiegel —: ein riesiger Bau, der hinauf ragte mit Zinnen und Thürmen in den Himmel. Auf die oberste Spitze aber stellte sich der Erzengel selbst in goldener Rüstung und drohender Haltung. Wer der Normandie Etwas anhaben wollte, hatte es mit ihm zu thun.

Diese fromme Legende von der Entstehung des Mont Saint-Michel erzählte mir ein französischer Genieoffizier. Auf der Fahrt nach der Küste erzählte er mirs, am Tag vor Christi Himmelfahrt. Und er machte nicht etwa ein verschmitztes Gesicht dabei, wie Einer, der mitleidig wiedergiebt, was das dumme Volk redet, sondern er sprach, ohne eine Miene zu verziehen, wie von einer ganz bestimmten Thatsache, an die er selbst glaube. „Es wäre gut, wenn der Heilige Michael bei Gelegenheit wiederkäme", fuhr er lebhaft fort; „es giebt viel bei den Franzosen, was er ins Meer werfen dürfte."

Das war eine der Aeußerungen, auf die man nicht gut erwidern kann, wenn man seinen Nachbar erst zwei Stunden kennt. Recht geben darf man ihm nicht — Das wäre sehr unhöflich —; und ihn damit trösten, daß man auch in Deutschland manchmal den Heiligen Michael mit Kehrbesen und Schaufel herbeiwünschen möchte? Davon war ein französischer Offizier auch ohne meine Versicherung fest überzeugt. Allerdings war mir aufgefallen, daß er nach den ersten Worten unserer Bekanntschaft fast freudig überrascht that, in mir einen Deutschen zu finden. Er hatte mich zuerst für einen Engländer gehalten. Und Die schienen ihm doch noch das größere Uebel.

Inzwischen flog der Zug unaufhaltsam dahin, durch die Maienpracht der Normandie. Die überreiche Apfelblüthe breitete sich mit blendendem Schimmer um braune Lehmhütten mit Strohdächern, um altes Gemäuer von Burgen und Kirchen. Abwechselnd zogen meine Gedanken über all die Schönheit hinweg ans Ziel meiner Reise und gingen dann die durchmessene Strecke zurück nach Paris, das ich am Morgen an der Gare Mont Parnasse verlassen hatte. Wird man so herausgerissen zu früher Stunde, dann steht man noch ganz im gestrigen Abend, mag der Zug Einen auch schon Hunderte von Kilometern weit entführt haben. So summte es mir denn in den Ohren vom donnernden Pathos eines Ritterschauspiels. Gestern, in der Comédie Française, hatte ichs genossen, inmitten eines begeisterten Publikums. Alter Stil in Vortrag und Auffassung, ein Singen statt der Rede; aber so will mans im Hause Molières. Und wie auf der Bühne, so prägt sichs aus im öffentlichen Leben, in pathetischen Kundgebungen durch Zeitungen vom Schlage des Gaulois und durch Reden vom Schlage der Deroulède.

Da faßt mich mein Begleiter beim Arm:

„Sehen Sie, dort ist der Mont Saint-Michel!"

Ich sah nach der angegebenen Richtung. Erst erblickte ich den glitzernden Streifen des Meeres, dann darüber, in weiter Ferne, eine Silhouette, die steil gegen den Horizont stieg. Es war nur ein kurzer Augenblick, aber von unermeßlicher Großartigkeit, wie mans selten erlebt. Vielleicht wars der bedeutendste Eindruck der ganzen Reise. Wie aus einer anderen Welt, wie eine Geisterburg blickte es aus leichten Seenebeln zu mir herüber. Sonderbar nur, daß mir gerade diese eine Sekunde nicht die ganze Bedeutung des Wunders vor die Augen zauberte. Mein erster Gedanke galt vielmehr einem großen Dichter des Landes und besonders der Provinz, in der ich reiste: Guy de Maupassant. Ihm, dem Abkömmling jener stolzen Normannen, die die Riesenburg Jahrhunderte lang besetzt hielten, verdankte ich, daß ich sie endlich, nach langem Warten, erblickte.

Ich darf voraussetzen, die überwiegende Mehrzahl der Leser kennt den Meisterroman Maupassants: Notre Coeur. Darin spielt der Mont Saint-Michel ja eine große Rolle. Nicht als historischer Schauplatz für die Ritter vom Heiligen Michael, die im dreizehnten Jahrhundert dort oben investirt wurden, nicht für die Mönche, die ihn seit grauer Vorzeit bewohnten, oder für die Gefangenen, die unter den letzten Bourbonen dort langsam verzweifelten, sondern für Menschen unserer Tage. André Mariolle, der sein ganzes Leben der einen Aufgabe gewidmet hat, über das Herz des Weibes zu grübeln, findet dort die schöne Madame de Burne, die Frau, die nicht lieben kann. Sie, die große Dame der vornehmen Welt, hat die bizarre Laune gehabt, ihren Sklaven zum Rendezvous an diesen Platz zu bestellen, der, neun Stunden von Paris, eins der größten Monumente der Vergangenheit zu nennen ist. Wunderbar, wie uns Maupassant das Alles erzählt, wie durch die Gänge, Höfe und Säle des alten Schlosses der moderne Mensch mit modernen Empfindungen wandert, der, trotz allen Errungenschaften von sogenannter Kultur und von Forschritt, doch immer wieder auf das Eine zurückgeführt wird, das unverändert das selbe bleibt im Wechsel der Jahrhunderte: das Menschenherz.

Ist nun die Schilderung der Hauptpersonen schon außerordentlich in

solchem Rahmen: der Rahmen selbst, den Maupassant zeichnet, ist es noch viel mehr. Das ganz Ungewöhnliche dieses Schlosses, seiner Lage, seines Baues frappirt so, daß ich, der ich in meinem Leben, weder aus Büchern noch aus Zeitungen, weder in Deutschland noch bei früheren Aufenthalten in Frankreich auch nur das Mindeste vom Mont Saint-Michel gehört hatte, eigens zu dem Zweck, dies merkwürdige Bauwerk zu schauen, dorthin eine Fahrt unternahm, — fast kann ich sagen: eine Wallfahrt. Denn als ich in Pontorson die Eisenbahn endlich verlassen und meinem Begleiter Lebewohl gesagt hatte, begann noch eine Reise auf der Landstraße durch wohlbebaute Felder bis ans Meer hinaus. Ich saß auf einem holprigen Fuhrwerk, neben dem Kutscher und einem alten Abbé. Der Geistliche betete, der Kutscher schrie auf den Rappen ein. So ging es der sinkenden Sonne entgegen, hinaus zu den Dünen. Bäume und Büsche treten allmählich zurück; die ersten Schuttmassen, die das Meer bei Stürmen ins Land schleudert, schneiden tiefe Furchen in die immer dürftigere Vegetation. Ungeduldiger schaue ich aus. Jetzt muß sie bald sichtbar sein, die große Wasserfläche, die mir schon vor drei Stunden zur Höhe von Foligny den leuchtenden Gruß sandte. Aber anders kam es, als ich erwartete. Eine Biegung des Weges nach Norden: und ich schaue verwundert auf das Bild, das sich mit einem Schlage vor mir aufrollt. Mächtig und übergroß bot es sich dar. Rechts in duftiger Weite die blauen Küsten der Normandie, links, noch entrückter, die der Bretagne; und dazwischen eine unermeßliche Fläche von gelbem Sande, die die Sonne mit warmen Tönen durchglüht. Das Meer verschwunden, zurückgegangen bis auf einen kleinen, blaugrauen Streifen am Horizont. Muscheln und Fische hat es wieder hinuntergetragen zum Ausgangspunkt, von dem es gekommen war. Eins aber hat es an seinem Platz gelassen, konnte es nicht mitreißen: die Stammburg des Heiligen Michael, die jetzt aus dem versteinerten Schädel des Teufels vor mir herauswächst.

Erblickt man sie so auf dem breit angelegten Damm, der einzigen Verbindung zwischen der Insel und dem Festland, dann möchte man wirklich meinen, eine überirdische Kraft habe dieses Wunder von Natur und Kunst im Lauf der Jahrtausende zusammengefügt. Und fast scheint es, als ob die Kunst die Natur überflügelt hätte. Aus trotzigen Ringmauern, die senkrecht dem Meerboden entsteigen, baut sich der steile Granitkegel heraus. Kleine Häuschen von Fischern, Händlern und Wirthen kleben an seinen Wänden. Wohl behütet sind sie und eingeschlossen, denn die Mauern mit den breiten Rundthürmen ziehen sich in stolzen Windungen immer höher den Berg hinan. Da oben, auf dem breiten Rücken der Insel, fließen Felsen und Bausteine auf einmal zusammen. In ernsten, gothischen Linien steigt er hinauf, mit Pfeilern, Bogen, Thürmen, hohen Fenstern und Freitreppen, zu einem unvergleichlichen Ganzen. Immer deutlicher tritt es hervor in den einzelnen Abstufungen. Gegen Osten die Merveille, der schönste Flügel des Riesenbaues, in dem die Mönche gehaust haben, der Eingang zur Abtei mit den massigen Thürmen gegen Süden, die große Kirche mit den schlanken Pilastern und Säulen, der Ritterbau, und hoch über Allem, gegen den Himmel, auf der schwindligen Thurmspitze, dem letzten Ausläufer des dichten Waldes von Zacken und Zinnen, der Heilige Michael in goldener Rüstung mit gezücktem Schwert.

„Nous voilà!" schreit der Kutscher. Ich springe vom Wagen und trete ein durch die vom Meer schwarzgespülten Mauern. Das Mittelalter selbst meint man zu schauen, wenn man durch die winkligen Gassen weiter wandert. Selbst das kleine, treffliche Hotel läßt noch den Glauben an Herbergen jener Zeiten bestehen, da Kaiser und Könige über die Alpen zogen. Mitten in Felsen ist es gesetzt; vor der stolzen Porte du roi steht es, beim Wappen Karls des Siebenten. Ein gar komplizirtes Haus; ein fortwährendes Auf und Nieder. Ebenes Dahingehen giebt es darin so wenig wie auf der ganzen Insel. Hatte ich doch von der Kneipstube im Parterre in mein in der Dependance gelegenes Zimmer nicht weniger als hundertundfünfzig steile Stufen zu bewältigen. Allerdings ist man da oben schon dicht unter der Abtei, und was noch höher zu schätzen ist: dem Auge öffnet sich ein unermeßlicher Blick über die ganze Fläche. Nun ist sie fast frei vom Wasser, weithin dehnt sich die Ebbe, nur da und dort strömt noch ein Bächlein ins Meer, woher es gekommen. Leise gluckst es herauf aus der Tiefe, als ich jetzt über die Wälle der Ringmauern zum Prachtbau der Merveille hinansteige. Riesengroß wächst er empor mit den langen, offenen Fenstern, die gespenstig in Meer und Land hinausgähnen. Ein kleiner Wald von Eichen und Ulmen wuchert an seinen steilen Mauern wie Unkraut. Die Stürme, die vom Atlantischen Ozean heraufziehen, haben ihn zerzaust und zusammengepeitscht, diesen einzigen, grünen Fleck der Insel, aber die Bäume haben Widerstand geleistet. Jetzt, am stillen Abend, rauschen ihre Blätter leicht in der Ostluft.

Ich sehe mich auf der großen Terrasse. Die Sonne ist eben hinter dem Leuchtthurm von Saint=Malò untergegangen. Matter glänzen die Sandflächen im eintretenden Dämmerlicht. Zwei Fischer mit großen Netzen eilen darüber, heimwärts zur Insel. Feierabend überall. Dicht unter mir in einem Gebäude leuchten die Lichter auf. Ich kann durch die Fenster sehen. Knaben und Mädchen sitzen auf Bänken. Vor ihnen ein Geistlicher, ein alter Mann mit schneeweißem Haar. Mit der Hand giebt er ein Zeichen. Und da tönt es plötzlich zu mir in einfachen, wehmüthigen Klängen. Sonderbar greifts mir an die Sinne. Ich kenne das Lied, das sie da singen. Jüngst hab' ichs gehört, in Paris, in einem rauchigen Cabaret. Dem alten Krüger ward es gesungen, von zweitausend Kindern bei seinem Einzug in Frankreich. Und als es der Chansonnier nach den gewagtesten Zoten vortrug, sang Alles mit, mit tiefernsten Gesichtern, wie bei einer Leichenfeier. Das wirkte ergreifend dort in der Stadt, wie hier in der großen Verlassenheit, zu Füßen eines Monumentes, wie die Welt kaum ein zweites besitzt. Merkwürdiges Volk! Vor mir wirds lebendig von Rittern und Helden seiner Geschichte, von Sängern und Dichtern, und der Blick geht zur Insel der Seine, zum Stammsitz der alten Lutetia, von dem sie ihre Arme ausstreckte über das weite Gebiet, das jetzt die unvergleichlichste Stadt aller Städte bildet. Die Thürme von Notre-Dame wachsen aus dem Dunkel und zu ihren Füßen sehe ich Den, der sie besungen, den greisen Dichter und großen Fanatiker. Wie ihn Rodin gemeißelt hat, als Verbannten auf dem Felsen von Jersey, so sehe ich ihn vor mir, nackt mit der Keule, und höre ihn singen die Légende des siècles, diese ungeheure Vision von Göttern und Teufeln, die Année Terrible, diese glühenden Racheliede auf die Schmach von 1870, und die frohlockenden Triumphgesänge, da er sein Vaterland am Mont Saint-Michel wieder betreten durfte.

Als ich am anderen Morgen vor dem Eingang der Abtei stand, fand ich dort etwa hundert Personen. Es war nicht das übliche Fremdenpublikum, das den Bädeker in der Hand und ein Fernglas an der Seite trägt, sondern kleine Bourgeois von Avranches und Pontorson, Bauern der Bretagne, einige Geistliche und Kürassiere. Der Mont Saint-Michel ist Wallfahrtort geblieben, obwohl die Benediktiner, die sein Schutzpatron auf ihm eingesetzt hat, verschwunden sind; schon seit dem Jahre 1790, wo in Frankreich alle Orden aufgelöst wurden. So gilt denn der endlose Pilgerzug, der sich von Norden, Süden, Osten und Westen an Feiertagen hereinwälzt und in manchen Jahren schon die Höhe von sechzigtausend Gästen erreicht hat, nur noch dem Monument.

Ich stieg hinter dem ganzen Troß her, die endlosen Treppen hinauf, durch die Salle des Gardes zur großen Plattform. Ein Führer in Uniform erklärte mit den Bewegungen einer Marionette, was er tausendmal schon erklärt hat: „Hier in diesen furchtbaren Abgrund ist Gaultier gesprungen, darum heißt die Plattform Saut Gaultier; ein anderer Gefangener, Barbès, ist ihm nachgefolgt. Da ist die Kirche; erbaut im elften Jahrhundert. Jetzt wird sie restaurirt im zwanzigsten Jahrhundert von der Regirung, die das ganze Gebäude erhält. Sehen Sie hinauf in die Höhe: dort steht der Heilige Michael auf dem Thurm. Fremiet hat ihn aus Bronze geschaffen und drei Monate hat man gebraucht, bis man die Statue oben hatte. Dort ist das Meer, in der Ferne Granville.“ Im selben Tone geht es endlos so weiter. Aber plötzlich unterbricht sich der Führer und schreit zu den Kürassieren hinüber: „Hé, les militaires! Wollen Sie Ihre Bleistifte einstecken! Das Beschmieren der Wände ist verboten.“ Manchmal muß der Aermste sogar Kindern wehren, die noch viel Schlimmeres vorhaben als die Soldaten... Das wurde mir endlich zu dumm. Ich nahm den Führer bei Seite und wandte ein Mittel an, das auch in Frankreich sein Ziel nicht zu verfehlen pflegt. Erst zögerte der gewissenhafte Staatsbeamte, aber schließlich — in den alten Mauern kann nichts mehr gestohlen werden — gab er nach und trieb die ganze Gesellschaft wie eine Heerde Schafe zur anderen Thür hinaus.

Ich war allein und konnte gehen, wohin ich wollte, unbehindert durch den ganzen Komplex der Burg; denn bis zum Portal steht Alles offen, Thüren und Fenster, Treppen und Keller. Die ungeheure Fläche von Sälen, Gängen, Gemächern und Säulenhallen erschließt sich dem Beschauenden. Freilich nur das Gerippe. Was an Gold, Silber und Edelsteinen in dieser reichsten Abtei des ganzen Landes aufgespeichert lag, ist entweder vernichtet oder über die Erde zerstreut. Auch die Glocken, die einst oben im Thurm über die Meeresfläche zum Gebet oder zum Kampf riefen, sind verschwunden. Was man zurückgelassen hat, sind nur noch die Totenschädel der Beinergruft in der alten Krypta. Dieser kleine, gewölbte Raum ist der Ausgangspunkt des ungeheuren Baues und zeigt, als der verfallene Friedhof der Mönche, zugleich das Ende seiner Bedeutung. Von hier erhob sich auf plumpen romanischen Säulen ein einfacher Rohbau und auf diese Stätte frommen Wunderglaubens haben die Jahrhunderte nach einander Stein auf Stein getragen und nicht zuletzt Kunst auf Kunst.

Staunend sehe ich, was sie geschaffen an gewaltigen Formen, an Säulen, Kapitälen und Wölbungen. Herrlicher Blumenschmuck ist über sie gegossen in zahllosen Friesen, in Rosetten und wundervollen Laubgewinden. So erscheint

der verlassene Kreuzgang hoch oben auf dem Bau der Rittersäle wie ein Garten, der in üppigster Blüthe steht. Eine reiche, endlose Pracht. In stolzen Gewinden schlingt sichs über den romanischen Säulen, das große Viereck hinauf und hinunter. Darüber lacht der blaue Himmel zur offenen Galerie herein und durch die schmalen, gothischen Bogenfenster sieht man hinunter, den Absturz der ganzen Merveille auf Felsen und auf Meer.

Ich schreite den Kreuzgang ab, ich weiß nicht, wie oft, und meine Schritte hallen von den Wänden wider. Dann gehe ich weiter durch die unentwirrbaren Irrgänge, wie durch jene märchenhafte Abtei, von der Rabelais im Gargantua erzählt, daß sie hundertmal großartiger gewesen sei als die Schlösser von Bonnivet, von Chambord oder Chantilly. Denn sie bestand aus nicht weniger als 9342 Gemächern, einer Kirche und einem Ausgang nach einem großen Saal, der an Schönheit Alles übertraf, was Menschenphantasie erträumen konnte. Alle Treppen waren aus Porphyr, zum Theil aus numidischem Stein oder buntfarbigem Marmor. Immer nach zwölf Stufen kam ein Absatz; jeder Absatz hatte zwei antike Bogen, durch die das Licht fiel. So stieg man hinauf bis zum Dach, wo das Ganze in einen Pavillon endete.

Wahrhaftig: die Burg, in der ich jetzt selbst verweile, gleicht dem Wunder, das Gargantua einem Mönch aus Dankbarkeit bauen ließ, weil er ihm im Kriege gegen die Zuckerbäcker von Berne beigestanden hatte. Wuchtig steigen die vierzehn Pylonen der oberen Krypta aus der Erde. Jeder dieser Kolosse hat fünf Meter Umfang; und so ragen sie zu bedeutender Höhe, als die trotzigen Stützen, bestimmt, den ganzen Riesenbau auf den Schultern zu tragen. Doch von dem finsteren Gewölbe gehts wieder hinauf: über die Wendeltreppen des Baues der Merveille zuerst in die Aumônerie, dann ins Refektorium und schließlich zur letzten Höhe, in den Schlafsaal. Hier halte ich ein und schaue mich um. Ein ungeheures Tonnengewölbe spannt sich in luftiger Höhe, zwischen den Wänden, frei, kühn und groß. Man meint, sie versammelt zu sehen, die edlen Thelemiten, deren einzige und oberste Ordensregel in dem stolzen Grundsatz bestand: „Thue, was Dir gefällt.“ Danach handelten sie, danach lebten sie. Sie standen auf, wann sie wollten, sie aßen und tranken, wann sie Appetit hatten, sie schliefen, wann ihnen die Lust dazu ankam. Niemals weckte sie Jemand, eben so wenig, wie sie Jemand zum Essen oder Trinken oder sonst wozu nöthigte. Diese Freiheit feuerte sie zu löblichem Wetteifer an, nur immer Das zu thun, was dem Anderen angenehm war. Sagte Einer: Laßt uns trinken, so tranken Alle; sagte er: Lasset uns spielen, so spielten Alle; und sagte er: Lasset uns lieben, so liebten Alle. Man muß nämlich wissen: die ideale Abtei war nicht nur von Männern, sondern auch von Frauen bewohnt. Nicht gar zu einsam sollten sich die wackeren Thelemiten fühlen und sie sollten nicht zu leiden haben unter dem Zwange des Cölibates. Das schien dem ehemaligen Mönch und Dichter des sechzehnten Jahrhunderts das wahre Kloster auf Erden und so baute er mit der ganzen, echten, sonnigen Klarheit der vieille gaieté gauloise das erhabene Lustschloß hoch über den Köpfen von Pharisäern und Muckern. Nicht kostbar genug konnte es sein, um ein Dasein zu bergen, das die Erde noch niemals gesehen hatte. 26 394 514 Rosenobles stiftete Gargantua zum Unterhalt des Klosters, jährlich zu zahlen an der Pforte der Abtei bis in alle Ewigkeit.

Aber da sieht man, wie vermessen solche Bestimmungen sind. Heute sitzen auf den steinernen Stufen zwei verkrüppelte alte Weiber, die mir die Hände entgegenstrecken und in jammernden Tönen um ein Almosen betteln. Verschwunden ist Thelema mit seiner Pracht, verschwunden der Traum von Minne und Freiheit. Ich stehe an dem verschlossenen Thor, ich warte auf den Führer, der zurückkommen soll mit der Menge, — und übermorgen um diese Zeit gehe ich wieder die Boulevards hinunter und setze mich vor das Café de la Paix. Dort werde ich die Wagenburg von Droschken, Automobilen und Equipagen an mir vorüberziehen lassen und werde mir die heutige Generation auf die Ordensbrüder und Ordensschwestern von Thelema ansehen, von denen Rabelais erzählt, daß die Männer stark und reckenhaft waren und daß sie auf ihre Weise gekleidet gingen: die Strümpfe aus schwarzem oder weißem Estamet, die Beinkleider aus Gold- oder Silberbrokat, Damast oder Taffet in verschiedenen Farben, besetzt, gestickt oder verziert je nach Belieben; die Hosenlätze aus Seide der selben Farbe. Brustlatz und Halstuch von Drap d'or oder Drap d'argent oder brocirtem Sammet. Die Frauen aber sollten schlank und zierlich sein und ihre Kleidung war nicht minder eigenartig als die der Männer. Feuerrothe Strümpfe, die ihnen genau bis drei Finger über das Knie reichten, mit schön gestickten Zwickeln und Ausschnittarbeit verziert; Strumpfbänder in der selben Farbe wie ihre Armbänder umschlossen das Bein ober- und unterhalb des Knies. Die Schuhe, Stiefelchen oder Pantoffeln waren aus violettem Sammet. Ueber dem Hemd trugen sie ein seidenes Leibchen, darüber einen Unterrock aus weißem oder aschgrauem Taffet, über diesem aber einen Rock mit Goldstickerei und Besatz von orangefarbigem, grünem, blauem, erbsengelbem, karmesinfarbigem oder weißem Atlas oder, wenn die Temperatur es verlangte, von Sammet.

...Weitab vom Gang der Erzählung hat mich die sagenhafte Abtei mit ihren Wundern geführt. Jetzt will ich den Faden noch einmal aufnehmen und zurückkehren zu dem starken Dichter, von dem ich ausging: zu Maupassant. Er geleitet in Notre Coeur seinen Helden und Madame de Burne hoch hinauf über die Dächer der Merveille und des Ritterbaues zu dem Dickicht der Zacken und Zinnen. Dort ist eine schmale Treppe, die sich, in einen Bogen gefügt, zwischen zwei Glockenthürmen in den blauen Himmel spannt. Ein wahrer Aufstieg zu den Wolken, von dem sich ein schmaler Sims dicht am Rande der Tiefe weiterzieht, der chemin des fous, wie ihn der Volksmund getauft hat. Auf dieser schwindligen Höhe, wo ein dominirender Blick sich öffnet über Land und Gewässer, stand ich am frühesten Morgen meines Abschiedes und schaute zum letzten Mal auf die ganze Pracht und Herrlichkeit, die um mich gebreitet lag. Die Sonne war noch nicht herauf über die Höhen von Avranches und der Himmel wölbte sich in jenem ungewissen Zwielicht, das nicht Grau von Blau unterscheiden läßt. Totenstill ist es in der Runde. An der eisernen Fahnenstange des Ritterhauses unter mir hängt die französische Trikolore, schlaff und bewegunglos, die gestern weit entfaltet im Westwind den Ankommenden ihren Gruß entgegensandte. Wie eine ungeheure Wüste ruhen die Sandflächen in der Ebbe. Jetzt ist das letzte Wasser in ihnen vertrocknet; die Bäche sind lange verdorrt. Nur dort im Osten, wo sich hellere Streifen zeigen, wälzt sich lautlos ein breiter Fluß zwischen dürftigen Matten daher. Doch er mündet nicht in rauschende Fluthen; weithin zerfließt er, wie der Inhalt eines umgestoßenen Bechers.

Ich schaue nach oben zu dem Schutzpatron des Landes, der mir auf der Fahrt von Pontorson wie ein Meteor aus der Ferne erschienen war. Ich erkenne deutlich seine Züge, ich sehe die Federn seiner stolz geschwungenen Flügel. Mit blutigen Strömen zieht das erste Frühroth über sein hochgehobenes Schwert. Wie die Verkörperung aller Größe und Ritterschaft erschien er mir da, als Symbol der gewaltigen Vergangenheit der Burg und des Landes, aber auch als Sinnbild der Sehnsucht aller Franzosen, die den Heros herbeiwünschen, der ihrem Lande die alte Stellung zurückzuerobern vermag. Wer es auch sei: ihn würden sie dreimal höher noch als den Heiligen Michael stellen und ihm zu Füßen würden sie eine Burg von Thelemas unvergleichlichem Glanz errichten. Kein Ruhm, keine Ehre würde genügen für ihn, kein Künstler wäre würdig genug, ihn der Nachwelt zu überliefern.

Aber die Blüthezeiten der Ritterschaft sind vorüber und mit dem brennenden Frühroth erlischt auch der Glanz, der über den Erzengel hoch auf der Thurmspitze ausgegossen war. Mit düsteren Tönen überzieht sich plötzlich die Landschaft. Ein schneidender Wind weht nun von Englands Küste herüber. Seemöven flattern mit kreischenden Tönen in der Luft; und vom Meer herauf, das bis jetzt unbewegt in der Ferne gelegen, wie ein toter See, wälzt sich den ganzen Horizont entlang ein weißer Streifen. Näher und näher kommt er, die Sandfläche herauf, der milchige Gischt, wie ein Gespenst aus der Tiefe, Alles überströmend, Alles mit sich fortreißend, was nicht zur rechten Zeit vor seiner Gewalt Rettung gesucht hat. Jetzt ist er ganz bei der Insel, jetzt prallen die ersten Fluthen an die Felsen, daß es zischt in Myriaden glitzernder Tropfen. Noch einmal stürmen sie wieder zurück über die frischbespülte Fläche: aber schon wälzen sich neue Fluthen heran, stärker und mächtiger als die vorigen, und jetzt, jetzt brausen sie im Triumph um die ganze Insel. Der Wind heult und in dem Aufruhr aller Elemente wächst es hervor aus der gewitterschwülen Atmosphäre des keimenden Frühlingstages zu neuen Gestalten und Bildern. Nicht mehr die Mitglieder des Ordens vom sonnigen Dasein, die ein Dichter vergangener Zeiten gezeichnet hat, sondern Erscheinungen des Grams und des Elends, die ein Dichter der Gegenwart schildert. Als schreckliche Wahrheit schreiten sie über das Land unter dem Glanze der aufgehenden Sonne: Weiber, denen der Wind in den gelösten Haaren zaust, denen das nackte Fleisch durch die zerrissenen Lumpen blickt. Einige tragen ihre Kinder, heben sie, schwenken sie in der Luft wie eine Fahne der Trauer und der Rache. Dann kommen die Männer, Jünglinge, Greise, eine kompakte Masse, die so eng gedrängt vorüberschiebt, daß man weder die farblosen Hosen noch die Jacken unterscheidet. Ihre Augen brennen, man sieht die schwarzen Höhlen ihrer geöffneten Lippen, wie sie die Marseillaise singen, deren Strophen in einem wüsten Gebrüll verklingen. So wird vielleicht einmal das aus seinem Joch losgerissene Volk vorüberstürmen, wird triefen vom Blut der Bürger, wird abgeschnittene Köpfe einhertragen und das Gold aus den erbrochenen Kassen auf die Erde streuen. Dann wird kein Stein auf dem anderen bleiben, riesige Feuerbrände werden der Nacht leuchten, wenn die wilden Horden die alte Welt auskehren und wenn Alles wieder zurückkehrt zum Leben der Wilden, — bis neue Gebilde entstehen.

Doch nicht dieser furchtbare Schrei nach Brot und Vergeltung soll mich

begleiten beim Abschied von der einzigen Insel. Hinweg über alle Kämpfe der Gegenwart soll mein letzter Blick nur der Vergangenheit gelten.

Was die neue Welt aufbaut, mag sie erst noch beweisen und Spätere mögens erkennen. Ich aber will mich an Dem freuen, was die alte uns schuf. Mächtig und stolz ragt es aus den Fluthen, ein Zeugniß der Größe ihrer Schöpfer, ein Zeugniß der ewigen Kunst. Und hoch im Winde flattert darüber jetzt wieder die weitentfaltete Trikolore. So mag in vergangenen Tagen das Banner der Normannen da oben geweht haben, als mit der Fluth die Feinde heransausten und den Berg zu nehmen suchten, der niemals genommen wurde. So mag es gewettert haben in der Stunde, als Louis d'Estouteville im fünfzehnten Jahrhundert dreimal die Engländer zurückwarf, da sie dies wichtige Bollwerk besetzen wollten, und als in grauer Vorzeit Theodosius der Große zu Füßen des Berges mit dem Usurpator Maximus halb auf dem Lande, halb im Wasser gerungen hat. Große, starke Erinnerungen, die keine kommenden Generationen, keine sozialen Kämpfe an diesem Platze jemals verlöschen können. Hat man sie aber gewaltsam erstickt, dann werden sie von selbst wieder auferstehen, denn die Wellen, die jetzt höher und höher steigen, erzählen für immer mit grollender Macht von Kämpfen und Siegen.

Noch stärker aber spricht in unvergänglicher Schönheit der Bau von innen und außen. Im vollen Glanz der höher steigenden Sonne liegt er vor mir, während ich jetzt die Wälle und Ringmauern langsam hinabwandere zum wartenden Schiff, das mich über das Meer nach Granville tragen soll. Längst ist das Segel entfaltet, aber immer noch sehe ich von der schaukelnden Wasserfläche auf die schwindlige Höhe, hin über die kühnen Formen und Linien. Ein überschwängliches Gefühl von Freude und Heiterkeit kommt über mich, ein frohes Gedenken Derer, die einst dort oben gehaust haben. Und da, beim letzten Gruß an das ewige Monument, seh ich die stolzen Verse vor mir, die Rabelais mit flammenden Buchstaben über den Eingang von Thelema schrieb:

„Nicht hier herein, Ihr Mucker, Menschenschinder,
Ihr Hungerleider, die Ihr geizt und spart,
Ihr Geier, Nebelfresser, Mammonskinder,
Blutsauger, Raben, die mit maulwurfsblinder
Begier das Geld Ihr einscharrt und bewahrt,
Nur immer häuft und Freuden andrer Art
Nicht kennt, bis Ihr genug gehungerleidert
Und Euch der Tod sein Halt! entgegenschleudert.

Ihr aber, die Ihr brav seid, gut und bieder,
Willkommen hier, willkommen! Tretet ein!
Dies ist der Ort, hier laßt Euch traulich nieder!
Und kommt Ihr heut und kommt Ihr morgen wieder,
Solls uns und Euch zu Lust und Freude sein.
Wie groß an Zahl, wie vornehm oder klein:
Ihr seid mir Alle stets die Lieben, Werthen,
Seid Hausgenossen mir und Lustgefährten!"

München. Josef Ruederer

Der Tod des Selchers Schmel.

Wenn Einer glaubt, daß die geheimen Lehren des Mittelalters mit den Hexenprozessen ausgestorben seien oder daß sie gar auf bewußter oder unbewußter Täuschung beruhen, so ist er arg im Irrthum.

Niemand hatte Das besser begriffen als Amadeus Beverka, der heute im okkulten Orden der Hermetischen Brüderschaft von Luxor unter symbolistischem Gepräge zum „supérieur inconnu“ erhoben worden war und jetzt nachdenklich — durchschauert von den Lehren des Buches Ambertkend — auf einem behauenen Steinblock am Abhange der „Nusler Stiege“ sitzt und schlaftrunken in die blaue Nacht hinausgähnt.

Der junge Mann läßt all die fremdartigen Bilder im Geiste an sich vorüberziehen, die heute Abend vor sein Auge getreten waren. Er hört wie aus weiter Ferne noch die eintönige Stimme des Archcensors Ganesha: „Die erste Figur, über die man das Wort Hom aussprechen muß, zeiget sich unter einer schwarz und gelb gemischten Farbe; sie ist in dem Hause des Saturn. Wenn unser Geist einzig mit dieser Figur beschäftiget ist, wenn unsere Augen fest auf sie geheftet sind und wir in uns selbst den Namen Hom aussprechen, so öffnen sich die Augen des Verstandes und man erwirbt sich das Geheimniß . . .“ Und die Brüder des Ordens standen umher, das blaue Band um die Stirn geschlungen und die Stäbe mit Rosen bekränzt. Freie Forscher, die die Tiefen der Gottheit ergründen, mit Masken und weißen Talaren, damit Keiner den Anderen kenne und Keiner vom Anderen wisse. Wenn man einander aber auf der Straße begegnet, erkennt man sich am Händedruck. Ja, ja, — solche Institutionen sind oft unerforschlich und wunderbar.

Amadeus Beverka greift unter seine Weste, ob er das Abzeichen seiner neuen Würde, die goldene Münze mit dem emaillirten Traubenkern, noch habe, und wiegt sich im Gefühl stolzer Ueberlegenheit, wenn er an diese schlafenden Menschen in dem nächtlichen Häusermeer denkt, die nichts Besseres kennen als die Mysterien der Magistratserlässe, und wie man gut esse und viel trinke. Er wiederholte sich, an den Fingern zählend, all Das, was von jetzt ab streng geheim zu halten sei.

Wenn Das so fort geht, flüstert ihm jenes niederträchtige innere Ich zu, das begeisterte deutsche Poeten so schön unter dem Sinnbild des „schwarzen Ritters zur Linken“ verhüllen, so werde ich schließlich noch das Einmaleins geheim halten müssen. Doch schnell jagte er mit einem energischen Fußtritt diesen Teufel in seine finstere Welt zurück, wie es einem jungen supérieur inconnu geziemt und wie es die Brüderschaft von ihm erwartet.

Die letzte Straßenlaterne in seiner Nähe hat man erdrosselt und über der vom Dunst verhüllten Stadt flimmert nur das schwache Licht der Sterne. Sie blinzeln gelangweilt auf das graue Prag und gedenken trübsälig der alten Zeiten, da noch der Wallensteiner von seinem Schloß auf der Kleinseite grübelnd zu ihnen emporblickte. Und wie die Alchemisten Kaiser Rudolfs in ihren

Schwalbennestern auf der Daliborka nachts kochten und murmelten und erschreckt die Feuer löschten, wenn der Mars in Mondesnähe kam. Die Zeiten des Nachdenkens sind um und Prag liegt und schnarcht wie ein betrunkenes Marktweib.

Ringsum hügliges Land. Ernst und geheimnißvoll schweigt das Nusler Thal vor dem träumerischen Geheimjünger. Im fernen Hintergrunde die massigen, tiefdunkeln Wälder, in deren Lichtungen die Strolche schlafen, die noch keine Anstellung als Detektives gefunden haben. Weiße Nebel tanzen auf den nassen Wiesen, — aus tiefer Ferne ruft das verträumte Pfeifen der Lokomotiven eine kranke Sehnsucht wach.

Amadeus Veverka denkt und denkt: Wie stand es doch in dem alten Manuskript über die verheißenen Offenbarungen der inneren Natur, das während der zwanglosen Besprechung Bruder Sesostris vorgelesen hatte?

„Wenn Du in den Nachthimmel siehest und willst das Schauen erlangen, so richte Deinen Blick auf einen Punkt, den Du Dir in weiter Ferne denkst, und schiebe ihn immer weiter und weiter von Dir weg, bis Du fühlst, daß die Achsen Deiner Augen sich nicht mehr schneiden. Dann wirst Du mit den Sinnen der Seele sehen: ernste, traurige und komische Dinge, wie sie im Buch der Natur aufgezeichnet sind; Dinge, die keinen Schatten werfen. Und Dein Sehen wird mit dem Denken verschmelzen."

Der junge Mann schaut hinaus in das wolkenlose Dunkel, bis er seine Augen vergißt. Geometrische Figuren entstehen am Himmel, wachsen und verändern sich; sie sind dunkler als die Nacht. Dann schwinden sie und Geräthe erscheinen, wie sie das banale Leben braucht: ein Rechen, eine Gießkanne, Nägel, eine Schaufel. Und jetzt ein Sessel, mit grünem Rips bezogen und zerbrochener Lehne.

Veverka quält sich ab, die alte Lehne durch eine neue, gesunde zu ersetzen. Vergebens. Jedesmal, wenn er glaubt, am Ziel zu sein, zerrinnt das Bild und fährt in seine alte Form zurück. Endlich verschwindet es ganz, die Luft scheint wie Wasser und riesige Fische mit leuchtenden Schuppen und goldenen Punkten darin schwimmen einher. Wie sie die purpurnen Flossen bewegen, hört er es im Wasser brausen. Erschreckt zuckt Amadeus zusammen, wie ein jäh Erwachender: eintöniges Singen dringt durch die Nacht. Er steht auf: Leute aus dem Volk, slavischer Singsang. Schwermüthig nennen es Alle, die davon erzählen und es doch nie gehört haben. Glücklich der Sterbliche, der es nie vernahm!

Im Westen ragt das Palais des Selchers Schmel.

Wer kennt ihn nicht, den Hochverdienten! Sein Ruhm klingt über die Lande bis an das blaue Meer. Gothische Fenster schauen stolz hinab ins Thal.

Die Fische sind verschwunden und Amadeus Veverka sucht von Neuem das Sehfeld in der Unendlichkeit.

Ein heller Fleck, kreisrund, der sich mehr und mehr weitet, leuchtet auf. Rosa Gestalten treten in den Brennpunkt, mikroskopisch klein und doch so scharf, wie durch eine Linse gesehen. Von blendendem Licht beschienen, — und die Körper werfen keine Schatten.

Ein unabsehbarer Zug marschirt heran, rhythmisch im Takt; es schüttert die Erde. Schweine sind es. Schweine! Aufrecht gehende Schweine! Voran die edelsten unter ihnen, die ersten im Zuge der Seelenwanderung, die schon auf

Erden die tapfersten waren und jetzt violette Cereviskappen tragen und Couleurband, damit Jeder sehe, in welcher Gestalt sie sich dereinst wiederverkörpern werden. Schrill tönen die Querpfeifen der Spielleute, immer breiter drängen die rosa Gestalten und in ihrer Mitte wankt ein dunkler, gebückter menschlicher Schemen, gefesselt an Händen und Füßen. Es geht zum Richtplatz; zwei gekreuzte Schinkenknochen bezeichnen die Stätte. Schwere Ketten von Knackwürsten hängen an dem Gefangenen nieder und schleppen ihm nach in dem wirbelnden Staub.

Die Querpfeifen sind verstummt; es steigt der Kantus:

„Das ist der Selcher Schmel,
Das ist der Selcher Schmel,
Das ist der lederne Selcher Schmel,
ja, ja
Selcher Schmel.
Das ist der Selcher Schmel!

Nun haben sie Halt gemacht, sammeln sich im Kreise und harren des Urtheils. Der Gefangene soll sagen, was er zu seiner Vertheidigung vorzubringen hat. Jedes Schwein weiß doch, daß man dem Beschuldigten alle Anklagepunkte zu nennen hat, genau so wie in einem Ehrenrath. Ein riesiger Eber mit blutiger Schürze hält die Vertheidigungrede. Er weist darauf hin, daß der Angeklagte nur im besten Glauben und in flammender Begeisterung für die heimische Industrie zu handeln vermeinte, als er Tausende und Abertausende der Ihrigen dem Magen der Großstadt überlieferte. Alles umsonst. Die zu Richtern ernannten Schweine lassen sich durch die Bestimmungen des Gesetzbuches nicht beirren und ziehen erbarmunglos die schon vorbereiteten Urtheile aus den Taschen, wie sie es so oft bei Lebzeiten gesehen haben und wie es Sitte ist auf Erden.

Der Verurtheilte hebt flehend die Hände empor und bricht zusammen.

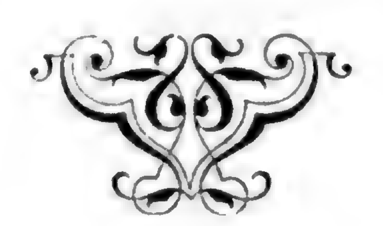
Das Bild erstarrt, verschwindet und kehrt von Neuem wieder. So rollt sich die Vergeltung ab, bis auch das letzte Schwein gerächt ist.

Amadeus Veverka fährt aus dem Schlummer; er hat sich mit dem Kopf an dem Griff seines Stockes gestoßen, den er in beiden Händen hält. Wieder fallen ihm die Augen zu und wirre Begriffe tanzen in seinem Hirn. Diesmal wird er sich Alles genau merken, damit er es weiß, wenn er erwacht. Die Melodie will ihm nicht aus dem Kopf:

„Wer kommt dort von der Höh',
Wer kommt dort von der Höh'?
Wer kommt dort von der ledernen Höh'
Ja, ja, ledernen Höh',
Wer kommt dort von der Höh'.

Und dagegen läßt sich nicht ankämpfen.

Prag. Gustav Meyrink.



Anzeigen.

Die Herzogin von Assy. Von Heinrich Mann. Drei Bände: Diana, Minerva, Venus. München, Verlag von Albert Langen, 1903.

In der Noth der epischen Dichtung, die das erschreckendste Zeichen unseres Literaturniveaus ist, darf man wohl wagen, einige heftige und starke Worte des Rühmens über einen Roman auch dann zu sagen, wenn das Werk nicht harmonisch, ja, nicht einmal frei von Affektirtheit ist. Man muß schließlich nicht übersehen, daß auf der Suche nach einer eigenen Ausdrucksform und einem persönlichen Stil die Gefahr mancher Manierirtheit sehr nah liegt. Das soll mich also nicht abhalten, diesen dreibändigen Roman von Heinrich Mann Allen zu empfehlen, für die der „Jörn Uhl" doch nicht Eins und Alles ist. „Die Herzogin von Assy" ist vor Allem wirklich ein Buch unserer Zeit. Gewiß nicht von Ewigkeitwerth. Aber dafür nur in unseren Tagen möglich. Es giebt das Gefühl unserer Kultur wieder und bringt endlich einmal, statt endloser psychologischer Analyse des Künstlermenschen, eine Fülle von Stoff. Natürlich handelt es sich für den Dichter darum, einen Menschen, diese ewig suchende Herzogin von Assy, im Kampf mit dem Schicksal sich erweisen zu lassen. Das giebt ihm die gut genützte Gelegenheit, eine Fülle von Lebenserscheinungen, ein, wenn man so sagen darf, Prisma dieser Menschlichkeit, gebrochen vorzuzeigen. Die Herzogin von Assy, die letzte Tochter eines alten und seltsamen, reichen und wie zur äußersten Krankenblüthe gelangten Geschlechtes, hat einen weiten Lebensweg zu gehen. Den Weg der ewigen Sehnsucht, des ewigen Verlangens, der ewigen Lebensneugier und Lebensgier. Sie will erkennen, fühlen, spüren. Vielleicht erschreckt Heinrich Mann, wenn man ihm sagt, daß er den phantastisch umrankten Typus des weiblichen Gnostikers gestaltet hat. Die Herzogin, die blutjunge Witwe eines ungeheuer reichen Fürsten, trotz der Ehe noch Mädchen, fängt ihr waches Leben mit politischer Betriebsamkeit an. (Diana.) Sie zettelt Revolutiönchen an, lernt das Fieber selbst gemachter Weltgeschichte zugleich mit der merkwürdigen Artung des Menschengeschlechtes, das nie einfach heroisch oder einfach klein und feig, sondern immer wieder Beides zugleich ist, kennen; und zugleich auch, in einer Umarmung zwischen zwei politischen Geschäften, den Mann. Aber was ist Das für eine seltsam übertriebene, aufgebauschte Sache, diese Liebe oder Erotik oder Geschlechtlichkeit? Die Herzogin durchkostet vielerlei Politik, Lebensgefahr und Intriguenspiel. Alles nichts; eine Lebensperiode. Sie wendet sich zur Kunst. (Minerva). Ihr Dasein: Feste, Maecenatenthum, der Glanz erhabener Werke; ein Schimmer warmer Menschlichkeit bringt schon zu ihr und mählich gewinnen die Sinne ihr Recht. Die Statuen führen sie zu den Körpern. Und endlich der dritte Band: Venus. Die Herzogin als Liebende, als Vollweib, — als Geschlechtsthier. Wiederum auf der Suche, von einem Mann zum anderen, vom Vollkräftigen zum Jüngling, vom Tyrannen zum Dehmüthigen, wirr durch alle Abstufungen der Sinnentaumel gepeitscht, ernsthaft von Leidenschaften ergriffen oder nur geilen Spielen lüstern und neugierig ergeben. Vom Einen zum Anderen, bis sie sich fast Keinem mehr versagt. Bis ihre Sinne zerbrochen, zermürbt, vermorscht sind. Bis sie Alle in Raserei versetzt, die in ihren Bereich kommen, eine Mänade der Erotik und zugleich selbst stets auf der

Suche, auf der Suche ... Bis sie umgeben vom Gekreisch früherer Anbeter, jetziger Lüstlinge und gieriger Erbschleicher ihr Leben lassen muß. Dieser Band ist der stärkste des Cyklus, bringt die Gestalten am Schärfsten, hat den heftigsten Athem. Man muß sich natürlich hüten, das Leben der Herzogin von Assy als typisches Weiberschicksal oder als Schicksal der eigenkräftigen weiblichen Individualität zu nehmen. Nichts wäre thörichter. Man übersehe nicht, daß es drei Bände sind: Politik, Kunst, Erotik; daß aber Alles, was sich auf die nächste Generation, auf Mutterschaft bezieht, nur in Verzerrungen angedeutet ist. Die Herzogin sehnt sich zuletzt nach einem Kinde. Es ist ausgesprochen: hier liegt die Erfüllung. Aber dieses Schicksal ist ihr, der letzten, degenerirten Erbin alter Sünden, versagt; die Verfehlung der Ahnen und eigene Schuld nahmen es ihr. Und deshalb ist ihr Weg lang und führt dennoch zu keinem Ziel ... Der Roman reizt durch seinen Stoff, durch die Fülle des Dargestellten. Man sollte in Deutschland es endlich einmal zu schätzen anfangen, wenn Jemand sich um die Schilderung absonderlicher Kultur- und Lebenssphären bemüht. Ich wünsche dem Verfasser ernsthafte Leser, die beim ersten Bande anfangen und nicht allzu hastig nach dem dritten (erotischen) greifen. Sie kommen sicherlich auch bei dem ersten auf ihre Rechnung. W. Fred.

❦

Mutterrecht. Frauenfrage und Weltanschauung. Breslau 1903, S. Schottländer. 2,50 Mk.

Das Verzeichniß der in den letzten Jahrzehnten über die Frauenfrage erschienenen Bücher füllt einen stattlichen Band; etwas Neues zu sagen, muß hiernach schwer erscheinen. Und doch ist die Frauenbewegung heute noch so weit vom Ziel, sind wir selbst auf die Umwälzung, die sie in und außer uns vollbringen müßte, so wenig eingerichtet, daß wir gestehen müssen: Noch ist herzlich wenig geleistet. Die einschlägige Literatur zeigt uns meist Unklarheit und unsicheres Tasten; über Gleichgiltiges, etwa den Hirngewichtsunterschied, sind ganze Bibliotheken geschrieben; vor den wichtigsten, drohendsten Problemen: Mutterschaft, Ehe, Familie, treibt man Straußenpolitik. Ich erkenne die Gleichwerthigkeit — nicht: Gleichartigkeit — von Mann und Weib an; hieraus folgt grundsätzlich der Anspruch auf soziale Gleichberechtigung, wie sie einst bereits in den einleitend von mir geschilderten Urzuständen des „Mutterrechtes“ mit ihren eigenartigen Geschlechtsbeziehungen vorherrschte. Ist solcher Zustand gerecht und gesund, so ist die zweifellos bestehende grelle Verschiedenheit in der sozialen Machtvertheilung an die Geschlechter ungesund. Ich suche daher die wirklichen Ursachen dieser Verschiedenheit nach Art und Stärke zu zeigen. Ich bekämpfe die von der Sozialdemokratie verbreitete Anschauung: nur die von ihr erstrebte wirthschaftliche Umwälzung könne der Frau helfen. In der Erörterung der Mutterschaft begründe ich die Forderung völliger Gleichstellung der unehelichen mit den ehelichen Kindern. Den Fortschritt der Bewegung hemmt die heute noch herrschend Weltanschauung; die Schilderung ihrer Schäden giebt mir Anlaß, auf die Stellung der Kirche zur Gleichberechtigung und auf Nietzsches Philosophie einzugehen. Ich komme zu dem Ergebniß, daß nicht die Sozialdemokratie, sondern das sich fortentwickelnde Sittlichkeit- und Rechtsgefühl, die allmähliche Wandlung der dem

allgemeinen natürlichen Entwickelungsgesetz unterliegenden Weltanschauung das Gleichgewicht der Geschlechter herzustellen berufen ist.

Dr. Max Thal.

Unschuld. Richard Eckstein's Nachfolger, Berlin.

Es gab einmal einen Vogelsteller, dem schon Vögel aller Arten ins Netz gegangen waren. Da erzählte man ihm eines Tages von einer Vogelart, die weder zur Gattung der Zier-, Nutz- noch Singvögel gehöre, aber ein schneeweißes Gefieder besitze und in einem eng umhegten Garten hause. Damit diese seltenen Vögel nicht entflöhen oder Sehnsucht nach der Welt da draußen bekämen, hatte man ihnen die Flügel gestutzt und ein zierliches Schleierchen vor die Augen gebunden. Das sollte ganz besonders reizend aussehen. Von der Stunde an träumte der Vogelsteller von diesen weißen Vögeln. Und siehe da: einmal geschah es, daß ihre Eigenthümer das Gartenthor offen ließen und ein Vogel heraushuschte und bis ans Haus des Vogelstellers lief. Da er durch sein Schleierchen nicht ordentlich sehen konnte, rannte er geraden Weges in eins der dort gelegten Netze. Glücklicher Vogelsteller! Er riß das Schleierchen von den Augen und freute sich kindisch darüber, daß sie ihn so possirlich erstaunt und verschlafen anblinzelten. Aber schon nach wenigen Tagen fing sein Besitz ihn zu langweilen an. „Du dummer Vogel", sprach er, „was soll ich mit Dir, der Du weder singen noch Kunststücke machen oder fliegen kannst und keine andere Schönheit Dein eigen nennst als Dein weißes Kleid?" Und zornig gab er dem Vogel die Freiheit. Da stürzten die anderen Befiederten über den Gefährten her und rupften ihm seine schneeigen Federn aus; und weil das Schleierchen erst zu kurze Zeit entfernt war und das Auge noch nicht sehen gelernt hatte, auch die gestutzten Flügel nicht in die Lüfte trugen, mußte das Vöglein sichs gefallen lassen. So ward aus dem weißen in kurzer Zeit ein schmutziger grauer Vogel, der Keinen mehr reizte. . . Dieses Märchen gab mir den Gedanken ein, meinen Roman von der Unschuld zu schreiben.

Jena. M. Kossak.

Lieutenantserinnerungen eines alten Kurhessen, halbvergessene Geschichten aus den dreißiger und vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, erzählt von B. S. Coester, geb. von Bischoffshausen. Verlag N. G. Elwerts Verlagsbuchhandlung, Marburg.

Wenn ich, obgleich nicht Kritiker von Beruf, unternehme, für die „Lieutenantserinnerungen eines alten Kurhessen" an dieser Stelle ein Wort einzulegen, so geschieht es, weil ich seit langer Zeit, trotzdem es mir nicht an Zusendungen aller Art mangelt, kein Buch gelesen habe, das mich in seiner Art so interessirte wie dieses. Nicht um große Ereignisse handelt es sich in dem Buch. Ein nach Sensation lüsterner Leser wird bei der Lecture nicht auf seine Kosten kommen. Das, was dem Buche den Reiz und den Werth verleiht, ist die naturgetreue und wahre Schilderung der damaligen Zeit; es ist ein Stück Kultur- und Sittengeschichte, das wir kennen lernen. Sehr unterhaltend ist das gesellschaftliche Leben geschildert und auch die dienstlichen Verhältnisse mit dem traurigen Avancement treten uns lebendig vors Auge.

Dresden. Freiherr von Schlicht.

Maklerkrieg.

In der Burgstraße ist ein Bruderkrieg entbrannt. Jahrzehnte lang schon konkurriren bei uns, ähnlich wie in Paris, mit den offiziellen Maklern die Leute, die ohne amtlichen Auftrag Börsengeschäfte vermitteln. Die Eigenart des deutschen Börsenverkehrs zwang die Kursmakler, gerade den Theil dieser Konkurrenz wehrlos zu dulden, der ihnen die fettesten Vermittlergebühren fortschnappte. Im Terminhandel herrscht nach wie vor dem Börsengesetz der Privatmakler. Diese Terminmakler sind kaum noch als Vermittler anzusehen; sie sind zu Spekulanten geworden. Bei den steten Schwankungen der Terminkurse kann der Bankier nicht erst einen Makler mit Kauf oder Verkauf von Werthpapieren beauftragen; so geht er denn zu der Maklergruppe, deren Spezialität der Handel in dem ihn interessirenden Papier ist, und sucht dort das Geschäft so gut, wie die Gunst oder Ungunst der Stunde es gestattet, abzuschließen. Der Makler, der zu vortheilhaften Kursen ein Werthpapier vom Bankier übernimmt, thut es oft, weil er weiß, daß ein paar Schritte weiter schon ein anderer Bankier darauf wartet, ihm die Waare abzunehmen. Diese Fälle, in denen sichs wirklich um reine Vermittlerthätigkeit handelt, sind aber selten geworden, seit Angebot und Nachfrage an den deutschen Börsen so arg vermindert sind. Heutzutage ist der Makler meist Spekulant: er hofft auf seinen Glücksstern und sieht in der halben Mark vom Tausend, die Käufer und Verkäufer ihm als Courtage zahlen, weniger eine Vermittlergebühr als eine Risikoprämie. So betrachtet, erscheint diese Provision aber lächerlich gering; oft sind ja die Papiere, in denen spekulirt wird, an einem einzigen Börsentag den wildesten Schwankungen ausgesetzt. Auf den Spekulationmärkten ist die Konkurrenz der Makler groß und der coulanteste — richtiger: der tollkühnste — trägt gewöhnlich den Sieg davon. Diese Leute müssen geschickt sein und die möglichen Kursbewegungen vorauswittern, aber auch eine gewisse Kreditfähigkeit haben; denn sie bekommen vom Bankier nicht einen festen Auftrag, sondern dienen ihm als Werber für spekulative Zwecke und sollen selbst erst die Aufträge finden. Das Streben nach Fungibilität des Börsenverkehrs hat deshalb zur Gründung großer Makler-Aktienbanken geführt, die auf allen Märkten Agenten haben und für deren Geschäfte bürgen. Diese Maklerbanken herrschen heute; sie sind mindestens eben so mächtig wie die offiziellen Kursmakler und drängen sehr oft sogar diese Wettbewerber in den Hintergrund. Der Kursmakler wagt nicht, das ihm allein vorbehaltene Recht zur Feststellung des ersten Kurses auszuüben, ohne die Direktoren oder Hauptagenten der Maklerbanken hinzuzuziehen, und er notirt während der Börsenstunden jede durch Geschäfte seiner Konkurrenten bewirkte Kursschwankung, — wenn er nicht etwa durch solche Notiz an eigenen Aufträgen Schaden leidet. Doch auch dann findet er meist noch einen billigen Ausgleich. Im ganzen Gebiet des Terminhandels wird der amtliche Makler als quantité négligeable behandelt; und von Zwei bis Drei, in der letzten Börsenstunde, wo es einen offiziellen Verkehr gar nicht mehr giebt, gelten überhaupt nur die von einer Maklerbank festgestellten Kurse.

Anders als im eigentlichen Jagdrevier der Spekulanten ists auf dem Kassamarkt, wo die kleineren Renten- und Kassapapiere umgesetzt werden. Hier werden zwischen Eins und Zwei Einheitkurse festgesetzt, zu denen sämmtliche vorliegen-

den Aufträge ausgeführt werden können. Hier herrscht der beamtete Makler; ihm werden die Kauf- und Verkaufaufträge zur Notiz aufgegeben und er streicht, meist ohne irgend ein Risiko, seine Vermittlerprovision ein. Aber der Börsenverkehr beginnt schon um Zwölf, in anderthalb Stunden kann viel geschehen und ein großer Theil der Aufträge ist vor Zwölf bereits den Banken und Bankiers zugegangen. Man versucht, so viel wie möglich von den Kassaordres zu kompensiren, und umgeht dabei gern den offiziellen Makler. Der amtliche Kurs wird dadurch ja nicht beeinflußt, denn Kauf- und Verkaufaufträge, die gegen einander aufzurechnen sind, können natürlich nicht auf den Preis wirken. Den Bankier oder Bankbeamten würde die Arbeit solcher Kompensation zu viel Zeit kosten und so ist im Lauf der Zeit eine besondere Klasse von Maklern entstanden, die diese Mühe auf sich nehmen. Das ist reine Vermittlerthätigkeit: der Makler übernimmt das Papier nicht zu festem Kurs, sondern hat nur den Auftrag, einen Kontrahenten zu suchen, und als Preis des Geschäftsabschlusses gilt selbstverständlich der Kurs, der später in den Schranken der amtlichen Makler festgestellt wird. Da jedes Risiko wegfällt, begnügen sich die Makler hier mit einer geringeren Vermittlergebühr; sonst könnten sie gegen die Konkurrenz der Vereideten Makler ja nicht aufkommen. Mit dem Risiko fällt aber auch der Anspruch auf Kreditfähigkeit; natürlich findet man also in dieser Maklerklasse andere Elemente als in der auf dem Spekulantenmarkt thätigen. Ohne einen Pfennig Vermögen kann Jeder den ihn übermittelten Auftrag ausführen. Kein Wunder, daß sich in diesem Bezirk die Proletarier der Börse sammeln. Um das nicht sehr große Häuflein Derer, die schon seit Olims Zeit solche Vermittlergeschäfte machen, schaaren sich allerlei Deklassirte: Bankiers, die ihre Kunden, Bankbeamte, die ihre Stellung verloren haben, Leute, die in verzweifelndem Ringen gegen die Uebermacht des Großkapitals bis auf diesen Nothposten zurückgedrängt worden sind. Einzelnen geht es da leidlich gut; die Courtagen häufen sich und aus dem ruinirten Bankier wird allmählich ein wohlhabender Makler. Die Meisten aber scheitern an dieser Klippe oder schützen sich nur mit äußerster Anstrengung vor dem stündlich drohenden Schiffbruch. Diese Armen kämpfen hart ums tägliche Brot — viel mehr wirft der schlechte Boden nicht ab — und die Erinnerung an bessere Tage versüßt ihnen das Leben sicher nicht.

In diesem Kampf sind die Kursmakler die erbittertsten Gegner der kleinen Fondsagenten, die Pfuschmakler genannt werden, weil sie nach der Meinung ihrer hochmüthigen Feinde in Gebiete hineinpfuschen, die nur Privilegirten zugänglich sein sollten. Seit Jahr und Tag suchen die Vereideten, denen schon das Vorrecht der ersten Kursnotirung eine stattliche Einnahme sichert, den Konkurrenten das Leben so schwer wie möglich zu machen. Und je mehr unter der Einwirkung des großkapitalistischen Börsengesetzes die Zahl der freien Makler wuchs, um so heftiger wurde die Fehde. Der Egoismus der Vereideten sehnt sich nach Zunftschranken und möchte am Liebsten die ganze Vermittlerthätigkeit auf dem Kassamarkt monopolisiren. Die Herren sehen zwar ein, daß man ihnen solche Vorrechte nicht einräumen kann, ohne die Grundlagen der berliner Fondsbörse umzustoßen, aber sie ersinnen immer neue Chicanen gegen die lästigen Profitschmälerer. Längst ist unter diesen Kriegslisten eine besonders beliebt. Der Vereidete weigert sich, dem Agenten Aufträge direkt abzunehmen, deren Ausführung

ihm auf dem Wege der Kompensirung nicht möglich war, und zwingt den Kleinen dadurch, die Ordre dem Aufträger zurückzugeben. Der Bankier — so rechnen die Privilegirten —, der plötzlich, kurz vor der Kursfeststellung, eine ganze Reihe unerledigter Aufträge zurückbekommt und sie nun schnell an die verschiedenen, weit von einander sitzenden Kursmakler weitergeben muß, wird dieser Umständlichkeit müde werden und sich entschließen, das nächste Mal sich lieber gleich an die Vereideten zu wenden. Daß die Kleinen durch solche Tracasserien, die erst neulich wieder angewandt wurden, erbittert sind, ist leicht begreiflich. Und das Börsengesetz begünstigt die zünftlerischen Wünsche der Kursmakler. Zwar hat es ihnen einen Theil ihrer Vorrechte genommen. Schon 1869 war im Einführungsgesetz zum deutschen Handelsgesetzbuch gesagt, die Kursmakler hätten nicht das Privileg, Börsengeschäfte zu vermitteln; ganz klar aber war ihre Rechtsstellung nicht und sie dünkten sich noch immer Vermittler besonderer Art. Nach dem Börsengesetz sind sie Handelsagenten, im Sinn des neuen Handelsgesetzbuches, haben aber in der Maklerkammer eine besondere Vertretung und sind unmittelbarer als vorher den Staatsbehörden unterstellt. Seitdem ist ihnen der Kamm noch mehr geschwollen; und der Staatskommissar der berliner Börse scheint sie in ihrem Wahn zu bestärken. Herr Geheimrath Hemptenmacher, der in der Burgstraße die Staatshoheit repräsentirt, hat sich mit den verschiedenen Börsenmächten, die ihm, als er sein Amt antrat, feindlich gesinnt waren, geschickt und taktvoll abzufinden gewußt. Daß er in der Maklerfrage nicht die selbe Geschicklichkeit zeigte, ist allenfalls zu entschuldigen; er kannte die Gewohnheiten und Usancen der Börse nicht und suchte natürlich Anschluß an Persönlichkeiten, die ihn die schwierige Börsentechnik kennen lehren konnten. Am Meisten schienen dazu die Vereideten Makler geeignet, die dem Beamten ja näher stehen als andere Börsenbesucher. Der Neuling konnte nicht wissen, daß die amtlichen durchaus nicht immer die ehrlichen Makler sind, für die sie von harmlosen Leuten gehalten werden. Seit der Staatskommissar ihnen seine Gunst zugewandt hat, ist in den Herren der Ehrgeiz erwacht; sie möchten auch äußerlich eine besondere Gilde bilden und dem Machtbereich der Börsenbehörden möglichst entrückt sein. Nach der von ihnen entworfenen neuen Maklerordnung wären sie nicht nur der Disziplinargewalt und dem Ehrengericht des Börsenvorstandes entzogen, sondern hätten auch das — jetzt den Börsenorganen zugewiesene — Recht, die Kurse endgiltig festzustellen. Käme es zu solchem Gesetz, dann hätten wir die verkehrte Welt und die Diener würden Tyrannen. Die wirthschaftliche Entwickelung drängt ja dahin, die Vereideten Makler auf die rechnerische Kursfeststellung zu beschränken, die, statt von selbständigen Kaufleuten, sicher eben so gut von ausreichend bezahlten Beamten besorgt werden könnte. Eine solche Einrichtung ist längst angeregt worden. Die Vereideten nehmen zusammen jährlich wohl ein paar Millionen Mark ein; der Gedanke könnte auftauchen, diese Summe in die Staatskasse fließen zu lassen, davon staatlich angestellte Makler zu besolden und den Rest zu einer Reduktion der Börsensteuer zu benutzen. Wenn die Vereideten mit dieser Möglichkeit rechnen lernen, werden sie sich vielleicht zu der Einsicht bequemen, daß es außer ihnen noch andere Menschen giebt, die das Recht haben, vom Ertrag des Börsenhandels ihr Leben zu fristen.

Plutus.

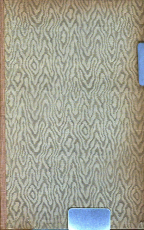
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 065348953

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google